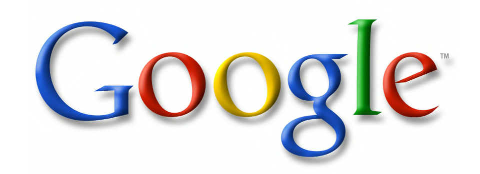


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

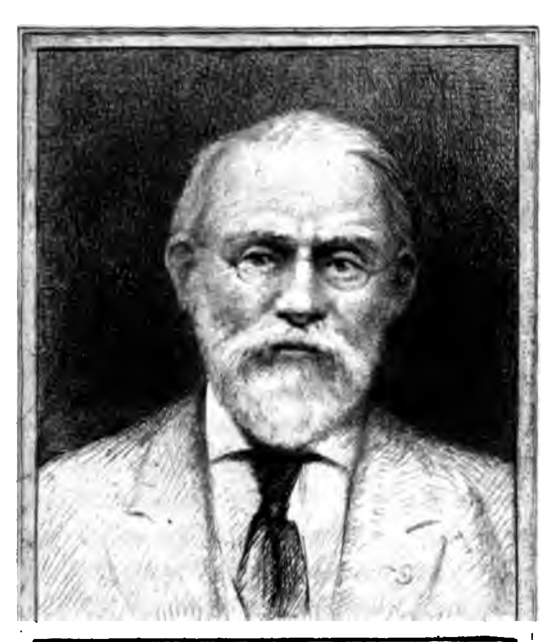
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


B 1,074,510





SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY









[redacted]

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Siebzigster Band.

München, 1872.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.



D
1
.H6695
v.70

T24-10642

Inhaltsverzeichniß.

D
1
.H6695
v.70

T24-10642

Inhaltsverzeichniß.







I.

Das Ministerium Auersperg und die Erfolge der Liberalen in Oesterreich.

Wien Anfangs Juni 1872.

Wer über das politische Leben in Oesterreich berichtet, sollte füglich mit einer Entschuldigung beginnen, um das leicht vorauszusehende Mißbehagen der Leser zu mindern. So wichtig es auch ist der Erkenntniß Bahn zu brechen: es handle sich bei dem was in Oesterreich geschieht, nicht bloß um Oesterreich, sondern um Fragen denen eine Weltbedeutung innewohnt, so kann ich doch nicht verkennen, daß die Formen, in welchen sich der innere Kampf bewegt, nichts weniger als anregend, das Interesse belebend seien. Immer derselbe Zweikampf zwischen Verfassungstreuen und =Ungetreuen; immer sind die ersteren „Sieger" und doch kann man nirgends Besiegte entdecken; denn der Kampf fängt, nach kurzen Pausen, immer wieder von neuem an.

Es wird aber jetzt so viel von einem entscheidenden „Siege" der liberalen Verfassungspartei, von ihren großen Erfolgen gesprochen und geschrieben, daß man wohl gezwungen wird zu prüfen, was Dichtung und was Wahrheit sei.

Wenn der Zeitpunkt von sechs Monaten überblickt wird, der seit dem Rücktritt des Ministeriums Hohenwart verstrich, so kann das Urtheil dahin zusammengefaßt werden: gebessert

hat sich nichts, verdorben ward gar Manches und — was am meisten zu beklagen — verdorben mit werkthätiger Hülfe eines Theiles jener Politiker die sich Föderalisten und Conservative nennen. Formell hat die Verfassungspartei Vortheile errungen, um den Reichsraths-Apparat ohne Hemmniß in ihrem Sinne zu verwerthen; in der Sache selbst ist jedoch eine Versöhnung der Gemüther, eine Verständigung der Geister, in weite, sehr weite Ferne gerückt. Ueber Siege zu jubeln in einem Lande wo die Menschen haßerfüllt sich gegenüberstehen, wo die ernste Sorge ihre düsteren Schatten wirft, diesseits wie jenseits der Leitha — dieß zu thun, ist nur dem leichten liberalen Sinn gegönnt, der seine Motive allenfalls noch zu verschleiern, aber keinen Verständigen mehr zu täuschen vermag.

Das „österreichische Staatsrecht" soll nun „auf unerschütterliche Grundlagen gestellt werden!" So lautet die liberale Prognose. Zum richtigen Verständniß sei aber sogleich die Thatsache angeführt, daß alles was jetzt in Oesterreich zur herrschenden Classe zählt, grundsätzlich nur mit der Gewalt rechnet. Als unabwendbare Folge dieses politischen Systemes, muß jede Veränderung am Gradmesser der Gewalt die „unerschütterliche" Grundlage mit einer Erschütterung bedrohen. Wird dieser Gesichtspunkt festgehalten, so erklärt und berichtigt sich die ganze Reihe von „Erfolgen", die der Partei so viel Freude bereiten. Die Berufung eines Ministeriums Auersperg war ein „Erfolg", weil die Gewaltmittel, über die eine Regierung verfügt, sowie ihre rücksichtslose Verwendung der Verfassungspartei gesichert ward. Das Nothwahlgesetz und der deutschliberale Landtag zu Prag sind Erfolge, insofern nämlich nach der Parteianschauung die liberale Reichsraths-Mehrheit hiedurch „dauernd" zu werden verspricht. Betrachtet man aber die Dinge in der Nähe, so ergibt sich alsbald, daß all das Erzielte kein Produkt eigener Kraft und kein Produkt des Bodens ist, den man als den allein rechtmäßigen und culturfähigen zu pflegen vorgibt.

Bevor das Ministerium Auersperg das Licht der Welt erblickte, war die Entlassung des gesunden Grafen Beust „aus Gesundheitsrücksichten“ erfolgt, und der Magyare Graf Andrassy auf dem Ballplatz eingezogen. Der erste Minister-Candidat, noch unter Beust'schem Einfluß, war bekanntlich Freiherr von Kellersperg, dessen Berufung liberalerseits sehr günstig aufgenommen wurde. So wenig aber solche Sympathien — die doch laut genug verkündet wurden — den Reichskanzler Beust zu retten vermochten, so verschwindend klein war auch jetzt ihr Einfluß, gegenüber dem mächtigen Wort des neuen ungarischen Reichsministers. Mag nun, wie man sagt, die Stellung die Kellersperg zur Polenfrage nahm, wirklich der nächste Anlaß gewesen seyn, der die Mission dieses Candidaten vereitelte — die negative Entscheidung war schon durch Andrassy's Amtsantritt gegeben. Baron Kellersperg ist nichts weniger als ungarnfreundlich gesinnt; er betrachtet den „Ausgleich“ mit diesem Lande als einen Rückschritt im Vergleich mit den Einheitsplänen eines Bach und Schmerling, und wenn er ganz geneigt und geeignet war ein strammes liberal-bureaukratisches Regiment zu führen, so konnte doch das Maß an Selbstständigkeit, das er beanspruchte, vor den Augen des genannten Reichsministers nimmer Gnade finden. Es mußten gefügigere Männer gesucht werden, und sie haben sich nicht bloß gefunden, sondern trotz eben gemachter demüthigender Erfahrung, gelang es erstaunlich leicht das deutschliberale Kraftbewußtseyn zu beschwichtigen.

Kaum war der Schöpfungsakt unter günstigem magyarischen Gestirn vollzogen, so freute sich Cisleithanien recht innig, daß „die äußere Politik nunmehr mit der inneren in Einklang gebracht sei“ — zugleich eine schöne Empfehlung des kurz vorher noch so hoch gepriesenen Wirkens des sächsischen Reichskanzlers! Frohen Tagen sah man entgegen, wenn das „zweite Culturvolk (!) in Oesterreich“, die Magyaren, der Regierung der „anderen Hälfte“ seine kräftige

schützende Hand leihe. Gute Miene zum bösen Spiel: das ist hier der „Erfolg" auf seinen richtigen Ausdruck gebracht. Wenn Rechtsgelehrsamkeit, geleitet von bureaukratischer Schlauheit, genügen würde um schwierige politische Probleme zu lösen, dann wäre das neue Ministerium recht vielversprechend. Die Deutschliberalen fühlen aber selbst, daß ihre Culturpolitik orientalische Nachhülfe nicht entbehren könne.

Der Wunsch den Fürst Bismarck schon vor zehn Jahren ausgesprochen, die Verlegung des Schwerpunktes der Monarchie nach Ofen — er ist von dem geistvollen Reichskanzler mit dem „warmen deutschen Herzen" im Jahre 1867 erfüllt worden. Was wir seither erleben, ist nur ein Auswirken dieser unqualificirbaren That. Die Scenen wechseln, die Handlung wird immer verwickelter, die Lösung unbegreiflicher, aber es ist doch immer dasselbe Drama.

Der Gedanke nationalliberaler Gewaltherrschaft, der sich durch die ganze österreichische Schicksalstragödie hindurchzieht, ist an sich sehr einfach, und seine Pflege hat in anderen Staaten zu überraschenden Erfolgen geführt. Eben die Einfachheit dieses Gedankens, seine nächste Verwandtschaft mit dem Geiste absolutistischen Waltens in den letzten hundert Jahren, endlich das Verlockende was darin liegt, im Bewußtseyn eines mächtigen nationalen Rückhaltes die Freiheitsphrase zur Unterjochung Andersdenkender zu gebrauchen — das kann es wohl erklären, wie man in Oesterreich an einer bestimmten Richtung mit einer Zähigkeit festhält, die noch alle Mißerfolge überdauert hat.

Ich spreche hier nur von den außerungarischen Ländern; denn in Ungarn gibt es andere Erklärungsgründe für die in den Zielpunkten übereinstimmende Politik. Dort hat geschichtlich stets die rohe Gewalt in constitutioneller Form eine große Rolle gespielt und wenn der politisch bevorzugte Stamm dieses Landes in einen Existenzkampf verwickelt wird, so ist es natürlich daß er die Waffe schärft, die er zu handhaben gewohnt ist. Die Liberalen außerhalb Ungarns ver-

stehen es wohl gleichfalls sich für den Gewaltbesitz zu begeistern, aber ihre Unduldsamkeit gegen eine abweichende Meinung liegt im beständigen Kampf mit den wohlgeschlungenen „Zwirnsfäden" der Doktrin. Drängt nun die selbstgeschaffene Lage zur offenen Vergewaltigung der Gegner, so wird die Führung demjenigen zufallen, der in diesem Geschäfte der Meister ist. In natürlicher Entwicklung der Dinge sind die liberalen Deutschösterreicher zu Schleppträgern der Magyaren geworden, und wenn sich dieselben gegenwärtig schon den Zwang anthun müssen, die Magyaren zum „zweiten Culturvolk" in Oesterreich zu erheben, so ist dieß eine Huldigung die sie der politischen Befähigung dieses Stammes, im bezeichneten Sinne, darbringen. In diesem Sinn sind aber die Magyaren nicht das zweite, sondern thatsächlich das erste „Culturvolk", ihr Wille ist entscheidend und ein ernster Widerstreit mit demselben gar nicht denkbar, ohne daß die Deutschliberalen ihre vollendete Ohnmacht vor aller Welt zur Schau stellen. Die constitutionellen Einrichtungen in „Oesterreich-Ungarn", gestützt und belebt von liberaler Einsicht und Verfassungstreue, hätten es also zuwege gebracht daß, statt die Cultur „nach Osten zu tragen", alle Einleitungen getroffen sind um den Transport in umgekehrter Richtung zu vermitteln. Es läßt sich begreifen, daß in einer so mißlichen Situation aller Takt und alle Logik abhanden kömmt.

Bei der Eröffnung des Reichsraths am 28. Dezember 1871 hat die in der Thronrede ertheilte Zusicherung: „den Gesetzen unbedingten Gehorsam zu sichern", einen „stürmischen Beifall" hervorgerufen. Dieser Jubel enthält das Bekenntniß: so wie die Dinge jetzt stehen — mit dem „zweiten Culturvolk" nämlich — sind wir stark genug die erste und einfachste Bedingung jedes Staatslebens zu erfüllen; bisher waren wir zu schwach dazu! — Durch einen erzwungenen todten Gehorsam lassen sich die Gesetze wohl nicht beleben; aber eine solche Auffassung kann um so weniger überraschen, als ja die Regierung in ihrem ganzen „Programm", das sie,

den liberalen Blättern zufolge, in der Thronrede entwickelte, mit der Logik auf gespanntestem Fuße steht. Es wird constatirt, daß „die Geneigtheit mit Zustimmung des Reichsraths" — also verfassungsmäßig — „die äußersten Zugeständnisse zu gewähren, den erwünschten Frieden nicht herzustellen vermochte." Gleichzeitig wird aber ausgesprochen, daß „die Völker nach Frieden und Ordnung verlangen, um sich des Genusses der Rechte der Verfassung" — also des Reichsraths — „zu erfreuen", und diese selbe Körperschaft wird aufgefordert: „das Werk der Einigung der Völker fortzusetzen!!"

Wenn sich die Regierung auf eine Partei stützt und eine Verfassung vertheidigt, die beide nur vom Völkerzwist leben, dann ist es doch besser das segenbringende Wort „Friede" gar nicht in den Mund zu nehmen; ein verletzender Beigeschmack des Hohnes ist sonst nicht zu vermeiden, und so mächtig ist kein Staat, daß er die Mißachtung der Völkereintracht lange ertragen könnte. Die Regierung hatte überall Neuwahlen ausgeschrieben, wo sie sich von ihren Pressionsmitteln ein günstiges Resultat versprach, und dennoch zeigte der Ausgang der Reichsrathswahlen, daß 91 Verfassungstreuen 112 Gegner gegenüberstanden. Nur das Fernbleiben eines großen Theils der Gegner vom Reichstag, dieses Symptom des tiefen Unfriedens, hat nach wie vor den Reichsrath möglich gemacht. Insolange sich die beiden Begriffe: Völkerfriede und Verfassung, geradezu ausschließen, ist es ein wahrer Frevel von politischen Erfolgen zu sprechen. Solche Gedanken können gewaltsam zurückgedrängt werden, aber widerlegen lassen sie sich nicht, und wenn der „deutsch-nationale Rückhalt" und die magyarische Freundschaft nicht wäre, so hätte den österreichischen Liberalismus schon die Angst vor den eigenen Thaten aufgezehrt.

Das Ministerium hat in der Thronrede die Wege bezeichnet, die es betreten will um zu „regieren" oder, besser gesagt, um sich einige Zeit zu erhalten. Zuerst sollten die

„eigenthümlichen Verhältnisse" Galiziens durch Gewährung einer Sonderstellung Berücksichtigung finden, dann dem „Mißbrauch der verfassungsmäßigen Wahlmandate" gesetzlich vorgebeugt und endlich, last not least, die Reichsvertretung in „selbstständiger Weise" gebildet werden. Die Noth ist vorhanden und mit dieser das „Nothwahlgesetz"; alles andere ist noch ein lockendes Bild der Zukunft.

Der sogenannte Ausgleich mit Galizien ist ein Arbeitspensum das man auf ein magyarisches Gebot zurückzuführen pflegt. In ungarischen Kreisen wird die diplomatische Kunst vorwiegend unter einem russenfeindlichen Gesichtspunkt aufgefaßt. Reminiscenzen des Jahres 1848 und der mächtige slavische Bevölkerungszusatz des eigenen Landes bestimmen hiezu, und dort wo die politische Freiheit als Racenherrschaft aufgefaßt wird, ist eine solche Anschauung nicht überraschend. Geographisch bildet Galizien die Scheidewand zwischen Rußland und Ungarn, und da die Gegnerschaft des polnischen Elementes gegenüber der nordischen Großmacht erprobt ist, so glaubt man es mit einem brauchbaren, der Ermunterung würdigen Kriegsmaterial zu thun zu haben. Es gibt wohl auch Ruthenen in Galizien, die sich zu Rußland nicht allzu spröde verhalten und für jene polnische Scheidewand die unangenehme Eigenschaft zeigen, daß sie mit ihren Niederlassungen nicht bloß über die russische sondern auch die ungarische Grenze hinübergreifen; allein die Majorität im galizischen Landtage hatten noch jederzeit die Polen, und die Haltung der Ruthenen in Ungarn war bis jetzt nicht sehr imponirend. Nimmt man noch das überschäumende Kraftgefühl des Magyaren hinzu, so wird man sich dem Verständniß wenigstens nähern, wie die ungarischen Politiker bezüglich Rußlands in erster Linie mit ihrer Honvedarmee, und in zweiter mit den Polen rechnen können.

Die friedliche Vorarbeit dieser diplomatischen Conception wurde der Regierung und dem Reichsrath in Wien zugewiesen. Ein Widerstreben machten schon die Beziehungen zu

Ungarn nicht möglich; bei der rein formalistischen Auffassung der Staatsaufgaben und dem principlosen Gebahren der Verfassungspartei war aber ein ernster Widerstand auch gar nicht zu besorgen. Einige dreißig Stimmen der Opposition im Reichsrath entziehen, und dadurch die Majorität den Liberalen sichern, ist doch gewiß sehr nützlich, und was der Partei Vortheil bringt ist selbstverständlich auch politisch „correkt".

Dieser galizische „Ausgleich" nimmt ohne Zweifel ein klägliches Ende; trotz oder wegen der „eigenthümlichen Verhältnisse". Die hierüber gepflogenen Vorberathungen und die ganze Behandlungsart bieten aber immerhin werthvollen Stoff zu einer Studie über die Natur des Liberalismus.

„Alle erhaltenden Kräfte Oesterreichs bekämpfen den Föderalismus und vertheidigen in der Centralisation das Lebensprincip des Staates." So lautet die Thesis, welche die Liberalen überall, wo sie ein aufmerksames Publikum auftreiben können, in der Presse, im Parlamente, in den Vereinen und Versammlungen, mit dem Aufgebot aller ihrer Beredsamkeit vertheidigen. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was mehr Bewunderung verdient: die glänzenden Reden oder die Selbstverläugnung die in ihrem widerspruchsvollen Handeln liegt. Ist die Centralisation wirklich das Heilsprincip, so ziehe man auch die Consequenzen daraus, deren erste und einfachste doch die ist: alle schon gegebenen Mittel auszunützen, um die Uebermacht des Centrums vor Schwächung zu bewahren. Was war denn aber die erste Handlung mit der diese Partei, nach wiedererlangter Macht, ihre Staatskunst glänzen ließ? Die Anerkennung von mit der bestehenden Verfassung unvereinbaren Landes-Eigenthümlichkeiten, durch Einleitung von Ausgleichsverhandlungen mit Galizien; also Lösung der centralistischen Verfassungsfessel für ein Land, wo die einseitige Anwendung des perhorrescirten föderativen Principes am allergefährlichsten ist und wo gerade gar kein Rechtsanspruch für eine er-

weiterte Autonomie vorliegt! Ist man zu schwach — geistig oder physisch oder beides zugleich — um für ein solches Land die föderative Ordnung abzuwehren, wie will man den anderen Ländern mit seiner Kraft imponiren, in welchen zu den „Eigenthümlichkeiten“ auch noch das gute Recht zur Unterstützung verwandter Begehren hinzutritt?

Es ist wahr, das Recht gilt nichts, nur die Macht entscheidet; hier ist es aber gerade die Macht die Schiffbruch leidet!

Bei den Vorberathungen wurde von den liberalen Führern erklärt: die Erfüllung des galizischen Begehrens sei „nicht zweckmäßig“, aber es sei „wünschenswerth“ die „Wünsche“ der Polen zu befriedigen. Die ganze Argumentation wäre gar zu absurd, wenn nicht zwischen diesen Worten der Gedanke sich erkennbar machte, daß die „Zweckmäßigkeit“ in der Schwächung der Opposition im Reichsrath um mehr als dreißig Stimmen liege. Minister Unger erklärte im Herrnhaus: der galizische Ausgleich soll „eine Vormauer gegen den Föderalismus bilden.“

Die Polen als feste Schutzwehr für das ungestörte Gedeihen des österreichischen „Staatsgedankens“! Denn dieser ist ja, nach liberaler Auffassung, mit der Centralisation gleichbedeutend.

Wenn heute die Partei der Föderalisten zu entscheidendem Einfluß gelangt, wird sie in der Einbeziehung Galiziens in die neue Ordnung die schwierigste Aufgabe erkennen, die ihrer harrt. Wie müssen sich die Schwierigkeiten mehren, die Gefahren steigern, wenn das föderative Princip einseitig auf Galizien Anwendung findet, im Widerspruch mit dem ganzen Regierungssystem! Es ist immer nur die „gesicherte liberale Majorität im Reichsrath“, oder die Zuversicht dieselbe zu „sichern“, die alle diese ministeriellen und nichtministeriellen Absonderlichkeiten erklärt. Doch auch diese Zuversicht ist wenig berechtigt, selbst wenn man es als richtig annehmen wollte, daß eine Majorität im Parlament auch

dann Segen bereitet, wenn sie die Majorität außerhalb des Parlaments nicht repräsentirt. Das Hauptstreitobjekt ist in Oesterreich die Verfassung selbst; ihre ganze Anlage und Wesenheit, ihre im Reichsrath verkörperte Existenz wird bekämpft. Man mag den Polen welche Concessionen immer machen, man mag wieder einen „weiteren" Reichsrath für sie erfinden — im Reichsrath bleiben ihre Deputirten dennoch und stimmen daher nothwendig bei allen Existenzfragen der Verfassung mit. Sie werden überdieß durch eine Sonderstellung in dem centralisirten Cisleithanien genöthigt, ein Privilegium mannhaft zu vertheidigen, und da sollte man doch nicht so naiv seyn anzunehmen, sie würden in dem unvermeidlichen Kampfe die Unterscheidungsgabe für Freund und Feind verlieren und den ersten nicht unter den Föderalisten, den zweiten nicht unter den Centralisten suchen. Sobald es sich wieder einmal um eine Lebensfrage des Reichsraths handeln sollte — und gar so lange wird es nicht währen — werden die durch einen Ausgleich „befriedigten" Polen gegen die liberalen Centralisten stimmen und der wiedererstandene „weitere Reichsrath" wird ihnen volle Freiheit geben, dieß auf dem „Boden der Verfassung" zu thun.

Wenn ein politisches Beginnen, seiner Grundrichtung nach, von dem Geiste getragen wird der eben die Zeit erfüllt, so scheint die Fähigkeit oder Unfähigkeit der dabei Betheiligten eine ziemlich gleichgültige Sache zu seyn. Es wäre sonst unerklärlich, wie die Liberalen, trotz der staunenswerthen Flachheit der Auffassung, vom Schicksal doch immer wieder zur Herrschaft emporgehoben werden. — Hatte man sich zu einem Schritte entschlossen, dem die Partei selbst eine große politische Bedeutung beimaß, so war der aufmerksame Beobachter doch zu erwarten berechtigt, daß in der Art der Ausführung sich die Festigkeit und Klarheit des Wollens, die Zuversicht des Gelingens aussprechen würde. Wer Großes zu vollbringen meint, muß in seinem Vorgang einen ganzen Gedanken, eine volle Kraft zum Ausdruck bringen. In dem

Zeitraum von vier Jahren wurde über das galizische Landtagsbegehren dreimal im Reichsrath verhandelt und doch haben die Liberalen auch diesesmal gar keinen eigenen Gedanken und gar keine Kraft gezeigt. Nicht einmal die Naivetät wußten sie zu verbergen, die sich darüber täuscht, daß ein föderalistisches Princip auch — incredibile dictu! — föderalistisch wirkt. Die verstocktesten Centralisten, wie Dr. Herbst, wurden von ihren politischen Freunden allen Ernstes föderativer Gelüste beschuldigt, weil sie in vollster Unschuld Folgerungen zogen, zu denen das Galizien gegenüber angenommene Princip unabweislich drängte. Auf das in der Vorberathung gefallene Wort der Regierung von künftigen „ähnlichen Fällen" für andere Länder — erwiderte der sehr geschätzte Kampfgenosse Rechbauer mit wahrem Entsetzen: wenn „ähnliche Fälle" möglich seien, müßte die ganze Partei wie Ein Mann gegen den galizischen Ausgleich stimmen!! Die Regierung hatte alle Mühe die erregten Gemüther darüber zu beruhigen, daß dießmal das föderative Princip, den Liberalen zuliebe, gewiß ganz andere, ihm fremde Consequenzen haben werde.

Der Inhalt des Ausgleichsgedankens wurde der Arbeit des Ministeriums Hohenwart entlehnt, aber unverändert durfte er nicht angenommen werden; das wäre ja im Hinblick auf seinen Ursprung gar schimpflich gewesen. Die beliebten Aenderungen waren zwar nicht von Wesenheit, aber gerade genügend — durch fortwährendes Hinweisen auf die Reichsgesetze als dräuende Wächter — die Polen zu verstimmen und die Erreichung des Zieles von vornherein in Frage zu stellen. Mit dem Hohenwart'schen Elaborat, bei welchem einer der Polen, Grocholski, als Minister mitgewirkt hatte, waren die galizischen Delegirten einverstanden; natürlich nur als Abschlagszahlung, in der Hoffnung daß auf das erste Zugeständniß bald ein weiteres folgen werde. Die letztere Erwägung ließ sich aber schwer zur Geltung bringen, so daß die Polen jedenfalls moralisch gebunden ge-

wesen wären, das unveränderte Ausgleichsoperat der früheren Regierung anzunehmen. Gewiegte Politiker verachten aber leichte Arbeit; man mußte opponirende Polen haben und so begann denn das Feilschen um die Dotationssumme für das Land, das Streiten über die Dauer eines gültig bemessenen Pauschquantums. Ob die Dotation um 200,000 fl. höher oder niedriger bemessen werden, ob sie für fünf oder drei oder ein Jahr Geltung haben soll — das waren die hochwichtigen Momente von denen das Gelingen des epochemachenden „Ausgleiches" abhängig gemacht wurde.

Ungeschlichtet war der Streit der Meinungen, als die Commissionsmitglieder vor den Osterfeiertagen sich trennten; grollend zogen Polen und Nichtpolen in die Heimath. Doch ein gütiges Geschick hat mit liberaler Gedankenlosigkeit immer Erbarmen. Einem mächtigern Willen folgend, hat das Ministerium die Verständigung mit den Polen als eine selbstständige, von der Wahlreform getrennte Aufgabe erfaßt; nur unwillig fügten sich die Getreuen, und auch dieser Mißton klang durch die ganze Verhandlung hindurch. Nun hat aber Fürst Bismarck durch die ihm nahestehenden Organe zu rechter Zeit gesprochen, und alsbald war der Friede zwischen den Ministern und der Partei wieder von jeder Trübung befreit, und die weitere Arbeit wesentlich erleichtert. Zuerst kamen die Mahnungen russischer Blätter, den Polen nicht „zu große" Zugeständnisse zu machen. Ein Moskauer Blatt, Wiedomosti, bemerkte: „Wir haben nie gezweifelt, daß Graf Andrassy den Polen keine solche Selbstständigkeit gewähren wird, daß ihm dieselbe Schwierigkeiten mit Preußen bereiten könnte; aber in dieser Angelegenheit ist Vieles, wozu Preußen gleichgültig zusehen kann, was aber auf Seite Rußlands die Ursache von Verwicklungen werden kann." Wenige Tage darauf, am 17. Februar 1872, wurden durch das officielle Berliner Telegraphenbureau den Wiener Blättern die bezeichnendsten Stellen eines Artikels der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" über den galizischen Aus-

gleich mitgetheilt. Dieser Artikel zeugte von einer bösen Stimmung und sehr erregten Phantasie; „der Keim einer neuen polnischen Staatsbildung an unserer Grenze" — ward mit großem Unwillen in der Arbeit des österreichischen Verfassungsausschusses entdeckt! Sobald die beabsichtigte Wirkung erzielt war, konnte „jede Einflußnahme" officiös dementirt werden. Und sie waren recht wirksam, diese Worte, namentlich an der Stelle, wo man selbst gern „Bismarck" spielt und alles sorgsam meidet was den Meister verstimmt. Voraussicht ist nicht jedermanns Sache, obwohl es in diesem Falle kein übermäßiges Verlangen gewesen wäre ein solche zu bethätigen.

Die „Neue freie Presse" beeilte sich (am 20. Februar 1872) der Wiener Regierung ein Schuldlosigkeitszeugniß auszustellen, indem sie sagte: „Die gegenwärtige Regierung, wir wissen es alle, überkam die Befriedigung der polnischen Sonderwünsche als ein Postulat angeblicher Staatsnothwendigkeit; anders war damals die Reaktivirung eines verfassungstreuen Regimes nicht möglich. Bezeichnet ja doch das Scheitern der Berufung Kellersperg's die Stelle, an welcher der galizische Punkt des Auersperg'schen Programmes geboren wurde. Demgemäß hat das Ministerium von vornherein erklärt, es sehe die Nothwendigkeit einer polnischen Sonderstellung nicht ein, wolle dieselbe aber um des Friedens willen insoweit gewähren, als das Reichsinteresse sie ermöglicht. Scheitert vorläufig an der Gefahr auswärtiger Complikationen das Ausgleichswerk, so mögen die Verantwortung diejenigen tragen, welche das Mißtrauen der Nachbarreiche erregt haben." Jedenfalls eine mehr bequeme als würdige Auffassung; aber die Enthüllung des der Regierung sehr nahe stehenden Blattes war ganz interessant. Nach diesem Zwischenfall konnte sich die Regierung freier bewegen, sie war nicht mehr gezwungen „um des Friedens willen" den Polen Zugeständnisse zu machen, daher denn auch in dem Verfassungsausschuß, der sich mit der Vor-

berathung der galizischen Angelegenheit beschäftigte, schließlich ohne Widerspruch der Minister die von diesen bisher eifrig bekämpfte Verbindung des polnischen Begehrens mit der Wahlreform thatsächlich hergestellt ward. Eine Sonderstellung Galiziens macht es unabweisbar, daß allein die Landesvertretung über die Art der Beschickung eines Central-Parlaments entscheidet. Ohne Anerkennung eines solchen Rechtes ist die ganze Ausgleichsaktion werthlos. Der Verfassungsausschuß hat aber die Erledigung dieses ersten und wichtigsten Punktes der galizischen „Resolution" jenem Zeitpunkte vorbehalten, wo über die Reform der Reichsrathswahlen im Allgemeinen verhandelt und beschlossen werden wird. Die Minister erklärten ausdrücklich dagegen keine Einsprache erheben zu wollen; es war dieß am 16. März, und Tags vorher ist der böhmische Landtag aufgelöst worden.

Auf den magyarischerseits beigefügten Schmuck des ursprünglichen Regierungsprogramms: Achtung der „Eigenthümlichkeiten" Galiziens — wurde mit höherer Bewilligung verzichtet, und die unverfälschte Gewaltpolitik trat wieder in ihr Recht. Ihre Arbeit mußte sie natürlich in Böhmen beginnen, denn ein deutschliberaler Landtag zu Prag war eine Lebensbedingung für den deutschliberalen Reichstag zu Wien. In der That ward in Böhmen Tüchtiges geleistet; was das Bajonett, diese passendste Dekoration moderner Freiheit, allein nicht zu erzielen vermochte, das hat der im Großen betriebene „Güterkauf" und die rücksichtslose Ausnützung des Regierungsrechtes zu Stande gebracht, die Wählerliste des Großgrundbesitzes durch Ausscheidung oppositioneller Wahlstimmen „festzustellen". Nach dem Gesetze hat nämlich die Wahlcommission keine Befugniß, die Entziehung des Wahlrechts durch die Regierung zu beanstanden; sie darf nur das durch die amtliche Wählerliste anerkannte Wahlrecht bestreiten. Dem Landtage selbst kann man sein Prüfungsrecht freilich nicht entziehen, allein wer auf die Bildung der Vertretung so energisch Einfluß üben kann, hat gewiß keine Ur-

sache die Controlle des liberalen Gerechtigkeitssinnes zu fürchten.

Bei den Land- und Stadtwahlen ließ sich mit Gewaltmitteln nichts erreichen; wo die Wähler nach Tausenden zählen und bis auf verschwindend kleine Bruchtheile vom selben Geiste beseelt sind, kann auch die „gleich liebevolle Pflege der Nationalitäten", wie sie das Ministerium Auersperg versteht, keine süßen Früchte ernten. Bei der großen Mehrheit der böhmischen Bevölkerung war denn auch die Wahlniederlage der Regierung eklatanter denn je. Einem liberalen Regiment handelt es sich aber immer nur darum, „formell gültig" die Minorität an Stelle der Majorität zur Herrschaft zu berufen, und das dankbare Versuchsfeld des Großgrundbesitzes berechtigte in dieser Beziehung zu manchen Hoffnungen, wenn nur alle Culturmittel der Neuzeit, darunter die Geldmacht des Centralpunktes Wien, zur rationellen Anwendung kamen. Diese letztere Macht ist denn auch mit durchschlagender Wirkung auf den Kampfplatz getreten. Die Summe die von Wiener Banken und Corporationen zum Ankauf von Gütern in Böhmen, oder richtiger: zur Erkaufung von Wahlstimmen, verausgabt ward, beläuft sich auf eilf Millionen! Der Erfolg konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben. Es gab in der Wählerclasse des Großgrundbesitzes immer eine nicht unbeträchtliche Zahl von Grundbesitzern die sich politisch ganz indifferent verhielten, von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch machten, daher die beabsichtigte Wirkung auch ohne Fahnenflucht zu erzielen war.

Der socialpolitische Effekt des liberalen Centralisations-Systems und seiner Gesetzgebung liegt nun zum Studium offen vor. Die Erschütterung des Geldsackes war ohne einen tiefen Seufzer über die ernste Bedeutung „der böhmischen Frage" — die man beharrlich zu läugnen sucht — allerdings nicht möglich. Wird man aber mit der Ernüchterung warten, bis die politischen Gegensätze mit den socialen das innigste Bündniß schließen, auf daß man in blinder

Vermessenheit mit dem „Staatsgedanken“ gleichzeitig auch den Gesellschaftsgedanken „retten“ könne?

Meine Wahrnehmungen sind wenig geeignet mich hoffnungsvoll zu stimmen. Auf conservativer Seite ist großentheils das gedankenlose „Abwarten“ wieder an der Tagesordnung; man gefällt sich in politischer Zerfahrenheit, obwohl die letzten Ereignisse ihre Mahnung vorzugsweise nach dieser Seite hin gerichtet haben. Die Lektüre von Constantin Frantz' „Kritik aller Parteien“ (Berlin 1862) und zwar nicht bloß des vortrefflichen Kapitels über den Liberalismus, sondern auch des vorhergehenden Abschnitts über den „Conservatismus“, wäre sehr empfehlenswerth. Es sind dieß scharfe Worte, die aber ertragen werden müssen, wenn man sich selbst bemüht sie wahr zu machen.

Daß die Deutschliberalen zu den extremsten Mitteln greifen mußten, um im Jahre 1872 dasselbe zu erreichen, was das Ministerium Beust 1867 noch mit moralischer Pression, ohne Geld und Gewalt, erzielte, nämlich einen deutschliberalen Landtag zu Prag — dieser Umstand ist lediglich der opfervollen Ueberzeugungstreue, dem unbeugsamen Rechtsinn der von Jahr zu Jahr erstarkten böhmischen Föderalistenpartei zuzuschreiben. Daß die liberale Partei aber überhaupt in der Lage war, sich mit allen Machtmitteln auszurüsten und ihre Herrschaft durch „Erfolge“ zu befestigen, ließe sich gar nicht erklären, wenn man nicht wüßte, daß die Conservativem und Föderalisten anderer Länder — ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — durch ihr unklares Wollen, durch ihre halben Entschlüsse, durch den steten Widerspruch zwischen Wort und That, zu jenen Erfolgen des Liberalismus mitgeholfen haben. Wäre nur ein Theil des Eifers, mit dem man fortan die liberalen Gegner anklagt, zur Einsicht in sich selbst, zum entschlossenen consequenten Handeln verwendet worden — man könnte sich heute manche Klage ersparen und beruhigter in die Zukunft blicken.

In der Ueberzeugung daß schweigen hier nicht Gold

ist, ward in diesen Blättern schon wiederholt auf den unseligen Widerspruch hingewiesen, der zwischen der Haltung von Parteimitgliedern in manchem Landtage und ihren Beziehungen zum Reichsrath zu Tage trat. Verfolgt man diese Bahn weiter, wie es jetzt thatsächlich geschieht, so müßten die Gegner doch ganz von Sinnen seyn, wenn sie nicht auch ihrerseits fortfahren würden, die Gaben an Lebensmitteln die man ihnen auf den Kampfplatz freundlichst herzuträgt, anzunehmen und zur eigenen Kräftigung zu verwenden.

In einem Lande, dessen Vertretung unter der früheren Regierung eine conservative Mehrheit hatte, wurde bei dem Wechsel des Regierungssystems, durch greifbare Illegalitäten, die Wahl des Grundbesitzes einem Resultate zugeführt, das die Landtagsmajorität in eine liberale umwandelte. Die conservativen Abgeordneten aus den Landwahlbezirken schlossen sich einem Proteste sowie auch einer Beschwerdeschrift an, die aus diesem Anlasse von einer großen Zahl wahlberechtigter Großgrundbesitzer dem Monarchen überreicht wurde. In dieser Schrift wird, logisch ganz richtig, aus der Ungesetzlichkeit des Wahlvorganges die Consequenz für die Illegalität des Landtages selbst, seiner Majorität und Beschlüsse, gezogen. Alle diese Abgeordneten sind aber nicht bloß in den Landtag eingetreten und haben an seiner Thätigkeit Theil genommen, sondern sie nahmen auch keinen Anstand, von der für illegal erklärten Landtagsmajorität Mandate, für den Landesausschuß wie für den Reichsrath, anzunehmen und auszuüben. Wie stimmt da das Wort zur That?

In demselben Landtage hat die liberale Majorität, mit flagranter Verletzung der Landesordnung, ein Gesetz votirt, wornach alle Besitzer geistlicher Beneficien, zu denen landtäfliche Objekte gehören, vom Wahlrechte in der Gruppe des Großgrundbesitzes ausgeschlossen werden. Die Liberalen verfügten nur über die einfache, nicht über die zu Verfassungs-Aenderungen erforderliche Zweidrittelmehrheit; sie wußten sich

aber in ihrer „Verfassungstreue" zu helfen. Ein legislativer Beschluß der den Sinn einer Verfassungsbestimmung feststellt, und dieß in einer anderen Weise thut, als Regierung und Vertretung die betreffende Bestimmung durch einen Zeitraum von zehn Jahren aufgefaßt haben — ein solcher Beschluß (so erklärten die „verfassungstreuen" Landtagsmitglieder) sollte die Verfassung gar nicht berühren, kein Verfassungsgesetz sondern nur eine „Auslegung der Landesordnung" zum Gegenstande haben. Es wurde, diesen gelungenen Argumenten zufolge, eine einfache Majorität für genügend erachtet um ein Gesetz, das der liberalen Partei für die Zukunft die Mehrheit sichert, „gültig" zu beschließen. Einem solchen Vorgange haben die conservativen Abgeordneten Assistenz geleistet und dadurch der Krone die Verweigerung der Sanktion nur erschwert.

In anderen Ländern mit conservativem Gepräge wurde im vergangenen Herbst die Landtagssession dazu benützt, um in den feierlichsten Erklärungen die Institution des Reichsrathes aus Rechts- und politischen Gründen zu bekämpfen. Mir ist aber nicht bekannt, daß alle Landtagsmitglieder, die sich an dieser Erklärung in hervorragender Weise betheiligten, sich für verpflichtet erachtet hätten auch darnach zu handeln. Als Entschuldigung wird gewöhnlich angeführt: das Volk habe noch kein genügendes Verständniß für eine Politik gewonnen, die sich von der Reichsrathsinstitution lossagen würde. Dann haben aber die Abgeordneten die diese Politik wiederholt und in aller Form für die richtige erklärten, offenbar die Verpflichtung ein Verständniß dafür im Volke zu wecken. Die erwähnten Thatsachen, der grelle Widerspruch im Auftreten so mancher dieser Abgeordneten im Landtage und im Reichsrathe, sind ganz geeignet ein vorhandenes Verständniß zu verlieren, am allerwenigsten aber ein nicht vorhandenes mit der Zeit zu gewinnen.

Das „Nothwahlgesetz" stellt es in das Belieben der Regierung, „Lücken" die sich im Reichsrath bei Nichtausübung

eines Abgeordnetenmandates zeigen, durch direkte oder durch Landtagswahlen auszufüllen. Das Wahlrecht welches jedem Lande in seiner „Landesordnung“ verbürgt ist, wurde hiedurch den Ländern als solchen principiell und zwar einseitig durch die Reichsgesetzgebung abgesprochen. Die Liberalen haben sich mit dieser Frage bereits im J. 1867 beschäftigt, und bei den Reichsrathsverhandlungen in Betreff der Dezember-Verfassung hat nach gründlicher Erörterung des Rechtspunktes die Verfassungspartei selbst den Ausspruch gethan: eine solche Entziehung des Wahlrechtes ohne vorausgegangene Zustimmung der Landtage wäre ein Rechts- und Verfassungsbruch — und das wird wohl richtig seyn.

Der Rechtsbestand hat sich seither nicht geändert, aber die Verlegenheiten im Kampf um das liberale Daseyn sind gewachsen; es sind andere Machtmittel nöthig geworden, und da ist es doch natürlich, daß auch das „Recht“ ein anderes wird. Die Umwandlung in der Rechtsauffassung vollzog sich, obgleich sie die Fundamente der Verfassung berührte, äußerst leicht und rasch. Was gestern noch „Recht“ war, ist heute schon „Unrecht“ und beide Anschauungen sind ein Ergebniß derselben „Verfassungstreue“! Wer in einem anderen Lager steht, hat keine Ursache sich zu grämen, daß die Verfassungspartei mit ihrem Palladium, der Dezember-Verfassung, so umzuspringen weiß, daß dieselbe dem Parteizwecke niemals hinderlich werden kann. Wenn von dieser Seite künftig etwa wieder Anklagen wegen „verfassungsfeindlicher“ Politik erhoben werden sollten, so wird man doch eine Antwort, eine niederschmetternde Antwort in dem Gebahren der Ankläger zu finden wissen.

Welch günstige Gelegenheit war, bei der Berathung des Nothwahlgesetzes, der Oppositionspartei im Reichsrathe geboten, den Liberalen einen Spiegel vorzuhalten, ihnen ihr anmuthiges Bildniß treu und wahr zur Anschauung zu bringen; wie leicht war es hier durch eine sachgemäße Darstellung ein „Verständniß im Volke“ zu wecken, für dieses

haltlose System das im Reichsrath seinen Stützpunkt sucht. Wie matt und wirkungslos war aber das Wenige was bei dem erwähnten Anlasse in beiden Häusern des Reichsraths und namentlich im Abgeordnetenhause von der Opposition vorgebracht wurde!

Auch nach dem Abfall der Abgeordneten aus Dalmatien, Görz und Istrien von der Föderalistenpartei war das Schicksal des Gesetzes von drei Stimmen abhängig; diese gehörten den Gegnern, wenn dort wo die Beschickung des Reichsraths von ihrer Partei beschlossen ward, in der Ausführung des Beschlusses Uebereinstimmung geherrscht hätte. Aber von derselben Partei, ja aus demselben Lande kamen die Einen in den Reichsrath, die Anderen kamen nicht, und nun wird über den bösen Liberalismus gejammert, daß er die Vortheile nicht unbenützt ließ, die man ihm selber entgegenbrachte!

Seit den ersten Tagen des schönen Mai ist der Reichsrath wieder versammelt, und auf den errungenen Erfolgen weich gebettet. Die Zweidrittelmehrheit für die Wahlreform ist durch die Composition des böhmischen Landtages gegeben. Und dennoch erlebten wir Wochen des beharrlichen Schweigens, der Regierung wie der liberalen Partei! Erst der 27. Mai störte die feierliche Stille, indem der Minister-Präsident, Fürst Adolf Auersperg, im Verfassungsausschuß wegen jenes Wahlgesetzes interpellirt, mit einer Gereiztheit, ja Derbheit Antwort gab, daß der Schluß wohl berechtigt ist: die Freude am Reformwerk sei im Schooße des Ministeriums weit geringer als die Hingebung der Liberalen, die sich solche ministerielle Allokutionen bieten lassen, weil ihnen ihr Kraftbewußtseyn sagt, daß mit dem Rücktritt dieses Ministeriums ihr eigenes Daseyn vernichtet wäre. Fürst Auersperg erklärte, die Regierung sei bisher durch die Wahlmaßregelungen in Böhmen „vollauf beschäftigt" gewesen; sie werde die Wahlreform, die „sowohl zur Befestigung als auch zum Ruin der Verfassung führen kann", aller Pression ungeachtet nicht „über's Knie brechen" und die bezügliche

Vorlage nicht früher in das Haus bringen, als bis sie vollständig erwogen und durchberathen sei.

Ich werde wohl nicht fehl gehen, wenn ich einen allgemeinen und einen besonderen Grund für die ministerielle Haltung anführe. Je näher man dem vollständigen „formellen“ Siege steht und bald die Weisheit der liberalen Doktrin bis zur Neige erschöpft haben wird, um so ernster gestaltet sich die Sorge um den materiellen Erfolg. Bisher bestand das „Regieren“ im gewaltsamen Niederhalten der Opposition und im doktrinären Ausbau der Verfassung als Heilmittel. Wie denn aber, wenn das Heilmittel auch in seiner letzten drastischen Anwendung, den direkten Wahlen, nicht verfängt? Müßten dann die Heilkünstler nicht am Ende gar abdiciren? — Ungarn, bisher das Land politischer Sehnsucht der Deutschliberalen, hat eine „ausgebaute“ Verfassung, ein Parlament mit direkten Volkswahlen, eine streng parlamentarische Regierung mit Partei- und Racenherrschaft; von den Machtmitteln wird ein rücksichtsloser, man möchte sagen schamloser Gebrauch gemacht — und trotz alledem treten in diesem Lande die nationalen Gegensätze immer schärfer, immer unversöhnlicher hervor. Die Gefahr einer Auflösung des Staatskörpers in seine Urelemente wächst mit jedem Jahr. Nicht bloß in Croatien (wo die Regierung aber, allen parlamentarischen Gewaltmitteln zum Trotz, eine arge Niederlage erlitt), nicht bloß in Siebenbürgen — in welchen Ländern nebst dem nationalen Widerstreben auch geschichtlich begründete Selbstständigkeitsansprüche die Opposition beleben — sondern in Ungarn selbst, wo doch das geschichtliche Recht zur Oberherrschaft dem magyarischen Stamme zur Seite steht, führt die parlamentarische Einheitspolitik nur zu fortschreitender innerer Zerklüftung. Die Situation ist schon so gespannt, sie wird so sehr von Leidenschaften beherrscht und bedroht, daß wenn auch, wie zu erwarten ist, die Deak-Partei bei den bevorstehenden Wahlen die Majorität erlangt, ihr Machtbesitz sie doch nur mit zitternder Freude erfüllen

kann. In Cisleithanien sind aber, nach Natur und Geschichte, geistiger und materieller Kraft der Bestandtheile, die Wege noch weit dornenvoller, welche eine parlamentarische Centralisation zu wandeln hat. Diese düstere Perspektive rechtfertigt es wohl, das liberale Heilverfahren etwas zu verlangsamen.

Der besondere Grund ist darin zu suchen, daß jeder errungene Erfolg für die Verfassungspartei selbst am allergefährlichsten ist. Das Ministerium Hohenwart hat ihr das Hochgefühl der „Einigkeit" gewährt; das Ministerium Auersperg, ihr eigenes Fleisch und Blut, trennt sie grausam in „Alte", „Junge" und „Jüngste". Die Liberalen vermehren sich nämlich durch „Theilung" gleich den Moneren, in denen die Menschheit, nach Häckel, ihr erstes Entwicklungsstadium zu erblicken hat. Der Proceß bis zur vollen Menschwerdung ist aber ein etwas langwieriger, und so lange kann Oesterreich nicht „warten". Diese „Jungen", sekundirt von den „Jüngsten", wollen nun die direkten Volkswahlen vor einer Fälschung durch eine besondere Wählergruppe des Großgrundbesitzes bewahren. Folgerichtig wäre es freilich, und die Altliberalen haben in bedrängten Tagen, um die „Einigkeit" zu dokumentiren, schon gleichen Grundsätzen gehuldigt. So hat z. B. Herr Dr. Giskra als Wahlcandidat im Jahre 1870 jede Halbheit in der Ausführung der Wahlreform feierlich abgeschworen. Diese Tage der Bedrängniß sind aber überstanden, glücklich überstanden allein durch den Großgrundbesitz! Der Mohr könnte freilich gehen nachdem er seine Schuldigkeit gethan; diesen Wunsch hegen im Grunde ihres Herzens auch die Altliberalen, und die Art wie man eben erst in Böhmen sich Majoritäten erzwang, hat dieser Wählergruppe, auch für die Landtage, nahezu den Todesstoß gegeben. Vorläufig sitzen aber die Erwählten der gedachten Gruppe noch in den Landtagen und im Reichsrath; man bedarf ihrer Stimmen um die erforderliche Majorität für das Wahlgesetz zu erzielen. Werden sie nun geneigt seyn

ihre eigene, um den Liberalismus hochverdiente Existenz hinzuopfern? Und wenn nicht — was das Wahrscheinlichere ist — wer errettet aus der neuen Bedrängniß, die sodann, wo man sich schon am Ziele glaubt, in der akutesten Form auftreten würde?

Ein gewisses Temporisiren hat also die Weisheit für sich. Kommt Zeit, kommt Rath; inzwischen quält man den „galizischen Ausgleich" zu Tode. Die monatelange Verhandlung über das polnische Begehren hat das Gute gehabt, daß die Unklarheit in der Sache sich nun auch auf die Form, den modus procedendi, erstreckt. Da läßt sich wieder manche Woche in gemüthlichem Hin- und Herreden abthun; der Entschluß bleibt vorbehalten und das Wohlwollen für die Polen gleichfalls.

Schon vor einiger Zeit verkündete die „Neue freie Presse" — die der Regierung jetzt förmlich als Sprachrohr dient — das Ministerium habe eine ganz vortreffliche Behandlungsart der galizischen Angelegenheit entdeckt. Das Elaborat des Verfassungsausschusses werde zunächst dem Lemberger Landtag zur Annahme vorgelegt und dieser dadurch gezwungen werden, Stellung zu nehmen, bevor noch der Reichsrath bindende Beschlüsse faßt. Dieses Blatt fand zuerst nicht Worte genug, um das Geniale einer solchen Procedur den erstaunten Lesern anschaulich zu machen. Es zeugt auch wirklich von einem Anflug von Genie, die Arbeit einer Parlamentscommission einem anderen Vertretungskörper vorzulegen als jenem, der die Commission bestellt und beauftragt hat. Leider ist selbst die genialste Conception vor der Zweifelsucht der Menschen nicht geschützt. — Die Vorlage könnte doch nur durch die Regierung vor den Landtag gebracht werden; diese müßte die Arbeit eines Kammerausschusses als die ihrige vertreten. Eine Commission des Abgeordnetenhauses ist, bei aller Tüchtigkeit ihrer Mitglieder, noch nicht das letztere selbst; sie ist noch weniger der Reichsrath selbst, denn dazu gehört ja auch das Herrnhaus, welches noch nicht

einmal in der Lage war, auch seinerseits die Regierung durch Commissionsarbeiten zu erleuchten.

Ob eine parlamentarische Regierung zu einem solchen Vorgange befugt sei, ob eine Parlamentscommission berechtigt sei ihre Arbeit auszuleihen, und mit der Berichterstattung an die Kammer, die sie entsendet, zu warten, bis der Entlehner ihr das Opus gütigst zurückstellt — das wären Fragen die sich nur vom Standpunkt des constitutionalismus Austriacus richtig beantworten lassen. In der günstigsten Lage wäre der galizische Landtag, und gerade diesen glaubt man an die Wand zu drücken. Er braucht die Vorlage nur einfach anzunehmen und der Reichsrath ist sodann gezwungen, entweder mit Niederkämpfung aller verfassungstreuen Bedenken nachträglich seine Zustimmung auszusprechen, oder die „parlamentarische Regierung" fallen zu lassen. Im ersten Falle hat ein Landtag (!) thatsächlich dem Central-Parlamente das Gesetz vorgeschrieben und die ganze Reichsrathsherrlichkeit steht in Frage; im zweiten Falle ist, wie die „Neue Presse" uns belehrt hat, mit dem Ministerium auch die Verfassung und mit der Verfassung der „Staatsgedanke" für immer dahin! Diese Alternative ist aber wirklich nur für den Reichsrath so entsetzlich; der Landtag läuft dabei gar keine Gefahr, wenn ihm auch das Dargebotene zu gering erscheinen sollte. Die Annahme, und auch die „Inartikulirung", hindert ihn nicht schon im nächstgünstigen Augenblick wieder mit einer Mehrforderung aufzutreten; im Gegentheil, die gemachten Erfahrungen würden ihn gerade dazu einladen. Warum sollen denn die Liberalen nicht auch noch ein zweites Mal geniale Gedanken haben und den Landtag dadurch in die erwünschte Lage bringen ihnen das Gesetz zu diktiren?

Aehnliche Zweifel, die sich unbescheiden vordrängten, mögen die Regierung sehr verstimmt haben. Denn allmählig hörten die officiösen Blätter auf jenes kühne Projekt zu loben; dann kam tiefes Schweigen und endlich, in einer der letzten Commissionssitzungen, die Erklärung des Minister-

Präsidenten: die Regierung habe in der galizischen Angelegenheit noch „keinen Beschluß gefaßt", es „beschäftige sie aber der Gedanke" daß dem Landtag in Lemberg „Gelegenheit gegeben werden könnte, sich über die ihm zu gewährenden Concessionen gutächtlich zu äußern."

Diese Gedanken-Beschäftigung ohne Entschluß hat den erklärten Zweck, „die Sache rasch vorwärts zu bringen"! Das kann alles ganz ernst gemeint seyn, aber das Bedenken ist dadurch nicht behoben, daß wenn auch, wie zu hoffen, der ministerielle Gedanke endlich die Reife des Entschlusses erlangt, ein vorläufiges „Gutachten" derjenigen Vertretung, die in derselben Angelegenheit legislativ zu beschließen hat, ganz geeignet ist die Sache gar nicht „vorwärts zu bringen". Der Landtag kann sein Gutachten darauf beschränken, daß er der Regierung für ihr Wohlwollen seine dankbare Anerkennung ausspricht und sie bittet, die Vorlage (die ja doch nichts anderes als eine Commissionsarbeit des Abgeordnetenhauses sehr zweifelhaften Schicksals ist) der verfassungsmäßigen Behandlung des Reichsrathes zu unterziehen. Dann ist der Kreislauf des „Gedankens" beendet und die Regierung ist in der angenehmen Lage, sich mit einem neuen Gedanken zu „beschäftigen".

Der frühere Minister, Herr Dr. Herbst, hat an der Leistung des Verfassungsausschusses in Betreff Galiziens den größten Antheil. Bereits im vorigen Jahre hat er ein Elaborat über diesen Gegenstand geliefert, mit welchem die jetzt als ein Ganzes vorliegenden Beschlüsse des Verfassungsausschusses so ziemlich übereinstimmen. Das Urtheil welches die „Neue freie Presse" über diese Arbeit ihrer hervorragendsten Gesinnungsgenossen fällt (28. Mai 1872), verdient registrirt zu werden. Dieses Blatt sagt: „Es ist wohl nicht ernstlich zu besorgen, daß der codificirte Ausgleichs-Gallimathias in welchem ein Absatz den anderen, ein Wort das andere todtschlägt, als lebendiges Wesen unter Lebendigen wandeln werde."



II.

Spanisches.

V.

Die Convention von Amorevieta.

Als ich am 2. Juni meinen ersten Aufsatz über die gegenwärtige politische Lage Spaniens mit der Nummer IV abschloß, da war es meine ehrliche Absicht, mit drei weiteren kurzen Skizzen über die Aussichten Spaniens sowohl im Falle des Mißlingens als des Obsiegens der carlistischen Erhebung, und über die Bedeutung der ganzen Sache für Europa meine Meinung auszusprechen, und damit diese kleine Studie überhaupt zu Ende zu bringen. Allein seither sind Thatsachen in's Leben getreten, welche mich zwingen, statt eines zweimaligen ein dreimaliges Gehör von Redaktion und Lesewelt der gelben Hefte freundlichst zu erbitten, weil ich mich für heute nur mit einem Intermezzo der spanischen Frage beschäftigen kann. Den Abschluß, ohne weitere Wortbrüchigkeit, möge mein dritter Aufsatz bringen.

Es entschuldige mich bei diesem Verfahren die ziemlich große Unbekanntschaft, um nicht zu sagen Unwissenheit, welche vielfach auch bei sonst politisch Unterrichteten in Deutschland hinsichtlich der spanischen Dinge zu herrschen

pflegt. Einen wahrhaft glänzenden Beweis dieser Unwissenheit hat in der 22. Sitzung des deutschen Reichstages vom 15. Mai 1872 der Reichstagsabgeordnete Windthorst (*Berlin* natürlich) abgelegt, als er vor den Ohren des bewundernden Europa, als Sprecher der Fortschrittspartei mit Niedermachung der Gesellschaft Jesu beschäftigt, hinsichtlich Spaniens folgende, genau dem stenographischen Bericht entnommene Worte sprach: „Gerade heute entrollt dort der Jesuitismus seine blutige Fahne, und überliefert das der Ruhe und des Friedens so sehr bedürftige Land wieder dem Bürgerkriege! Zur Zeit scheint der Aufruhr gedämpft zu seyn; aber jetzt beginnen die Kriegsgerichte ihre Blutarbeit, und die armen baskischen Bauern werden deportirt und erschossen, weil die jesuitische Geistlichkeit jenen elenden, ihren Interessen ergebenen Abkömmling der Bourbonen auf den Thron Karls V. setzen wollte."

In der That, Don Windthorst der Jüngere! — daß Amadeo von Savoyen höchst geneigt wäre, seine armen baskischen Unterthanen zu deportiren und zu erschießen, daran zweifeln auch wir nicht im mindesten. Wenn er nur könnte! Wie wenig es ihm an der erforderlichen Lust gebricht, das hat er uns nur zu deutlich gesagt in seiner Thronrede vom 24. April 1872, wo er sprach: „Die Regierung hat Maßregeln getroffen, um die neuerdings ausgebrochene Insurrektion zu ersticken. Die Erfahrung lehrt, daß es *erfolglos ist, die Gnade walten zu lassen; der König wird daher unerbittlich seyn.*"

Um diesen unerbittlichen Blutauftrag zu vollziehen, war, wie wir gesehen haben, Serrano, seines Königs erster Feldherr, an der Spitze bedeutender Streitkräfte nach den Nordprovinzen abgegangen. Die Siegesberichte der Regierung, kaltblütig addirt, ergaben die hübsche Summe von 71,000 bewaffneten Carlisten, die sich unterworfen hätten; so hat wenigstens ein spanisches Blatt der Regierung vorgerechnet. Nachdem dieser glänzende Siegeslauf Serrano's einen vollen

Monat gedauert hatte, schloß der große Marschall am 24. Mai mit den angeblich dutzendmal vernichteten Carlisten die seither berühmt gewordene **Convention** von Amorevieta — einen förmlichen zweiseitigen Vertrag, ob zu der Species „emtio et venditio" gehörig, wissen wir noch nicht — in welchem **namentlich** folgende Punkte enthalten sind:

1) Vollständige Amnestie für alle Basken welche die Waffen ergriffen hatten.

2) Hierin inbegriffen sind die Mitglieder der carlistischen Königsdeputation, die Beamten, alle Personen die irgend eine Autorität oder Funktion ausgeübt haben; die welche, vom Ausland herkommend, sich der Insurrektion anschlossen, ebenso die welche ihren Posten und Dienst im Inland verlassen haben. Wer sich in's Ausland begeben will, der erhält bis zur Grenze sicheres Geleite.

3) Ebenso werden **amnestirt alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der königlichen Armee, welche sich den carlistischen Banden angeschlossen haben. Besagte Offiziere können in die königliche Armee zurücktreten mit dem vorher in derselben bekleideten Grad.**

Wenn nun **dieses** Abkommen eines „siegreichen" Marschalls mit den so oft „vernichteten" Carlisten nicht „**spanisch**" ist, dann wüßte ich wirklich keine Merkwürdigkeit zu bezeichnen, welche dieses Beinamens würdig wäre.

Als ich am 2. Juni die Feder niederlegte, war der Inhalt dieser eigenthümlichen Uebereinkunft zwar im Allgemeinen bekannt; man wußte auch, daß Amadeo und seine Regierung über das Geschehene im höchsten Grade ungehalten waren, daß Serrano in der Person des Generals Echague einen Nachfolger erhalten hatte, daß er nach Madrid zurückkehre, um entweder dort als Ministerpräsident an des zurückgetretenen Sagasta Stelle zu kommen, oder in Ungnade zu fallen — **wenn** Amadeo dieß wagen durfte. Man wußte aber noch nicht, wie die Sache in Madrid ausfallen werde.

Das hat sich nun seither gezeigt; und dieß ist eben das Intermezzo, welchem unsere heutige Betrachtung gewidmet seyn soll, und über welches der Schreiber dieser Worte seither aus Madrid ausführliche und glaubwürdige Nachrichten erhalten hat.

Am 3. Juni nämlich fand unter außerordentlichem Andrang des Publikums die öffentliche Sitzung der spanischen Cortes statt, in welcher die „Convention von Amorevieta" zur Verhandlung kam. Marschall Serrano erschien in der Sitzung, begrüßte mit feierlicher Grandezza den Präsidenten der Versammlung, und nahm mit der Gemüthsruhe eines Mannes, der sein Schäfchen im Trockenen weiß, seinen Sitz als Abgeordneter ein. Das noch hauptlose, wahrscheinlich auch kopflose Ministerium beschränkte sich auf die niedergeschlagene Aeußerung, daß es, statt selbst Erklärungen über die Convention abzugeben, diese Aufgabe dem nunmehr anwesenden Marschall überlasse, dessen Verhalten die Regierung billige, für dessen Handlungen sie die Verantwortlichkeit übernehme.

Vergleicht man nun den oben angeführten Inhalt der Thronrede vom 24. April, den Inhalt der Convention vom 24. Mai, die Zurückberufung Serrano's, und diese Regierungs-Erklärung vom 3. Juni miteinander, so wird man einen ungefähren Begriff bekommen von der Sicherheit und Festigkeit des Amadeo'schen Königsthrones, sowie von der angeblichen „Vernichtung" der carlistischen Sache.

Die Diskussion, welche sich an die Regierungserklärung knüpfte, war, im Ganzen genommen, recht miserabel. Dieß war auch höchst natürlich. Denn die Regierung hatte in der That nur ihre unbedingte Unterwerfung unter die Machtgebote des Marschalls ausgesprochen, die Majorität der Versammlung, durch die grenzenlosesten Wahlmanöver nothdürftig zusammengetrommelt, richtet ihre Handlungen einzig nach der Frage ein, wer im gegebenen Augenblick über die wirkliche Macht verfügt, und dieser Sachlage gegen-

über war die Stellung der kleinen Minderheit — die carlistischen Deputirten fehlen — eine höchst traurige.

Serrano selbst suchte durch Renommage zu ergänzen, was ihm an guten und öffentlich mittheilbaren Gründen fehlte. Nachdem er sich selbst als des Vaterlandes Retter gepriesen, einen seiner Untergenerale belobt und über eine friedfertige Zusammenkunft zwischen sich und einem Carlisten-Führer Namens Urquizu berichtet hatte, suchte er seine Waffenthaten in das gehörige Licht zu setzen, vermochte aber eigentlich nur ein einziges erfolgreiches Gefecht (bei Onate) zu behaupten. Er gab die naive Erklärung ab, daß er den Abschluß der „Convention" beschleunigt habe, weil der königliche Auftrag, die Ministerpräsidentschaft zu übernehmen, seine baldige Rückkehr nach Madrid wünschenswerth gemacht habe. Er gab zu, daß die „Convention" schlecht redigirt sei und dadurch zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben habe; er gab ferner zu, daß sie namentlich in Bilbao sehr schlecht aufgenommen worden sei; allein die Regierung (Sagasta) habe ihn fort und fort geplagt, der Sache ein rasches Ende zu machen, und da habe er es eben so gemacht, wie bekannt. Die Begnadigung der Soldaten suchte er dahin zu erläutern, „sie beziehe sich nur auf den Nachlaß der Todesstrafe"; von königlichen Offizieren seien nur zwei bei den Carlisten gewesen, und diese seien aus Frankreich gekommen. Er hätte die Carlisten schlagen können, allein dann würde der Bürgerkrieg sehr lange gedauert haben, und darum habe er lieber das gnädige Beispiel verschiedener alter Römer nachgeahmt, als welche der geschichtskundige Marschall namentlich Tiberius und Agricola anführte.

Diese Erklärungen des „siegreichen" Marschalls machen in der That jeden Commentar überflüssig. Einsehend, daß eine rasche Bezwingung des Aufstandes eine Sache der Unmöglichkeit sei, macht sich Serrano in der augenblicklichen Verlegenheit Luft durch eine Amnestie, wie sie ganz offenbar nur der Souverän, nicht ein General aussprechen kann,

und eilt nach Madrid, weil der Sturz des Ministeriums Sagasta ihn befürchten ließ, das Heft möchte ihm aus der Hand gewunden werden. Noch glaubte er der Mehrzahl seiner Soldaten sicher zu seyn; in diesem Gefühle trägt er seinen wenn auch nichts weniger als siegreichen Säbel nach Madrid zurück, und gebietet seinem König eine Convention zu billigen, welche ihm und seiner Thronrede geradezu die Faust in's Gesicht schlägt. Amadeo thut, wie ihm befohlen, und wir danken dem edlen Marschall, daß er die schauerlichen Prophezeiungen Don Windthorst des Jüngeren nicht wahr gemacht.

Sehr begründet war unter diesen Umständen die Bemerkung des Abgeordneten Romero Giron, man möge zu der bereits erlittenen Schmach nicht noch die weitere einer ganz nutzlosen Discussion hinzufügen; es handle sich um vollzogene Thatsachen, denen man gänzlich machtlos gegenüberstehe; man solle daher „lieber das Budget berathen, was für das Volk viel interessanter sei". Auch hiezu ist ein Commentar wohl sehr überflüssig.

Nachdem hierauf von Seiten der Regierung der lächerliche Unterschied zwischen ihrem heutigen Verhalten in Serrano's Gegenwart und zwischen ihrem ohnmächtigen Versuch, demselben in seiner Abwesenheit zu zürnen, damit entschuldigt worden war, daß sie einige Tage zu spät in den Besitz der Depeschen des Marschalls gelangt sei, folglich die Thatsachen nicht gekannt habe (auch dieß ist recht merkwürdig, daß die Depeschen eines siegreichen Generals vom 24. Mai bis 2. Juni brauchen, um aus Biscaya nach Madrid zu kommen) — gelangte erst die eigentliche Opposition zum Wort. Und man muß gestehen, daß sie bei aller Schwäche ihres Verhaltens gleichwohl einige recht schätzbare Wahrheiten der Regierung nicht vorenthalten hat.

Der Abgeordnete Abarzuza machte zunächst darauf aufmerksam, daß noch Tags zuvor die jetzt so kriechlustige Majorität sich den Anschein gegeben habe, als wolle sie sich gegen

Serrano auflehnen, während nur acht oder zehn persönliche Freunde des letzteren und die republikanische Partei, letztere aus politischer Consequenz, die Convention von Amorevieta gebilligt hätten. Der Abgeordnete verglich Amadeo's oratorische Grausamkeit in der Thronrede mit Serrano's praktischer Schonung der Carlisten; letzterer habe mit der carlistischen Kriegsdeputation „von Macht zu Macht" verhandelt, während Sagasta in Madrid die carlistischen Abgeordneten, deren er zufällig habhaft werden konnte, in den Kerker geworfen habe. Kurz, aus gründlicher und wohlverdienter Abneigung gegen die gestürzte Regierung und aus Sympathie mit Allem was recht entschieden nachtheilig für Amadeo ist, stimmt die republikanische Linke dießmal für Serrano. Zugleich erklärte dieser Republikaner noch weiter: Viel höher schätze er den Fanatismus der Carlisten als den Skepticismus der Monarchisten; auch sei es weit natürlicher, an die Unfehlbarkeit des Papstes, als an jene des Königs Amadeo zu glauben.

Als einziger wirklicher Gegner des Vertrags von Amorevieta trat der catalanische Abgeordnete Pi y Margall auf. Mit schneidendem Hohn anerkannte derselbe, daß Serrano freilich alle Ursache gehabt habe, gegen die Aufständischen milde zu seyn, indem er selber seit Espartero's Zeiten bis zu Isabella's Sturz häufig genug Aufstände gemacht habe. Er führte aus, daß schon die Convention von Vergara, durch welche i. J. 1838 Espartero den carlistischen Krieg anscheinend abschloß, den Keim alles seither Geschehenen in sich getragen habe, weil man nur durch einen Sieg, nicht durch einen Vergleich derartige Fragen entscheiden könne. Darum sei auch die einzige Folge der Convention von Amorevieta die, daß die carlistische Partei jetzt kräftiger dastehe als zuvor. Der Abgeordnete behauptete aber ferner mit der größten Entschiedenheit, es beständen außer jener Convention noch geheime Nebenverträge, durch welche den baskischen Provinzen alle ihre fueros, d. h.

ihre provinzialen Privilegien und Sonderrechte, garantirt worden seien. Er finde es ganz unbegreiflich, wie ein Marschall nach dem ersten Monate eines Feldzuges in dieser Art, wie einer souveränen Macht gegenüber, pactiren könne mit Aufständischen, von denen es immer nur geheißen habe, daß sie in zügelloser Flucht vor Amadeo's Soldaten davonlaufen. Daß Serrano zur Erlassung einer solchen Amnestie constitutionell nicht befugt war, wies ihm Pi y Margall auf's schlagendste nach und beklagte es tief, daß ein Mann der Spaniens Regent und Mitbegründer der gegenwärtigen Verfassung gewesen, auch so gar kein Verständniß für Recht, Gesetz und Verfassung habe. Als Kern und Mittelpunkt der durch die Convention von Amorevieta geschaffenen politischen Lage Spaniens stellte der Redner am Schlusse den Satz auf: in kurzer Zeit werden wir nur noch die Wahl haben zwischen Don Carlos und der Republik.

Serrano sah sich durch den Eindruck, welchen Pi y Margalls Rede gemacht hatte, veranlaßt, nochmals das Wort zu ergreifen; allein seine Behauptung, er habe der carlistischen Sache den „Gnadenstoß" gegeben, roch zu sehr nach dem Stiergefechtplatz, um politische Gedanken ernstlich zu widerlegen. Noch gleichgiltiger war Sagasta's Versuch, die Handlungen seines Ministeriums zu rechtfertigen, zumal dieser Versuch von ihm nur als Brücke benützt wurde, um zur demüthigen Billigung der Handlungen des jetzt allein gebietenden Serrano zu gelangen.

Nachdem noch eine Anzahl von Rednern, meist für Serrano, gesprochen hatte, schritt man zur Abstimmung. Das Ergebniß war, daß Serrano's Verhalten, insbesondere sein Vertrag mit den Aufständischen, mit 140 gegen 22 Stimmen gebilligt wurde. Ein gleiches Votum des Senates ist seither nachgefolgt.

Dieß war, in kurzen Zügen zusammengefaßt, der Verlauf der Cortessitzung vom 3. Juni, an welche wir nunmehr einige Betrachtungen zu knüpfen haben.

Vor Allem ist hervorzuheben, daß im ganzen Lauf der Debatte von keiner Partei und von keinem einzigen Redner auch nur mit einem Worte die Frage berührt wurde, ob die Convention von Amorevieta dem Interesse des Königs Amadeo und der von ihm zu gründenden Dynastie entspreche oder nicht. Diese Frage scheint also jetzt schon allen Parteien in Spanien gleichgiltig zu seyn; selbst Serrano rühmte sich zwar, als Spanier seinem Vaterlande gut gedient zu haben; des von ihm eingesetzten Königs aber erwähnte er mit keiner Silbe, obgleich er wenige Stunden nachher den Eid als Conseilspräsident zu leisten vorhatte und geleistet hat.

Für's Zweite dürfte ich wohl kaum einem Widerspruch begegnen, wenn ich sage: Als Serrano zur Niederwerfung der Carlisten auszog, da dachte weder König Amadeo, noch die Regierung, noch irgend eine politische Partei daran, daß der Marschall mit der Convention von Amorevieta oder mit etwas Aehnlichem zurückkommen werde. Man hoffte ganz entschieden in den Regierungskreisen auf einen Sieg; blieb dieser aus, so befürchtete man eine Niederlage; an einen Vergleich mit der Insurrektion dachte Niemand.

Sodann: nachdem dieses Unerwartete dennoch eingetreten ist, hat Serrano die große Mehrheit, mit welcher die Cortes sein Verhalten gleichwohl gebilligt haben, dem sehr merkwürdigen Umstand zu verdanken, daß die entschiedenen Gegner Amadeo's, die Republikaner, mit ihm einverstanden sind. Es wäre in der That unmöglich zu sagen, wie die Freunde des Königs sich zu der Sache gestellt haben, da von solchen keine Spur zu sehen war. Es scheint, daß gegen die Convention nur Serrano's persönliche Feinde gestimmt haben; im Uebrigen war so ziemlich Alles damit einverstanden, daß spanisches Blut wo möglich nicht vergossen werde um des Fremdlings willen, und daß man sich dem augenblicklichen Mann der Situation unterwerfe.

Auch die Frage, welche Gründe eigentlich den Marschall

bei seinem Verfahren geleitet haben mögen, ist nicht sehr schwer zu beantworten, wenn man die spanischen Verhältnisse einigermaßen aus Anschauung kennt. Diese spanischen Generale, deren Beute das Land in *Ermangelung eines legitimen Königs* nunmehr seit einem halben Jahrhundert ist, hatten und haben bei allen ihren politischen Handlungen in erster Reihe den Zweck, die *wirkliche Herrschaft und Macht selbst zu behalten*. Dieß war der eigentliche Grund von Isabella's Fall, nicht ihre Fehler, welche im Uebrigen groß genug seyn mochten. Sie hatte durch Narvaez den Versuch gemacht, eine *königliche* Regierung an die Stelle der Generalswirthschaft zu setzen; sie hatte zu diesem Zwecke Serrano und Prim entfernen müssen. Als Narvaez zu frühe starb, traten die gewohnheitsmäßigen Anzettler der Pronunciamientos oder militärischen Schilderhebungen mit Wucht wieder in den Vordergrund und jagten das schwache Weib davon, das seine früheren Beherrscher beleidigt hatte; selbstverständlich mußten die von ihr begangenen Fehler und Sünden den *Vorwand* liefern. Gegenwärtig ist nun Serrano der Rechtsnachfolger, Erbe und Repräsentant der bezeichneten Generalswirthschaft, und *oben zu bleiben* ist sein einziger Zweck. Von diesem Gesichtspunkte aus erklärte sich seine Handlungsweise höchst natürlich. Die Carlisten entscheidend zu schlagen war er nicht im Stande, weil sie im ganzen Lande überall sind, weil sie ihm auswichen, wo er sich zeigte, von neuem auftraten, wo er *nicht* auftreten konnte, und unbesiegt blieben in den Schluchten und Engpässen, wohin er ihnen nicht zu folgen vermochte. Er hatte aber auch kein übermäßiges Interesse sie entscheidend zu schlagen und dadurch den Thron des Fremdlings in einer Weise zu befestigen, welche nach kurzer Zeit den Marschall Serrano als eine *überflüssige und gefährliche* Person in den Augen des Savoyardenhofes hätte erscheinen lassen. Serrano's Interesse besteht darin, seinen Monarchen zappeln zu lassen und das leistete

die Convention von Amorevieta, wie wir noch näher sehen werden, ganz vortrefflich. Dieselbe hat aber für Serrano auch noch andere Vortheile. Mit allem Rechte konnte sich der Marschall Folgendes sagen: Im Großen und Ganzen genommen sind nur zwei Fälle möglich; entweder wird am Ende Don Carlos Meister, oder derselbe unterliegt schließlich; entweder treten die Anhänger des Prätendenten der von einem Theile derselben abgeschlossenen Convention bei, oder sie thun es nicht und setzen den Krieg fort. Treten alle Aufständischen der Convention bei und unterliegt dadurch die Sache des Prätendenten, gut! — dann ist es eben schließlich doch kein Anderer als Serrano, der den richtigen Weg eingeschlagen und die Sache zum glücklichen Ende geführt hat, und er kann sich in diesem Fall ebensosehr seiner weisen Voraussicht als seiner bürgerfreundlichen Milde rühmen. Nimmt aber die Sache eine ernstere Gestalt an, in welchem Falle Amadeo früher oder später rettungslos verloren ist, dann hat Marschall Serrano sich für jeden künftigen Herrscher und politischen Zustand möglich erhalten, weil alle Spanier ohne Unterschied ihm nicht vergessen werden, daß er das Blut seiner Landsleute geschont und die Drohungen des „Fremdlings" in seiner Thronrede nicht nur nicht verwirklicht, sondern geradezu und auf das entschiedenste vereitelt hat. Also: Serrano for ever!

Daß nun diese Auffassung und Zergliederung der Dinge keineswegs ein müßiges Spiel meiner carlistischen Phantasie, sondern eine thatsächlich sehr wohl begründete Sache ist, dieß lernen wir, abgesehen von allem Andern, ganz besonders durch einen Blick in die Organe der italienischen Regierungspresse. Wie sehr die Regierung Jungitaliens an dem Gang der Dinge in Spanien betheiligt ist, wie ängstlich aufmerksam sie alle Vorgänge auf der pyrenäischen Halbinsel verfolgt, dieß bedarf sicherlich keiner Auseinandersetzung. Als nun die Nachricht von der Convention von Amorevieta nach Italien gelangte, da machte unter Anderem die offiziöse

„Italie" die Bemerkung: „Die Dinge scheinen nicht den baldigen Triumph des jungen Königs zu bedeuten." Es fügte zwar das genannte Blatt in affektirtem Hochmuth bei: wegen der carlistischen Insurrektion brauche man nicht in Sorge zu seyn, da es kaum noch eine solche gebe. „Aber" — und das ist die Hauptsache — „beunruhigend sei die Haltung der hervorragendsten spanischen Staatsmänner, namentlich jener welche der Ordnungspartei angehören und zu der Einsetzung der gegenwärtigen Regierung beigetragen haben." Wenn die Regierung Viktor Emanuels in ihren anerkannten Organen solche Dinge drucken läßt, so heißt das in der That mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit nichts Anderes, als „Amadeo, König von Spanien, fürchtet seinen Feldherrn und Ministerpräsidenten Serrano im Grund genommen mehr als den Don Carlos." Und daran thut König Amadeo vielleicht gar nicht Unrecht.

Und wenn die „Italie", als sie Obiges schrieb, in einem Schimmer von Hoffnung, daß die Cortes sich gegen Serrano und für Amadeo aussprechen würden, mit Entrüstung ausrief: „Wie, Deserteure aus der Armee des Königs Amadeo, nachdem sie in den Banden des Prätendenten avancirt sind, werden nun ihre Beförderung anerkannt sehen und dieselbe in dem königlichen Heere genießen, welches sie eben noch bekämpft haben!" — so möchte ich zwar diesen Sinn in dem Vertrag von Amorevieta wenigstens nicht vollständig finden, indem die Convention nicht die Beförderungen in der Armee des Prätendenten, sondern nur den vorher in der königlichen Armee bekleideten Grad und Rang aufrecht erhält. Jedenfalls aber hat die „Italie" auf ihre entrüsteten Exclamationen durch das Cortes-Votum vom 3. Juni eine sehr gründliche Antwort und eine Belehrung darüber erhalten, daß man auch in Italien die Verhältnisse Spaniens, dieses originalsten und seltsamsten Landes in ganz Europa, eben nicht versteht. Und es wird der Regierung Viktor Emanuels und diesem unglücklichen König und Vater auch

an ferneren Belehrungen über diesen Gegenstand keineswegs fehlen.

So viel über die „Convention von Amorevieta“, über ihre politische Bedeutung und über die Aufnahme derselben in den spanischen Cortes. Wir wenden uns nun zu dem letzten Gegenstand, welcher uns für dießmal beschäftigen soll, nämlich zu der Frage, welche Wirkungen die mehrerwähnte Uebereinkunft bisher in Bezug auf die carlistische Erhebung gehabt habe. Ich schreibe diese Zeilen am 13. Juni, und bekenne mit aller Offenherzigkeit, daß die neuesten Originalnachrichten aus Spanien, welche mir vorliegen, vom 3. Juni datirt sind. Ich constatire dieß, weil ich heute so wenig wie in meinem ersten Aufsatz politische Prophezeiungen aussprechen oder irgendwie in den Tag hinein reden will. Die Zukunft ist ungewiß für Amadeo und Don Carlos, wie für uns Alle. Aber am 3. Juni 1872 stand in Madrid so viel thatsächlich fest, daß Don Carlos weder an der Hirnentzündung noch an einem anderen Presten gestorben war; diesen Gefallen hatte er dem Hause Savoyen nicht gethan. Gefangen war er auch nicht, verwundet auch nicht; ebensowenig war er in irgend einem Lande Europa's außerhalb Spanien anzutreffen. Er war daher offenbar, wenigstens nach menschlicher Berechnung, bei seinen Getreuen in Spanien, so jedoch daß die Madrider Regierung seiner weder ansichtig noch habhaft werden konnte. Und wenn er fortfährt alle seine Sachen ebenso zu behandeln, wie es ihm bisher in diesem Stück gelungen ist, so wird er nicht ganz übel thun.

Selbstverständlich und thatsächlich gewiß war ferner am 3. Juni 1872 zu Madrid, daß Don Carlos die Convention von Amorevieta nicht genehmigt hatte, daß also kein treuer Carlist an dieselbe gebunden war. Kein Mensch in Spanien scheint an jenem Tag oder in jener Zeit an ein Erlöschen des Aufstandes geglaubt zu haben. Die carlistischen Zeitungen führen fort in Amadeo's Hauptstadt mit der ausdrücklichen Bezeichnung „Periodico Carlista“ zu erscheinen. Im Einzelnen

war bekannt, daß in den verschiedensten Provinzen des Landes zahlreiche und wohlorganisirte Carlistenbanden ganz ungestört weiter wirthschafteten. Um zu begreifen, wie unmöglich es der Regierung ist, dieser Sache aus eigenen Kräften Meister zu werden, muß man sich erinnern, daß nunmehr seit vier Jahren die revolutionäre Mißregierung auf dem Lande lastet; daß die Finanzen, welche unter Narvaez ihrer vollständigen Ordnung entgegengingen, jetzt vollständig ruinirt sind; daß der Krieg auf Cuba alle finanziellen und militärischen Kräfte immer noch in Anspruch nimmt, und daß auch aus diesen Gründen Serrano sehr wohl wußte was er that, als er möglichst bald wieder heimging nach Madrid.

Nun gut; am 3. Juni wurde gleichwohl die in Alcala de Henares nahe bei Madrid liegende Cavallerie in den Norden, nach Pamplona dirigirt, wahrscheinlich zur Bekämpfung der nicht mehr vorhandenen Carlisten. Gleichzeitig kamen aus dem Süden, aus der Provinz Valencia, Nachrichten über das Auftauchen zahlreicher Carlistenbanden unter dem Oberbefehl des Brigadegenerals Dorregaray. Die Antwort, welche dem Ueberbringer der Convention von den carlistischen Befehlshabern in den Provinzen Guipuzcoa und Alava, und von den Untergebenen dieser Befehlshaber zu Theil wurde, war sehr kurz und spanisch; sie hieß: „lieber den Tod". In der Gegend von Ciudad-Real hatten sich neuerdings zwei Banden vereinigt; die Truppen verfolgten dieselben, aber ganz ohne Ergebniß, da das Terrain den Carlisten ebenso günstig, als regulären Truppen verderblich ist. In verschiedenen Gegenden wurden die Bahnzüge von den Carlisten aufgehalten, durchsucht, königliche Offiziere inquirirt und dann unbehelligt weiter gelassen. Requisitionen an Geld, Schuhen und andern Bedürfnissen von Seiten carlistischer Banden waren keine Seltenheit; in einem Städtchen (la Bisbal) wollten sie sich aus der Gemeindekasse 10,000 Realen geben lassen, es waren aber deren nur 5100 aufzutreiben; sie quittirten die Anleihe, und gingen wieder in ihre Berge. In

Vendrell, in Catalonien, waren am 31. Mai unter dem Befehl eines gewissen Quico 200 bewaffnete Carlisten unter dem Gesang eines „Hymnus an König Karl VII." eingezogen, hatten den Bahnhof besetzt, den Personenzug nach Tarragona angehalten u. s. w. Der Carlistenführer Saballs war am 30. Mai in Sarria, nahe bei Gerona, eingezogen; Angesichts dieser Festung speiste er mit seinen 200 Bewaffneten in der größten Gemüthsruhe und sprach dabei die zuversichtliche Hoffnung aus, binnen einigen Wochen in Madrid zu seyn. Der berühmte Bandenführer Carasa endlich erschien an der Spitze von 1000 Bewaffneten am Frohnleichnamstag in der Stadt Puente de la Reina, wohnte dem Hochamte bei, empfing die heil. Sakramente und begleitete in feierlichster Weise mit seiner ganzen Schaar die Prozession. Der Enthusiasmus der ganzen Bevölkerung war ein unbeschreiblicher. Selbst die Frauen sprachen ihre Meinung über die Wirksamkeit der „Convention" in ihrer Weise durch Charpie-Zupfen, Herrichtung von Spitälern für Verwundete u. dgl. aus. Die republikanischen und sonst unabhängigen Blätter der Hauptstadt erklärten unverholen, daß man verzichten müsse, den eigentlichen Stand der Dinge zuverlässig zu erkennen, indem die Regierung nachgewiesenermaßen die Wahrheit nicht sagen wolle, Einzelne aber dieselbe nicht erfahren können. Die carlistischen Zeitungen ihrerseits behaupteten, daß die wenigen Banden welche sich zum Scheine der Convention unterworfen und aufgelöst hatten, längst wieder in Gestalt neuer Banden im Felde stünden. Bei diesen Verhältnissen muß man nicht nur den persönlichen Muth und den kriegerischen Geist der spanischen Landbevölkerung im Auge behalten, sondern auch namentlich den Umstand, daß es diesen Leuten in Folge der revolutionären Mißregierung seit vier Jahren meistens erbärmlich genug ergeht, um in dem Abenteurerleben des Guerilla-Krieges noch eine Fülle von Lebensgenuß und Erholung zu finden.

Die Nachrichten der Regierung endlich beschränkten sich

am 3. Juni auf die Einbringung von 53 Gefangenen — auch kein Friedenszeichen — in Vitoria, auf die Unterwerfung ganzer 19, schreibe mit Worten neunzehn Carlisten in Burgos, und auf die Meldung, daß die königlichen Streitkräfte im Begriffe seien, in die Provinz Navarra „einzubringen“ — wiederum kein Friedenszeichen in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Diesen Nachrichten gegenüber hält die Zeitschrift „Correo militar“ an der Thatsache fest, daß immer noch sehr zahlreiche Banden das Feld behaupten, und daß die berühmte Convention bis jetzt nur schlechte Resultate gebracht hat.

Ich habe es für angemessen gehalten, diese Einzelnheiten hier wiederzugeben, damit der Leser selbst sich aus denselben ein Gesammtbild zurechtmachen könne. Für meine Beurtheilung der Dinge ergibt sich: Offener oder geheimer Abfall der bisherigen besten Freunde Amadeo's, Militärherrschaft unter Serrano's alleiniger Leitung und, den Carlisten gegenüber, ein fortdauernder Kampf an allen Ecken und Enden, dessen baldige Entscheidung durch die „Convention von Amorevieta“ als unmöglich anerkannt ist. Der Prätendent im Felde bei seinen Getreuen, der König im Palaste unter der strengen Obhut seiner Prätorianer, deren Präfektus Serrano, seiner Rede vom 3. Juni nach zu schließen, sich mit dem Studium der römischen Kaisergeschichte zu beschäftigen scheint.

Dieß war die Sachlage nach einem Feldzug von vier bis sechs Wochen. Wie es weiter gehen wird, das hängt von Vielerlei ab, namentlich von dem Benehmen und den Fähigkeiten des Prätendenten. Einen günstigeren Augenblick für erfolgreiche Entfaltung seiner Fahne hat er sicherlich noch nie gehabt; einen Gegner des Don Carlos, der schwächere Wurzeln im Bewußtseyn und in der Zuneigung des spanischen Volkes hätte als Amadeo, könnte man wohl in ganz Europa nicht auftreiben. Unzuverlässigere Beschützer, als dieser savoyische Prinz gegenwärtig in Madrid hat, waren kaum diejenigen welche den unglücklichen Maximilian von Oesterreich

an das Messer des Juarez geliefert haben. Aber bei alledem kann die Sache des Prätendenten gleichwohl zu Grunde gehen, wenn er irgend einen erheblichen Fehler begeht, wenn er zu frühe sich in's offene Feld wagt, wenn er die Neigung der immer noch im Wesentlichen zusammenhaltenden spanischen Armee nicht zu gewinnen weiß, oder wenn er durch die Ankündigung oder den Vollzug irgend welcher extremen Maßregeln eine oder die andere Classe der Bevölkerung gegen sich aufzubringen unglücklich genug seyn sollte. Aber in der ersten Woche des Juni waren seine Aussichten, trotz der Convention von Amorevieta und durch dieselbe, besser als je, und Amadeo war übler daran als je.

Vielleicht hat sich, bis ich wieder die Feder ergreifen kann, nach der einen oder andern Richtung etwas, wo nicht Entscheidendes, doch Bedeutendes zugetragen; jedenfalls will ich Ihnen das nächstemal meine Meinung darüber mittheilen was Don Carlos, falls er jetzt oder später siegen sollte, zu thun und zu lassen hat, wenn in Spanien endlich wieder einmal dauerhafte und minder unglückliche Zustände eintreten und sich befestigen sollen.

Seitdem diese Worte geschrieben sind, hat sich in Madrid wieder einmal ein Scenenwechsel vollzogen: ein neues Ministerium ist an's Ruder getreten, mit Zorrilla an der Spitze. Aber die Hauptresultate vorstehender Erörterung sind dadurch in nichts erschüttert. D. Red.

III.

Glossen eines politischen Einsiedlers.

Die katholische Presse. — Lamentations-Politik. — Der deutsche Partikularismus. — Römische Orientirungen.

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Die paar Blätter, zu welchen ich heute die Feder eintauche, haben so wenig wie irgend etwas das ich auf dieser Welt gethan habe, ja wo möglich noch weniger die Bestimmung und den Zweck, mich bei irgend Jemanden beliebt zu machen. Seit ich dem politischen Schau- und Kampfplatz fern stehe, habe ich sehr natürlicher Weise die freigewordene Zeit mit desto eifrigerem Nachdenken ausfüllen müssen, und da sind mir denn mancherlei Dinge auf- und eingefallen, die sich voraussichtlich weder hüben noch drüben großen Beifalls erfreuen werden. Einen Theil dieser Sachen will ich, wenn es mir gestattet wird, in den „Histor.-polit. Blättern" aussprechen, überzeugt, daß die Redaktion dieser Zeitschrift, deren bloßer Name ein ganzes Programm ist, einzelne Meinungs-Verschiedenheiten mit Milde und Nachsicht dulden und beurtheilen wird. Dienen wir doch Alle einer und derselben, ewigen und heiligen Sache, handelt es sich doch nur um Einzelnheiten in der Anwendung der richtigen und zeitgemäßen Mittel.

Bei der Betrachtung einiger beiderseitigen peccata schicke ich billiger Weise das was ich intra auszusetzen finde, den Glossen über etliche extra-Merkwürdigkeiten voran, schon in der guten Absicht, bei den Freunden eher Gnade zu finden, wenn ich mit den Feinden schließe.

Vor Allem aber will ich drei einfache, gutgemeinte und wohl nicht ganz unzweckmäßige Maximen voraufschicken, welche theils mich bei Betrachtung politischer Dinge zu leiten pflegen, theils nach meiner Meinung unsere Handlungen auf politischem Gebiete bestimmen sollten. Es sind aber folgende:

1) In nichts muß man strenger seyn, als in der Erforschung und Verdammung der eigenen Fehler.

2) Im Zweifel muß man immer das nicht thun, wovon vorauszusehen ist, daß es dem Feind Freude macht.

3) Man muß den Feind von seinem, nicht von unserm Standpunkt aus beurtheilen.

Hiemit wäre ich versucht meine Arbeit gleich mit dem Anfang abzuschließen; denn dem befreundeten und denkenden Leser fällt es nicht schwer, die Anwendung dieser Grundsätze auf eine ganze Reihe von Fällen und Gegenständen sich selber zu machen; wer aber nicht wohlwollend oder nicht zum Nachdenken aufgelegt ist, den werde ich auch im Einzelnen nicht überzeugen. Möchte man sich doch in unserer Zeit so oft versucht fühlen, die Feder gar nicht mehr in die Hand zu nehmen, da fast Jedermann und in jeder Hinsicht seine vorgefaßte und schlechterdings unerschütterliche Meinung hat. Doch sei es drum; wenigstens einige Punkte will ich besprechen, wie sie mir nach dem Kreise meiner Erfahrung und nach der Neigung meines Gedankenlebens besonders am Herzen liegen.

I.

1) Die katholische Presse ist durch die aufopferungsvolle, nicht genug hochzuschätzende Bemühung einer Anzahl

verdienter Männer aus dem Priester- und Laienstande zu einer Bedeutung gelangt, welche man frohen Herzens anerkennen darf. Dabei hat sich aber in neuerer Zeit, wenigstens in einzelnen Theilen Deutschlands, das Bestreben, möglichst viele Preßorgane zu schaffen, in einer meines Erachtens krankhaften und verkehrten Weise hervorgethan. Man sagt nun freilich, das Eindringen der katholischen Presse in die eigentlichen Massen der Bevölkerung sei nur zu hoffen und auszudehnen durch eine möglichst große Anzahl von Lokalblättern, welche durch die Mittel der örtlichen Interessen und was damit zusammenhängt, einen zwar beschränkteren, aber treuen und anhänglichen Leserkreis sich zu gewinnen verstehen. Auch dieser Gedanke hat eine gewisse Wahrheit in sich; sehen wir aber zu, was die Hauptsache ist, auf die es ankömmt. Ein großer Uebelstand muß schon darin erblickt werden, daß die zu zahlreichen Tagesblätter einander gegenseitig die Quellen der Existenz abgraben und daß, im Zusammenhang damit, auch größere Blätter selten im Stande sind die genügende Anzahl regelmäßiger und bezahlter Mitarbeiter zu halten. Regelmäßige Mitarbeiter sind aber unbedingt nothwendig, wenn ein Blatt nicht nur eine allgemeine Parteifarbe, sondern einen bestimmten Charakter im Detail und einen gehörigen inneren Zusammenhang haben soll; und die bezahlten Mitarbeiter sind aus vielen Gründen durchschnittlich die besten. Einmal kann man von einem Arbeiter der seinen Lohn erhält, etwas Bestimmtes verlangen, bei dessen Nichtleistung er Arbeit und Lohn verliert; sodann haben im Allgemeinen die besten Arbeiter hienieden die Fülle der irdischen Güter nicht, und die welche sie besitzen, haben statt des mangelnden Verdienstes sehr oft desto größere und leerere Prätentionen; endlich ist die Beschäftigung mit der Tagespresse überhaupt eine so aufregende, peinliche und undankbare, daß auf die Dauer für sie die erforderliche Anzahl tüchtiger Kräfte ohne Entgelt gar nicht zu gewinnen ist. Allein das Alles ist nicht die Hauptsache;

die Hauptsache ist, daß unsere Sache durch unsere Blätter würdig und geziemend vertreten werde, daß in denselben nichts stehe, dessen man sich bei strenger Selbstkritik schämen muß. Vergessen wir niemals, daß der Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel“ nicht unser Grundsatz, sondern derjenige unserer liberalen Gegner ist. So ist es uns z. B. nicht erlaubt, politische Heuchelei zu treiben; es ist uns nicht erlaubt, bei Bekämpfung des Militarismus, bei dem Streben nach Erleichterung der Volkslasten die Grenze der Wahrheit zu überschreiten und die Gemüther zu verhetzen, um sie dann für die gute Sache zu verwenden; es ist uns nicht erlaubt, mit einem rettungslos verlorenen Partikularismus einen Bund einzugehen, wo keinerlei Gemeinschaft der innersten Gedanken vorhanden ist, u. dgl. m. All' das sind nun Versuchungen, welchen wenigstens die kleinen, jeden Tag am letzten Athemzug schnappenden Blättlein gar zu leicht erliegen. Wo ein solches Blatt anfängt durch Armseligkeit des ganzen Inhalts zu glänzen, leichtfertige Nachrichten zu bringen, in seinen Leitartikeln mit der Stange im Nebel herumzufahren, einem ordinären und unwürdigen Ton der Debatte sich hinzugeben, da ist es viel besser, dasselbe ganz fallen zu lassen, als noch ferner Mittel und Kräfte auf ein Unternehmen zu verwenden, das offenbar auf keiner soliden Grundlage ruht. Es muß ja auch kleine und Lokalblätter geben, aber es sollen nicht zu viele seyn, und das richtige Maß in dieser Frage soll ausgemittelt werden nicht auf dem Wege der Privatwillkür, sondern durch die Beschlüsse einer, freilich erst zu bildenden, Parteiorganisation. Das Nämliche gilt aber auch ganz gewiß für die größeren Blätter; wir haben deren bekanntlich einige ganz vortreffliche. Daß dieselben noch immer vortrefflicher werden, daß sie immer Abonnenten und Inseraten bekommen, daß ihre Redaktionen und Mitarbeiter für ihre verdienstvollen Bemühungen besser bezahlt werden, darnach ist zu streben, und die Erreichung dieses Zieles wird ganz gewiß unmöglich ge-

macht, wenn neben jenen Blättern ohne ganz dringendes Bedürfniß andere gleichartige aufzutauchen bemüht sind. Der Verfasser dieser Zeilen schreibt aus vielerlei Gründen in gar keine Zeitung; sein Rath ist daher ein gänzlich uneigennütziger und unparteiischer. — Von denjenigen katholischen Blättern welche sich vorzugsweise bemühen, unsern Gegnern die Waffen wider uns in die Hände zu drücken, soll hier nicht die Rede seyn, weil die Erfahrung feststeht, daß man dieser Plage in der nächsten Zeit noch nicht los wird.

2) Der endlose Jammer über die traurigen Zeiten, welchem man vielfach in katholischen Reden, Preßorganen und Vereinen begegnet, ist ein entschuldbarer Fehler, bleibt aber nichtsdestoweniger ein Fehler. Es kann in der That keinem Zweifel unterliegen, daß unsere gerade so wie jede Zeit von der göttlichen Vorsehung in unendlicher Weisheit zur Erziehung des Menschengeschlechtes benützt wird. Viele Dinge, die wir in dieser unserer Zeit mit Fug und Recht beklagen, als da sind Militarismus und Krieg mit allen ihren Folgen, menschenunwürdiger Haß der Nationen gegen einander, Elend und Noth der niederen Volksklassen, Vergewaltigung des heiligen Vaters, Staatsdespotismus gegen die Kirche — sind schon in früheren Jahrhunderten theils ebenso, theils in schlimmerem Grade dagewesen. Man soll daher nichts übertreiben, nicht das Kind mit dem Bad ausschütten, nicht die Zeit, in welcher man zu leben und zu wirken hat und deren Kind man selber gleichfalls ist, unbedingt verurtheilen, sondern in allen Dingen mit Maß und Besonnenheit unterscheiden und nie vergessen, daß es der Herr unser Gott ist, der auch dieses Jahrhundert aus der Tiefe der Ewigkeit herauffsteigen ließ und es mit allen seinen Gebrechen und Verbrechen in seiner allmächtigen Vaterhand hält. Wenn nun gar einzelne schwächliche Seelen so weit gehen, daß sie sogleich den Untergang der Welt für nothwendig und unvermeidlich halten, wenn ihre noch so berechtigten Wünsche nicht innerhalb bestimmter Frist in Erfüllung

gehen, so ist das eben einfach lächerlich, und darüber weiter nichts zu sagen. Dem Feinde gegenüber kommt man mit einer so trübseligen und heulenden Auffassung der Dinge schon gar zu nichts; denn mit Recht macht der Feind geltend, daß in gar vielen und nicht ganz unwichtigen Beziehungen diese Zeit besser ist, als ihre Vorgängerinnen, was Niemand läugnen wird, der die Geschichte der früheren Jahrhunderte nicht bloß mit dem zärtlichen Auge subjektiver Liebhabereien sondern mit dem ruhigen und scharfen Blicke objektiver Forschung betrachtet hat. Auch auf diesem Gebiete versteht es sich von selbst und ich setze dieß bei allen meinen Bemerkungen voraus, daß das Eine was noth thut, Christenthum und Kirche, unverrückt im Auge behalten werde. Allein man kann in dieser wesentlichen Hinsicht seine volle Schuldigkeit thun, und gleichwohl Zeit und Zeitgenossen ohne alle Verdammungssucht und ohne alle Heulmaierei betrachten und beurtheilen, das in der Gegenwart vorhandene Gute anerkennen, die Vorzüge früherer Zeiten nicht übertreiben, und sich vor Allem stets der wahren und eigentlichen Sünde der Teufel enthalten, welche nach dem Ausspruche des Cervantes die Verzweiflung ist.

3) Der deutsche Partikularismus ist eine Sache welche durch ihre anscheinende Unvertilgbarkeit dem Schreiber dieser Worte schlaflose Nächte bereiten könnte, wenn er nicht zur Erhaltung seiner Gesundheit verpflichtet wäre, nach dem Nachtgebet jeweils besagten Partikularismus gänzlich zu vergessen. In der That, nach 1870, sollte man meinen, sei diese Frage für je und allezeit als erledigt zu betrachten. Es ist und bleibt wahr, daß eine föderalistische Staatsentwickelung dem ursprünglichen Wesen des deutschen Volkes besser entsprochen haben würde, als die unitarische; es ist und bleibt wahr, daß es Oesterreichs Aufgabe gewesen wäre, sich an die Spitze aller Derer zu stellen, welche aufrichtig ein großes deutsches Reich auf föderalistischer Grundlage wollten. Allein eben so gewiß ist es, daß die österreichischen

Staatsmänner ihre Aufgabe entweder gar nicht verstanden oder höchst miserabel behandelt haben; und eine pure Narrheit war es, im J. 1863 mit Fürstencongreß und Bundesreform gegen Preußen aufzutreten, wenn man nicht in der Lage und entschlossen war, seinem Willen Nachdruck zu verschaffen, den Nachdruck, welcher zur Zeit noch Brauch ist unter den Potentaten dieser Erde. Jetzt aber ist Alles vorbei; seit 1863 hat Preußen beschlossen Ernst zu machen und ganze Arbeit zu liefern; seinen Mann dazu hat es gefunden, die Sache ist providentiell und seit 1870 ist der Widerstand zur Thorheit herabgesunken. Denn daß dieses Reich mit unablässigem Drang und gewaltiger Wucht zum Einheitsstaate zu werden verlangt, ist ebenso klar als durch Preußens mehrhundertjährige Geschichte mit Nothwendigkeit gegeben; und daß in diesem Reiche keine Macht mehr ist, welche Preußens ausgesprochenem oder nicht ausgesprochenem Willen auf die Dauer widerstreben könnte, dieß dürfte nach einem flüchtigen Blick auf die Karte und auf die Armeestatistik ebenfalls eines Beweises nicht mehr bedürftig seyn. Dazu kommt aber noch das ganze Wesen der bis jetzt erhaltenen Partikularstaaten; wahrlich, sie sind es nicht werth, daß um ihrer Fortexistenz willen auch nur ein Pulsschlag eines katholischen Mannes aufgewendet werde. Wir brauchen gegen diese Staaten keineswegs aufgeregt oder erbost zu seyn. Noch viel weniger ist es die Aufgabe der katholischen Partei, zur Vernichtung derselben irgend etwas beizutragen, nach derselben irgendwie zu streben, oder auch nur davon zu reden. Diese Vernichtung besorgen die fraglichen Staaten bei weitem am besten selbst und sie haben den festen Entschluß hiezu seit einer Reihe von Jahren so unzweideutig ausgesprochen, daß man sich dabei vollkommen beruhigen kann. Aber das wenigstens sei ferne von uns, daß wir diesen zum Tod entschlossenen und nur noch schwach zappelnden politischen Organismen unseren nicht gewollten Beistand in ihrer Agonie aufdrängen! — Man werfe doch um Gottes willen einen

Blick auf die Entwicklung des deutschen Reiches in der erst so kurzen Zeit seines Bestehens! Es bringt nicht nur jede Session des Reichstags einen oder mehrere Anträge der nationalliberalen Partei in centralisirendem Sinne, sondern diese Anträge haben, wenn man das Reich als bestehend und zur Fortentwicklung bestimmt ernstlich voraussetzt, in der Regel die Consequenz und gesunde Vernunft für sich. Wir wollen nur zwei Beispiele erwähnen. Daß es ein eines großen Staatswesens würdiger Anblick sei, wenn bei gewissen Gelegenheiten ein erheblicher Theil der Volksvertreter den Sitzungssaal verlassen muß, weil Dinge vorkommen welche sie nichts angehen, das wird mir kein Mensch einzureden im Stande seyn. Ebensowenig läßt sich mit wirklich stichhaltigen Gründen darthun, daß die Bewohner eines Reiches, welche das nämliche Strafrecht, Handelsrecht, Obligationenrecht u. s. w. haben, nicht ohne weiteres auch im übrigen bürgerlichen Recht und Gerichtswesen unter eine und dieselbe Norm gestellt werden können. Denn die Behauptung, das Erbrecht, eheliches Güterrecht u. dgl. könnten nach den in Deutschland hergebrachten Verhältnissen nicht über einen Leisten gespannt werden, ist nur eine scheinbare. Jedes vernünftige Civilgesetz wird gerade auf diesen Rechtsgebieten der Privatautonomie so großen Spielraum lassen, daß wirkliche Wohlthaten der bisherigen Partikulargesetzgebung erhalten bleiben. Das Vorhandenseyn einer und derselben subsidiären gesetzlichen Regel aber wird weitaus in den meisten Fällen nur den unschätzbaren Segen der Rechtssicherheit zur Folge haben. Alles wird nur darauf ankommen, daß diese subsidiäre gesetzliche Regel in Wahrheit eine gute und vernünftige sei, und ein solches Civilgesetzbuch ließe sich nach dem jetzigen Stande der Rechtswissenschaft in wenigen Jahren füglich zu Stande bringen. Als das gemeinsame deutsche Wechselgesetz erreicht war, da erklärte man ein gemeinsames Handelsrecht noch auf eine Reihe von Jahrzehnten für eine Unmöglichkeit; nun haben wir es seit einem Jahrzehnt, und kein Grund zur vernünf-

tigen Klage ist vorgekommen. Gerade so wird es mit dem übrigen Civilrecht gehen. Durch die Stellung welche Preußen ganz richtig und consequent zu dem desfallsigen Antrag der liberalen Parteien genommen hat, ist die Sache jetzt schon in der That und Wahrheit entschieden. Auch sind die bisher erwähnten Gründe in Wirklichkeit gar nicht diejenigen welche dem Widerstand gegen den fraglichen Antrag zu Grunde liegen. Nein; die Partikularregierungen, welche in der Stunde der Angst alles Wesentliche der Souveränetät von sich geworfen und ihre treuesten Vertheidiger im Stich gelassen haben, wollen sich jetzt mit kindlichem Vergnügen an einigen übriggebliebenen Fetzen von „Hoheit" trösten, halten und erlustiren. Diese Freude wird nicht lange dauern; der Gang der Dinge ist ein unaufhaltsamer geworden; Europa's Verhältnisse und Schicksale mögen sich im Uebrigen in den nächsten Decennien gestalten wie sie wollen, das Geschick der deutschen Mittelstaaten ist unwiderruflich besiegelt. Darum ist es ernstlich Schade für jeden Athemzug und für jedes Wort, welches von katholischer Seite für partikularistische Interessen und Gedanken aufgewendet wird; darum ist es eine wahre Calamität, daß die hochverehrten Männer der Centrumspartei immer noch den Partikularismus in gewissem Sinn und Grad als einen wesentlichen Bestandtheil ihres Parteiprogramms aufrechterhalten. Fort damit, und lasset die Todten ihre Todten begraben! —

Bei diesem Gegenstande muß ich nun freilich auf den Vorwurf gefaßt seyn, ich sei auch unter die Sonnenanbeter des Erfolgs gegangen, ich hätte mich mit dem großen Unrecht des Jahres 1866 leichthin ausgesöhnt, ich sei auch krank am furor teutonicus oder borussicus, u. s. w. Ich habe aber in diesen Beziehungen ein ungeheuer gutes Gewissen, und bleibe deßhalb merkwürdig kalt gegenüber von solchen Anschuldigungen. Aus einem deutschen Bund einen Einheitsstaat zu machen ohne Vergewaltigung der Widerstrebenden, das wäre ein merkwürdiges Kraftstück gewesen; und nachdem einmal

der Einheitsstaat das einzig Mögliche und historisch Gegebene ist, weil die Vertreter der entgegengesetzten Idee zu schwach und zu ungeschickt waren, um zum Ziele zu gelangen, so muß ich mir als ein auf allen Gebieten an logisches Denken gewöhnter Mensch eben die Consequenzen des thatsächlich Gewordenen einfach gefallen lassen. Und das muß ich allerdings offen bekennen: in einer Zeit, wo ich es Jahrelang ertragen muß, unsern heiligen Vater, und zwar diesen heiligen Vater, beraubt, hilflos, gefangen zu sehen, in einer solchen Zeit habe ich für welfische oder wittelsbachische Leiden keine Empfindung übrig, und namentlich ist es mir ungeheuer gleichgültig, ob einige protestantische Dynastien mehr oder weniger auf Erden sind.

Jedenfalls haben wir Katholiken am allerwenigsten Ursache, uns irgendwie für die Mittelstaaten zu echauffiren. Man mag nun das was vom Reiche gegen uns geschehen ist und noch geschehen wird, mit allem Fug und Recht sehr hart und unbegreiflich finden; so viel bleibt sicher, daß bis jetzt sich nirgends (?) diejenige Todfeindschaft gegen die katholische Kirche vorgefunden hat, welche aus den bekannten Reden eines mittelstaatlichen Ministers bei Gelegenheit des §. 130a athmete. Und ferner ist es gewiß, daß die erbärmlichste aller Häresien auch die wenigen und traurigen Anhänger welche sie gefunden hat, nicht gefunden haben würde, wenn nicht eine mittelstaatliche Regierung sich der elenden Sache mit allen möglichen Mitteln angenommen hätte. Diesem Schauspiel der Thätigkeit einer katholischen mittelstaatlichen Regierung gegenüber erscheint Alles, was die Kirche in Ländern wie z. B. Baden von protestantischen Kammermajoritäten und Regierungen zu dulden hatte und hat, als eine verhältnißmäßige Kleinigkeit. Und wenn es noch eines Beispiels bedürfte, um das Klein- und Mittelstaatenwesen in Deutschland für uns Katholiken endgültig zu verurtheilen, so würde dieses Beispiel gewiß durch die Geschichte des letzten bayerischen Landtags gegeben seyn. Ihr königs-

treue Patrioten und du braves kerngutes katholisches Volk, wie habt ihr so tüchtig und aufopfernd gearbeitet, bis eine katholische Majorität dastand, von der selbst die Feinde befürchteten, sie werde endlich nach oben Ernst zeigen. Und wie ist es ergangen! Wie ist ein Stein nach dem andern herausgebröckelt aus dem so mühsam aufgeführten Gebäude! Wie hat sich der Druck der in Deutschland allein noch vorhandenen wirklichen Macht im Einzelnen und Ganzen übermächtig erwiesen, bis die Majorität zur Minorität geworden war und Alles ein schales fades Ende nahm. Darum sei es noch einmal gesagt das Wort, welches mir in deutschen Dingen vor allem Anderen am Herzen liegt: Fort damit, und lasset die Todten ihre Todten begraben!

Nun kommen aber gleichwohl gegen mich aufmarschirt all' die Argumente, welche man nur zu leicht ableiten kann aus dem Verhalten des Reiches gegen die Kirche. Ich bleibe aber ganz kühl. Ich gebe zum voraus Alles was man in dieser Beziehung schon gesagt hat, sagen kann und noch sagen wird, unumwunden zu. Aber ich frage: was folgt daraus? Es folgt daraus entweder, daß wir uns dem Reiche innerlich und bei Gelegenheit auch äußerlich feindselig gegenüberzustellen haben, oder es folgt gar nichts daraus: Eine Feindseligkeit gegen das Reich ist uns nun vor Allem nicht erlaubt von unserer Religion. Dieses Reich, welches noch dazu bezüglich Süddeutschlands in allen legalen Formen zu Stande kam, ist ganz unzweifelhaft die Obrigkeit, welche Gott über uns gesetzt hat, und wir dürfen gegen dasselbe, es mag uns noch so ungerecht behandeln, gerade ebensowenig feindselig gesinnt seyn, wie ein Kind, welches von seinen Eltern das größte und zweifelloseste Unrecht erduldet, ihnen deßhalb nicht den Tod wünschen darf, ohne Sünde zu thun. Dieses ist Gottes viertes Gebot, und ob die Obrigkeit, welcher Gott Macht über uns gegeben hat, im Jahr 1866 oder sonst das siebente verletzt hat oder nicht, darüber hat Er zu richten, nicht wir. Auch

komme ich mit dieser für mich entscheidenden religiösen Auffassung der Frage keineswegs in einen Conflikt gegenüber den Partikularstaaten; denn ich verlange mit nichten, daß ein Katholik gegen diese das allergeringste Unerlaubte oder auch Erlaubte unternehmen, sondern nur, daß die katholische Partei dieselben ihrem wohlverdienten und selbstgewollten Schicksal ruhig überlassen soll.

Uebrigens ist es mir wohl bekannt, daß meine religiöse Entscheidung der Frage von Vielen als principiell unzulässig, von Mehreren als materiell unrichtig wird angefochten werden. Darum steige ich eine große Stufe herab von dem für mich allein entscheidenden und beruhigenden Standpunkt, stelle mich auf den rein politischen Boden und sage: Jede Feindseligkeit gegen das Reich ist eine Thorheit, weil wir die Macht nicht haben, ihr Geltung zu verschaffen. Wir ehemaligen Großdeutschen haben sehr wohl gewußt, warum wir uns so lange und so treu an Oesterreich hielten, warum wir bis 1870 selbst durch einen Beust nicht zu vertreiben waren; aber jetzt sind wir eben verlassen und auf uns allein gestellt, und wenn Fürst Bismark nach dem Friedensschluß im Jahr 1871 irgend einen guten Grund gehabt hat, nicht gegen Oesterreich zu marschiren, so bestand der Grund darin, daß er uns die österreichischen Katholiken nicht gönnte. Wir sind Minorität, und jede feindselige Handlung gegen die uns beherrschende Gewalt wird unsere Lage verschlimmern.

Dagegen wird, davon bin ich fest überzeugt, das endliche Aufgeben des Partikularismus unsere Lage verbessern. Wenn die welche das Reich zu leiten berufen sind, dasselbe etwa durch fortgesetzten Religionshaber wieder zu ruiniren Lust tragen sollten, wenn die herrschenden Parteien kurzsichtig genug sind, um unter dem schon jetzt an unsere Ohren gellenden Hohngelächter des Auslandes ihren antireligiösen Marotten zuliebe die Kraft der kaum geeinigten Nation zu zersplittern und zu vergeuden, wenn die Menschenrace, Professoren genannt, über den gesunden Menschenverstand durch-

aus Meister werden soll, wir können es allerdings nicht hindern. Aber beachten wir wohl! die Einmischung partikularistischer Strebungen und Strömungen in die reine katholische Sache hat bisher schon den gegen uns von maßgebender Seite eröffneten Kampf verbittert; das Aufhören jeder partikularistischen Bemühung in unserem Lager würde dem Gegner alle die Kraft entziehen, welche er aus der Geltendmachung unserer mittelstaatlichen Schwachheiten schöpft. Denn — läugnen wir es nicht — in der großen Mehrzahl der Bevölkerung, auch auf katholischer Seite, ist die unitarische Stimmung überwiegend geworden, und solange man uns, oder einem Theile der Unsrigen mit mehr oder minder Grund vorwerfen kann, wir seien gegen die Reichseinheit, so lange hat man eine schwerwiegende Waffe mehr gegen uns. Ganz anders, wenn einmal der seit Jahrhunderten dauernde und nun seinem Ende nahende Prozeß mit Gottes Hülfe vollends überstanden ist. Dann wird der bisherige politische Kampf gegen uns an seiner Gegenstandslosigkeit versiegen, und sofern er dann auf dem rein kirchlichen Gebiete fortdauert, da sind wir guten Muthes und des endlichen Sieges gewiß. Im Uebrigen sollen diese Zeilen keine politische Abhandlung vorstellen, sondern nur Andeutungen geben, und so mag es an dem über diesen hochwichtigen Punkt Gesagten für dießmal genügen.

4) Man ist in Rom nicht immer über Deutschland genügend und genau unterrichtet. Selbstverständlich soll diese Behauptung sich nicht beziehen auf die kirchlichen Dinge und Zustände. Sie bezieht sich einzig und allein auf die verantwortlichen Diener Sr. Heiligkeit des Papstes und auf die mehr oder minder richtigen Informationen derselben in weltlich-politischen Angelegenheiten. Sie darf deßhalb auch von einem ganz entschiedenen, wahrhaft ultramontanen Katholiken ohne alles Bedenken ausgesprochen werden, wenn er von ihrer Richtigkeit überzeugt ist. Es soll hier auch keineswegs die Rede seyn von der Botschafter-

Angelegenheit des Cardinals Hohenlohe. So wenig diese Angelegenheit mit der Unfehlbarkeit des irdischen Stellvertreters Christi irgendwie etwas zu thun hat, so erlaubt es daher ist, auch über diese Fragen anderer Meinung zu seyn — und in der That bin ich anderer Meinung — so gebietet doch die tiefe Ehrfurcht, welche wir dem heiligmäßigen Greis im Vatikan schulden, nicht nutzlos zu diskutiren, was er unwiderruflich erledigt hat, und vor seinem so oft erprobten Urtheil der eigenen Ansicht Schweigen zu gebieten, wo deren Geltendmachung keinen Zweck mehr haben könnte.

Daran aber darf man füglich erinnern, daß Cardinal Antonelli im Frühjahr 1871 zur Zeit der ersten deutschen Reichstagssession zugestandenermaßen mit einem deutschen Diplomaten eine Conversation pflog, aus welcher erhellt, daß Sr. Eminenz unbekannt war, was die Centrumspartei damals wollte und that. Denn wenn der Cardinal bedingungsweise Sachen mißbilligt hat, an die kein Mensch in Deutschland dachte, so war er eben — gar nicht oder ungenügend informirt. Etwas Aehnliches scheint auch in neuester Zeit unbestreitbar zu seyn nicht in Bezug auf Cardinal Antonelli, wohl aber in Bezug auf diejenigen dem Vatikan nahestehenden Persönlichkeiten, welche die „Genfer Correspondenz“ mit römischen und deutschen Nachrichten und mit Leitartikeln versehen. Ich halte es nicht für nothwendig, in das etwas strenge Urtheil über diese Correspondenz einzustimmen, welches seiner Zeit der hochwürdigste Bischof von Mainz gefällt hat. Die „Genfer Correspondenz“ hat für ihre Richtung im Allgemeinen, für den Muth und die Entschlossenheit, mit welcher sie ihren Kampf führt, die Billigung des heiligen Vaters erhalten, welche hohe Ehre ihr von Herzen zu gönnen ist. Es folgt daraus aber keineswegs, daß jedes Wort das sie zu sagen für gut findet, richtig oder klug ist. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich schon einmal erlaubt, in dieser Richtung eine vertrauliche Bitte an die

Redaktion der „Genfer Correspondenz“ zu richten. Er hält es nicht für geeignet, hier einzelne Aeußerungen derselben, welche ihm tadelnswerth scheinen, öffentlich zu besprechen und, wie man zu sagen pflegt, „an die große Glocke zu hängen“. Wohl aber hält er es für durchaus geeignet und den Interessen unserer Sache dienlich, wenn auch er hier die Erklärung abgibt, daß die deutschen Katholiken sich für keine Aeußerung der „Genfer Correspondenz“ verantwortlich bekennen, daß die von den Bismarkischen Zeitungen aus der „Genfer Correspondenz“ abgeleiteten Schlüsse über die Gesinnungen der deutschen Katholiken und über die Absichten der Centrumspartei durchaus unberechtigte sind, und daß die „Genfer Correspondenz“ überhaupt für uns nicht mehr Autorität hat, als irgend ein anderes Blatt. Hiemit sei denn verbunden die wahrlich von Herzen wohlgemeinte Bitte, das genannte Blatt wolle sich in Bezug auf deutsche Kirchenpolitik von solchen Männern bedienen lassen, die nicht nur fromm und eifrig sind, sondern auch besonnen und klug. Solche Bitte darf ein katholischer Publicist füglich an andere katholische Publicisten richten. Cardinal Antonelli steht für uns zu hoch; wäre dieß nicht der Fall, wir würden glauben es recht gut verantworten zu können, wenn wir selbst an ihn, den „Nestor der europäischen Diplomatie“, ein solches Ansuchen uns erlauben wollten.

5) Eine Centralorganisation der katholischen Partei durch das ganze deutsche Reich, mit entsprechender Besteuerung der Parteigenossen unter Beihülfe der Frauen und Jungfrauen, fehlt leider noch immer. Und dennoch ist es klar, daß ohne Geld keine Partei Großes erreichen kann, sowie daß auch auf diesem Gebiete der Föderalismus dem Centralismus Platz machen muß. Großen geistigen und materiellen Gewalten stehen wir im Kampfe gegenüber; großen Kraftaufwandes in jeder Hinsicht bedarf es von unserer Seite, um diesen Kampf mit Ehren zu bestehen. So lange es in Deutschland überhaupt noch eine Spur von constitutionellem



Leben gibt, wird man der katholischen Partei so wenig wie irgend einer anderen ihre Organisation verwehren können, und um sich auf diesem Gebiete vor jedem Conflikte mit der Staatsgewalt zu bewahren, braucht man nur sich möglichst genau an das anzuschließen, was die von der regierenden Macht begünstigten Parteien selber thun. Im Uebrigen wäre es aus naheliegenden Gründen gar zu unklug, sich hinsichtlich dieses Gegenstandes in der Oeffentlichkeit auf Detailvorschläge einzulassen; dagegen werde ich nicht aufhören, von meinem Winkel aus die leitenden Männer der Partei immer auf's neue zu bitten und zu beschwören, daß sie doch endlich diesem Gegenstand von fundamentaler Wichtigkeit das gebührende Augenmerk schenken möchten.

Noch allerhand derartige Glossen habe ich auf dem Herzen; doch für dießmal sei es genug. Werden meine einsiedlerischen Grillen nicht gar zu unfreundlich aufgenommen, so soll mich späterhin die Mühe nicht verdrießen, den Gesinnungsgenossen eine Nachlese vorzulegen. Jetzt aber wenden wir uns zum Gegner, und zwar zu dem einzigen gegnerischen Repräsentanten, der einer ernstlichen Bekämpfung würdig ist; betrachten wir auf den folgenden Blättern einige der unzweifelhaftesten Schnitzer und Fehltritte des Fürsten Bismarck.

IV.

A. Reichensperger über Shakespeare.

William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. Von Dr. August Reichensperger. Münster 1871.

Zwar kennen wir Alle das geflügelte Wort: „Shakespeare und kein Ende!" und wissen, daß der Göthe'sche Ausruf in gewissem Sinn seine Berechtigung hat. Wenn aber ein Mann von dem Geist und Wissen Reichensperger's sich entschließt uns seine wohlabgewogene Meinung über Shakespeare zu sagen, dann gewinnt der vielbehandelte Gegenstand ein frisches Interesse; jeder Freund der Literatur und Poesie wird ihm gerne zuhören und auch der Kundige wird nicht ohne Belehrung von dannen gehen. Das obengenannte Schriftchen erfüllt in der That die Erwartungen, die der Name des Verfassers erregt.

In gedrängter Darstellung und populärer Form gibt uns Herr Dr. Reichensperger den Extrakt des Besten was er, seit seiner Jugend der Shakespeare'schen Muse zugethan, über den großen Dichter gedacht, geforscht und empfunden hat. Er hat die populäre Form gewählt, weil er sich an den allgemeinsten Leserkreis wenden, weil er dazu beitragen will, daß „die Zahl der Bewunderer dieses unvergleichlichen Dichtergenius sich mehre" und recht viele „zum Eintritt in den Zauberkreis" seiner Schöpfungen bewogen werden möchten.

Seine Schrift bildet das 9. und 10. Heft des siebenten Bandes der „Zeitgemäßen Broschüren", welche wir durch diese Anzeige wieder einmal der erneuerten Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen möchten. Sie verdienen die weiteste Verbreitung *).

Den Anstoß zu seiner Untersuchung bot dem Verfasser die eigenthümliche Wahrnehmung, daß der große Dichterfürst in der Gegenwart gerade von den Wortführern des „Fortschritts" auf den Schild gehoben wird. Je weiter er auf dem Gebiete der Shakespeare-Literatur vordrang, desto mehr stieg sein Befremden darüber, daß Shakespeare von Männern verherrlicht werde, deren Grundanschauungen denen des Dichters direkt zu widerstreiten scheinen. „Insbesondere wunderte es mich, den Dichter als Träger von Bestrebungen dargestellt zu sehen, welche unter der Bezeichnung „„moderner Fortschritt"" zusammengefaßt zu werden pflegen und in der sogenannten Renaissance, d. h. in der Zeit der Wiedergeburt heidnischer Ideen und Einrichtungen, wurzeln. Wie kann, so fragte ich mich oft, die gleiche Bewunderung auf so grundverschiedener Unterlage ruhen? Wäre es etwa möglich, daß ein so erhabener Geist, wie der unseres Dichterfürsten, zugleich dem Gotte der Christen und den heidnischen Götzen oder gar dem baaren Materialismus gedient habe?" Diese Fragen veranlaßten Hrn. Reichensperger, nochmals mit mög-

---

*) Der 7. Band der „Zeitgemäßen Broschüren", herausgegeben von Franz Hülskamp (Münster 1871) enthält:

Heft 1: P. Schleiniger, der moderne Indifferentismus und die wahre Toleranz.

Heft 2: F. W. Grimme, die deutschen Dichter der Gegenwart und ihr Publikum.

Heft 3 und 4: Ludwig Schütz, das Thier hat keine Vernunft.

Heft 5: F. Hülskamp, die Siege der Kirche im 13. Jahrhundert.

Heft 6: J. B. Kraus, der Satz: „Außer der Kirche kein Heil."

Heft 7 und 8: F. J. Holzwarth, die Bartholomäusnacht.

Heft 9 und 10: Aug. Reichensperger, William Shakespeare rc.

lichstem Bedacht und ohne vorgefaßte Meinung die Werke Shakespeare's zu lesen, dabei die hervorragendsten Erklärer zu Rathe zu ziehen, und so seinen äußern und innern Lebensgang zu prüfen.

Natürlich tritt da vor Allem die in den letzten Jahren aufgeworfene Frage in den Vordergrund: war Shakespeare Katholik? Auch Hr. Reichensperger gelangt im Wesentlichen zu der Ansicht Rio's, die den kirchenfeindlichen Bewunderern des Dichters so viel Aergerniß bereitet hat, und weist auf die zahlreichen Belege hin, welche eine entschiedene Hinneigung Shakespeare's zur katholischen Kirche verrathen, wie sie seinerzeit in diesen Blättern ausführlich erörtert worden sind. Was auch die Gegner dawider aufzubringen versuchen, „jeder mit dem innern Leben und der Anschauungsweise katholischer Völker Vertraute muß herausfühlen, daß Shakespeare darin vollkommen heimisch, daß er sozusagen von katholischem Wesen durchtränkt war." Der Puritanismus kann auf den großen Dichter keinen Anspruch erheben, noch viel weniger aber die Freigeisterei. „Nirgendwo läßt Shakespeare die Zweifelsucht in einem günstigen Lichte erscheinen; kein irgend bedeutender Mann stirbt in seinen Dramen als „„starker Geist"", mit dem Himmel grollend; Alle beugen sich, um Barmherzigkeit flehend, vor dem lebendigen Gotte, dem ewigen Richter über Lebendige und Todte, so daß selbst Gervinus in seiner letzten Schrift (Händel und Shakespeare S. 472) sich zu der Aeußerung gedrungen fühlte, die Art, in welcher Shakespeare seine Helden schildere, lasse in ihm einen Mann von tiefreligiösem Gefühle erkennen."

Darum geht ihm auch die ächt moderne Tendenzwuth des Aufgeklärten gänzlich ab. Seine naturwüchsige Poesie wurzelte im altenglischen Volksthum. Von modern angekränkelter Schulweisheit, der Mutter der Zweifelsucht, oder gar von streng kritischer Forschung ist bei ihm nicht ein Anflug zu entdecken. „Vielmehr steht positiv fest, daß all solcher Gelehrten-Apparat ihm abging, ja daß er nicht einmal eine

irgend gründliche Kenntniß einer lebenden Fremdsprache besaß. Insbesondere hat er sich auch nie des Stüdiums der Philosophie, im technischen Sinne des Wortes, beflissen. Wie viel ächte Weisheit auch seine Dichtungen bekunden, nie reflektirt er, um in abstrakten Sätzen seinen Scharfsinn glänzen zu lassen; vielmehr ergeben sich bei ihm alle allgemeinen Betrachtungen stets in ächt dramatischer Weise aus der jeweiligen Situation wie von selbst." „Das höchste Lob, welches man dem Dichter S. spenden kann, liegt meines Erachtens in dem von den neuesten Kritikern dahin über ihn ausgesprochenen Tadel, daß ihm methodisches Denken fremd geblieben, daß er auf keinem Gebiete als Träger einer bestimmten Tendenz erscheine, weder ein religiöses noch ein politisches Ideal vor Augen gehabt habe, und dasselbe verwirklichen zu helfen bemüht gewesen sei, wie dieß beispielsweise bei Lessing zu Gunsten der Gleichgiltigkeit des kirchlichen Bekenntnisses, oder bei gewissen Historikern zu Gunsten eines sogenannten höhern Culturzieles der Fall ist. Gott sei es gedankt, daß es unserm Dichter nicht vergönnt war, zu den Füßen eines Universitätsprofessors sich zum methodischen Denker oder zum Träger irgend einer fixirten Idee auszubilden!.. Der heutzutage das innerste Triebwerk so vieler bedeutender Geister hemmende, reflektirte Gegensatz zwischen Instinkt und Verstand, Glauben und Wissen, Religions- und Sittengesetz blieb seinem Bewußtseyn durchgängig fremd, oder trübte dasselbe doch nicht bleibend; Verstand, Gemüth und Einbildungskraft tragen und ergänzen bei ihm sich wechselseitig, wie die verschiedenen Töne Eines Accords."

Unbestritten mußte ein Genie wie Shakespeare epochemachend wirken. Daß sein Name einen Wendepunkt in der Geschichte des geistigen Lebens seiner Nation bezeichnet, darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit. Allein in welchem Sinne war es ein Wendepunkt? fragt der Verfasser. Unter den deutschen Literatoren fast insgesammt ist es heute zum

Dogma erhoben, daß Shakespeare der Begründer einer neuen Aera der Emancipation des menschlichen Geistes von einer verknöcherten Orthodoxie sei, und in solchem Sinne feiern sie ihn als den „Herold des modernen Fortschritts". Dieser Anschauungsweise tritt Reichensperger mit feierlichem Einspruch entgegen, indem er behauptet und nachweist, „daß Shakespeare nicht eine neue Epoche begründet oder eingeleitet hat, sondern daß er den Abschluß der vorhergegangenen bildet, daß, deutlicher gesprochen, die poetische Kraft und Herrlichkeit des Mittelalters in seinen Dichtungen den Gipfelpunkt erreicht, um dann für die Dauer von Jahrhunderten zu verschwinden. Demnach würden wir denn in seiner Erscheinung nicht das Schauspiel eines Sonnenaufgangs, sondern das, in diesem Falle übrigens nicht minder glänzende, eines Sonnenunterganges zu bewundern haben."

Diese Beweisführung ist ebenso interessant als zutreffend; sie gründet sich auf die Kennzeichnung und Vergleichung der literarischen Perioden, überhaupt der geistigen Strömungen vor und nach dem Hervortreten Shakespeare's. Der Charakter seiner Dramen und der dramatische Styl unseres Dichters sind das Ergebniß der historischen Entwicklung des englischen Volkstheaters. Die geistige Bewegung aber, die auf ihn folgte und die in ihm ihren Ausgangspunkt finden soll, wich von seiner Anschauungs- und Schaffensweise ganz augenfällig und entschieden ab, ja in Wirklichkeit schlugen die tonangebenden Geister nach dem Tode Shakespeare's und selbst noch bei seinen Lebzeiten eine Richtung ein, welche der seinigen schnurstracks entgegenlief. Shakespeare war das gerade Widerspiel der nun aufsteigenden Renaissance und Humanisterei, die in Ben Jonson ihren eigentlichen Repräsentanten in England fand.

Nach dem Tode des großen Dramatikers ging denn auch, wie Gervinus der Wahrheit gemäß bekennt, „alle Fortentwicklung seiner Dichtung völlig verloren." Ueber ein Jahrhundert lang war Shakespeare verschollen, und erst dann

tauchten seine Dichtungen wieder auf, „als das englische Volk, von der frivolen, aus der Renaissance erwachsenen Humanistik eines Voltaire und seiner Nachtreter sich abwendend, an seine mittelalterlichen Ueberlieferungen wieder anknüpfte, als es von dem Wuste sich loszusagen begann, welchen das 17. und 18. Jahrhundert aufgehäuft hatten, als mit einem Worte der Geist wieder in ihm lebendig ward, aus welchem die Schöpfungen seines größten Dichters hervorgegangen sind."

Wahrlich, der Mann, dessen Geistesschöpfungen — und welche herrlichen, leuchtenden, entzückenden Schöpfungen! — also bei seinem Volke in Vergessenheit gerathen und durch mehrere Menschenalter verachtet seyn konnten, der kann unmöglich als das Haupt einer neuen Schule gefeiert werden, der kann unmöglich als ein Vertreter der Renaissance, als ein Mitbegründer derjenigen Geistesrichtung gelten, deren Träger „im Mittelalter nur eine Zeit allgemeiner Verfinsterung, im Wiederaufwachen des Heidenthums oder im Durchbruche des sogenannten Humanismus hingegen den Beginn einer glorreichen Culturepoche erblicken."

Um so mehr liegt es an uns, die Schöpfungen des größten englischen Dichters — des christlichen Geistesriesen, an dem „jeder Zoll ein Dichterkönig" — uns eigen zu machen, die richtige Kenntniß und Pflege desselben durch Popularisirung zu verbreiten und so „das Grundwesen seiner Dichtungen unserem Volke einzuimpfen." Indem wir das thun, tragen wir dazu bei, die fortwirkenden falschen Principien der Renaissance von uns auszustoßen, den ästhetischen Sinn des Volkes auf die rechten Wege zu lenken und so die Hebung der wahren, der menschenveredelnden Kunst anzubahnen, die nicht in der aufgeblähten, gottentfremdeten „modernen Weltanschauung", sondern in der Religion, in der glaubensfreudigen Gottesfurcht ihre Wurzel und ihre Vollendung hat.

V.

Zeitläufe.

Die katholische Kirche vor dem Forum des Fürsten Bismark und des deutschen Reichstags.

Die Jesuiten-Debatte und das Jesuiten-Gesetz.

Consummatum est. Die Bahn ist eröffnet auf der das neue deutsche Reich nun fortgetrieben werden wird, vielleicht ruck- und stoßweise, immerhin aber continuirlich bis an's Ziel, und dieses Ziel wird die Umformung des neuen deutschen Reiches oder aber der Untergang der katholischen Kirche in Deutschland seyn. Ein Drittes oder Mittleres ist nicht mehr möglich. Auch eine Täuschung ist hierin nicht mehr möglich; alle Binden sind von den Augen derer gerissen, die am hellen Mittag nicht sehen wollten.

Wer ein grimmiger Feind des neuen deutschen Reiches ist und sich ruhig überlegt, wie leicht man es in Berlin hätte anders und besser haben können — und zwar gerade unter dem Beifall und der Fürsprache der Jesuiten — der mag sich über die entscheidende Wendung der Dinge von Herzen freuen. Die Jesuiten haben keinen Theil genommen an den Kämpfen der neuesten Zeit und sie sind nicht vor die Wahl gestellt worden. Hätten sie aber wählen müssen, sie würden die Macht Preußens jedem Partikularismus vorgezogen haben. Wir wissen, was wir sagen. Was aber sie und Andere von

Preußen erwarteten, das war nichts Anderes als das verfassungsmäßige Recht.

Das Reich ist nun zu einer großen Gesetzfabrik und Polizeianstalt gemacht worden für den Einen Parteizweck, der nicht ruhen kann, ehe er zur Zerstörung der katholischen Kirche in seinem Bereich, zugleich aber mit Nothwendigkeit zum Ruin einer jeden kirchlichen Autorität gelangt ist. Letzteres hat (unseres Wissens) nicht Einer aus der sogenannten conservativen Fraktion am Reichstag erwogen und von einer solchen Erwägung seine Abstimmung leiten zu lassen gewagt, obwohl mehr als einmal die Rede darauf kam, daß der „protestantische Jesuitismus" nicht minder gefährlich sei als der andere. Der protestantische Haß oder je nach Umständen der junkerliche Servilismus dieser „Conservativen" hat überwogen und dem modern-liberalen, freimaurerischen und rationalistischen Haß die Hand zum Bunde gereicht. Diesem Bunde leiht die kaiserliche Macht ihre Exekutive; und sie läßt sich bei den Parteien für das Vertrauen bedanken, das ihr deßfalls geschenkt worden sei.

Wir haben letzthin einen Blick in die Perspektive geworfen, die sich in näherer und weiterer Ferne von dem nun fixirten Standpunkt des neuen deutschen Reichs aus eröffne. Es hat uns sehr gefreut, daß der Abg. Staatsminister a. D. Dr. Windthorst keinen Anstand genommen hat dieselbe Perspektive dem hohen Reichstage vorzuzeigen*).

---

*) Die kurzen Motive der Regierungs-Vorlage betonen, daß damit „vorläufig" dem Beschluß des Reichstags gegen den Jesuiten-Orden nachgekommen seyn solle. Dr. Windthorst bemerkte dazu: „Es liegt in diesem Wörtchen „„vorläufig"" eine ernste Mahnung und ich glaube, daß es gut ist das deutsche Volk auf dieses „„vorläufig"" besonders aufmerksam zu machen, zumal ich fürchte, daß die diplomatischen Wendungen des Herren Abg. Wagener nicht überall verständlich genug befunden werden könnten. Ich will deßhalb hinzusetzen, daß das was der Herr Abg. Wagener sagte, allerdings sehr bitterer Ernst ist. Es handelt sich um einen Kampf

Aus den Reden aller unserer Freunde im Centrum tönt überhaupt die Gewißheit hervor, daß nicht die leiseste Hoffnung auf Recht und Gerechtigkeit mehr erlaubt sei und daß man sich auf alles Aeußerste gefaßt machen müsse. In der That ist die Scheide des Schwertes weggeworfen, und von einem Tag zum andern ist man nicht mehr sicher, daß Klarheit werde über jenes berühmte Räthselwort der Lehnin'schen Weissagung von dem scelus nefandum. Denn die losgelassenen Rachegeister ringen seit einer Generation, um nicht zu sagen seit dreihundert Jahren, nach den unwiderstehlichen Machtmitteln eines großen Staats, um ihr Rachewerk an dem ewigen Hinderniß der Revolution zu vollführen; und was sie so heiß begehrten, das haben sie nun zu ihrer freien Verfügung. Sie machen das beliebige Gesetz und Recht, das Reich aber leiht ihnen Criminaljustiz und Polizei. So weiß denn endlich Jedermann, was der „moderne Staat" bei uns eigentlich bedeutet.

Unter solchen Umständen mußte es den verbündeten Parteien allerdings lächerlich erscheinen, wenn die Redner des Centrums sich auf Recht und Verfassung beriefen, wenn sie an die Principien der „Freiheit" und des „Rechtsstaats" erinnerten, ja sogar von allgemeinen „Menschenrechten" zu reden wagten. Allerdings brachten auch ein paar Demokraten — ja sogar, sei es im Scherz oder Ernst, Herr Lasker — derlei veraltete Begriffe wieder zu Markt. Dafür wurden sie von der Coalition der Gesinnungstüchtigen laut verhöhnt

gegen die katholische Kirche auf Leben und Tod. Es handelt sich darum, m. H.! Man will, nachdem die Bewegung des Altkatholicismus im Sande verlaufen ist oder allernächst verlaufen wird, jetzt von oben herab die Nationalkirche zurechthauen, man will die Katholiken Deutschlands vom päpstlichen Stuhle trennen, man will sie unter die Polizeiknute des Staats bringen, man will dann, weil man doch noch zweifelt, ob das bezeichnete Vorhaben vollkommen gelingt, im nächsten Conclave das Papstthum entweder vernichten oder verfälschen."



... sonderbare Schwärmer, als Sklaven oder Narren der ...ctrin, die nicht gemerkt hätten, daß diese Doktrin ihre Zeit und bloß als Mittel zum Zwecke der absoluten Parteiherrschaft ihren Werth gehabt habe*). In der That bietet das neue „Jesuiten-Gesetz" ein unerreichtes und unerreichbares Muster der Kunst, wie man in ein paar kurzen Artikeln über alle Ideen der Freiheit und des Rechtsstaats, der verfassungsmäßigen Garantien und der allgemeinen Menschenrechte — wie sollen wir doch sagen? — zur Tagesordnung übergehen kann. Ein bayerischer Halbdemokrat erinnerte an Karlsbad; aber die Karlsbader haben doch nie liberale Phrasen im Munde geführt, sie haben nicht geheuchelt.

Ehe wir aber zur Charakteristik des Gesetzes übergehen, haben wir noch eine specielle Seite des Vorgangs zu beleuchten. Nachdem auch bei diesem Reichstag wieder die Dressur des Nationalliberalismus sich als unübertrefflich erwiesen, geziemte sich für die Mitglieder der nobeln Partei allerdings eine Extra-Belohnung. Sie hatte schließlich ohne eine Miene zu verziehen, den Drakonismus des neuen Militär-Strafgesetzes verschluckt, sie hatte die Bismarkische Diktatur im Elsaß auf ein weiteres Jahr verlängert, sie hatte in Allem sich apportirfähig erwiesen. Dafür wurde nun gerade sie glänzend belohnt, nicht minder glänzend belohnte zugleich Fürst Bismark sich selber. Denn das Jesuiten-Gesetz garantirt nicht nur den nachfolgenden „Stoß in's Herz" gegen die katholische Sache in Deutschland als solche, sondern es ist auch der „Stoß in's Herz", den der Einheitsstaat den Scheinsouverainetäten der kleineren Einzelnstaaten mit vergoldetem Dolche beibringt. Man weiß noch nicht, ob das von den betreffenden Vertretern im Bundesrathe bemerkt

---

*) Schon in der Elsaß-Debatte vom 10. Juni äußerte sich der bayerische Demokrat Dr. Erhard sehr interessant über die in's System gebrachte Schamlosigkeit der nationalliberalen — Selbstverläugnung.

worden ist oder bemerkt werden wollte; jedenfalls hätte die Entdeckung ein tiefes Studium nicht erfordert.

Wenige Tage vorher, am 29. Mai, war der Antrag Lasker auf Ausdehnung der Reichscompetenz über das „gesammte bürgerliche Recht" berathen und zum zweitenmale mit großer Mehrheit angenommen worden. Die beiden süddeutschen Minister widersprachen, wofür sie denn auch als „entschiedene Partikularisten" und „Hinderer der Reichseinheit" gleich gehörig abgekanzelt wurden. Allerdings hatte der württembergische Minister noch dadurch besonders gereizt, daß er einen Blick hinter die Coulissen des Bundesraths gestattete und über die Verhältnisse in diesem hohen Collegium einige wahrheitsgemäße Andeutungen zum Besten gab, wozu er sich die Erlaubniß des Fürsten Bismarck nicht eingeholt hatte. Seine Aeußerungen besagten mit dürren Worten: Preußen mache im Grunde Alles allein und den andern Staaten sei es unmöglich im Bundesrathe ihren legitimen Einfluß zu üben; aus den Zeitungen (!) müßten die süddeutschen Regierungen erfahren, daß und welche Reichsgesetze im preußischen Justizministerium vorbereitet würden, im Bundesrathe gebreche es dann schon an der Zeit um einen Einfluß geltend zu machen. Kurz, diese vom Fürsten Bismarck dereinst hochgepriesene Institution wäre hienach — wie Herr Lasker die Rede des Ministers richtig interpretirte — „eine Art Richtigkeit" *). In der That hätte gerade Herr von Mittnacht über diese Dinge, die sich sehr wohl schon in Versailles hätten vorhersehen lassen, lieber schweigen sollen,

*) Interessant waren diese „Stoßseufzer" für uns insoferne, als der vorjährige Vertreter Bayerns im Bundesrath der heimathlichen Kammer das gerade Gegentheil davon versichert hatte. Er rühmte den großen Einfluß und das bedeutende Gewicht, das Bayern im Bundesrath besitze: die clausula Bavarica sei in Berlin sprichwörtlich. Dem Herrn von Mittnacht scheint das Sprichwort ganz unbekannt geblieben zu seyn; auch ist der bayerische Minister seinem Gedächtniß nicht zu Hülfe gekommen.

namentlich dann wenn Württemberg und Bayern nicht entschlossen waren, dem sogenannten Jesuiten-Gesetz den äußersten Widerstand entgegenzusetzen.

Denn durch dieses Gesetz hat nun die Partei thatsächlich und unter der Hand Alles erreicht, was durch den Antrag Lasker offen und ehrlich erreicht werden wollte, ja noch um ein gutes Theil mehr. Mit einer Codifikation des gesammten bürgerlichen Rechts hat es ja ohnehin gute Wege; es war den Herren auch nicht so fast darum, als vielmehr um die Befugniß zu thun, durch Spezialgesetze überall da in die privatrechtlichen und bürgerlichen Rechtsverhältnisse einzugreifen, wo man es im Parteiinteresse für zweckmäßig halten würde, oder wie Dr. Windthorst gesagt hat, „in Berlin die Gesetze zu machen, die sie zu Hause nicht haben fertig bringen können." Namentlich war es ihnen darum zu thun dem Reichstag die Competenz in den kirchlichen Angelegenheiten zu erobern. Heuer wie voriges Jahr wurde das ohne Hehl zugestanden: zunächst sollte der Antrag Lasker die Einführung der obligatorischen Civilehe von Reichswegen ermöglichen. Jetzt bedarf es dieser Umwege nicht mehr.

In Consequenz des Jesuiten-Gesetzes fällt das ganze Gebiet der „Kirchenpolizei"*) in die Befugniß des Reichs. Hiemit besitzt das Reich einen weiten Sack in den sich alles Mögliche hineinstecken läßt, wie ja auch die Worte im Eingang der Reichsverfassung „Wohlfahrt des deutschen Volkes", aus welchen die Competenz zur Einbringung des Jesuiten-Gesetzes abgeleitet worden ist, als eben solcher weiter Sack dienen können. Ganz folgerichtig hat auch der Reichstag sofort die Einführung der Civilehe durch Reichsgesetz verlangt; das war für die „Conservativen" bisher ein Horrendum, jetzt aber sind sie in richtiger Consequenz dafür gewonnen. Auch ein Reichsgesetz über Trennung der Schule von der Kirche hat jetzt keinen Anstand mehr u. s. w.

*) Dieser aus der Zeit des Absolutismus herübergekommene Ausdruck wird sich jetzt für die Amtssprache wieder empfehlen.

Es ist unfraglich: wenn der Antrag Lasker, nach dem Ausspruch des bayerischen Ministers, ein „radikales Mittel der Entziehung der Justizhoheit für die einzelnen Länder“ enthält, dann muß der mit dem Jesuiten-Gesetz betretene Weg noch viel radikaler wirken. Dasselbe überträgt im Princip die höchste Polizeigewalt, also die wesentlichsten Attribute der Administration, auf die exekutiven Organe des Reichs oder, um mit dem Minister von Mittnacht zu reden, auf das preußische Ministerium. Der Antrag Lasker hätte die Einzelstaaten doch noch als mehr oder minder große Verwaltungseinheiten zurückgelassen; auch das ist bei dem jetzt eingeführten System nicht mehr der Fall. Man denke sich z. B. den König von Bayern mit seinen concordatmäßigen Rechten und Pflichten gegenüber der nun inaugurirten Gesetzgebung! „Kronrecht“ hin oder her, die bayerische Krone ist jetzt schon in der Lage in kirchlichen Dingen verfügen zu müssen was von Berlin her befohlen wird, und wäre es seinerzeit die polizeiliche Schließung aller römisch-katholischen Kirchen des Landes. Unter solchen Umständen ist es denn allerdings nicht mehr der Mühe werth von „föderativen Grundlagen“ und von Abwehr des Einheitsstaates zu reden. Es ist Alles bloß mehr Phrase. Wir wollten denn auch nur nebenbei noch von dieser Seite der Sache reden, um hinter die „verbündeten Regierungen“ den Schlußpunkt zu setzen.

Sieht man sich das nun beschlossene Gesetz genau an, so möchte man fast sagen, es sei eigentlich gar kein Gesetz. Jedenfalls ergibt sich aus der Verfassung kein gesetzlicher Titel hiefür. Es ist kein „Strafgesetz“, wie man fälschlich deducirte, denn die Rechtspflege hat mit seiner Anwendung nichts zu thun. Es ist kein „Vereinsgesetz“, man müßte es denn nur als partielle Aufhebung aller bestehenden Vereinsgesetze bezeichnen wollen. Es ist im Grunde nur eine von der Reichstags-Mehrheit der Reichsexekutive angebotene und von der Reichsexekutive dankbarst angenommene Generalvollmacht, die persönliche und bürgerliche Freiheit einer —

man kann nicht einmal sagen: einer bestimmten — Classe von Personen auf dem Wege der Polizeigewalt zu cassiren. „Beschränkung der über die Freizügigkeit im deutschen Reiche bestehenden Vorschriften": so bezeichnen die Motive den Inhalt der zu ertheilenden Vollmacht, und als „rechtliche Regelung" der Frage, wobei man zugleich die „milderen Mittel" vorgezogen habe, wurde der Entwurf von dem Bundesraths-Vertreter im Reichstage eingeführt. Aber, wie Herr von Mallinckrodt in niederschmetternden Worten betonte, von einem — Recht findet sich in dem ganzen Vorgehen keine Spur; dasselbe hat im Gegentheile das Reich um die neue Institution einer obersten Polizei-Diktatur bereichert, deren Willkür nur an der Willkür der Reichstags-Mehrheit eine Grenze hat. Nebenbei gesagt ist nun auch die Bahn gebrochen, um die Behandlung der socialen Frage durch „die präventive Thätigkeit des Staats" in Angriff zu nehmen.

Das Gesetz ist vom Regierungs-Commissär als ein Nothgesetz eingeführt worden, und zwar im doppelten Sinne: erstens als ein im Stande der Nothwehr erlassenes Gesetz, zweitens als ein fragmentarisches Gesetz das in drängender Eile nur vorangeschickt sei, um später durch eine umfassende Regelung aller einschlagenden Fragen ergänzt zu werden. Der Reichstag hatte nämlich durch Beschluß vom 16. Mai nicht nur ein Ausnahmsstrafgesetz gegen die Jesuiten sondern noch viel mehr verlangt. Nämlich ein Gesetz, welches überhaupt die rechtliche Stellung der religiösen Congregationen und Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regle, sowie die staatsgefährliche Thätigkeit derselben unter Strafe stelle. Dann aber hatte der Beschluß vom 16. Mai den Reichskanzler auch noch im Allgemeinen aufgefordert, darauf hinzuwirken, „daß innerhalb des Reichs ein Zustand des öffentlichen Rechts hergestellt werde, welcher den religiösen Frieden, die Parität der Glaubensbekenntnisse und den Schutz der Staatsbürger gegen Verkümmerung ihrer Rechte durch geistliche Gewalt sicherstelle." Alles das ver-

spricht die Reichsregierung zu thun, und wir haben daher entweder gleich ein codificirtes Kirchenstaatsrecht oder einen neuen „Goldregen“ von kirchlichen Specialgesetzen zu gewärtigen; das neue „Nothgesetz“ gibt nur den Vorgeschmack dessen, was an Reichsglück noch nachkommen wird.

Aber es sei das auch ein eigentliches „Nothwehr-Gesetz“, hat der Regierungs-Commissär gesagt. Das Reich sei nämlich in Noth vor den Jesuiten. Wie so? das hat der Regierungs-Commissär weiter nicht gesagt; er hat nur constatirt, daß die verbündeten Regierungen mit dem deßfallsigen „autoritativen Ausspruch“ der Reichstags-Mehrheit einverstanden seien. Die Debatte ergab denn auch eine um so reichere Blumenlese von Gründen, weßhalb das mächtige Reich sich vor den Jesuiten ernstlich fürchten müsse. Freilich blieb Alles ohne Beweis, außer daß geh. Rath Wagener, der sich überhaupt mit göttlicher Effronterie als Bismark Nr. 2 aufspielte*), wieder einmal einen „diplomatischen Bericht“ beibrachte, wonach die französischen Jesuiten den ganzen Continent mit einer „katholischen Liga“ zu überziehen gedächten. Der geheime Bund mit den Franzosen mußte natürlich wieder herhalten; also sind die Jesuiten „reichsgefährlich“. Der Syllabus und der Concilsbeschluß rührt von ihnen her; also sind die Jesuiten „staatsgefährlich“. Herr Wagener bewies abermals wenigstens insoferne seine logische Ader, als er letzteres Verbrechen nicht auf die paar hundert Jesuiten einschränkte. Dem gesammten Centrum donnerte er zu: „Sie haben dem modernen Staate, Sie haben dem deutschen Reiche

*) Wer die früheren Reden dieses Mannes kennt und damit das rohe Gepolter von letzthin vergleicht, der muß staunen über den Abfall und Verfall des dereinstigen Stimmführers der „christlich-germanischen Partei“ und nunmehrigen vertrauten Mitarbeiters des Fürsten Bismark. In dem profosenmäßigen Auftreten Wagener's scheint Hr. Dr. Windthorst auch nicht mit Unrecht das „Programm der neuen monarchisch-nationalen Partei“ erkannt zu haben.

mit den Beschlüssen des vatikanischen Concils den Krieg erklärt." Also wissen wir, wer Alles „Jesuit" ist.

Soweit indeß nicht die purste Heuchelei bei solchen Anschuldigungen im Spiele ist, muß man mit den Urhebern wirklich Mitleid haben. Es rührt sich darin etwas, was man das böse Gewissen zu nennen pflegt, daher die allerdings ernstliche Furcht. Die ganze Debatte hat auf mich den Eindruck gemacht, als ob das Reich selber, wenn die Metapher erlaubt wäre, kein gutes Gewissen verrathe, und von einer immer wieder erwachenden Erinnerung daran, durch welche Mittel und Wege es entstanden ist, geplagt und geängstigt werde. Da mögen allerdings die Jesuiten und der Syllabus als steter Vorwurf erscheinen, aber ebenso wir alle, die wir mit unseren Ueberzeugungen und Eiden nicht Handel und Wandel treiben. Hiezu kommt aber noch ein anderer schwer in's Gewicht fallender Umstand. Das neue Reich fühlt sich als „protestantisches Kaiserthum" und diese Anschauung ist freilich nicht geeignet, das gedrückte Gewissen zu erleichtern. Nachdem die Herren das neue Kaiserthum als eine „protestantische" Institution haben wollen, so malt ihnen nun ihr eigenes Gewissen als Thatsache vor, es sei unmöglich, daß die deutschen Katholiken mit dem neuen Reich sich befreunden könnten und daß sie nicht im Herzen fortwährend die Niederlage der „katholischen Mächte" Oesterreich und Frankreich bedauern müßten. Bismarck selbst hat das Wort vom „Nicht verzeihen können dieser Siege" fallen lassen und das Wort hat in der nachfolgenden Debatte ein vielfaches Echo ergeben. Ein altes Sprichwort sagt: das böse Gewissen fürchtet den eigenen Schatten an der Wand.

Warum hat man denn aber in Versailles bei der Verhandlung über die Verträge nicht offen und ehrlich gesagt, daß das deutsche Reich, welches man gründen wolle, ein „protestantisches Kaiserthum" seyn solle? Gleich hätte man das sagen sollen. Die Verträge wären dann nicht allgemein angenommen worden oder doch nur mit selbstverständ-

lichen Garantien für die Rechte der katholischen Kirche im neuen Reiche. Das Wachs war ja auch in dieser Hinsicht damals noch sehr weich; man hätte mit sich reden lassen. Nachdem jetzt der „Krieg auf Leben und Tod“ officiell und feierlich erklärt ist — freilich nicht gegen die katholische Kirche, wie die ministeriellen Personen sagen, sondern bloß gegen alle ihrer Kirche treu anhängenden Katholiken — da haben sich die Parteien im Reichstag hin- und hergestritten, wer „angefangen“ habe. Aber wie kann man darüber noch streiten? Dr. Windthorst hat's mit dürren Worten gesagt: die welche durchaus das „protestantische Kaiserthum“ haben wollen, die haben angefangen. Die, sage ich, welche bei der Gründung des Reichs hinterhaltig handelten, heimtückische und unehrliche Absichten verfolgten, die haben angefangen! Man ließ uns alles Andere eher glauben und hoffen*), bis wir in den Sack hineingeschoben waren, den man nun über unserm Kopf zubinden will; und nun will man sich und Andern gar noch weiß machen: wir hätten „angefangen“!

„Glauben Sie nur an die Entrüstung ehrlicher Leute“: so rief Graf Konrad von Preysing in die erregte Debatte hinein. Herr von Mallinckrodt aber schloß seine vernichtende Kritik des Gesetzentwurfs mit den Worten: „Eine solche Vorlage machen, das heißt die gesetzgebende Gewalt in Versuchung führen ihre höchsten Pflichten, nämlich die Pflichten des Rechtsschutzes, des Schutzes der Rechtsordnung hintanzusetzen und sich statt dessen zum Werkzeug der absolutesten Willkür herzugeben.“ Und dazu hat sich die Reichstags-Mehrheit mit Begierde herbeigelassen.

Der ursprüngliche Entwurf ist durch Beschluß der Mehrheit bekanntlich abgeändert worden. Die fakultative

---

*) Es ist bekannt, wie loyal sich in der bayerischen Kammer auch die heftigsten Vertrags-Gegner bezüglich des confessionellen Moments benommen haben. Im Referat war davon mit keiner Sylbe die Rede.



[illegible] des Ordens der [illegible] Orden verwandten [illegible] das deutsche Indigenat [illegible] der Aufenthalt [illegible]" wurde vom [illegible] gemacht. Demnach [illegible] Niederlassungen der [illegible] Orden oder Congregationen [illegible] hatte die ursprüngliche [illegible] der Expatriirung offen- [illegible] von Hohenlohe haben [illegible] die Vorlage in §. 2 [illegible] 2 die Internirung unter Polizei- [illegible] des Reichs verwiesenen Religiosen. [illegible] Entwurf konnte jeder dieser armen [illegible], von Ort zu Ort gejagt [illegible] das ganze Reichsgebiet verschlossen [illegible] unterscheidet zwischen Ausländern [illegible] ersteren kann das Reich ausweisen, [illegible] der Kriegszeit mit den Deutschen in [illegible] unter dem Zeitergebrei unserer [illegible] dagegen scheinen – – der Wortlaut [illegible] die Internirung unter Polizei [illegible] zu kennen: „wenn sie Inländer sind, [illegible] Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten [illegible] angewiesen werden."

[illegible] Fassungen werden schließlich die Aus- [illegible] Ausführung des Gesetzes dem Bundesrathe über- [illegible] es von besonderer Bedeutung ist, daß die Com- [illegible] „Landespolizeibehörden", wovon die Regierungs- [illegible] spricht, in der amendirten Fassung weggeblieben ist, [illegible] ich nicht. Wenn es mit dem hohen Collegium des [illegible]raths wirklich so bestellt ist, daß darin gegenüber dem all- [illegible]gen Einflusse Preußens die Vertreter der andern Staaten [illegible] fünfte Rad am Wagen, eine „Art Nichtigkeit" sind,

wie Herr von Mittnacht gesagt hat: dann wird so wie so ein preußischer Minister die betreffenden Anordnungen erlassen und die „Landespolizeibehörden" werden einfach gehorchen. Auch das Begnadigungsrecht der Fürsten, zu dem sonst der schwerste Verbrecher seine Zuflucht nehmen kann, hat hier ein Ende. Von fürstlichen Privilegien und Freiheiten wie in den Concordaten mit dem heiligen Stuhl ist da überhaupt keine Rede mehr.

Herr von Mallinckrodt hat aus der preußischen Gesetzgebung bewiesen, daß die betreffenden Ordensmänner durch das Reichsgesetz noch unter den Zuchthaus-Sträfling gestellt werden. Damit ist Alles gesagt. So behandelt man fromme und gelehrte Männer, ohne Urtheil und Recht; Männer von denen ihre bittersten Gegner gestehen mußten, daß kein sittlicher Makel an ihnen hafte; Männer die von den preußischen Autoritäten selbst noch vor wenigen Jahren, wie Herr Gneist klagte, geschätzt, gefördert, wegen ihrer segensreichen Wirksamkeit öffentlich belobt wurden; Männer die zum Theile mit dem eisernen Kreuze geschmückt sind und die der Kaiser durch Ordre vom 21. Mai 1871 wegen ihrer aufopfernden Thätigkeit im Kriege mit dem kaiserlichen Danke beehrt hat — so behandelt man diese Männer unter den fadenscheinigsten Vorwänden, in Wahrheit wegen ihrer Gesinnung und Ueberzeugung, die jeder mit ihnen theilt der an der heiligen Kirche nicht zum Verräther werden wollte. Was will gegen ein solches Verfahren der famose Leipziger Tendenz-Proceß gegen die Sächsischen Communisten-Führer noch bedeuten!

Aber nicht nur die Jesuiten und ihr Orden, sondern auch „die mit ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Congregationen" fallen unter das Proscriptionsgesetz. Wer die seien? hat das Centrum gefragt, und der Regierungsmund hat geantwortet: es seien hierüber die angesehensten Autoritäten des Kirchenrechts in Deutschland befragt worden und sie hätten geantwortet, daß „vor Allem die Redemp-

toristen oder Liguorianer, dann die Schulbrüder von La Salle (Ignorantins), erstere unter römischer, letztere unter französischer Oberleitung, als mit den Jesuiten verwandt zu bezeichnen seien." Wohlgemerkt: „vor Allem" hat es ganz ausdrücklich geheißen. Der Regierungs-Commissär hat somit nur beispielsweise gesprochen; jeden Tag kann aus dem Dunkel dieser angeblichen Verwandtschaft eine neue Vetter- oder Basenschaft hervorgezogen und gemäß der Generalvollmacht der neuen Reichspolizei zur Hinrichtung geführt werden. Das Proscriptions-Gesetz gilt somit nicht einmal für eine bestimmte Classe, sondern geradezu für Xbeliebige Personen, die allerdings das miteinander gemein haben, daß sie das sichtbare Oberhaupt der Kirche noch nicht in München oder Berlin suchen zu müssen meinten.

Wollte man auch Alles gelten lassen, was der „moderne Staat" an Beschwerden über die ihm widerwärtige Staats- und Gesellschafts-Philosophie der Jesuiten vorgebracht hat, was sollen denn die Redemptoristen oder Schulbrüder in dieser Beziehung gesündigt haben? Die Bibliographie kennt, meines Wissens, keine andere als ascetische Literatur dieser Orden; auch keine Zeitschriften haben sie erscheinen lassen, was meines Erachtens allerdings auch die Jesuiten wohlweislich hätten unterlassen können*). Aber auch jene müssen fort, allem Anscheine nach ungeachtet dessen, daß in Bayern z. B. die Redemptoristen ein vom Staate anerkannter Orden sind und mit Corporationsrechten begabte Niederlassungen haben!

So werden wir also bald das empörende Schauspiel

*) Als die ersten Hefte der Civiltà catt. erschienen waren, da wurde bekanntlich in Münster eine deutsche Ausgabe des Ordens-Journals veranstaltet, von dem erst das rechte Heil der katholischen Sache in Deutschland kommen sollte. Irren wir nicht, so stand an der Spitze des Unternehmens der Mann, welcher unter den sogenannten „altkatholischen" Apostaten das stärkste Stimmorgan besitzt. So ändern sich die Zeiten!

vor Augen haben, wie unbescholtene Landeskinder gleich schweren Verbrechern für rechtlos erklärt und den willkürlichen Chikanen einer von Berlin aus dirigirten Polizei-Diktatur widerstandslos preisgegeben werden. Denn der Professor Gneist hat es ja ausdrücklich gesagt, mit dem Strafgesetz sei in der Sache um so weniger beizukommen, als auch die Internirten an den ihnen angewiesenen Orten fortwährend überwacht werden müßten, ob sie nicht ihre jesuitische oder sonstige Ordens-Thätigkeit in irgendeiner Weise fortsetzen; das könne nicht die Justiz, sondern nur die Polizei. Ein eigentliches Strafgesetz will der etwas confuse Redner zwar auch noch haben. Eher dürfte sich aber aller Wahrscheinlichkeit nach das Bedürfniß herausstellen, für den Zweck eine eigene Reichspolizei-Branche in's Leben zu rufen; für reichliche Beschäftigung der neuen Institution würde dann der Reichstag alljährlich sorgen.

Leider wird nun dieses traurige Thema das tägliche Brod und der stehende Artikel der katholischen Presse seyn. Ich sage leider in Bezug auf das Reich, welches wahrlich Besseres zu thun gehabt hätte als seine Lebenskraft in einem unabsehbaren Polizeikriege gegen die Kirche zu verzetteln. Auf die Länge kann das zwar den liberalen Parteiwütherichen à la Gneist und Völk gefallen; jeden gesund organisirten Mann aber werden solche Blüthen an der Civilisation des 19. Jahrhunderts im Verlauf mit Ekel erfüllen. Denn darüber täusche man sich nicht: es ist eine Schraube ohne Ende die man jetzt angesetzt hat; mit unwiderstehlicher Consequenz wird man sich von Einer Absurdität zur andern, von Einer Monstruosität zur andern fortgetrieben sehen. Das Hohngelächter von ganz Europa und darüber hinaus könnte dem Fürsten Bismarck gar leicht als letzter Erfolg in den Schooß fallen.

Für die katholische Sache in Deutschland haben das Concil und der Reichstag bis jetzt gleichmäßig recht heilsame Folgen gehabt, indem sich giftige Geschwüre geöffnet, klare

Stellungen gemacht und die geheimen Gedanken vieler Menschen geoffenbart haben. Was hieran etwa noch gefehlt, das hat die Jesuiten-Debatte in Berlin reichlich nachgetragen. Von da wird man seinerzeit den moralischen Selbstmord des Liberalismus zu datiren haben. Wir schließen mit den schönen Worten des Herrn Dr. Huttler, der sich ungescheut selber zu den Belehrten der allerneuesten Zeit zählt:

„Seit den vatikanischen Dekreten gibt es keinen „„liberalen Katholicismus"" mehr, und darum auch keine halb oder ganz liberal-katholische Presse. Der Liberalismus ist durch diese Entscheidung des heiligen Geistes in's Herz und zu Tode getroffen, und für einen Katholiken nur mehr die Wahl ein solcher zu seyn oder von der Kirche abzufallen, tertium non datur. Wie aber jede Unterwerfung der menschlichen Vernunft unter eine göttliche Wahrheit von unendlich reichem Segen ist, so erkennt jetzt auch der Katholik der sich gläubig dem vom heiligen Geiste geleiteten Concilsausspruche unterworfen, erst recht, welch' großes Uebel der menschlichen Gesellschaft von der neuesten Häresie des Liberalismus droht, und daß in der Kirche allein hiegegen Arznei der so schwer leidenden modernen Menschheit bereitet ist" *).

*) Augsburger Postzeitung vom 1. Mai.

VI.

Meinungen über Frankreich.

Wenn doch die Völker etwas lernen wollten oder etwas lernen könnten, wenn sie überhaupt im Stande wären sich aus sich selbst heraus dem Unglücke und der Zerfahrenheit zu entwinden, wovon sie betroffen sind! Wenn es, kurz gesagt, möglich wäre, daß sich ein Volk über den von Gott ihm verliehenen Charakter, über die von oben ihm gegebenen Formen und Gesetze hinwegsetzen und durch sich allein eine neue Ordnung auf selbstgeschaffener Grundlage herstellen könnte, dann wäre doch sicher Frankreich das Land welches am öftesten Gelegenheit gehabt sich deßfalls als Muster aufzustellen. Sicher haben es die Franzosen auch nicht an Versuchen in dieser Hinsicht fehlen lassen. Und was ist dabei herausgekommen? In Paris die Ruinen der öffentlichen Baudenkmäler an welche die Verzweiflung einer fanatischen Partei Feuer gelegt, in Versailles eine Nationalvertretung welche das Volk nicht zu vertreten wagt, indem sie sich nicht getraute die Ueberzeugungen und Wünsche des Volkes zum Ausdrucke zu bringen.

Mit dem vollsten Rechte sagen die Conservativen des Landes: „seine Könige und seine Bischöfe haben Frankreich geschaffen, vor ihnen gab es keines.“ Diese Urheber Frankreichs haben aber auch der Nation einen Charakter aufge-

drückt der es unmöglich macht, daß das Land einer gesunden und gesicherten Entwickelung genieße, sobald eines der grundlegenden Elemente fehlt. Als einmal Bisthum und König durch Enthauptung und Verbannung entfernt waren, befand sich das Land in einem Fieber worin es schließlich seinen Untergang gefunden hätte. Das verzehrende innere Feuer wurde nur theilweise durch die Wiederherstellung der kirchlichen Einrichtungen eingedämmt. Seitdem hat Frankreich gar viele Phasen der alten Krankheit durchgemacht, sich mitunter jahrelang einer scheinbaren Gesundheit erfreut, dann aber wieder die heftigsten Anfälle zu überstehen gehabt. Jeder Regierungswechsel ist von einem erneuten Ausbruch der furchtbaren Krankheit begleitet gewesen.

Die vielen traurigen Erfahrungen haben schließlich nun doch die Wirkung gethan, die Ueberzeugung von den unerläßlichen Vorbedingungen einer festen und gesicherten Ordnung der Dinge so ziemlich bei der größten Mehrheit des Volkes zum Durchbruche zu bringen. Wir erleben gegenwärtig ganz überraschende Erscheinungen in dieser Hinsicht. Libertinistische, ja atheistische Minister und Deputirte vertheidigen das Cultusbudget, verdammen in ihren Reden alle jene staatsgefährlichen Grundsätze, deren wahrer Gehalt durch das Wirken der Commune in ein so grelles Licht gestellt worden ist. Die „Bekehrung" Jules Simons, des Cultusministers, die sich freilich nicht auf den innern Menschen erstreckt, hat in Deutschland viel Aufsehen erregt. Den unschätzbaren Fortschritt haben die gebildeten Franzosen, vornehmlich die Staatsmänner, denn doch an sich vollzogen, daß sie die „Staatsgefährlichkeit" richtig zu beurtheilen wissen, während es in Deutschland gegenwärtig schon als Kennzeichen staatsmännischer Bildung erscheint, wenn man nichts Anderes mehr staatsgefährlich findet als die katholische Kirche. Die kindische oder erheuchelte Jesuitenfurcht und Jesuitenriecherei gelten jetzt im Lande der Denker als hochpolitische und patriotische Tugenden, ohne welche man sich kaum mehr

in gebildeten Kreisen, geschweige in der Oeffentlichkeit sehen lassen darf.

In Frankreich hingegen sieht man jetzt Blätter der verschiedensten Parteirichtung, Republikaner, Orleanisten, Legitimisten, Bonapartisten, der Kirche und ihren Einrichtungen in einer Weise gerecht werden, welche man früher nie von solchen Organen erwartet hätte. Alle scheinen zu fühlen, daß die Kirche als einzige Anstalt, welche alle andern öffentlichen Einrichtungen und Lebensformen überdauert hat, eine wesentliche Grundlage für die Zukunft des Landes abgeben muß.

Obwohl nun Frankreich sich einer verhältnißmäßigen Ruhe und Ordnung erfreut und alle Zweige des Staatswesens nicht unbedeutende Verbesserungen erfahren, fehlt es dennoch an genügendem Vertrauen in die jetzigen politischen Verhältnisse. So sehr man sich auch bemüht Zutrauen zu fassen und Vertrauen zu verbreiten, die große Masse des Volkes, besonders die um ihre materiellen Interessen besorgten Classen, die gewerb- und handeltreibenden Stände, wollen noch immer nicht die gegenwärtige Ordnung der Dinge als endgiltig feststehend und gesichert annehmen. Daher eine allgemeine Lähmung der Geschäfte. Man verlangt offen nach einer monarchischen Regierung. Der weitaus größte Theil der Presse arbeitet in diesem Sinne. Das Bewußtseyn und Gefühl von dem monarchischen Charakter Frankreichs lebt überall neu auf. Die zweite Vorbedingung einer gesunden, sichern Entwickelung ist hiemit richtig erkannt. Nur die Spaltung der monarchischen Partei ist noch ein Hinderniß der Lösung und der Verwirklichung dessen, was die Volksseele Frankreichs ersehnt.

Von den Bonapartisten muß man hiebei absehen. Sie sind wohl eine Intriganten- und Verschwörer-Partei, sie sind Cäsaristen in des Wortes verwegenster Bedeutung, aber sie sind keine Monarchisten. Sie vertreten nur die von den urtheilsunfähigen Massen gutgeheißene oder vielmehr geduldig angenommene Diktatur, die auf Soldaten und Beamten ge-

stützte Gewaltherrschaft. Eigentlich monarchische Grundsätze kennt der Bonapartismus nicht.

Es verbleiben Orleans und Bourbon. Die vielbesprochene und mit großer Anstrengung betriebene Fusion der zwei Parteien hat nicht stattgefunden und wird sich auch nie verwirklichen. Schon das Wort Fusion wird von den Legitimisten verworfen, indem es principiell ein Aufgeben der Grundlagen des alten wahren Königthums in sich schließt. Ist doch auch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Monarchen der seine Aufgabe als eine von Gott ihm auferlegte Pflicht ansieht, der er unter allen Verhältnissen nachkommen muß, und dem Bürgerkönige der sich kaum noch als den ersten Beamten des Staates, sondern nur als den Vollstrecker des auf eine bestimmte Weise ausgedrückten Volkswillens betrachtet. Hier ist eine Versöhnung nicht wohl möglich. Dazu kommt noch eine andere schwierige Frage. Die Orleans haben sich durch ihre Haltung, besonders seit 1830, des Verbrechens des Treubruches gegen die ältern Bourbonen, ihr Familienhaupt, schuldig gemacht. Nur eine rückhaltlose Unterwerfung der jetzigen Glieder des Hauses unter Heinrich V. könnte das Verbrechen sühnen und sie in die alten Rechte wieder einsetzen. Uebrigens ist es auch nicht außer allem Zweifel, daß die Orleans dem kinderlosen Grafen von Chambord nachfolgen müßten. Nach altem französischen Rechte hat die Nation durch ihre ordentlichen Organe zu entscheiden, wem die Nachfolge zukommt, wenn die herrschende Linie ausstirbt und mehrere Nebenzweige vorhanden sind. Nach strengem feudalen Recht, welches freilich hier durch verschiedene Umstände Abänderungen erleiden dürfte, kommen die Orleans wohl erst nach der spanischen, neapolitanischen und der Parma'schen Familie in Betracht. Doch ist dieser Standpunkt deßhalb aufgegeben, weil besagte Zweige der Bourbonen dem Lande längst fremd geworden, während die Orleans den Franzosen unstreitig näher stehen.

Daß Frankreich eher als man glaubt wieder zu einer

Monarchie werden wird, steht bei Vielen außer Zweifel. Ein Jeder fühlt die Nothwendigkeit und deßhalb wird die Errichtung des Thrones nur eine Frage der äußern Umstände, der gelegenen Veranlassung seyn. Und daß dieser Thron nur von dem legitimen König bestiegen werden dürfte, liegt wiederum in den gegebenen Verhältnissen. Die Rückkehr auf den reinen klaren Rechtsstandpunkt ist der einzig naturgemäße Schritt, nachdem so viele und unheilvolle Versuche in anderer Richtung gemacht worden sind. Jede andere Regierungsform würde weniger Halt im Volke finden. Wenn es auch im Moment anders scheinen sollte, dieser Ausgang ist nach den gegebenen Verhältnissen der wahrscheinlichste.

Eigentlich hatte die jetzige Nationalversammlung es schon in ihrer Gewalt, sofort nach Herstellung des Friedens die Monarchie wieder aufzurichten. Das Volk erwartete nichts Anderes. Aber die Zerfahrenheit oder vielmehr der Mangel jeglichen Verständnisses innerhalb der Parteien, dann die Spaltung zwischen Orleans und Bourbon waren die Ursachen daß nichts geschah. Vielleicht war aber dieß auch ein Glück. Die sofortige Wiederherstellung des Thrones hätte den eingefleischten Republikanern nicht die nöthige Zeit gelassen, sich von der Unhaltbarkeit und Lebensunfähigkeit der Republik thatsächlich zu überzeugen.

Eigentlich ist die jetzige Republik nur die Fortsetzung des persönlichen Regiments der Napoleons, was wohl schon am deutlichsten zeigt, wie völlig ungeeignet diese Regierungsform für Frankreich ist. Die „Souverainetät der Nation" hat sich vielleicht noch nie so sehr als eine unhaltbare Theorie erwiesen wie jetzt in Frankreich. Die das souveraine Volk vertretende Nationalversammlung wußte nichts Dringenderes zu thun, als alle Gewalt in die Hände eines ihrer Mitglieder, des Herrn Thiers, niederzulegen. Ihm gab sie das Schicksal der Nation gänzlich in die Hand, genau so wie seinerzeit Napoleon III. durch seinen Staatsstreich und die Volksabstimmung alle Gewalt an sich gerissen, sich zum alleinigen

Herrscher gemacht hatte. Schon in dieser Wiederholung der alten Geschichte liegt die Unmöglichkeit des Fortbestandes oder vielmehr der Herstellung einer wirklichen Republik in Frankreich. Thiers hat dieß wohl am besten begriffen, indem er die von den Radikalen oder Gambettisten verlangte „definitive Constituirung der Republik" nicht bewerkstelligen hilft. Gegenwärtig hängt Alles so sehr von seiner Person ab, daß wenn er wegen eines Schnupfens den Sitzungen nicht beiwohnen kann, die Nationalversammlung ihre Arbeiten einstellen muß. Unter dem letzten Kaiserreich konnten wenigstens der gesetzgebende Körper und der Senat auch ohne das Staatsoberhaupt tagen. Man wird nun freilich sagen, deren Berathungen hätten wenig zu bedeuten gehabt. Aber ist es denn viel anders mit der jetzigen Nationalversammlung? Oder hat nicht dieselbe bis jetzt ihr Möglichstes gethan, sich als willenloses und ohnmächtiges Werkzeug des Herrn zu bezeugen, den sie sich und dem Lande gegeben? Stimmt sie nicht fast täglich Gesetzen und Maßnahmen zu, welche offen als solche bezeichnet werden die den Gesinnungen der Mehrheit ihrer Mitglieder zuwider sind? Genau so ging es auch unter dem Kaiserreich her. Und doch besteht die heutige frei gewählte, den Gesinnungen des Landes entsprechende National-Versammlung, bis auf geringe Ausnahmen, aus ganz andern Männern als die frühern Landesvertretungen!

Wenn sich aber unter so verschiedenen Umständen, in zwei weit von einander abstehenden Zeiträumen die gleichen Regierungs-Zustände sozusagen von selbst wieder einstellen, so muß doch jedenfalls eine gewisse innere Nothwendigkeit dazu vorliegen. Wo der Grund zu suchen sei, werden unsere Leser wohl vermuthen. Da man bei dem Zustande der Auflösung und Ungebundenheit, wohin all unsere Verhältnisse gediehen sind, bei der durch die Parteibestrebungen herbeigeführten Begriffsverwirrung und Zerrissenheit, endlich in Anbetracht der ungeheuren Verbreitung der subversivsten Lehren auf kein allgemein giltiges Princip mehr sich stützen kann,

das als Richtschnur des öffentlichen Lebens dienen könnte, so muß man sich nothgedrungen an eine Thatsache und an die Personifikation derselben halten. Die ungewöhnliche Popularität des Namens Napoleon war die Thatsache welche Louis Bonaparte erst auf den Präsidentensessel, dann auf den Kaiserthron brachte. Die Popularität des Herrn Thiers war gerade in den letzten Jahren durch seine unbarmherzige Kritik des Kaiserreichs geschaffen. Dieselbe Beliebtheit mußte ihn genau an die Stelle tragen, von der die Verhältnisse Napoleon III. hinabgestürzt hatten.

So viel auch in letzter Zeit von der rettenden Decentralisation gesprochen wurde, so wenig scheinen die leitenden Geister ein richtiges Verständniß für deren unerläßliche Vorbedingungen zu bekunden. Eine wahrhafte Decentralisation wird niemals möglich werden, bevor nicht die entscheidende Mehrheit der Bevölkerung denjenigen gemeinsamen und einenden Grundsätzen ohne Rückhalt zustimmt, ohne welche ein Reich nie bestehen kann. Erst wenn eine genügende Einmüthigkeit der Geister, und zwar in solidarischer Hinwendung zu den alten christlich-monarchischen Ueberzeugungen, wiederhergestellt seyn wird, kann auch die alte Verschiedenheit in den öffentlichen Einrichtungen, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, die freie Bewegung der verschiedenen Glieder des Einen großen Körpers wieder eintreten. Selbst wenn das alte rechtmäßige Königthum heute wiederkehren würde, könnte das Land erst nach langen Vorbereitungen, nachdem jene Stellung wieder eine unbestrittene geworden wäre, eine größere Decentralisation ertragen. Die moderne Centralisation als Schöpfung der Revolution hat eben das Eigenthümliche jede andere Regierungsform für lange Zeit unmöglich zu machen, weil sie ein Parteigetriebe erzeugt und dadurch die Bande lockert, durch welche das Volk zusammengehalten werden muß.

Die Pariser Ruinen geben das lebendige Zeugniß von der Tiefe bis zu welcher der durch die Parteien geschaffene Riß und Zwiespalt des Volkes gediehen ist. Der Krieg gegen

und der Sieg über die Commune schuf die persönliche Regierung des Herrn Thiers, gerade so wie die socialistischen Bestrebungen der vierziger Jahre die Ursache von dem Erfolg des Staatsstreiches wurden. Die ehemaligen Socialisten waren eigentlich, mit dem heutigen Maßstabe gemessen, nur fortgeschrittene Radikale. Die heutigen Communisten sind dagegen vor den letzten Folgerungen der socialistischen Lehren nicht zurückgeschreckt. Sie haben genau diejenigen Gebäude und Anstalten den Flammen preisgegeben, welche als die Verkörperung der ihnen verhaßten politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen gelten mußten. Die Tuilerien, Sitz des monarchischen Staatsoberhauptes; der Justizpalast, frühere Wohnung des Königs; die Polizeipräfektur: die Namen der beiden letzten Gebäude erklären schon zur Genüge, warum die zum guten Theile aus Sträflingen bestehenden Häuptlinge der Commune dieselben vom Erdboden vertilgt wissen wollten. Das Stadthaus, wo Haußmann sein Wesen getrieben und die Arbeiter dadurch zu ködern glaubte, daß er ihnen überreichlichen Verdienst verschaffte; das Finanzministerium, von wo ja in den letzten Jahrzehnten der Anstoß zu dem Börsenschwindel und der Papierwirthschaft ausgegangen; die Depositenkasse (caisse des dépôts et consignations), wo die Amtskautionen, die größeren Kapitalien der Sparkassen, das Vermögen minderjähriger Erben und sonstige Gelder und Werthe niedergelegt sind; der Rechnungshof; das Ministerium des Auswärtigen, von wo die Kriegserklärungen ausgingen und die teuflische Politik Napoleons gegen den heiligen Stuhl ausgespielt wurde; das Gebäude der Ehrenlegion; das Arsenal. Die Brandlegung des Louvre mit seinen unersetzlichen Kunstschätzen und der großen Bibliothek wurde vereitelt. Die Vendomesäule, diese Verherrlichung des korsischen Eroberers und seiner ungeheuerlichen Kriegsunternehmungen, wurde schon früher mit großer Feierlichkeit abgeschraubt (déboulonné, die einzelnen Ringe der aus Bronze gegossenen Säule sind durch Schrauben verbunden) und auf einen Misthaufen geworfen. Verschiedene

Kirchen wurden zwar geplündert, aber verbrannt wurde keine. Auch die im Justizpalast eingeklammerte Heilige Kapelle Ludwigs IX. wurde wie durch ein Wunder erhalten.

Von der Commune erschossen wurden außer dem Erzbischof, dem Bischof Surat und andern Priestern nur Vertreter der frühern Regierung, wie der Staatsrath-Präsident Bonjean, einige Beamten, die Generale Clement und Thomas, einige Offiziere und eine hübsche Anzahl von Polizeidienern, Gendarmen und ähnliche Leute. Die Brandlegungen sowohl als die Fussilladen entsprechen genau den Grundsätzen welche in den öffentlichen Versammlungen entwickelt wurden, und die wir früher gezeichnet haben (Bd. 63, S. 655): Vertilgung aller Autorität, sowohl der staatlichen als geistlichen, Vernichtung jeglichen Besitzes, sowohl des geistigen als des sachlichen. Kunst, Wissenschaft, Bildung sind diesen modernen Barbaren eben so sehr ein Gräuel als die Gebote der Religion und der Sitte. Und doch sind die Communisten nur das vollendete Erzeugniß der modernen Civilisation, wie ja auch ihr Unwesen am ersten in dem Mittelpunkt der modernen Civilisation zum Ausbruche kam. Noch mehr, seit der Unterdrückung der Commune schicken die Pariser Wähler fast nur ausgesprochene Socialisten in den Gemeinderath und die Nationalversammlung; und bei jeder neuen Ersatzwahl vereinigen die Gewählten wieder größere Stimmenzahlen auf sich. In den meisten Wahlbezirken getrauen sich die Conservativen — so nennt man hier jene meist sehr liberalen Leute welche wenigstens die äußerliche Ordnung aufrecht erhalten wollen — schon nicht einmal mehr einen Candidaten aufzustellen. Dasselbe ist in Lyon, Marseille, Grenoble und einigen andern Städten der Fall. Am besten halten sich noch die von dem Kriege betroffenen Provinzen und Städte, obwohl dieselben in frühern Zeiten gerade die revolutionärsten waren.

Und doch gehörten selbst in Paris ganz außerordentliche Umstände dazu, um den Socialismus zum Ausbruch zu bringen. Das Unglück des Vaterlandes hatte in der ersten

Zeit alle Parteileidenschaften zum Schweigen gebracht, der Gedanke der Landesrettung beherrschte die ganze Stimmung, die sich sogar noch steigerte, als die Regierung der National-Vertheidigung die verzweifelte Aufgabe über sich nahm. Aber der Rückschlag mußte nun auch um so stärker seyn, als die September-Regierung sich ihrer Stellung ebensowenig gewachsen zeigte wie die napoleonische. Die Pariser hatten fünf Monate lang alle Schrecken und Leiden des Krieges ohne Murren ertragen, weder ihr Gut noch ihr Blut gespart. Man hatte sie dabei immer durch falsche Vorspiegelungen in Sicherheit und Zuversicht zu wiegen gewußt. Schließlich blieb doch nichts anderes übrig als die schreckliche Wahrheit an den Tag kommen zu lassen. Die Entrüstung über alle die Täuschungen trieb die große Masse der Pariser Bevölkerung in die Arme der Communisten. Im Vollbewußtseyn ihrer Schuld hatten auch die Mitglieder der Vertheidigungs-Regierung es nicht über sich genommen, die Pariser Nationalgarde zu entwaffnen, und vielmehr die Ausflucht gebraucht, derselben nach der Uebergabe der Stadt die Aufrechterhaltung der Ordnung anzuvertrauen. Die Herren Trochu, Jules Favre und Genossen thaten sehr weise sich bald nachher dem Bereich des Pariser Weichbildes zu entziehen. Ihre Rolle war ausgespielt — und verloren.

Der beste Beweis, daß in diesen Bevölkerungsschichten das Feuer der Commune nichts gereinigt, daß hier kein erfrischender gesunder Luftzug sich bemerklich macht, liefern wohl die Theater. Die neuen Stücke der Pariser Theater bewegen sich in dem gleichen Ideenkreise wie jene unter dem Kaiserreiche entstandenen, sie stehen genau auf demselben sittlichen, vielmehr sittenlosen Standpunkte, der in der Verherrlichung des Ehebruchs, des Concubinats und Aehnlichem seine Stärke hat. Wo möglich sind jetzt die Zweideutigkeiten noch verständlicher, die Schaustellungen von Hunderten fast ganz nackter Frauenzimmer noch schamloser. Selbst die erste Bühne Frankreichs, oder der Welt wie die Franzosen behaupten, das Théâtre

français, gibt jetzt eines der unsittlichsten Stücke das man kennt, dessen Aufführung überdieß unter allen frühern Regierungen aus Gründen der Schicklichkeit verboten war. Dabei sind alle Theater, trotz der Klagen über Mangel an Erwerb und trotz der nur mehr spärlich vertretenen Fremden stets überfüllt, die bessern Plätze sind wochenlang voraus vergeben, und um einen geringern zu erhalten stehen Tausende Stunden lang in Schmutz und Regen vor der Thüre. Noch nie haben die Theater Unsittlicheres geleistet, aber auch noch nie haben sie bessere Geschäfte gemacht.

Wie sehr das Theater hier auf Sitte, Volksleben und Politik einwirkt, hat uns die Commune gezeigt. Alle „Größen", alle Anführer der rothen Fahne hatten ihr Leben, ihre Aufführung nach den dort gepredigten Grundsätzen eingerichtet. Sie waren entweder uneheliche Kinder, oder sie lebten im Ehebruch, in wilder Ehe oder in noch schlimmern unzüchtigen Verhältnissen; bei Vielen trafen sogar all diese Umstände zu. Die ehebrecherischen Frauen und liederlichen Dirnen in ihrem Generalstab zeichneten sich durch Grausamkeit, Blutgier und schließlich als Brandstifterinen aus. Seit dem Kriege werden in Frankreich so viele und so schauderhafte Verbrechen begangen als jemals; und stets sind die Unthaten wieder durch geschlechtliche Ausschweifungen veranlaßt. Wenn letztere trotzdem nicht als staats- und gesellschaftsgefährlich erkannt werden, so darf die Ursache davon nur darin gesucht werden, daß unsere neuzeitliche Welt vor lauter Jesuiten-Scheu den Verbrecher-Wald nicht sieht, der sich rings um sie erhebt.

Da ja der „preußische Schulmeister" über Frankreich gesiegt, so stecken wir selbstverständlich bis über die Ohren in Schul- und Wehrfragen drin. Hier aber geben uns die Franzosen eine große Lehre. Die radikalen und communistischen Blätter sind die entschiedensten Vertheidiger des allgemeinen Schul- und Wehrzwanges; natürlich, weil sie darin Förderung und Gewinn für ihre Sache erblicken. Paris hat den Beweis hiefür geliefert. Der allgemeine Wehrzwang be-

stand während der Belagerung, selbstverständlich mit entsprechender Verpflegung aus dem Stadtsäckel und mit obligater Bummelei. Die allgemeine Wehrpflicht wird dem künftigen Socialisten-Staat auf die Beine helfen, besonders wenn dazu noch der Zwangsunterricht kommt, der unentgeltlich von Laien ertheilt werden soll; d. h. der Volksunterricht soll ausdrücklich heidnisch seyn, kein Wort von Gott und Religion soll in der Schule vorkommen dürfen. In diesem Sinne sprechen sich Petitionen aus, welche 7 bis 800,000 Unterschriften vereinigten, während die katholischen Petitionen, um Freiheit des Unterrichtes und Schutz des Papstes, nur 450,000 Unterzeichner zusammenbrachten. Unsern Katholiken fehlt es noch gar zu sehr an volksthümlicher politischen Organisation.

Doch auch in dieser Hinsicht sind einige erfreuliche Schritte zu verzeichnen. In der Woche nach Ostern tagte hier eine Art katholischer General-Versammlung. Nachdem seit drei Jahren alle Parteien, besonders die kirchenfeindlichsten, mit dem Versammlungsrecht außerordentlichen Ge- und Mißbrauch getrieben, ermannten sich schließlich auch die Katholiken um an die Oeffentlichkeit zu treten. Es entstanden in den Provinzial-Hauptstädten und in Paris kleinere oder größere Vereine, Comités pour la défense des intérêts catholiques, welche öffentliche Sitzungen hielten und die Beschaffung von Unterschriften für die besagten Petitionen in die Hand nahmen. Bald tauchte der Gedanke auf, eine Zusammenkunft von Vertretern und Mitgliedern all dieser Vereine zu veranstalten, und das war die Versammlung, welche vom 4. bis 6. April im großen Saale des katholischen Studenten-Casino's (Rue Bonaparte 108) unter dem Vorsitze des Arztes Dr. Frédault tagte. Ihr erster Akt war eine Ergebenheitsadresse an den heiligen Vater, worin das Bedauern ausgedrückt wurde, das alle Katholiken Frankreichs darüber empfinden, daß ihre Petitionen zu Gunsten des Papstes nicht öffentlich in der Nationalversammlung besprochen worden sind. Die Versammlung beschäftigte sich sehr eingehend mit der socialen Frage,

namentlich auch mit der Gründung von Anstalten, welche den deutschen Gesellenvereinen entsprechen. Ein eigenes Comité hat sich zu diesem Zweck in Paris gebildet und beabsichtigt zwanzig sogenannte Arbeiter-Casino's (Cercles d'ouvriers) in den verschiedenen Stadttheilen zu gründen. Eines derselben besteht schon seit Jahren, zwei neue sind seither eröffnet worden, davon eines zu Belleville, inmitten des revolutionärsten Viertels von Paris.

Alles in Allem zusammengefaßt, darf ich wohl behaupten, die letzten Ereignisse haben den französischen Katholiken mehr genützt als geschadet, was nicht alle ihre Gegner von sich sagen können. Das katholische Bewußtseyn hebt sich augenscheinlich in den Massen. Seien wir also nicht ohne Hoffnung!

VII.

Die Schulbrüder-Frage und die katholische Schule in Elsaß-Lothringen *).

I.

Es gibt Dinge, die man auch bei dem besten Willen und der langathmigsten Liebe nicht hinnehmen kann, ohne in Affekt zu gerathen. Ueber das System, das im neuen Reichslande den Lehrcorporationen gegenüber in ständige Uebung gebracht ist, hat die Fama schon berichtet. Leider aber bleibt noch viel zu sagen, und es muß schon Fürsorge getroffen werden, daß das Publikum jeder Farbe über den Sachverhalt

*) Durch das „Jesuiten-Gesetz" ist nun auch dieser Knoten entzweigehauen. Um so interessanter ist die nachfolgende Einsendung, weil sie zeigt, zu was für Dingen Alles das gedachte Gesetz zweckdienlich ist. Anm. d. Red.

richtig belehrt werde. Wenn es dann noch deren gibt, die Augen haben, aber nicht sehen wollen, so tragen wir an dieser incurabeln Blindheit die Schuld nicht und waschen unsere Hände in Unschuld.

Zunächst will man den Lehrbrüdern im Elsaß die Lebensader unterbinden, und deren gesetzliche Thätigkeit und Existenz unmöglich machen. Sind die Brüder beseitigt, so ist Bresche geschossen; mit den Lehrschwestern wird dann gleichermaßen aufgeräumt werden. Bis jetzt will man diese Behauptungen nicht gelten lassen, sie gründen sich indessen auf innere und äußere Momente unzweifelhafter Art.

Oberpräsident von Möller sagt zwar in seiner auf kaiserlichen Befehl an den Klerus des Elsasses ergangenen Zuschrift, „die gesetzlich bestehenden religiösen Orden seien in ihrer gesetzmäßigen Thätigkeit nicht gestört." Dieses Wort widerlegen aber die greiflichsten Thatsachen, wie sie in Fülle bekannt gemacht sind. Man stört die Lehrbrüder in ihrer garantirten Thätigkeit, indem man ihnen keine fernern Lehrclassen anvertrauen will, und ihnen jene die sie inne haben, zu entziehen sucht. Man stört sie dadurch, daß man den Municipalräthen die gesetzliche Befugniß streitig macht, Lehrer aus dem Laien- oder Ordensstande zu wählen. Man stört sie endlich, indem man den verdienten Ordenslehrern das Leben sauer macht und ihnen ihren schönen Beruf bestmöglichst zu verleiden sucht.

Man hat sich allerlei Mühe gegeben, das gesetzliche Recht der Lehrbrüder und der Gemeinderäthe abzuschwächen, hat aber wenig Erfolg dabei gehabt. Auf die gewichtigen Gründe, die wir geltend machten (sie stützen sich namentlich auf das Gesetz vom 15. März 1850, Art. 31, auf das Dekret vom 9. März 1852 und auf das ministerielle Schreiben vom 3. April 1852), erfolgte keine andere Antwort als die des Herrn Oberpräsidenten von Möller, der einfach und trocken sagt: „die Gemeinderäthe haben das angeführte Recht nicht." Diese Antwort ist aber ein bloß abläugnender Be-

scheid und entbehrt jeder rechtlichen Geltung, ja dieselbe stellt den deutlichen Gesetzeslaut in Frage, und würde als solche von jedem Tribunal als unstatthaft zurückgewiesen werden.

Man darf fragen, aus welchem Grunde die Oberbehörde dem Gesetze eine der Praxis und Jurisprudenz ebenso wie dem Gefühle der Einwohnerschaft widersprechende Interpretation zu unterstellen sich bemüßigt fand? Warum ist man den Lehrorden so abhold, wenn das Volk sie lieb hat und sie fordert? Welches Ziel soll dadurch angestrebt werden? Wir glauben das Ziel zu kennen, wenn auch Herr von Möller sich dagegen zu verwahren sucht. Thatsachen wie wir sie vorlegen können, lassen sich nicht in Abrede stellen; es wird endlich Farbe bekannt werden müssen, und wir werden erfahren was man mit Elsaß-Lothringen vorhabe.

Es bleibt indessen feststehen, daß „der Gemeinderath bei jeder Lehrstelle-Vakanz aufzufordern sei zu erklären, ob er wünsche, daß die Leitung der Gemeindeschule einem Laienlehrer oder einem Mitgliede aus irgend einem Ordensstande übergeben werde. Der Präfekt (jetzt Bezirkspräsident) ist dann gehalten in der durch den Gemeinderath bezeichneten Kategorie den betreffenden Lehrer zu wählen, sei es auf der Befähigungsliste, oder auf der durch den Ordensvorstand unterbreiteten Liste" (Circ. min. 3. Avril 1852).

Es steht aber ebenso fest, daß kein einzigesmal, in Folge der gesetzlich ausgesprochenen Wahl der Gemeinderäthe in Elsaß-Lothringen, der Herr Bezirkspräsident Lehrbrüder gestattet hätte. Das Gesetz wurde in allen Fällen umgangen, die Gemeinde ihres Rechtes entkleidet und den Lehrbrüdern in Aussicht gestellt, daß ihnen nun und nimmer eine neue Schule würde anvertraut werden, und sie sich gefaßt machen könnten durch ein langsames Siechthum einer moralischen Verendung entgegen zu gehen.

II.

Unter dem Beneficium des französischen Gesetzes hatten

eine Reihe Gemeinden des Ober= und Niederrheins seit der deutschen Besitznahme des Elsasses ihre Wahl auf Schulbrüder gelenkt, und waren in regelmäßiger Weise bei der Behörde zur Genehmigung dieser Wahl eingekommen. Im niederrheinischen Bezirk erfolgte die Wahl in den Gemeinden Rosheim, Ottersthal, Altdorf, Hagenau, Niederschäffoldheim und noch in einer oder zwei andern, deren Namen mir entfallen. Im oberrheinischen Bezirk erfolgte dieselbe in den Gemeinden Brunnstadt, Zellenberg, Hegenheim, Klein-Landau, Blotzheim, St. Louis; und in Lothringen namentlich in dem Flecken Püttlingen.

Die gesetzlichen Formen waren allenthalben beobachtet worden. Die Gemeinderäthe hatten die Erledigung der Schulstellen dazu benützt, gemäß dem Gesetze vom 9. März 1852 die Kategorie anzugeben (Laien oder Orden), aus der die Bezirksstelle die Person des Lehrers zu nehmen hatte. Mit größtem Erstaunen wurden die betreffenden Gemeindestellen abschlägig beschieden, und da sie an ihr gutes gesetzliches Recht appellirten, wußte man alle möglichen Mittel der Nergelei, der Einschüchterung und einer schiefen Gesetzes-Interpretation in Fluß zu bringen, um den betreffenden Gemeinden ihre Wahl zu verleiden oder sie zu nöthigen von derselben abzustehen. Es könnten hier Dinge namhaft gemacht werden, die ergötzlich seyn könnten, wenn sie nicht so abstoßend erschienen. Als wäre ein zweiter Minister Duruy die Seele der verehrlichen Bezirkspräsidien gewesen, wurden aus der Rüstkammer der französischen Universität alle alten, verrosteten Waffen, womit die Rechte der Kirche confiscirt zu werden pflegten, hervorgeholt und gegen die gläubigen Gemeinden geltend gemacht. Es mußte, scheint es, das mot d'ordre ein förmliches, von Oben gegebenes gewesen seyn, die Brüder allerwärts zurückzuweisen und dem Volke so recht die Ueberzeugung beizubringen, daß unter deutscher Herrschaft die geistlichen Lehrer weder auf Recht noch auf billige Anerkennung ihrer Verdienste zu rechnen

hätten, ihnen vielmehr unter keiner Bedingniß eine neue Schulstelle einzuräumen sei.

Solches aber durchzuführen mußte das Gesetz in seiner Fassung mißkannt und an die Leidenschaften appellirt werden. Dieß unterließ in der Rosheimer Schullehrerfrage der erste Präfekt Graf Luxburg nicht, und jüngst wußte derselbe hohe Herr im Reichsrathe diese seine Amtsführung durch Motive zu beschönigen, deren Grundlosigkeit jedem Unbefangenen augenfällig seyn muß. Zuerst sollte das klare Gesetz, das klare Recht der Lehrerwahl im Laien- oder Ordensstande, beseitigt werden. Zweitens suchte man unter dem zweifelhaften oder abhängigen Volkstheile Stimmen gegen den Ausspruch der Gemeinderäthe zu sammeln; als wenn es für eine Behörde gerathen wäre, den Ortsvorstand mit den Bürgern in Widerspruch zu setzen und innere Conflikte hervorzurufen. Und endlich wurde die Capacität der Ordensbrüder als Volksschullehrer beanstandet und die haltlosesten Behauptungen gegen sie in's Feld geführt.

Der ersten Einrede, als habe der Gemeinderath das angesprochene Recht nicht, wurde die einfache Darlegung des Gesetzes und der dasselbe stützenden Verordnungen entgegengehalten und der Rechtsnachweis erbracht. Eine Antwort folgte darauf nicht, konnte aber auch nicht folgen, weil die Oberbehörde auf diesem Felde nichts weiter erwidern konnte. Allein ein Zugeständniß fand auch nicht statt; vielmehr läßt der Oberpräsident von Möller in seiner Antwort vom 25. März l. Js. auf die Petition des Gesammtklerus des Elsasses über diesen Punkt sich also vernehmen: „Die Gemeinderäthe haben das von Ihnen angeführte Recht nicht, sie werden fernerhin bei der Ernennung der Elementarlehrer nach Vorschrift des Gesetzes gehört werden.“ So anerkennt die Behörde das Recht der Gemeindevorstände!

Das zweite Mittel, im Volke Stimmen zu suchen, um sie dem Gemeinderath entgegenzuhalten und dann zu behaupten, die Gemeinde wolle die Ordenslehrer nicht — dieses

Mittel versuchte Herr Graf Luxburg zu Rosheim mit sehr zweifelhaftem Erfolg, und durfte dann im Reichsrathe die ungegründete Auslassung sich erlauben, „die Einwohner, wenn man sie fragte, wollten die Lehrbrüder nicht.“ Mißliebige Stimmen mögen auch da gefunden werden, wo die entschiedenste Mehrheit eine gute Sache will. So auch hie und da vielleicht in der Schullehrer-Frage. Allein in der Regel war der Wunsch der Municipalität in den besagten Gemeinden dergestalt mit den Wünschen des Volkes und der Familien identisch, daß wir ohne Zaudern sagen dürfen, in keiner öffentlichen Frage sei die Absicht des Volkes und seiner Vorstände so entschieden und unzweifelhaft gewesen wie in dieser Schulfrage. Und wenn wir die Befugniß hätten, es auf eine entscheidende Probe ankommen zu lassen, so würden wir die Oberbehörde auffordern, zu einem offenen, freien Plebiscit zu schreiten, um aller Welt zu zeigen, was das Volk will und was nicht.

Was endlich das letzte Mittel betrifft, daß nämlich die Lehrfähigkeit der Ordenslehrer in Frage gestellt wird, so ist es das unglücklichste von allen, indem es für jeden Schulkenner im Elsaß eine ausgemachte Sache ist, daß die Leistungen der Brüder im Großen und Ganzen vorzüglich sind, und daß dieselben wohl beinahe in allen Fällen jene der Laienlehrer weit überragen. Solches wurde selbst durch vorurtheilsfreie deutsche Inspektoren anerkannt, und wenn seither Versuche gemacht wurden die Verdienste dieser Lehrer zu bemäkeln, so ist unschwer der Grund in dem System der Regierung zu finden, die einmal keine Ordenslehrer will, und sich denselben in engherzigstem partikularistischen Geiste entgegenstellt.

Graf Luxburg sagte aus, unter sechs Ordenslehrern habe kaum einer ein Fähigkeitsdiplom. Wir setzen hier einfach die Ziffern hin, um zu zeigen, wie es mit den Verwaltungskenntnissen steht, die der Herr Präfekt im Reichstage preisgab. Wäre es dem Grafen Luxburg um Wahrheit

zu thun gewesen, so hätte er sehr leicht eine officielle Statistik über die Schulbrüder und deren Befähigung sich verschaffen können, und daraus ersehen, daß sie auch in diesem Punkte die Laienlehrer überflügeln. Zwei Lehrer-Congregationen, die der „christlichen Lehre“ und die der „Brüder Mariens“, sind im Elsaß thätig. Erstere zählen 78 im Lehrfache angestellte Mitglieder, und darunter sind nur achtzehn, die aus leicht zu ermessenden Umständen ihre staatliche Prüfung noch nicht bestehen konnten; die Brüder der zweiten Congregation haben 60 aktive Mitglieder, worunter auch achtzehn bis jetzt das gesetzliche Examen wegen der letzten Ereignisse noch nicht bestanden haben. Mehrere darunter werden in den Elementarclassen verwendet, um die Methodik praktisch einzuüben und mit mehr Sachkenntniß sich zum Staatsexamen vorzubereiten. Die Prüfungen in der Congregation selber werden jahrelang auf das emsigste betrieben und von allen Brüdern, auch von den noch nicht graduirten, darf gesagt werden, daß es ächte Schulmänner sind, die überall mit Ehren erscheinen können. Was bleibt nun noch von der Anschuldigung des Grafen Luxburg übrig? Wie kann ein Mann solchen Ranges es vor seinem Gewissen verantworten, wenn er — wir nehmen an aus unvollständiger Kenntniß — zu Parteizwecken der Wahrheit so gründlich in's Angesicht schlägt?

In Rosheim also brachte es Graf Luxburg zuwege, daß keine Brüder angestellt wurden. Ob auch noch anderswo, möchten wir jetzt nicht behaupten. Es kommt übrigens auf die Person nicht an, und dessen Nachfolger v. Ernsthausen hat in dieser Frage wie sein Vorgänger sich benommen, oder besser gesagt, er mußte die Befehle von oben wie jener vollziehen.

In Altdorf war ein Lehrer gestorben, und der Rath entschied sich für einen Ordenslehrer. Als der Beschluß auf die nämliche Schwierigkeit bei der Departementalbehörde stieß, sprach sich die Gemeinde in demselben Sinne aus wie der

7*

Rath, um keinem Zweifel über den Volkswunsch Raum zu geben. Umsonst! Ein Laie wurde bezeichnet und ungeachtet der Mißbilligung der Gemeinde unter dem Schutze der Diktatur eingeführt. Wäre das Volk zu thätlichem Widerstand geschritten, so hätte militärische Einquartierung die Leute mürbe gemacht.

In der Gemeinde Niederschäffolbheim war die Schulstelle vakant, und das Volk froh, seine Blicke nach anderer Seite hinwenden zu können, da die Schule seit Jahren übel bestellt gewesen. Einstimmig verlangte der Gemeinderath Lehrbrüder, und begründete seine Wahl mit den besten Motiven. Man antwortete negativ wie immer. Da unterzeichnete die ganze große Gemeinde ein Gesuch an die Oberbehörde, der Municipalrath begab sich in corpore zu dem Bezirkspräsidenten und bot allen Einfluß auf, um den so entschieden formulirten Wunsch durchzusetzen. Wiederum wie immer vergebens. Dem Kaplan der unterdessen den Knaben Schule zu halten begonnen hatte, um einer langen Unterbrechung zuvorzukommen, wurde diese aufopfernde Bemühung von der Kreisdirektion untersagt. Von andern Vorkommnissen schweigen wir.

In der Kreisstadt Hagenau ergab sich ein besonderer Umstand bei Gelegenheit der Vakanz der Oberschulstelle in der St. Georgen Pfarrei. In dieser Stadt hatte vor mehreren Jahren der Gemeinderath die Knabenschulen den Ordensbrüdern zu übergeben beschlossen; die kaiserliche Akademie hatte dazu eine Grimasse gemacht, da sie solches aus naheliegenden Gründen ungern sah; sie mußte aber dem gesetzlichen Wunsche des Stadtrathes Folge geben, und die Brüder wurden zuerst an die St. Nikolai-Schulen berufen, mit dem ausdrücklichen Bemerken daß, wenn dieser Versuch durch seine Früchte sich rechtfertige, die andere Pfarrei gleichmäßig mit denselben Lehrern versorgt werden sollte. Die Brüder rechtfertigten die Erwartung aller Familienväter, sie hoben die Schulen in glänzender Weise, und als die Oberlehrerstelle zu St. Georgen frei wurde, sah man es als eine

natürliche Sache an, daß der schon früher ausgesprochenen Beschlußnahme des Stadtrathes Folge werde geleistet werden. Der Rath trug auch einstimmig auf Brüder für St. Georgen an, und es dachte Niemand, daß eine schon unter französischer Herrschaft im Princip beschlossene Sache, die in sich die besten Gründe bot, bei der deutschen Behörde auf Schwierigkeiten stoßen und scheitern könnte. Es geschah aber in Hagenau was an anderen Orten zu Tage getreten war; die Schulbrüder wurden verweigert ohne Angabe irgend eines Grundes. Es wäre auch wirklich schwer gewesen, solch eine Weigerung irgendwie zu motiviren. Sic volo, sic jubeo: dieses System bedarf keiner Gründe. Bis jetzt verlangten wir nur was Gesetz, Vernunft und Moral ebenmäßig gutheißen; die Reichs-Regierung konnte sich einen trefflichen Stein in's Brett setzen, und statt es zu thun, wendet sie Alles auf, um die besten Gefühle des biedern Volkes auf's tiefste zu verletzen.

III.

Die traurige Brüder-Geschichte schließt aber mit der systematischen Weigerung des Staates, den hochverdienten Corporationen die entsprechende Ausdehnung in neuen Schulen zu gestatten, nicht ab. Diese Weigerung ist nur Eine Seite des mitgebrachten Systems, und wir müssen das Benehmen der Oberbehörden noch in anderen Fällen zur Kenntniß des Publikums bringen, damit es sich seine Ueberzeugung bilde und den Elsässern gerecht werde, wenn arge Mißstimmung einen bedenklichen Ausdruck gewinnt.

In dem Städtchen Hüningen wird die Knabenschule durch drei Brüder besorgt. In derselben befand sich der Knabe eines deutschen Militärs. Der Kleine brachte einstmals eine deutsche Cocarde an seiner Mütze in den Schulhof. Die anderen Knaben sahen hierin eine Herausforderung und rissen sie ihm ab. Solches geschah ohne Wissen und Beiseyn des Lehrers. Dieser ließ in der Schule dem Knaben seine Cocarde zurückstellen und ertheilte den andern einen

scharfen Verweis. Das gab aber zu einer argen Geschichte Anlaß; der Bruder wurde alsobald auf höheren Befehl seiner Stelle enthoben und konnte seither in keiner Schule Elsaß-Lothringens wieder angestellt werden. Nur mit Mühe durfte ein anderer Bruder ihm in Hüningen nachfolgen.

In der Gemeinde Hegenheim hatte die Gemeinde einstimmig Schulbrüder verlangt. Statt ihrer kam ein Laien-Lehrer, dessen Ruf an verschiedenen Stellen nicht der beste war. Der Ortsvorstand verweigerte dessen Installation. Des anderen Tages langte der Polizeicommissär von zwei Gensdarmen begleitet in Hegenheim an, und legte sie als Garnison im Hause des Maires in's Quartier, bis der Widerstand der Gemeinde gegen den besagten Lehrer aufhören würde. So ward denn endlich der neue Lehrer in ein Amt eingeführt dessen er in keiner Hinsicht würdig war. Die Kinder kamen nicht in die Schule, und nach einiger Zeit mußte die Schulbehörde selber einen anderen Lehrer senden und den ersten entfernen. Durch dieses Benehmen kam indessen die ganze Umgegend in Bewegung und eine derartige Vergewaltigung konnte der Reichsregierung keine neuen Freunde zuwegebringen.

Die große Fabrikstadt Mühlhausen besitzt zwei große Privatschulen, ganz nach der Vorschrift des französischen Schulgesetzes errichtet. Die eine ist durch Schulbrüder, die andere durch Laien besorgt. Den Brüdern untersagte nun die deutsche Schulbehörde den französischen Unterricht, und sie mußten ausschließlich deutsch dociren. Den Laienlehrern ward dagegen der französische Unterricht gestattet unter der Bedingung, acht Stunden wöchentlich deutsch zu geben. Die Brüder baten um dieselbe Gunst, wurden aber wiederholt abgewiesen. Die Behörde erreichte dadurch den odiosen Zweck den Brüdern ihre Schüler zu entziehen und sie gleichsam zu nöthigen die andere Schule, wo beide Sprachen gelehrt werden dürfen, zu besuchen. So zog man den Brüdern den Boden unter den Füßen weg.

In der bedeutenden Industriestadt Gebweiller besteht ein Pensionat durch Ordensbrüder geleitet und eine ähnliche gemischte Anstalt mit Laien an der Spitze. Die erstere Anstalt ist weitaus die bessere und besuchtere. Da wurde die Laien-Schule zur Sekundärschule erhoben um ihr dadurch in den Augen des Publikums auf die Beine zu helfen. Die Brüder kamen nun bei der Behörde um die gleiche Licenz ein, die ihnen aber rund abgeschlagen ward. Es kam bei der Gelegenheit ein Herr Inspektor in die Lokalität und erlaubte sich die Ungesetzlichkeit, eine Privatanstalt in Dingen zu inspiciren, die nicht in seinen Bereich gehören (die Privatschulen können nur über Moralität, materielle Einrichtung und Salubrität in Einsicht genommen werden, Loi du 15. Mars 1850, art. 21). Er demüthigte die Lehrer vor den Schülern und erklärte barsch, daß die Anstalt nie zu einer Sekundär-Schule erhoben werden würde.

So benimmt man sich gegen diese hochgeachteten und überall beliebten Kinderlehrer. Fälle anderer Art, aber in dasselbe System einschlägig, kamen anderwärts vor, und beweisen, daß man wo möglich dem protestantischen Elemente überall Vorschub zu leisten strebt, dagegen aber das katholische wo man kann zu beengen sucht.

In der großen katholischen Gemeinde Riedisheim bei Mühlhausen ist natürlich die Communalschule eine katholische. Der Unterlehrer zeigte Lust zu einer anderen Stelle, die ihm auch zugesagt wurde; für seine Stelle wurde aber ein protestantischer Unterlehrer bezeichnet! Der Maire konnte ihn begreiflich nicht annehmen. Der Candidat kam aber bald wieder mit der Empfehlung des Distrikts-Inspektors, der beiläufig gesagt für den weit überwiegend katholischen Kreis ein ehemaliger protestantischer Pfarrer ist. Maire und Communalrath versagten aber die Installation des neuen Lehrers, und vermochten den alten Unterlehrer bei seiner Schule zu bleiben.

Auf dem Filialorte von Rixheim besteht eine katholische Schule mit vierzig Kindern, worunter ein einziges prote-

stantischer Confession. Sie wurde einem protestantischen Lehrer übergeben der während vier Wochen in Funktion blieb. Er wollte die Kinder weiß der Himmel welche Gebete lehren. Es sagte dieß aber den Kleinen nicht zu, und eines Tages beteten sie mit lauter Stimme ihre alten katholischen Gebete her. Es gab Reibungen, wie begreiflich; der Pfarrer brachte eine Klage ein, und der Protestant wurde von der katholischen Schule entfernt.

Das schon erwähnte Mühlhausen ist zu vier Fünfteln katholisch. In dieser Lokalität allein waren, gegen das Gesetz, die confessionell-gemischten Schulen tolerirt. Der katholische Direktor Riß, ein allgemein geachteter Schulmann, mußte unter deutscher Herrschaft weichen, und die Classen wurden einer gründlichen Aenderung unterworfen. Der katholischen Geistlichkeit wurde in den vier ersten Classen, wovon die eine 350 Schüler zählt, der religiöse Unterricht untersagt; derselbe wurde Lehrern anvertraut, die in keiner Hinsicht dazu befähigt sind, und dem katholischen Oberpfarrer die gesetzmäßige Ueberwachung desselben rund versagt.

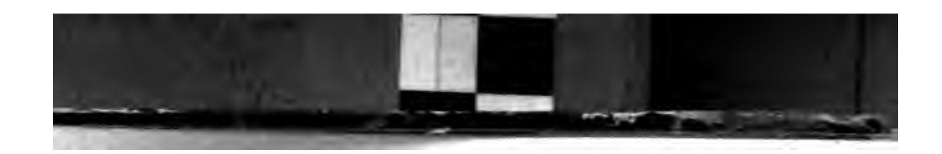
In Folge systematischer Bedrückung katholischer Lehrer traten eine bedeutende Anzahl derselben aus, und ihre Stellen konnten bis jetzt bei weitem nicht zur Genüge besetzt werden. Dieser Ausfall hätte nicht eintreten können, wenn man einerseits die Schulbrüder zugelassen, und dann die guten Lehrer in ihrer Wirksamkeit nicht drangsalirt hätte. Viele Schul-Gehülfenstellen sind unbesetzt, und werden bei dem herrschenden Terrorismus noch lange nicht ausgefüllt werden können, da die glaubenstreuen Familien ihre Söhne von dem Schulberufe fernehalten, und der fremde Zuzug von allerwärts her bei weitem nicht ausreicht. Dabei sieht man nicht sehr genau auf Befähigung und sittlichen Halt; man nimmt die Leute wie sie sich eben anmelden; nur dürfen es keine gesinnungstreuen Katholiken und noch weniger Ordensleute seyn. Mag eine Schule Monate ohne Lehrer seyn, besser bleibt sie [illegible]t, als daß ein Congregationist zugelassen wird.

Von den Schulinspektionen nur ein Wort. Das zu vier Fünftheilen katholische Elsaß hat dermalen großentheils Schulinspektoren die anderen Glaubens sind als die Lehrer und Schüler; und was unter französischer Herrschaft die seltenste Ausnahme war, ist jetzt so ziemlich ständige Regel: confessionslose Inspektionen, die aber beinahe ausschließlich der katholischen Kirche zum schweren Nachtheile gereichen. Was ein verbissener Protestant in dieser Hinsicht zu leisten vermag, zeigen zahlreiche Exempel im oberrheinischen so wie im niederrheinischen Bezirk und kann solches Vorgehen nur das böseste Blut allenthalben absetzen. Abgesehen davon, daß darin eine Rechtsverweigerung und Verletzung heiliger Interessen für uns Katholiken liegt, und die einfachste Rücksicht der Klugheit davon hätte abrathen sollen, so verstößt solches Gebahren gegen alle deutschen Einrichtungen und eben so sehr gegen den Geist der französischen Gesetzgebung. Confessionelle Schulen verlangen gleichartige Schulinspektionen, und sind letztere das rechte Widerspiel jener, so kann dieß nur ein weiterer Schritt zur confessionslosen, d. h. glaubenslosen Volksschule seyn.

Im oberrheinischen Bezirk ward jüngst eine katholische Schule durch einen strengen Protestanten, ehemals lutherischen Pfarrer, inspicirt. Nachdem die verschiedenen Materien zur Zufriedenheit des Herrn Inspektors absolvirt waren, forderte dieser den Lehrer auf, nun auch die Schüler über Religion zu fragen. Der Lehrer bemerkte ganz richtig, daß solches die Competenz des Herrn Inspektors überschreite laut des Gesetzes. Dafür wurde der verdiente Mann seines Amtes entlassen. Der Kreisdirektor, dem die Sache unterbreitet wurde, fand zwar daß der Herr Inspektor zu weit gegangen sei, allein die Absetzung des Lehrers wurde beibehalten.

IV.

Welche Schlüsse sind aus diesen Beobachtungen zu ziehen? Im Herzen derer zu lesen, die dermalen die Zügel



.. .utichen Reiches halten, ist freilich uns nicht gegeben; ... es ist dem ruhigen Beobachter der Dinge gestattet zu fragen, aus welcher Quelle obige Thatsachen fließen und wohin sie zielen. Daraus darf man schon zu folgenden Schlüssen sich berechtigt glauben.

Die anfänglich bessere und humanere Behandlung der eroberten Provinz mußte bald — der Zeitpunkt soll der 1. Juli 1871 seyn — einer anderen, der Kirche schroff entgegenstehenden Maßregelung weichen. Anfangs kamen katholische, mitunter recht tüchtige Beamte, besonders was das Schulfach betrifft, zu uns. Nachher hörte dieß auf, und heuer liegt im Großen und Ganzen die Leitung des Lehrfaches in protestantischen Händen, um nicht mehr zu sagen. Weitaus die meisten katholischen Schulen sehen keine katholischen Inspektoren mehr, eine Abnormität welche die Gemüther des Volkes tief und empfindlich berühren mußte. Aus dem Ganzen läßt sich ohne Frage schließen, daß das Land nicht durch eine streng paritätische Regierung, wie es zum mindesten seyn sollte, sondern durch eine protestantische, was Kirche und Schule betrifft, geleitet wird. Die gepriesene Freiheit, deren sich die Kirche unter Preußen angeblich erfreuen sollte und auch zu erfreuen hatte, zerstob wie der Rauch in der Luft. Wir sehen und verspüren davon nichts.

Dagegen sind wir Zeugen dessen was wider das Ordensleben der Lehr-Congregationen geplant wird. Die jetzige Jesuitenhetze findet ein kleines Seitenstück in der Behandlung unserer so hochgeachteten Lehrbrüder. Man muß eine rechte Angst vor denselben haben, da ihnen so sorgfältig jede Aussicht auf Uebernahme neuer Schulen entzogen wird, und wenn man, wie ein gewisser Kreisdirektor in Lothringen der Gemeinde Püttlingen gegenüber, geradezu sagt: Wählet Lehrer welche ihr wollet, nur aber keine Schulbrüder. Es heißt doch wohl einen Orden vernichten, wenn man ihm das „wachset und mehret euch" — untersagt.

Ist aber die Oberbehörde den Schulbrüdern gram, so kann sie die anderen Genossenschaften nicht in liebevollem Herzen tragen. Oberpräsident von Möller sagt zwar, die Regierung anerkenne die segensreiche Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern. Dasselbe bekennt er aber nicht von der gewiß ebenso segensreichen Thätigkeit der Schulschwestern und der Väter der Gesellschaft Jesu, und für uns Katholiken ist es ein geringer Trost, das günstige Attest über die Pflegerinen der Kranken entgegenzunehmen, wenn dasselbe nicht die uns theuern Orden überhaupt umfaßt, deren Wirksamkeit auch der Feind anzuerkennen genöthigt ist, und deren freie Bewegung und corporativen Rechte nicht beanstandet werden dürfen, wenn es der Regierung ernst ist, die Herzen im neuen Reichslande zu gewinnen.

Wenn der jetzige Sturm zunächst auf die kirchlichen Orden abgesehen ist, so gilt derselbe zuletzt gewiß der Kirche selbst. Dieser Schluß hat noch nie getäuscht. Der tiefste Grund aller dieser Maßregeln ist die Tendenz der Staatsgewalt, unumschränkt zu seyn ebenso wie auf zeitlichem Gebiete, so auch auf kirchlichem. Die letzten Schranken sollen fallen und der Staat omnipotent werden. Freilich liegt diese Versuchung einem Staat nahe, dem bis heute Fortuna in beispielloser Weise günstig war, und der die Macht der Kirche so geringe achten mag, als jetzt die weltliche Gewalt des heiligen Stuhles ist. Dem zufolge will der Staat in Elsaß-Lothringen, wie anderswo, unumschränkter Gebieter der Geister seyn durch die Schule, die eine reine Staatsanstalt ist, und wo der Religionslehrer auf der Linie eines Zeichnungs- oder Turnlehrers steht, der per Woche so und so viel Stunden Religion zu „treiben" hat.

Dieser Staatsabsolutismus hat aber ferner den entschiedensten protestantischen Beigeschmack, wie man es in Elsaß-Lothringen bis zu den äußersten Ausläufern des Beamtenthums erblickt. Die Statistik der öffentlichen Chargen ist jener der andern Provinzen Preußens vollkommen ähnlich,

Rath, um keinem Zweifel über den Volkswunsch Raum zu geben. Umsonst! Ein Laie wurde bezeichnet und ungeachtet der Mißbilligung der Gemeinde unter dem Schutze der Diktatur eingeführt. Wäre das Volk zu thätlichem Widerstand geschritten, so hätte militärische Einquartierung die Leute mürbe gemacht.

In der Gemeinde Niederschäffolsheim war die Schulstelle vakant, und das Volk froh, seine Blicke nach anderer Seite hinwenden zu können, da die Schule seit Jahren übel bestellt gewesen. Einstimmig verlangte der Gemeinderath Lehrbrüder, und begründete seine Wahl mit den besten Motiven. Man antwortete negativ wie immer. Da unterzeichnete die ganze große Gemeinde ein Gesuch an die Oberbehörde, der Municipalrath begab sich in corpore zu dem Bezirkspräsidenten und bot allen Einfluß auf, um den so entschieden formulirten Wunsch durchzusetzen. Wiederum wie immer vergebens. Dem Kaplan der unterdessen den Knaben Schule zu halten begonnen hatte, um einer langen Unterbrechung zuvorzukommen, wurde diese aufopfernde Bemühung von der Kreisdirektion untersagt. Von andern Vorkommnissen schweigen wir.

In der Kreisstadt Hagenau ergab sich ein besonderer Umstand bei Gelegenheit der Vakanz der Oberschulstelle in der St. Georgen Pfarrei. In dieser Stadt hatte vor mehreren Jahren der Gemeinderath die Knabenschulen den Ordensbrüdern zu übergeben beschlossen; die kaiserliche Akademie hatte dazu eine Grimasse gemacht, da sie solches aus naheliegenden Gründen ungern sah; sie mußte aber dem gesetzlichen Wunsche des Stadtrathes Folge geben, und die Brüder wurden zuerst an die St. Nikolai-Schulen berufen, mit dem ausdrücklichen Bemerken daß, wenn dieser Versuch durch seine Früchte sich rechtfertige, die andere Pfarrei gleichmäßig mit denselben Lehrern versorgt werden sollte. Die Brüder rechtfertigten die Erwartung aller Familienväter, sie hoben die Schulen in glänzender Weise, und als die Oberlehrerstelle zu St. Georgen frei wurde, sah man es als eine

natürliche Sache an, daß der schon früher ausgesprochenen Beschlußnahme des Stadtrathes Folge werde geleistet werden. Der Rath trug auch einstimmig auf Brüder für St. Georgen an, und es dachte Niemand, daß eine schon unter französischer Herrschaft im Princip beschlossene Sache, die in sich die besten Gründe bot, bei der deutschen Behörde auf Schwierigkeiten stoßen und scheitern könnte. Es geschah aber in Hagenau was an anderen Orten zu Tage getreten war; die Schulbrüder wurden verweigert ohne Angabe irgend eines Grundes. Es wäre auch wirklich schwer gewesen, solch eine Weigerung irgendwie zu motiviren. Sic volo, sic jubeo: dieses System bedarf keiner Gründe. Bis jetzt verlangten wir nur was Gesetz, Vernunft und Moral ebenmäßig gutheißen; die Reichs-Regierung konnte sich einen trefflichen Stein in's Brett setzen, und statt es zu thun, wendet sie Alles auf, um die besten Gefühle des biedern Volkes auf's tiefste zu verletzen.

III.

Die traurige Brüder-Geschichte schließt aber mit der systematischen Weigerung des Staates, den hochverdienten Corporationen die entsprechende Ausdehnung in neuen Schulen zu gestatten, nicht ab. Diese Weigerung ist nur Eine Seite des mitgebrachten Systems, und wir müssen das Benehmen der Oberbehörden noch in anderen Fällen zur Kenntniß des Publikums bringen, damit es sich seine Ueberzeugung bilde und den Elsässern gerecht werde, wenn arge Mißstimmung einen bedenklichen Ausdruck gewinnt.

In dem Städtchen Hüningen wird die Knabenschule durch drei Brüder besorgt. In derselben befand sich der Knabe eines deutschen Militärs. Der Kleine brachte einstmals eine deutsche Cocarde an seiner Mütze in den Schulhof. Die anderen Knaben sahen hierin eine Herausforderung und rissen sie ihm ab. Solches geschah ohne Wissen und Beiseyn des Lehrers. Dieser ließ in der Schule dem Knaben seine Cocarde zurückstellen und ertheilte den andern einen

scharfen Verweis. Das gab aber zu einer argen Geschichte Anlaß; der Bruder wurde alsobald auf höheren Befehl seiner Stelle enthoben und konnte seither in keiner Schule Elsaß-Lothringens wieder angestellt werden. Nur mit Mühe durfte ein anderer Bruder ihm in Hüningen nachfolgen.

In der Gemeinde Hegenheim hatte die Gemeinde einstimmig Schulbrüder verlangt. Statt ihrer kam ein Laien-Lehrer, dessen Ruf an verschiedenen Stellen nicht der beste war. Der Ortsvorstand verweigerte dessen Installation. Des anderen Tages langte der Polizeicommissär von zwei Gendarmen begleitet in Hegenheim an, und legte sie als Garnison im Hause des Maires in's Quartier, bis der Widerstand der Gemeinde gegen den besagten Lehrer aufhören würde. So ward denn endlich der neue Lehrer in ein Amt eingeführt dessen er in keiner Hinsicht würdig war. Die Kinder kamen nicht in die Schule, und nach einiger Zeit mußte die Schulbehörde selber einen anderen Lehrer senden und den ersten entfernen. Durch dieses Benehmen kam indessen die ganze Umgegend in Bewegung und eine derartige Vergewaltigung konnte der Reichsregierung keine neuen Freunde zuwegebringen.

Die große Fabrikstadt Mühlhausen besitzt zwei große Privatschulen, ganz nach der Vorschrift des französischen Schulgesetzes errichtet. Die eine ist durch Schulbrüder, die andere durch Laien besorgt. Den Brüdern untersagte nun die deutsche Schulbehörde den französischen Unterricht, und sie mußten ausschließlich deutsch dociren. Den Laienlehrern ward dagegen der französische Unterricht gestattet unter der Bedingung, acht Stunden wöchentlich deutsch zu geben. Die Brüder baten um dieselbe Gunst, wurden aber wiederholt abgewiesen. Die Behörde erreichte dadurch den odiosen Zweck den Brüdern ihre Schüler zu entziehen und sie gleichsam zu nöthigen die andere Schule, wo beide Sprachen gelehrt werden dürfen, zu besuchen. So zog man den Brüdern den Boden unter den Füßen weg.

In der bedeutenden Industriestadt Gebweiller besteht ein Pensionat durch Ordensbrüder geleitet und eine ähnliche gemischte Anstalt mit Laien an der Spitze. Die erstere Anstalt ist weitaus die bessere und besuchtere. Da wurde die Laien-Schule zur Sekundärschule erhoben um ihr dadurch in den Augen des Publikums auf die Beine zu helfen. Die Brüder kamen nun bei der Behörde um die gleiche Licenz ein, die ihnen aber rund abgeschlagen ward. Es kam bei der Gelegenheit ein Herr Inspektor in die Lokalität und erlaubte sich die Ungesetzlichkeit, eine Privatanstalt in Dingen zu inspiciren, die nicht in seinen Bereich gehören (die Privatschulen können nur über Moralität, materielle Einrichtung und Salubrität in Einsicht genommen werden, Loi du 15. Mars 1850, art. 21). Er demüthigte die Lehrer vor den Schülern und erklärte barsch, daß die Anstalt nie zu einer Sekundär-Schule erhoben werden würde.

So benimmt man sich gegen diese hochgeachteten und überall beliebten Kinderlehrer. Fälle anderer Art, aber in dasselbe System einschlägig, kamen anderwärts vor, und beweisen, daß man wo möglich dem protestantischen Elemente überall Vorschub zu leisten strebt, dagegen aber das katholische wo man kann zu beengen sucht.

In der großen katholischen Gemeinde Riedisheim bei Mühlhausen ist natürlich die Communalschule eine katholische. Der Unterlehrer zeigte Lust zu einer anderen Stelle, die ihm auch zugesagt wurde; für seine Stelle wurde aber ein protestantischer Unterlehrer bezeichnet! Der Maire konnte ihn begreiflich nicht annehmen. Der Candidat kam aber bald wieder mit der Empfehlung des Distrikts-Inspektors, der beiläufig gesagt für den weit überwiegend katholischen Kreis ein ehemaliger protestantischer Pfarrer ist. Maire und Communalrath versagten aber die Installation des neuen Lehrers, und vermochten den alten Unterlehrer bei seiner Schule zu bleiben.

Auf dem Filialorte von Rixheim besteht eine katholische Schule mit vierzig Kindern, worunter ein einziges prote-

stantischer Confession. Sie wurde einem protestantischen Lehrer übergeben der während vier Wochen in Funktion blieb. Er wollte die Kinder weiß der Himmel welche Gebete lehren. Es sagte dieß aber den Kleinen nicht zu, und eines Tages beteten sie mit lauter Stimme ihre alten katholischen Gebete her. Es gab Reibungen, wie begreiflich; der Pfarrer brachte eine Klage ein, und der Protestant wurde von der katholischen Schule entfernt.

Das schon erwähnte Mühlhausen ist zu vier Fünfteln katholisch. In dieser Lokalität allein waren, gegen das Gesetz, die confessionell-gemischten Schulen tolerirt. Der katholische Direktor Riß, ein allgemein geachteter Schulmann, mußte unter deutscher Herrschaft weichen, und die Classen wurden einer gründlichen Aenderung unterworfen. Der katholischen Geistlichkeit wurde in den vier ersten Classen, wovon die eine 350 Schüler zählt, der religiöse Unterricht untersagt; derselbe wurde Lehrern anvertraut, die in keiner Hinsicht dazu befähigt sind, und dem katholischen Oberpfarrer die gesetzmäßige Ueberwachung desselben rund versagt.

In Folge systematischer Bedrückung katholischer Lehrer traten eine bedeutende Anzahl derselben aus, und ihre Stellen konnten bis jetzt bei weitem nicht zur Genüge besetzt werden. Dieser Ausfall hätte nicht eintreten können, wenn man einerseits die Schulbrüder zugelassen, und dann die guten Lehrer in ihrer Wirksamkeit nicht drangsalirt hätte. Viele Schul-Gehülfenstellen sind unbesetzt, und werden bei dem herrschenden Terrorismus noch lange nicht ausgefüllt werden können, da die glaubenstreuen Familien ihre Söhne von dem Schulberufe fernehalten, und der fremde Zuzug von allerwärts her bei weitem nicht ausreicht. Dabei sieht man nicht sehr genau auf Befähigung und sittlichen Halt; man nimmt die Leute wie sie sich eben anmelden; nur dürfen es keine gesinnungstreuen Katholiken und noch weniger Ordensleute seyn. Mag eine Schule Monate ohne Lehrer seyn, besser bleibt sie unbesetzt, als daß ein Congregationist zugelassen wird.

Von den Schulinspektionen nur ein Wort. Das zu vier Fünftheilen katholische Elsaß hat dermalen großentheils Schulinspektoren die anderen Glaubens sind als die Lehrer und Schüler; und was unter französischer Herrschaft die seltenste Ausnahme war, ist jetzt so ziemlich ständige Regel: confessionslose Inspektionen, die aber beinahe ausschließlich der katholischen Kirche zum schweren Nachtheile gereichen. Was ein verbissener Protestant in dieser Hinsicht zu leisten vermag, zeigen zahlreiche Exempel im oberrheinischen so wie im niederrheinischen Bezirk und kann solches Vorgehen nur das böseste Blut allenthalben absetzen. Abgesehen davon, daß darin eine Rechtsverweigerung und Verletzung heiliger Interessen für uns Katholiken liegt, und die einfachste Rücksicht der Klugheit davon hätte abrathen sollen, so verstößt solches Gebahren gegen alle deutschen Einrichtungen und eben so sehr gegen den Geist der französischen Gesetzgebung. Confessionelle Schulen verlangen gleichartige Schulinspektionen, und sind letztere das rechte Widerspiel jener, so kann dieß nur ein weiterer Schritt zur confessionslosen, d. h. glaubenslosen Volksschule seyn.

Im oberrheinischen Bezirk ward jüngst eine katholische Schule durch einen strengen Protestanten, ehemals lutherischen Pfarrer, inspicirt. Nachdem die verschiedenen Materien zur Zufriedenheit des Herrn Inspektors absolvirt waren, forderte dieser den Lehrer auf, nun auch die Schüler über Religion zu fragen. Der Lehrer bemerkte ganz richtig, daß solches die Competenz des Herrn Inspektors überschreite laut des Gesetzes. Dafür wurde der verdiente Mann seines Amtes entlassen. Der Kreisdirektor, dem die Sache unterbreitet wurde, fand zwar daß der Herr Inspektor zu weit gegangen sei, allein die Absetzung des Lehrers wurde beibehalten.

IV.

Welche Schlüsse sind aus diesen Beobachtungen zu ziehen? Im Herzen derer zu lesen, die dermalen die Zügel

des deutschen Reiches halten, ist freilich uns nicht gegeben; aber es ist dem ruhigen Beobachter der Dinge gestattet zu fragen, aus welcher Quelle obige Thatsachen fließen und wohin sie zielen. Daraus darf man schon zu folgenden Schlüssen sich berechtigt glauben.

Die anfänglich bessere und humanere Behandlung der eroberten Provinz mußte bald — der Zeitpunkt soll der 1. Juli 1871 seyn — einer anderen, der Kirche schroff entgegenstehenden Maßregelung weichen. Anfangs kamen katholische, mitunter recht tüchtige Beamte, besonders was das Schulfach betrifft, zu uns. Nachher hörte dieß auf, und heuer liegt im Großen und Ganzen die Leitung des Lehrfaches in protestantischen Händen, um nicht mehr zu sagen. Weitaus die meisten katholischen Schulen sehen keine katholischen Inspektoren mehr, eine Abnormität welche die Gemüther des Volkes tief und empfindlich berühren mußte. Aus dem Ganzen läßt sich ohne Frage schließen, daß das Land nicht durch eine streng paritätische Regierung, wie es zum mindesten seyn sollte, sondern durch eine protestantische, was Kirche und Schule betrifft, geleitet wird. Die gepriesene Freiheit, deren sich die Kirche unter Preußen angeblich erfreuen sollte und auch zu erfreuen hatte, zerstob wie der Rauch in der Luft. Wir sehen und verspüren davon nichts.

Dagegen sind wir Zeugen dessen was wider das Ordensleben der Lehr-Congregationen geplant wird. Die jetzige Jesuitenhetze findet ein kleines Seitenstück in der Behandlung unserer so hochgeachteten Lehrbrüder. Man muß eine rechte Angst vor denselben haben, da ihnen so sorgfältig jede Aussicht auf Uebernahme neuer Schulen entzogen wird, und wenn man, wie ein gewisser Kreisdirektor in Lothringen der Gemeinde Püttlingen gegenüber, geradezu sagt: Wählet Lehrer welche ihr wollet, nur aber keine Schulbrüder. Es heißt doch wohl einen Orden vernichten, wenn man ihm das „wachset und mehret euch" — untersagt.

Ist aber die Oberbehörde den Schulbrüdern gram, so kann sie die anderen Genossenschaften nicht in liebevollem Herzen tragen. Oberpräsident von Möller sagt zwar, die Regierung anerkenne die segensreiche Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern. Dasselbe bekennt er aber nicht von der gewiß ebenso segensreichen Thätigkeit der Schulschwestern und der Väter der Gesellschaft Jesu, und für uns Katholiken ist es ein geringer Trost, das günstige Attest über die Pflegerinnen der Kranken entgegenzunehmen, wenn dasselbe nicht die uns theuern Orden überhaupt umfaßt, deren Wirksamkeit auch der Feind anzuerkennen genöthigt ist, und deren freie Bewegung und corporativen Rechte nicht beanstandet werden dürfen, wenn es der Regierung ernst ist, die Herzen im neuen Reichslande zu gewinnen.

Wenn der jetzige Sturm zunächst auf die kirchlichen Orden abgesehen ist, so gilt derselbe zuletzt gewiß der Kirche selbst. Dieser Schluß hat noch nie getäuscht. Der tiefste Grund aller dieser Maßregeln ist die Tendenz der Staatsgewalt, unumschränkt zu seyn ebenso wie auf zeitlichem Gebiete, so auch auf kirchlichem. Die letzten Schranken sollen fallen und der Staat omnipotent werden. Freilich liegt diese Versuchung einem Staat nahe, dem bis heute Fortuna in beispielloser Weise günstig war, und der die Macht der Kirche so geringe achten mag, als jetzt die weltliche Gewalt des heiligen Stuhles ist. Dem zufolge will der Staat in Elsaß-Lothringen, wie anderswo, unumschränkter Gebieter der Geister seyn durch die Schule, die eine reine Staatsanstalt ist, und wo der Religionslehrer auf der Linie eines Zeichnungs- oder Turnlehrers steht, der per Woche so und so viel Stunden Religion zu „treiben" hat.

Dieser Staatsabsolutismus hat aber ferner den entschiedensten protestantischen Beigeschmack, wie man es in Elsaß-Lothringen bis zu den äußersten Ausläufern des Beamtenthums erblickt. Die Statistik der öffentlichen Chargen ist jener der andern Provinzen Preußens vollkommen ähnlich,

vielleicht noch entschiedener zu Gunsten der protestantischen Confession, und mit tiefster Wehmuth sieht der biedere Elsässer der nahen Zukunft entgegen. Frankreich führte nichts weniger als einen musterhaften Haushalt, allein mit dem verglichen was wir jetzt erleben — z. B. die Besetzung der neuen Universität Straßburgs mit dem Personale der französischen Universität — war das französische Regime in den Augen des Volkes golden. Ungeachtet des Duruy'schen Geistes, der die längste Zeit gelebt hatte, boten die französischen Unterrichtsgesetze eine Quelle rechtlicher Freiheiten, die von Jahr zu Jahr sich reichlicher entfalteten, und von denen in den deutschen Einrichtungen, wie sie uns bekannt sind, keine Spur zu finden ist, da dieselben Privat= oder freie Lehr=Institute nicht anerkennen. Diese Lücke ist eine der fühlbarsten für uns, die wir unter französischer Herrschaft der Kirche nach und nach die ihr von Gottes= und Rechtswegen zustehende Freiheit erkämpfen halfen.

In diese weitgehende Frage lassen wir uns für heute nicht ein. Es sollte allein die Brüder=Frage dargelegt und nach Gesetz und kirchlicher Freiheit dem Benehmen der Reichs=Regierung gegenüber beleuchtet werden. Sapienti sat!

VIII.

Aus Karl Ritter's Leben und Briefen*).

Karl Ritter ist der eigentliche Begründer der allgemeinen vergleichenden Erdkunde, mit seinen Werken beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der geographischen Wissenschaften, ja durch ihn und die von ihm eingeschlagene Methode erhielt die Geographie überhaupt erst die Weihe strengerer, höherer Wissenschaftlichkeit. Dieß ist allgemein bekannt, selbst in jedem Conversationslexikon zu lesen; weniger bekannt aber ist die Persönlichkeit des Mannes, die Jedem, der das Glück hatte seine Vorlesungen in Berlin zu hören und sich ihm einigermaßen nähern zu können, in so leutseliger, herzgewinnender Weise entgegentrat, daß man sich ihm für immer dankbar verpflichtet fühlte. Daß Ritter jemals, nach der an protestantischen Universitäten ziemlich allgemein herrschenden Manier, seine Vorträge zu Angriffen gegen die katholische Kirche und ihre Institutionen mißbraucht habe, ist uns nie zu Ohren gekommen, wohl aber hat man bei dem Studium seiner Werke, die doch einen rein wissenschaftlichen

---

*) Karl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer, Direktor der Franke'schen Stiftung in Halle. Zwei Bände. Nebst einem Bilde Ritter's. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1864 — 1871.

Charakter überall behaupten sollten, manchen peinlichen Eindruck zu bestehen, indem der große Geograph in einem beschränkt protestantischen Religionseifer gar nicht selten offene oder versteckte Invektiven gegen die Katholiken macht, z. B. bei der Beschreibung des Himalaya sich einmal gar nicht entblödet die katholischen Glaubensboten, welche aus Liebe zu unserem Heiland und zu ihren Mitbrüdern, das Kreuz Christi und die Kunde von dessen beseligendem Erlösungstode über die höchsten Gebirgshöhen trugen, mit den Anhängern der Buddha-Lehre und den fanatischen Kriegern des falschen Propheten Mohammed, vor deren blutigem Schwerte drei Welttheile erzitterten, in eine Kategorie zu stellen *). Aber an solche Invektiven gegen unsere Kirche sind wir ja selbst bei den wissenschaftlichsten Protestanten gewohnt, wie denn z. B. selbst ein Jakob Grimm nicht einmal seine Grammatik und sein Wörterbuch abfassen konnte ohne überall, wo es eben nur thunlich, den Katholiken „eins anzuhängen".

Wir wollen darum auch bei Karl Ritter, indem wir seiner Persönlichkeit an der Hand seines Biographen näher zu treten versuchen, auf diese Dinge, die auch in seinen Briefen manchen Orts unerquicklich berühren, kein besonderes Gewicht legen, uns nur freuen über das viele Schöne was wir in seinem Lebensbild finden, vornehmlich darüber uns freuen, daß Ritter wie in seinem Leben so in seiner Wissenschaft nicht dem Unglauben und den modernen Tagesgötzen diente, sondern eine entschiedene Stellung zur christlichen Offenbarung einnahm, treu festhielt im Glauben an den lebendigen Gott und an den Gottessohn, seinen Erlöser, und demgemäß (so bemerkt Kramer mit Recht in der Vorrede) „als ein leuchtender und schlagender Beweis dafür dasteht, daß dieser Glaube, weit entfernt im Widerspruch zu stehen mit der Naturwissenschaft, wie die Afterweisheit unserer Tage

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 3, S. 508—510; Bd. 36, S. 519—520; Bd. 38, S. 292—294.

als Axiom hinstellt, im Gegentheil allein fähig macht zu einer tiefen umfassenden und lebendigen Erkenntniß der Natur in ihrem innersten Wesen."

Die Biographie ist zum größten Theile nach Ritter's Briefen und Tagebüchern gearbeitet, und insbesondere die Briefe sind in hohem Grade gehaltvoll, charakteristisch, belehrend, nicht selten von ungewöhnlicher Herzlichkeit und Anmuth, so daß wir glauben, der Verfasser hätte besser gethan, wenn er dieselben nicht zerpflückt, sondern sie von Ritter's Jugendjahren an vollständig und im Zusammenhang abgedruckt und sein Werk etwa nach dem Vorbilde der bekannten Lebensnachrichten über Niebuhr eingerichtet hätte. Wie es jetzt uns vorliegt, verliert es sehr an Interesse durch eine gewisse Breite und Behäbigkeit der Darstellung, durch mannigfache Minutien, und ebenso durch einen etwas salbungsvollen Ton, der wohl nur für sehr wenige Leser anziehend seyn dürfte. Unverzeihlich ist die Nachlässigkeit Kramer's in chronologischen Angaben, und wir können wohl sagen, daß man kaum in irgend einem anderen neueren biographischen Werk das Chronologische in einem so üblen Zustande wie hier antreffen wird. Manchmal findet sich auf siebenzig bis achtzig Seiten nicht eine einzige Jahreszahl, sondern aus verschiedenen Jahren nur Tagesangaben, so daß man sich ohne andere Hülfsmittel kaum orientiren kann. Von einem ordentlichen Inhaltsverzeichniß, von einem Namen- und Sachregister kann gar keine Rede seyn; ja der Verfasser hat es nicht einmal für nöthig gefunden, auch nur ein genügendes geordnetes Verzeichniß der Werke und Abhandlungen Ritter's zu liefern.

Also die Biographie hat manche Mängel, aber sie hat auch viele Vorzüge, die wir um so höher anschlagen, je seltener sie in neueren protestantischen Werken anzutreffen sind. Wir gestehen, daß wir in der ganzen Arbeit Kramer's so weit sie seine eigene Arbeit ist, auch nicht in einer Zeile etwas für ein katholisches Gemüth Anstößiges oder Ver-

letzendes gefunden. Ein tief sittlicher Ernst, eine hohe und edle Auffassung des Lebens geht durch das ganze Werk; das Urtheil ist überall maßvoll und getragen; dabei macht der Verfasser gar keine Ansprüche für seine Person und man muß es förmlich für eine übertriebene Bescheidenheit erklären, wenn er in der Vorrede zum zweiten Bande sagt, daß er gar nicht im Stande gewesen sei Ritter's Stellung in der Wissenschaft, seine Bedeutung als Lehrer und Schriftsteller genügend zu charakterisiren. Es scheint uns vielmehr, daß er dieß mit vieler Einsicht und Umsicht gethan und sich gerade hiefür ein beachtenswerthes Verdienst erworben hat. Uns beschäftigt hier diese Stellung und Bedeutung nicht, indem wir uns in unseren Mittheilungen lediglich zum Zwecke gesetzt, einige wesentlichen Züge aus dem Lebensbild des um die Wissenschaft hochverdienten Mannes vorzuführen und aus seinen Briefen vornehmlich diejenigen Partien zu beachten, welche von einem über seine Persönlichkeit weit hinausreichenden allgemeinen Interesse sind. Aus diesem Grunde benützen wir besonders den ersten Band, der bis zum Jahre 1820 reicht, wo Ritter, „in den Hafen eingelaufen", seine bis zum Tode fortgesetzte Wirksamkeit in Berlin begann; aus dem zweiten Bande nehmen wir im Speciellen nur die demselben beigefügten reichhaltigen Reisebriefe zum Vorwurf, da der darstellende Theil dieses Bandes über Ritter's amtliches, geselliges und häusliches Leben für die Allgemeinheit nichts wesentlich Neues darbietet.

I.

Karl Ritter wurde am 7. August 1779 zu Quedlinburg geboren. Sein Vater, Leibmedicus der Quedlinburger Aebtissin Anna Amalie (der Schwester des preußischen Königs Friedrich II.), ein wegen seiner Rechtlichkeit und Pflichttreue allgemein geachteter Mann, starb schon 1784 und der Knabe wurde im folgenden Jahre dem Salzmann'schen Institut zu Schnepfenthal zur Erziehung übergeben, wo er bis 1796

blieb. In Schnepfenthal, am Fuße des Thüringer Waldes, in einer mit den anziehendsten Reizen ausgestatteten Landschaft, fand die innige und sinnige Natur des Knaben nach allen Seiten hin die anregendste Förderung; die Geographie und das Zeichnen wurden schon in frühester Jugend sein Lieblingsfach, auch Botanik und Mineralogie zogen ihn frühzeitig an. Wie mangelhaft und wie einseitig auch die Salzmann'sche, nach Rousseau'schen Grundsätzen eingerichtete, Erziehungsmethode in religiöser Beziehung war, so wirkte sie doch durch Bildung und Uebung des Verstandes auf Ritter günstig ein. In leiblicher Beziehung wurde auf allerlei Weise, durch Einfachheit in Nahrung und Kleidung, Regelmäßigkeit der Lebensordnung, Gewöhnung an Arbeit und Anstrengung, Ertragung jeglichen Wetters sowohl im täglichen Leben, in welchem die hier zuerst consequent ausgebildeten und angewandten gymnastischen Uebungen eine wichtige Stelle einnahmen, als auch auf mancherlei Wanderungen und Reisen die Stählung und Uebung aller Kräfte angestrebt.

Nach allen Schwankungen, welchen Beruf er ergreifen sollte, entschied sich Ritter im J. 1796 ein Erzieher zu werden, studirte zu diesem Zwecke zwei Jahre in Halle und nahm dann als Neunzehnjähriger eine Informatorstelle im Hollweg'schen Hause in Frankfurt an.

Trefflich schildern uns die Briefe seine pädagogischen Grundsätze, die Schwierigkeiten und Erfolge seines Berufs; sie vergegenwärtigen aber auch in lebendigen Zügen das Leben und Treiben in der reichen Kaufmannsstadt gegen Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts und sind darum zur Kennzeichnung allgemeiner Zustände von großem Werthe.

In Frankfurt, in der Welt des Glanzes, des Reichthums und Wohllebens, wo trotz allem anderen Schein doch das Geld als die wesentlich entscheidende Macht ihm entgegentrat, bewährten sich nicht allein die festen Grundsätze, die sein von Natur schon unbewußt auf Höheres gerichtetes Gemüth im elterlichen Hause und in Schnepfenthal unter Salz-

mann's Leitung als lebendigste Ueberzeugung aufgenommen hatte, sondern sie kamen ihm zum vollsten Bewußtseyn. Er fühlte es dort vom ersten Augenblicke an lebendiger als je, von wie viel höherm Werthe die Güter des Herzens und Geistes seien, als die Güter dieser Welt, nach denen er fast Alle um sich her so rastlos und doch meist so fried- und freudlos jagen sah, die ihm selbst aber so „gleichgültig waren". Dieß Bewußtseyn gab ihm vom Anfang an jene große innere Freiheit und Sicherheit in seiner Stellung, die ihm vor Allem neben seiner sonstigen Tüchtigkeit und Pflichttreue einen mit jedem Jahre wachsenden Einfluß verschaffte. „Ich bin schon zufriedener mit meiner Lage als Anfangs", schrieb er nach den ersten vierzehn Tagen seines Dortseyns; „mit meiner Stellung als Hofmeister bin ich es sehr wohl. Ich glaubte einen vollkommen guten Knaben zu bekommen, und das habe ich auch gefunden. Bis jetzt waren mir beide Eltern sehr behülflich und ließen mir meinen Willen, doch sind beide zu besorgt um das Söhnchen. Man respektirt mich, und meine Hauptabsicht ist, mich durch mein ernstes Betragen darin festzusetzen; denn dann hat man gewonnen Spiel. Ich werde mich nicht verstellen, aber zeigen, daß ich nicht bloß um Brod arbeite; daß mir Achtung, die ich mir wünsche, gebührt, und daß ein so schweres Amt, als das des Erziehers, nicht durch Geld, sondern durch Freundschaft und Liebe belohnt werden muß" (S. 92). Ueber die im Hollweg'schen Hause an jedem Mittwoch stattfindende „große Gesellschaft" schreibt er: „Wie klein, ach wie klein bin ich in dieser Gesellschaft. Ich bin kein Politiker, und halte es unter meiner Würde mit den Mädchen des Zeitvertreibes wegen zu tändeln, und Karte spiele ich auch nicht. Denken Sie sich mich in diesen Cirkeln, wo der Hofmeister ohnedem nur ein halber Mensch ist. Man ist hier gegen Hofmeister aufgeklärter, doch was hilft das, sie behalten immer die angewiesene Stelle. — Soeben kam ich herauf und krieche voller Demuth zusammen und denke mir, wie klein ich eben in

der Gesellschaft, wie groß ich aber hier auf der Stube bin — ich weiß, größer als mehrere der Herren, die noch jetzt nach 12 Uhr unten in der Stube L'hombre spielen!" Aber dieses Bewußtseyn, das ihn stets begleitete und sich zu immer größerer Klarheit entwickelte, war weit entfernt von jedweder Schroffheit, sondern auf's engste verbunden mit der größten Bescheidenheit und Geneigtheit, jede irgend anzuerkennende Seite an Anderen auch seinerseits anzuerkennen und sich ihrer zu freuen. „Mit meiner Lage", heißt es in einem Briefe an seinen Bruder drei Monate später, „bin ich immer noch zweifelhaft, bald dafür, bald dagegen, wie wenn es April wäre. Im Ganzen bin ich nur mit mir nicht vollkommen zufrieden, und daher kommt's, daß ich nicht durchaus fröhlich bin, daß ich öfter als sonst mißmuthig, unzufrieden bin. Ich habe noch zu viel leere Stunden — und nichts macht unzufriedener mit sich selbst" (S. 225). Dieses Gefühl, daß was er that, was er leistete, weit entfernt sei von dem was er wünschte, was ihm als Ziel und Aufgabe vorschwebte, erfüllte ihn fortwährend und spricht sich oft in seinen Briefen aus, ja es ist der durch sein ganzes Leben, seine ganze Wirksamkeit, alle seine Schriften hindurchgehende eigenthümliche Zug, der ihnen neben ihrer Wichtigkeit für die Wissenschaft eine so hohe sittliche Bedeutung gibt. Zugleich hinderte es ihn aber, da es nicht in Eitelkeit oder irgend welcher Richtung auf äußere Ziele seinen Grund hatte, keineswegs die Fortschritte die er machte, zu erkennen und sich ihrer zu erfreuen.

Die so häufige Erfahrung, daß Reichthum und vornehmer Stand bei allen äußern Vortheilen einer wahrhaft guten Erziehung vielfache Hindernisse bereiten, die nur durch das Zusammentreffen günstiger Umstände, vor Allem durch die einsichtige und einträchtige Einwirkung der Erziehenden, zunächst natürlich der Eltern, aufgehoben werden können, bestätigte sich auch im Hollweg'schen Hause. Jene günstigen Umstände waren nur theilweise vorhanden. Herr Hollweg,

das Haupt der Familie, bereits in dem Anfange der fünfziger Jahre, war ein Mann, wie es in einem Briefe Ritter's heißt, „von altem Schrot und Korne, rechtschaffen, bieder und von ehrwürdigem Charakter, aber durch mancherlei Mißverhältnisse in seinem nächsten Kreise und durch ungeheuer viel Arbeit, die er übernommen hatte, launisch gemacht und größtentheils finster in sich gekehrt." Aber er that die richtigsten Blicke in das Gebiet der Pädagogik. Er erkannte bald den Werth Ritter's, schenkte ihm schnell und je länger je mehr sein volles Vertrauen, ja widmete ihm eine auf herzlicher Achtung und Dankbarkeit beruhende Freundschaft. Mit der Mutter dagegen, die ihrer ganzen Stellung und Art nach einen überwiegenden Einfluß auf die Erziehung des Kindes ausübte, hatte er schwere Kämpfe zu bestehen und war mehrmals nahe daran seine Stellung aufzugeben. „Ich habe", schreibt er, „mancherlei erfahren müssen, wovon ich mir sonst nichts träumen ließ. Vorzüglich gehören dahin die außerordentlichen Schwierigkeiten, die mit der Privaterziehung in dem Hause eines Millionärs, in einer Kauf- und Handelsstadt unzertrennlich verbunden sind. Ich habe fürwahr alle meine Kräfte aufgeopfert und alle meine Neigungen mit den Pflichten meines Amts zu vereinigen gesucht, um etwas so Vollkommenes als möglich zu bewirken, und ich sehe mich noch lange nicht an dem vorgesteckten Ziele, sehe auch, daß ich auf diesem Wege nicht leicht dahin gelangen werde. Meine Kinder haben manches Talent ausgebildet und sie haben für ihr Alter gewiß Kenntnisse genug und einen gebildeten Verstand, aber ihr Körper und — ihr Herz, und also ihre Brauchbarkeit für's Leben, ihr moralischer Mensch steht damit nicht in Harmonie; sie sind ganz unverdorben, aber rings um sie her sind so viel Klippen, daß es meiner Ueberzeugung nach unmöglich ist, ihr Schiffchen hindurch zu bringen. Ich hatte mir fest vorgenommen, die Eltern dahin zu bringen, daß sie ihre Kinder von sich entfernten, oder wenn dieß nicht gehen würde, selbst nach Jahr und Tag meine Stelle zu verlassen, weil es mir bei aller

Herrlichkeit, die ich hier habe, doch nicht möglich wäre den Hauptzweck meines Hierseyns zu verfehlen, ohne mit mir selbst in Widerspruch zu stehen. Vielleicht scheint Ihnen meine Maßregel etwas hart, aber Sie würden mir ganz Recht geben, wenn Sie die Gräuel sähen, die täglich unter unseren Augen sich ereignen, und die durch ihre äußere glänzende Form wie schleichendes Gift desto leichter und unvermerkter auf Andere übergehen. Wie freute ich mich, als mir der Vater meiner Kinder auf halbem Wege entgegenkam und beinahe für alle meine Ansichten und Vorschläge empfänglich war; desto größern Widerspruch fand ich bei der Mutter, die bisher noch Alles, was zur Erziehung gehört, geleitet hat und eigentlich Herr im Hause ist. Der mütterliche Eigennutz, der oft zärtliche Liebe heißt, ist unverträglich mit dem wahren Besten der Kinder, und Alles was ihm eine unangenehme Empfindung erweckt, ist ihm unerträglich; kommt noch Empfindlichkeit, eine Folge von Nervenschwäche, und so manches Andere dazu, so können Sie sich die unangenehme Lage einigermaßen denken, in die ich dadurch versetzt war. Indeß bin ich doch fest bei meinem Vorsatz geblieben, und der Entschluß ist gefaßt. Der biedere treffliche Vater hat mir versprochen, daß wir künftiges Jahr von hier und wahrscheinlich nach Stuttgart gehen sollen, wo wirklich in jeder Hinsicht für Wissenschaften und Künste sehr viel gethan wird, und wo wir die beste Gelegenheit haben würden uns weiter zu bilden" (S. 133).

Als Ritter nach Frankfurt kam, waren seine religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen noch die der Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts, wie er sie in Schnepfenthal empfangen hatte und wie sie ihm in allen seinen übrigen Verhältnissen entgegengetreten waren. „Aber der damit verbundene Glaube an einen Alles lenkenden liebevollen Gott, an Unsterblichkeit und die Nothwendigkeit der durch Christi Vorbild und göttliche Lehre offenbarten Tugend, wie viel er auch durch jene angebliche Aufklärung von seinem positiven

Inhalt verloren hatte, war dennoch in ihm eine wahrhaft lebendige Macht und bildete die tiefste Wurzel seines ganzen Seyns und Thuns." Gleichwohl fühlte er sich in seinem religiösen Bewußtseyn und Leben nicht befriedigt, und in den protestantischen Kreisen, mit denen er zu verkehren hatte, fand er überall in religiösen Dingen nur Oede und Gleichgültigkeit. „Was den wichtigsten Theil des Lebens, den religiösen betrifft", schreibt er Anfang 1811 an seinen Stiefvater, „so gestehe ich, daß ich nicht ohne Wehmuth auf die dermaligen Verhältnisse des größten Theils der Menschen zurücksehen kann. Es herrscht durchaus eine so sinnliche Liebe zum Irdischen unter uns allen, daß die zum Geistlichen, Göttlichen zu den größten Seltenheiten gehört. Ich kann Jahre lang in unserem Hause leben, das aus einer bedeutenden Anzahl von Personen besteht, ohne auch nur eine einzige religiöse Aeußerung von freien Stücken zu vernehmen. Es ist durchaus von nichts in religiöser Beziehung die Rede, da diese Ansicht vollkommen fehlt. Wenn mir nicht bisweilen mein Gefühl überströmte, oder ich durch ein heftiges Losbrechen meiner religiösen Ueberzeugungen, um einem Gespräche oder einer Ansicht eine andere Richtung zu geben oder einer Handlung zuvorzukommen, den Gegenstand zur Sprache brächte, so würde allmählig ein völliges Vergessen der wichtigsten Dinge eintreten. Indessen vermisse ich in dieser Hinsicht an mir selbst unendlich viel, das Interesse des täglichen Bedürfnisses und der sinnlichen Lust bemächtigt sich so ganz und gar des geselligen Menschen, daß kein Höheres in ihm zur Sprache kommt. Die Menschen werden hier geboren und sterben, sie sind glücklich und unglücklich, sie hoffen und fürchten, und nichts von Alledem erinnert sie an einen höheren Zusammenhang, an Gott und Unsterblichkeit ... Kurz, ich selbst führe wider meinen Willen, ja mit vollem Unwillen ein so religionsleeres Leben, daß ich mir nicht selten Vorwürfe darüber mache. Und dennoch bin ich *nicht* unthätig, schreite wohl fort und nähre sogar im Stillen

den Wunsch, mich dem Stande des Religionslehrers zu weihen, doch in Verbindung mit dem Erzieher und Lehrer. Nur werde ich mir nicht leicht den Wirkungskreis in einer großen Stadt wählen; diese sind gut zum Genuß und zur Menschenkenntniß, aber nicht um mit sich selbst zum Frieden zu kommen" (S. 238—39).

Die Zustände des öffentlichen Lebens in der Stadt und des Familienlebens waren der Art, daß Ritter sogar lange Jahre „gar nicht wagte" seinen Zöglingen einen eigentlichen Religionsunterricht zu ertheilen. „Seit einiger Zeit", berichtete er seinem Stiefvater im J. 1806, „ist es mir daher rechte Herzensangelegenheit gewesen, meine Kinder mit ihren Verhältnissen gegen Menschen und gegen Gott bekannt, vertraut zu machen. Sie werden sich wundern, wie es mir möglich war, so lange über so wichtige Gegenstände zu schweigen? Nein, geschwiegen habe ich nicht ganz darüber, aber es war mir immer bange über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen laut und lebendig mit ihnen zu sprechen, wenn ich wußte, daß die Wirklichkeit in der folgenden Stunde gerade das Gegentheil dessen aufstellen würde, was ich in dieser gelehrt, bewiesen, als das Heiligste eingeprägt hatte. Ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo ich das moralische oder religiöse Gefühl hätte stärken oder erhöhen können, oder ich wollte wenigstens keine vorübergehen lassen. Aber wie hätte ich Stunden geben können über Gott, wenn selbst aus demselben Hause dieser Begriff gleichsam verbannt zu seyn schien. Ich will nicht behaupten, daß den Menschen alle Moralität fehlt, aber alle Religion. Es ist hier bei allen Aufgeklärten Mode, an die Vernichtung der Seele nach dem Tode zu glauben; dabei kann natürlich der Begriff von Gott nicht bestehen, und darum spricht von ihm die gebildetste Dame (natürlich mit Ausnahmen) nur, wenn er etwa bei einer Geschichtserzählung nicht ausgelassen werden kann, unser Herr Gott! Prediger werden nur als Ceremonienmeister behandelt, und in die Kirche

zu gehen, das ist unmöglich; denn selbst Sonntag Morgens um 11 Uhr geht die holländische Post. Bei diesen Umständen mußte ich glückliche Ereignisse von außen her abwarten, um einen so viel als möglich sichern Gang zu gehen. Denn wenn das Leben der Lehre nicht entspricht, was hilft da der Unterricht" (S. 146). „Der Unterricht in der alten Geschichte führte uns zum Lesen der alten Urkunden der Bibel, und die neueste Geschichte der Zeit mit ihren Folgen, das Leben des Sokrates in der griechischen Geschichte u. s. w., vorzüglich aber die glücklichern Fortschritte meiner Zöglinge führten den Zeitpunkt herbei, welcher mir zum Religions-Unterricht der beste zu seyn schien. Ein wichtiger Punkt dabei war meine eigene Vorbereitung, und weil meine Zeit so außerordentlich beschränkt ist, so muß ich noch jetzt leise und behutsam auftreten. Da ist mir seitdem Ihre (Zerenner's) Schulbibel unentbehrlich geworden. Die Bibel selbst in die Hände meiner Zöglinge zu geben, wäre mir unmöglich gewesen, und doch würde ich es außerordentlich bedauert haben, wenn ich sie ganz aus meinem Lehrplan hätte ausschließen müssen. Mir ist sie ein unschätzbares Buch in jeder Hinsicht. Noch nie hatte ich sie studirt; seitdem ich dieß zum Besten meiner Zöglinge und zu meiner eigenen Belehrung thue, entzückt sie mich, und je genauer ich sie kennen lerne, desto wichtiger wird sie mir werden. Unbegreiflich ist es mir, wie so wenig Menschen über sie vorurtheilsfrei urtheilen, wie sie nicht für den gebildetsten Menschen ein Hauptbuch für sein Leben seyn soll."

„Was sagen Sie dazu, daß unsere ausgezeichneten Genies, ein Göthe und — Voß, selbst Voß, der christliche Dichter, keine Christen sind, daß sie diese Religion nicht befriedigt, nicht überzeugt? Sind sie auf dem Wege aus den griechischen Mythen und den Classikern eine neue aufzubauen oder nicht, das weiß ich nicht. Aber das Neue Testament, sagen sie, steht schon hinter dem Alten zurück, und in den Griechen und Römern liegt eine Religion, die weit erhabener und schöner

als in der Bibel, weit menschlicher und wahrer ist. Es sollte mich wundern, wenn sie nicht schon eine kleine Kirche um sich oder auch in der Ferne versammelt hätten. Jene Nachricht ist mir aus einer ziemlich lautern, sonst immer reinen Quelle geflossen – sie ist mir glaublich, aber unbegreiflich" (S. 148)!

Die „Ereignisse von außen", welche Ritter im obigen Briefe berührt, waren die großen politischen Katastrophen vom J. 1805 und 1806, die Niederwerfung Oesterreichs und Preußens durch Napoleon. Frankfurt wurde dabei auf das empfindlichste berührt. Nicht allein wirkte das Unglück, welches Wien und das ganze Süddeutschland getroffen hatte, mächtig auf den Handel, der schon durch die Schwierigkeit des Verkehrs mit England unendlich litt, sondern man fühlte hinlänglich, daß es mit der bisherigen Selbstständigkeit zu Ende seyn würde. Alles dieses zusammen übte einen nicht geringen Einfluß auch auf Ritter's Wirkungskreis. „Das Gefühl der Bürgerfreiheit", schreibt er an seinen Stiefvater Anfangs 1806, „und Geldstolz, der Glaube alle Mittel zur wahren Glückseligkeit in den Händen zu haben, hatte den Frankfurtern einen außerordentlichen Uebermuth eingeflößt. Sie waren die ersten, ihre Macht die einzige; das Reich des Guten, des Wahren wurde nicht anerkannt, sondern nur das Nützliche, das Scheinbare berücksichtigt. So lange ich hier bin, stand ich im beständigen Kampfe gegen diese Richtung. Ich drang auf Abhärtung der Kinder, darauf daß sie ihre Kräfte gebrauchen lernten, daß sie Kenntnisse sammeln und tüchtig arbeiten müßten, daß Zerstreuungen des Luxus, Leckereien, Schmeicheleien, der Glaube an die Goldberge ihrer Eltern ihnen nichts taugten, sie durchaus verderbten — aber sehr oft wurde ich nicht angehört und die wenigsten meiner Vorschläge richtig und anwendbar befunden. Seitdem Napoleon in Deutschland ist, ist es ganz anders! Sie werden lachen, aber es ist so. Alles, glaubten sie nun, würde zerstört werden; ich weiß bestimmt, daß ein

mann's Leitung als lebendigste Ueberzeugung aufgenommen hatte, sondern sie kamen ihm zum vollsten Bewußtseyn. Er fühlte es dort vom ersten Augenblicke an lebendiger als je, von wie viel höherm Werthe die Güter des Herzens und Geistes seien, als die Güter dieser Welt, nach denen er fast Alle um sich her so rastlos und doch meist so fried- und freudlos jagen sah, die ihm selbst aber so „gleichgültig waren". Dieß Bewußtseyn gab ihm vom Anfang an jene große innere Freiheit und Sicherheit in seiner Stellung, die ihm vor Allem neben seiner sonstigen Tüchtigkeit und Pflichttreue einen mit jedem Jahre wachsenden Einfluß verschaffte. „Ich bin schon zufriedener mit meiner Lage als Anfangs", schrieb er nach den ersten vierzehn Tagen seines Dortseyns; „mit meiner Stellung als Hofmeister bin ich es sehr wohl. Ich glaubte einen vollkommen guten Knaben zu bekommen, und das habe ich auch gefunden. Bis jetzt waren mir beide Eltern sehr behülflich und ließen mir meinen Willen, doch sind beide zu besorgt um das Söhnchen. Man respektirt mich, und meine Hauptabsicht ist, mich durch mein ernstes Betragen darin festzusetzen; denn dann hat man gewonnen Spiel. Ich werde mich nicht verstellen, aber zeigen, daß ich nicht bloß um Brod arbeite; daß mir Achtung, die ich mir wünsche, gebührt, und daß ein so schweres Amt, als das des Erziehers, nicht durch Geld, sondern durch Freundschaft und Liebe belohnt werden muß" (S. 92). Ueber die im Hollweg'schen Hause an jedem Mittwoch stattfindende „große Gesellschaft" schreibt er: „Wie klein, ach wie klein bin ich in dieser Gesellschaft. Ich bin kein Politiker, und halte es unter meiner Würde mit den Mädchen des Zeitvertreibes wegen zu tändeln, und Karte spiele ich auch nicht. Denken Sie sich mich in diesen Cirkeln, wo der Hofmeister ohnedem nur ein halber Mensch ist. Man ist hier gegen Hofmeister aufgeklärter, doch was hilft das, sie behalten immer die angewiesene Stelle. — Soeben kam ich herauf und krieche voller Demuth zusammen und denke mir, wie klein ich eben in

der Gesellschaft, wie groß ich aber hier auf der Stube bin — ich weiß, größer als mehrere der Herren, die noch jetzt nach 12 Uhr unten in der Stube L'hombre spielen!" Aber dieses Bewußtseyn, das ihn stets begleitete und sich zu immer größerer Klarheit entwickelte, war weit entfernt von jedweder Schroffheit, sondern auf's engste verbunden mit der größten Bescheidenheit und Geneigtheit, jede irgend anzuerkennende Seite an Anderen auch seinerseits anzuerkennen und sich ihrer zu freuen. „Mit meiner Lage", heißt es in einem Briefe an seinen Bruder drei Monate später, „bin ich immer noch zweifelhaft, bald dafür, bald dagegen, wie wenn es April wäre. Im Ganzen bin ich nur mit mir nicht vollkommen zufrieden, und daher kommt's, daß ich nicht durchaus fröhlich bin, daß ich öfter als sonst mißmuthig, unzufrieden bin. Ich habe noch zu viel leere Stunden — und nichts macht unzufriedener mit sich selbst" (S. 225). Dieses Gefühl, daß was er that, was er leistete, weit entfernt sei von dem was er wünschte, was ihm als Ziel und Aufgabe vorschwebte, erfüllte ihn fortwährend und spricht sich oft in seinen Briefen aus, ja es ist der durch sein ganzes Leben, seine ganze Wirksamkeit, alle seine Schriften hindurchgehende eigenthümliche Zug, der ihnen neben ihrer Wichtigkeit für die Wissenschaft eine so hohe sittliche Bedeutung gibt. Zugleich hinderte es ihn aber, da es nicht in Eitelkeit oder irgend welcher Richtung auf äußere Ziele seinen Grund hatte, keineswegs die Fortschritte die er machte, zu erkennen und sich ihrer zu erfreuen.

Die so häufige Erfahrung, daß Reichthum und vornehmer Stand bei allen äußern Vortheilen einer wahrhaft guten Erziehung vielfache Hindernisse bereiten, die nur durch das Zusammentreffen günstiger Umstände, vor Allem durch die einsichtige und einträchtige Einwirkung der Erziehenden, zunächst natürlich der Eltern, aufgehoben werden können, bestätigte sich auch im Hollweg'schen Hause. Jene günstigen Umstände waren nur theilweise vorhanden. Herr Hollweg,

das Haupt der Familie, bereits in dem Anfange der fünfziger Jahre, war ein Mann, wie es in einem Briefe Ritter's heißt, „von altem Schrot und Korne, rechtschaffen, bieder und von ehrwürdigem Charakter, aber durch mancherlei Mißverhältnisse in seinem nächsten Kreise und durch ungeheuer viel Arbeit, die er übernommen hatte, launisch gemacht und größtentheils finster in sich gekehrt.“ Aber er that die richtigsten Blicke in das Gebiet der Pädagogik. Er erkannte bald den Werth Ritter's, schenkte ihm schnell und je länger je mehr sein volles Vertrauen, ja widmete ihm eine auf herzlicher Achtung und Dankbarkeit beruhende Freundschaft. Mit der Mutter dagegen, die ihrer ganzen Stellung und Art nach einen überwiegenden Einfluß auf die Erziehung des Kindes ausübte, hatte er schwere Kämpfe zu bestehen und war mehrmals nahe daran seine Stellung aufzugeben. „Ich habe“, schreibt er, „mancherlei erfahren müssen, wovon ich mir sonst nichts träumen ließ. Vorzüglich gehören dahin die außerordentlichen Schwierigkeiten, die mit der Privaterziehung in dem Hause eines Millionärs, in einer Kauf- und Handelsstadt unzertrennlich verbunden sind. Ich habe fürwahr alle meine Kräfte aufgeopfert und alle meine Neigungen mit den Pflichten meines Amts zu vereinigen gesucht, um etwas so Vollkommenes als möglich zu bewirken, und ich sehe mich noch lange nicht an dem vorgesteckten Ziele, sehe auch, daß ich auf diesem Wege nicht leicht dahin gelangen werde. Meine Kinder haben manches Talent ausgebildet und sie haben für ihr Alter gewiß Kenntnisse genug und einen gebildeten Verstand, aber ihr Körper und — ihr Herz, und also ihre Brauchbarkeit für's Leben, ihr moralischer Mensch steht damit nicht in Harmonie; sie sind ganz unverdorben, aber rings um sie her sind so viel Klippen, daß es meiner Ueberzeugung nach unmöglich ist, ihr Schiffchen hindurch zu bringen. Ich hatte mir fest vorgenommen, die Eltern dahin zu bringen, daß sie ihre Kinder von sich entfernten, oder wenn dieß nicht gehen würde, selbst nach Jahr und Tag meine Stelle zu verlassen, weil es mir bei aller

Herrlichkeit, die ich hier habe, doch nicht möglich wäre den Hauptzweck meines Hierseyns zu verfehlen, ohne mit mir selbst in Widerspruch zu stehen. Vielleicht scheint Ihnen meine Maßregel etwas hart, aber Sie würden mir ganz Recht geben, wenn Sie die Gräuel sähen, die täglich unter unseren Augen sich ereignen, und die durch ihre äußere glänzende Form wie schleichendes Gift desto leichter und unvermerkter auf Andere übergehen. Wie freute ich mich, als mir der Vater meiner Kinder auf halbem Wege entgegenkam und beinahe für alle meine Ansichten und Vorschläge empfänglich war; desto größern Widerspruch fand ich bei der Mutter, die bisher noch Alles, was zur Erziehung gehört, geleitet hat und eigentlich Herr im Hause ist. Der mütterliche Eigennutz, der oft zärtliche Liebe heißt, ist unverträglich mit dem wahren Besten der Kinder, und Alles was ihm eine unangenehme Empfindung erweckt, ist ihm unerträglich; kommt noch Empfindlichkeit, eine Folge von Nervenschwäche, und so manches Andere dazu, so können Sie sich die unangenehme Lage einigermaßen denken, in die ich dadurch versetzt war. Indeß bin ich doch fest bei meinem Vorsatz geblieben, und der Entschluß ist gefaßt. Der biedere treffliche Vater hat mir versprochen, daß wir künftiges Jahr von hier und wahrscheinlich nach Stuttgart gehen sollen, wo wirklich in jeder Hinsicht für Wissenschaften und Künste sehr viel gethan wird, und wo wir die beste Gelegenheit haben würden uns weiter zu bilden" (S. 133).

Als Ritter nach Frankfurt kam, waren seine religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen noch die der Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts, wie er sie in Schnepfenthal empfangen hatte und wie sie ihm in allen seinen übrigen Verhältnissen entgegengetreten waren. „Aber der damit verbundene Glaube an einen Alles lenkenden liebevollen Gott, an Unsterblichkeit und die Nothwendigkeit der durch Christi Vorbild und göttliche Lehre offenbarten Tugend, wie viel er auch durch jene angebliche Aufklärung von seinem positiven

Inhalt verloren hatte, war dennoch in ihm eine wahrhaft lebendige Macht und bildete die tiefste Wurzel seines ganzen Seyns und Thuns." Gleichwohl fühlte er sich in seinem religiösen Bewußtseyn und Leben nicht befriedigt, und in den protestantischen Kreisen, mit denen er zu verkehren hatte, fand er überall in religiösen Dingen nur Oede und Gleichgültigkeit. „Was den wichtigsten Theil des Lebens, den religiösen betrifft", schreibt er Anfang 1811 an seinen Stiefvater, „so gestehe ich, daß ich nicht ohne Wehmuth auf die dermaligen Verhältnisse des größten Theils der Menschen zurücksehen kann. Es herrscht durchaus eine so sinnliche Liebe zum Irdischen unter uns allen, daß die zum Geistlichen, Göttlichen zu den größten Seltenheiten gehört. Ich kann Jahre lang in unserem Hause leben, das aus einer bedeutenden Anzahl von Personen besteht, ohne auch nur eine einzige religiöse Aeußerung von freien Stücken zu vernehmen. Es ist durchaus von nichts in religiöser Beziehung die Rede, da diese Ansicht vollkommen fehlt. Wenn mir nicht bisweilen mein Gefühl überströmte, oder ich durch ein heftiges Losbrechen meiner religiösen Ueberzeugungen, um einem Gespräche oder einer Ansicht eine andere Richtung zu geben oder einer Handlung zuvorzukommen, den Gegenstand zur Sprache brächte, so würde allmählig ein völliges Vergessen der wichtigsten Dinge eintreten. Indessen vermisse ich in dieser Hinsicht an mir selbst unendlich viel, das Interesse des täglichen Bedürfnisses und der sinnlichen Lust bemächtigt sich so ganz und gar des geselligen Menschen, daß kein Höheres in ihm zur Sprache kommt. Die Menschen werden hier geboren und sterben, sie sind glücklich und unglücklich, sie hoffen und fürchten, und nichts von Alledem erinnert sie an einen höheren Zusammenhang, an Gott und Unsterblichkeit ... Kurz, ich selbst führe wider meinen Willen, ja mit vollem Unwillen ein so religionsleeres Leben, daß ich mir nicht selten Vorwürfe darüber mache. Und dennoch bin ich *nicht* unthätig, schreite wohl fort und nähre sogar im Stillen

den Wunsch, mich dem Stande des Religionslehrers zu weihen, doch in Verbindung mit dem Erzieher und Lehrer. Nur werde ich mir nicht leicht den Wirkungskreis in einer großen Stadt wählen; diese sind gut zum Genuß und zur Menschenkenntniß, aber nicht um mit sich selbst zum Frieden zu kommen" (S. 238—39).

Die Zustände des öffentlichen Lebens in der Stadt und des Familienlebens waren der Art, daß Ritter sogar lange Jahre „gar nicht wagte" seinen Zöglingen einen eigentlichen Religionsunterricht zu ertheilen. „Seit einiger Zeit", berichtete er seinem Stiefvater im J. 1806, „ist es mir daher rechte Herzensangelegenheit gewesen, meine Kinder mit ihren Verhältnissen gegen Menschen und gegen Gott bekannt, vertraut zu machen. Sie werden sich wundern, wie es mir möglich war, so lange über so wichtige Gegenstände zu schweigen? Nein, geschwiegen habe ich nicht ganz darüber, aber es war mir immer bange über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen laut und lebendig mit ihnen zu sprechen, wenn ich wußte, daß die Wirklichkeit in der folgenden Stunde gerade das Gegentheil dessen aufstellen würde, was ich in dieser gelehrt, bewiesen, als das Heiligste eingeprägt hatte. Ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo ich das moralische oder religiöse Gefühl hätte stärken oder erhöhen können, oder ich wollte wenigstens keine vorübergehen lassen. Aber wie hätte ich Stunden geben können über Gott, wenn selbst aus demselben Hause dieser Begriff gleichsam verbannt zu seyn schien. Ich will nicht behaupten, daß den Menschen alle Moralität fehlt, aber alle Religion. Es ist hier bei allen Aufgeklärten Mode, an die Vernichtung der Seele nach dem Tode zu glauben; dabei kann natürlich der Begriff von Gott nicht bestehen, und darum spricht von ihm die gebildetste Dame (natürlich mit Ausnahmen) nur, wenn er etwa bei einer Geschichtserzählung nicht ausgelassen werden kann, unser Herr Gott! Prediger werden nur als Ceremonienmeister behandelt, und in die Kirche

zu gehen, das ist unmöglich; denn selbst Sonntag Morgens um 11 Uhr geht die holländische Post. Bei diesen Umständen mußte ich glückliche Ereignisse von außen her abwarten, um einen so viel als möglich sichern Gang zu gehen. Denn wenn das Leben der Lehre nicht entspricht, was hilft da der Unterricht" (S. 146). „Der Unterricht in der alten Geschichte führte uns zum Lesen der alten Urkunden der Bibel, und die neueste Geschichte der Zeit mit ihren Folgen, das Leben des Sokrates in der griechischen Geschichte u. s. w., vorzüglich aber die glücklichern Fortschritte meiner Zöglinge führten den Zeitpunkt herbei, welcher mir zum Religions-Unterricht der beste zu seyn schien. Ein wichtiger Punkt dabei war meine eigene Vorbereitung, und weil meine Zeit so außerordentlich beschränkt ist, so muß ich noch jetzt leise und behutsam auftreten. Da ist mir seitdem Ihre (Zerenner's) Schulbibel unentbehrlich geworden. Die Bibel selbst in die Hände meiner Zöglinge zu geben, wäre mir unmöglich gewesen, und doch würde ich es außerordentlich bedauert haben, wenn ich sie ganz aus meinem Lehrplan hätte ausschließen müssen. Mir ist sie ein unschätzbares Buch in jeder Hinsicht. Noch nie hatte ich sie studirt; seitdem ich dieß zum Besten meiner Zöglinge und zu meiner eigenen Belehrung thue, entzückt sie mich, und je genauer ich sie kennen lerne, desto wichtiger wird sie mir werden. Unbegreiflich ist es mir, wie so wenig Menschen über sie vorurtheilsfrei urtheilen, wie sie nicht für den gebildetsten Menschen ein Hauptbuch für sein Leben seyn soll."

„Was sagen Sie dazu, daß unsere ausgezeichneten Genies, ein Göthe und — Voß, selbst Voß, der christliche Dichter, keine Christen sind, daß sie diese Religion nicht befriedigt, nicht überzeugt? Sind sie auf dem Wege aus den griechischen Mythen und den Classikern eine neue aufzubauen oder nicht, das weiß ich nicht. Aber das Neue Testament, sagen sie, steht schon hinter dem Alten zurück, und in den Griechen und Römern liegt eine Religion, die weit erhabener und schöner

als in der Bibel, weit menschlicher und wahrer ist. Es sollte mich wundern, wenn sie nicht schon eine kleine Kirche um sich oder auch in der Ferne versammelt hätten. Jene Nachricht ist mir aus einer ziemlich lautern, sonst immer reinen Quelle geflossen – sie ist mir glaublich, aber unbegreiflich" (S. 148)!

Die „Ereignisse von außen", welche Ritter im obigen Briefe berührt, waren die großen politischen Katastrophen vom J. 1805 und 1806, die Niederwerfung Oesterreichs und Preußens durch Napoleon. Frankfurt wurde dabei auf das empfindlichste berührt. Nicht allein wirkte das Unglück, welches Wien und das ganze Süddeutschland getroffen hatte, mächtig auf den Handel, der schon durch die Schwierigkeit des Verkehrs mit England unendlich litt, sondern man fühlte hinlänglich, daß es mit der bisherigen Selbstständigkeit zu Ende seyn würde. Alles dieses zusammen übte einen nicht geringen Einfluß auch auf Ritter's Wirkungskreis. „Das Gefühl der Bürgerfreiheit", schreibt er an seinen Stiefvater Anfangs 1806, „und Geldstolz, der Glaube alle Mittel zur wahren Glückseligkeit in den Händen zu haben, hatte den Frankfurtern einen außerordentlichen Uebermuth eingeflößt. Sie waren die ersten, ihre Macht die einzige; das Reich des Guten, des Wahren wurde nicht anerkannt, sondern nur das Nützliche, das Scheinbare berücksichtigt. Solange ich hier bin, stand ich im beständigen Kampfe gegen diese Richtung. Ich drang auf Abhärtung der Kinder, darauf daß sie ihre Kräfte gebrauchen lernten, daß sie Kenntnisse sammeln und tüchtig arbeiten müßten, daß Zerstreuungen des Luxus, Leckereien, Schmeicheleien, der Glaube an die Goldberge ihrer Eltern ihnen nichts taugten, sie durchaus verderbten — aber sehr oft wurde ich nicht angehört und die wenigsten meiner Vorschläge richtig und anwendbar befunden. Seitdem Napoleon in Deutschland ist, ist es ganz anders! Sie werden lachen, aber es ist so. Alles, glaubten sie nun, würde zerstört werden; ich weiß bestimmt, daß ein

Vater deßwegen viele Nächte schlaflos zugebracht hat. Seitdem auch Fürsten und Grafen und andere vornehme Leute das Unglück nicht abwenden konnten, und man alles der erbärmlichen Erziehung zuschrieb, seitdem sollen nun meine Zöglinge sich selbst recht ausbilden. Vorher war das Alles nicht nöthig, aber jetzt, jetzt ruft man ihnen alle Tage zu seit der Schlacht bei Ulm, jetzt muß man seinen Kopf bilden. Das ist das Einzige was bleibt, was man da hat, kann einem nicht genommen werden! Schließen Sie aus diesen Aeußerungen nicht auf eine bittere Stimmung meines Gemüths. Ich bin sonst heiter und froh, nur wenn ich an eine Materie komme, die so ganz in mein Leben und Wirken eingreift, so werde ich etwas heftiger als ich wohl sollte. Denken Sie sich aber ganz in meine Lage als Erzieher und Beförderer aller wahren und edleren Bildung des Geistes und Herzens, und rund umher solche Verbildung!"

Nach der Schlacht von Jena brachten ihm die zahlreichen, theilweise mehr oder weniger schwer verwundeten Gefangenen, welche durch Frankfurt geführt wurden, die unglücklichen Folgen und das Elend des Krieges unmittelbar vor Augen. Sie erweckten seine innigste Theilnahme. „Heute wieder", sagt er zu Anfang Novembers, „ist jede Wehmuth in mir von neuem geschärft. Heute sah ich die ersten Blessirten, die ersten Opfer des Krieges, hier ankommen. Allen Gefangenen bin ich entgegengegangen; heute überwand ich meinen natürlichen Weichmuth und half jedem Verwundeten aus den Schiffen an das Land; in jedem suchte ich ein bekanntes Gesicht. Aber ich fand nur in allen das menschliche Elend, das tiefe Furchen in sie gegraben hatte. Die ganze Stadt war voll gebrechlicher Menschen: welch ein Anblick! Nur das Einzige was mich aufrecht erhalten konnte bei diesem Schmerz, der mich tief ergriff, war die innige Theilnahme des Volkes an den Leiden ihrer Mitbrüder. Die rührendsten Beispiele könnte ich davon erzählen und mehr als einmal entrannen mir in diesen Tagen Thränen des Schmerzes und

der Freude. Was ich thun konnte, können Sie leicht denken, that ich zur Milderung des Elends und der Menschheit zur Ehre, es waren sehr viele weit weniger Gebildete da, die dasselbe thaten."

Aber es blieb nicht bei diesen Eindrücken stehen. „Die rächende Nemesis", fährt er in demselben Briefe fort, „hat ihre Fackel geschwungen, und was reif war, mußte fallen. Der Mensch ist tief zu bedauern, der die Sünden seiner Väter tragen, der Bürger, der für die Fehler seiner Obern büßen muß. Indeß der Tag ist gekommen und das gewaltige Schicksal hat Alles unter seinen Riesenarm gebeugt. Als edler Mensch kann der Mann in diesem Augenblick, der Bürger, nur noch untergehen und als solcher siegt er dennoch über triumphirende Sieger, die noch nicht am Ende ihrer Laufbahn sind. Ernst und streng ist das Urtheil, das über Staaten gefällt wird, aber wenn es vom Himmel kommt, so ist es gerecht, kommt es von Menschen, so zerstört es sich durch sich selbst. Die Entscheidung des Ausgangs liegt nicht in der gebrechlichen Hand des Menschen; er ist nur das Werkzeug der Zerstörung, das seiner eigenen entgegengeht. Jedem Menschen bleibt noch das Beste was er hat, seine Freiheit. Jeder freiere Mensch darf sich darum nicht selbst bedauern, ach nur die Mitbrüder, die sich noch nicht frei fühlen, denen ist Alles geraubt. Die kehren in ihren Staub zurück, und die schönen Hoffnungen einer veredelten Menschheit sind dahin!"

Tief erschütterte ihn die Kunde von den Handlungen schmachvoller Feigheit, die der Niederlage von Jena folgten. „Leider ist es wahr", schreibt er bald nachher, „was Sie sagen, es ist Alles, Alles aus. Keine Hoffnung ist übrig, und wären selbst viele Tausende noch da, sie würden nichts vollbringen können. Kein Held steht an der Spitze der Mannschaften, nur völlig charakterlose Schemen, welche die Würde des Menschen nicht kennen und wie Feige für Recht und Pflicht nicht zu sterben wissen, lieber in Ohnmacht,

mit ewiger Schande gebrandmarkt, ihr Leben davontragen. Nein, ich hatte mehr Menschenwerth, mehr sittliche Würde geahndet, und mich auch dießmal, wie schon so oft, betrogen. Mit Ihnen beweine ich das Schicksal der Guten, Vortrefflichen, aber ich verachte auch die Niederträchtigkeit und den tollen Dünkel, der Millionen in das Verderben zieht, ja Millionen"! (S. 153).

Durch die Rheinbundsakte (12. Juli 1806) war Frankfurt dem Kur-Erzkanzler, nunmehr Fürst Primas Dalberg, zugefallen, und damit unter die mittelbare Herrschaft Napoleons gestellt. Gegen Ende des Jahres beglückte die Kaiserin Josephine die Stadt mit einem Besuche. Sie war von der Königin von Holland, mit ihrem ältesten Sohne und der Großherzogin von Baden begleitet. Es wurde Alles aufgeboten um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Und das gelang vollkommen. „Alle waren überaus gnädig und huldreich", schreibt Ritter; „noch gellen mir die Ohren von den unaufhörlichen Erzählungen hievon, und wenn die ganze Geschichte Niemanden langweilig war, so kann ich versichern, daß ich wenigstens die größte Langweile deßwegen habe ausstehen müssen. Indessen hat der unbefangene Beobachter von einer solchen Maskerade doch immer Gewinn. Ich bin z. B. erstaunt, *mit welcher Schnelligkeit unser sogenannter Reichsbürgersinn sich in den Hofton umgewandelt hat*; wie bald diejenigen welche vorher Alles mit Bitterkeit durchgehechelt hatten, was in Bezug auf diese Personen stand, nun Alles überaus liebenswürdig, geistreich, voll Anstand und Würde fanden. Jeder hatte sich in den steifsten Gesellschaften ganz vortrefflich amüsirt, wenn ihm nur ein gnädiger Blick zugeworfen war. Unser Haus und unsere Damen und Herr Bethmann hatten vorzüglich das Glück, immer die nächsten Umgebungen der hohen Häupter zu seyn. Ja, ihnen widerfuhr die außerordentliche Gnade in ihrem Landhause und Garten einen Besuch von ihrer Majestät nebst der ganzen Suite zu erhalten. Diese ausgezeichnete

Ehre scheint bald wie gallenbitteres Gift in den andern Gemüthern gewirkt zu haben. Denn bald wurden sie um diese Ehre beneidet. Bei allen diesen Festen und Hofceremonien mußte natürlich die altfranzösische Etiquette wieder hervorgesucht werden. Also Alles erschien in schwarzen sammtenen goldgestickten Kleidern mit Degen, Haarbeutel und Manschetten. Diese Verwandlung war possierlich genug, war aber für Jedermann von der größten Wichtigkeit; alle Gesellschaften ertönten davon und glücklicherweise hatte man an ihnen wieder so viele neue interessante Gegenstände der Conversation gefunden. Der Bürgergeist entweicht nun bald immer mehr aus unsern Mauern, der Geist, der mir Achtung für eine große Klasse der Einwohner abzwang. Ich sehe aber, daß er nicht Folge des Charakters war, sondern Folge der Verhältnisse. Mit den veränderten Verhältnissen wird auch diese Erscheinung, die nur noch in der äußeren Form bestand, verschwinden. Bald werden hier Barone und Grafen statt der ehrsamen Bürger, die noch in ihren Comptoiren fleißig waren, im Genusse ihres Reichthums und der Hofluft vegetiren."

Fürst-Primas Dalberg ließ den Abschluß des schmachvollen Tilsiter Friedens in Frankfurt durch große Feste verherrlichen, unter andern auch durch Schützenfeste, damit die „Deutschen doch wenigstens noch den rechten Fleck, das Schwarze in der Scheibe treffen lernten, das sie bisher so ganz verfehlt hatten", wie Ritter mit bitterm Scherze schreibt! „Zur Erweckung des Patriotismus wurde ein Scheibenschießen gehalten. Der Fürst hatte zur Ausschmückung des Festes selbst seine Schatulle geöffnet und 3000 Gulden zur Verherrlichung der Bürgerfreuden gegeben. Er selbst ließ sich herab mit seinen Ministern die ersten Schüsse nach der Scheibe zu thun. Unglücklicherweise aber ging die Büchse zu früh los und schoß durch das Dach des Schießhauses, als auf einmal der Hanswurst hinter der Scheibe hervorsprang und die Nachricht erschallte, der Fürst habe das Centrum

getroffen — nach der bekannten Maxime, daß sie alle schön, gütig sind, alle immer das Schwarze treffen. Der Donner der Kanonen verkündete der jubelnden Menge die Wunderthat. Unter diesen Spielereien, zu denen die ganze Stadt wallfahrtete, als sei auch gar nichts daheim zu besorgen, verstrichen nahe an 14 Tage. Wie beliebt hat sich der Fürst dadurch beim Volke gemacht" (S. 160)!

Kurze Zeit nach Abschluß des Tilsiter Friedens kam Napoleon selbst nach Frankfurt und die Bürger mußten ihn mit großem Gepränge empfangen, ihm Triumphbogen errichten und Tag und Nacht auf den Straßen Spalier bilden. Ritters Schilderung dieser für die damaligen Zustände so charakteristischen Vorgänge verdient ausführlich mitgetheilt zu werden.

„Es hieß: Napoleon der Kaiser kommt! heute Abend! Sogleich wurde alles bereitet; ein Triumphbogen gebaut, Illumination angesagt; die ganze Stadt steckte sich in Uniform, die ganze Heerstraße wurde mit Bürgermilitär geschmückt. Der Fürst selbst fuhr bis an die Grenze auf das Zollhaus, um seinen Gebieter zu empfangen; aber siehe da, er kam nicht. Nachts um 12 Uhr ging der Zug auseinander und ward um 5 Uhr des Morgens wieder bestellt. In größter Herzensangst, als käme ein fürchterlicher Racheengel dahergezogen mit dem feuerigen Schwerte, zog ihm der Fürst wieder entgegen und harrete wieder vergeblich von der Frühe bis in die Nacht. Die fürchterlichste Hitze quälte die armen Bürger auf dem heißen Pflaster; überall war Lärm, Müssiggang, Plage, Puppenparade, Angst, Freudenmusik, Mißmuth, vergebliches Hoffen; und selbst der Fürst hatte zitternd vor Angst keine Mittel gefunden, sich bestimmte Nachricht über die Ankunft des Kaisers zu verschaffen. Dieser jammervolle Zustand, in dem ich zum ersten Male so recht lebendig die Elementarbildungs-Mittel zu einem verderbten Residenzen-Charakter erkannte, dauerte volle vier Tage zum Aerger aller Rechtlichgesinnten! — Da hörte man plötzlich das Signal der Ankunft, alles trat unter die Waffen, alles flog an die Fenster

und auf die Balkone, die Straße war voll von einer gaffenden Menge — da erhob sich eine dicke Staubwolke; sie rollte immer näher, da traten acht Pferde wie im Dämmerlichte heraus und eine schwarze Kutsche flog wie das Bild einer ombre chinoise an der Menge vorüber, die kaum sah, ob jemand darin saß oder nicht. Die ganze Geschichte dauerte wenige Minuten; durch den Triumphbogen, den der Kaiser vielleicht nicht einmal ansah, jagte er hindurch in das Schloß des Fürsten. Ich traf in der ungeheuren Menschenmenge einige liebenswürdige Frauenzimmer, die zu spät gekommen waren, um den Durchzug zu sehen; ich versprach sie in das Palais zu führen, ungeachtet es mein Plan gewesen war, ruhig auf meiner Stube zu bleiben. Ich brachte sie auch mit noch einem Freunde glücklich durch die Spaliere der Bürgersoldaten, der Franzosen und Spanier an die Treppe, zu welcher Napoleon herab in den Wagen steigen mußte. Es war 6 Uhr Abends; es hieß, er würde um 9 Uhr von hier wieder abreisen; da war mir meine Zeit denn doch zu theuer, wenigstens in diesen Umgebungen. Es war mir unmöglich, länger unter allen den Ceremonienmeistern zu stehen. Jeder Schuft gab sich da in seiner Hoflivrée ein Air, als möchte er jeden redlichen Kerl wie einen Wurm in den Staub treten; zwar sah man eine Menge hoher Häupter, wie den Großherzog von Hessen, den Kronprinz von Baden, den König von Württemberg und unzählige Prinzen und Fürsten, ich hatte aber genug und — ging. Der einzige Mensch (denn die andern waren nur Larven, sie repräsentirten nur), der keine Hofphysiognomie hatte, war der Mameluk des Kaisers, der in seinen Blicken wenigstens die orientalische Unbefangenheit und Unkultur, wie es schien, beibehalten hatte. So sahe ich also den Eroberer des Occidents, den consequentesten, mathematisch kalt und sicher berechnenden, allerdings großen Mann, nicht, den die Nachwelt einst richten wird" (S. 481 – 82).

Die Juden insbesondere sahen in Napoleon ihren Messias. „Als Kaiser Napoleon", schreibt Ritter nach dessen erster Anwesenheit in Frankfurt, „durch unsere Stadt zog, rannten sie von einem Thor bis zum anderen, ganz wüthend in einem Gejauchze

„*unser Messias*“ schreiend. Die Bürger der Stadt verhielten sich ganz ruhig und still und hatten nur kärglich auf Befehl illuminirt. Die Judentrupps hatten so ihren Messias bis vor die Thore begleitet. Siegestrunken kehrten sie zurück; da hatten ihnen die Sachsenhäuser aufgelauert, denen dergleichen Dinge ganz wider den Mann gehen, und hatten in ihren Straßen querüber Seile gespannt, über welche die Zurückeilenden natürlich hinfallen mußten. Daß dieß zu Prügeleien und Prozessen die Veranlassung gab, können Sie sich denken“ ... Der Pöbel unter den Juden ward durch die Güte mit der sie der Fürst-Primas (in Vergleich gegen die vorige Inhumanität des Stadtmagistrats) behandelte und ihnen Erleichterung ihres Druckes versprach, übermüthig. Sie benahmen sich gegen den Magistrat ungezogen, wenn sie vor den Schranken der Audienz erschienen und nicht sogleich Recht erhielten. „Gestrenger Herr Bürgermäster“, sagten sie dann wohl, „krieg ich Recht oder krieg ich kän Recht? no? ich wäß doch wo der Albini (der Minister des Fürsten) wohnt, ich wäß doch wo der Primes wohnt“ . . . „Die Juden machten darauf Seiner Hoheit ein kostbares Geschenk: eine silberne Urne mit Gold gefüllt nach alter asiatischer Vätersitte. Gleich darauf rückten sie aber auch mit neuen Bitten und *Vorrechten* hervor, die man ihnen zugestehen sollte, und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß man dieß *wohl nach einem solchen Beweise von Unterwürfigkeit* thun könne.“ Dalberg aber zeigte in diesem Falle Charakter genug und gab die Geldsumme zurück.

All diesem Getreibe, das er mit bittern Gefühlen und innerm Widerwillen ansah, wurde Ritter im Anfang August 1807 durch die Ausführung einer schon längst projektirten Reise in die Schweiz entzogen. Er hatte sich auf das trefflichste darauf vorbereitet durch das Studium von mehreren sehr schön in Gyps und Wachs nach den genauesten Höhen- und Längenmessungen gearbeiteten Basreliefs, welche Herr Hollweg aus Genf hatte kommen lassen. Sie stellten das

Waadtland, den Montblanc mit seinen Nebenzweigen, den Gotthard und Simplon vor. Alle diese Punkte sollten besucht, bis Mailand vorgedrungen und dann auf dem Rückwege Iferten und das Institut Pestalozzi's, nach dessen Bekanntschaft Ritter sich längst sehnte, kennen gelernt werden. Die ganze Reise war auf zwei Monate berechnet. Er freute sich sehr darauf — „aber mehr noch", schreibt er, „für meine Kinder, als für mich freut mich diese Reise in die große erhabene Natur; ich hoffe, daß sie das Innerste ihrer Seele durchdringen, sie stimmen soll für das Erhabene und Schöne in der äußern Schöpfung, und mit Liebe und Andacht ihr Gemüth erwärmend sie entflammen soll für das Wahre und Gute" (S. 161).

Der entworfene Plan wurde glücklich ohne Störung ausgeführt und die Reise gewährte ihm eine Fülle von neuen und erhabenen Eindrücken, die er mit der ihm eigenthümlichen und nun schon auf die mannigfaltigste Weise entwickelten Empfänglichkeit aufnahm. Natur, Menschenleben und Kunst waren in gleichem Maße der Gegenstand seiner aufmerksamsten und lebendigsten Beobachtung, die er durch ein sorgfältig, wenn auch aphoristisch geführtes Tagebuch zu fixiren suchte; zugleich ließ er, nach der in früherer Zeit bereits auf den von Schnepfenthal aus gemachten Reisen angenommenen Gewohnheit, keine Gelegenheit vorübergehen, sich eine möglichst genaue Kenntniß der natürlichen und historischen Verhältnisse des Landes durch sorgfältige Durchmusterung darauf bezüglicher Sammlungen und Besuche der hervorragendsten wissenschaftlichen Persönlichkeiten zu verschaffen. Sein Aufenthalt bei Pestalozzi versetzte ihn „gleichsam in eine neue Welt", er lernte Niederer, Tobler u. s. w. kennen und besuchte auch Fellenberg in Hofwyl, der ihm seine Einrichtungen selbst zeigte, und seine großen Pläne für ihre weitere Entwickelung mittheilte. Bezeichnend sind die Worte, die er in seinem Tagebuch anmerkte: „Geist der Beherrschung — fest, ernst, kalt, das Gute aufdringend mit

Gewalt!" Sein Heimweg führte ihn über Aarau, wo er Zschokke („gemeines Aeußere, platt in seiner Art zu seyn", so bezeichnet er dessen Wesen im Tagebuch), Holb und Evers, und über Lenzburg, wo er Pfeifer, den Gesangmethodiker, aufsuchte. Am 11. Oktober, genau nach dem Ablauf der voraus bezeichneten zwei Monate, kehrte er nach Frankfurt zurück.

Unendlich tief waren die Eindrücke dieser Reise. Er spricht dieß auf das Lebhafteste gegen seinen väterlichen Freund Guts-Muths aus: „Ich sehne mich, theurer Freund und Führer meiner Jugend", schrieb er ihm Anfangs November, „nach einigen dem Geräusche des Weltlebens abgegeizten Stunden, um dir in der Stille, im warmen Gefühle meines Herzens zu sagen, wie gerührt meine Seele ist und wie tief es sie durchdringt, daß eine weise Hand und ein alliebender Geist das Schicksal meines Lebens leitet. Ich habe das Größte in der Natur gesehen, das keine Kunst zu erdichten vermag; ich habe mich so ganz dem Erhabenen und dem Schönen hingeben können, daß ich mir selbst verschwand und nur ein Tropfen der Schöpfung war; ich lebte nicht mehr im Bewußtseyn meiner selbst, ich war Eins mit dem Universum. Ich bin außerordentlich glücklich dieß empfunden zu haben, denn ich stehe nun nicht mehr abgeschieden allein und kalt da; ich weiß, daß ich mit dem Ganzen in einem ewigen heiligen Bunde stehe, daß das innerste Wesen meiner Natur dem geistigen Bau der großen Natur, der ganzen Weltordnung entspricht. Kein Zweifel kann nun und nimmermehr den Glauben mir entreißen, daß ich selbst nothwendig in diese Welt auf ewig gehöre ... Viele meiner heißesten Wünsche, die nicht das Werk der Neugier, sondern einer mir selbst unbekannten, unnennbaren Sehnsucht waren, sind mir erfüllt worden, und ich kehre von meiner Reise in die Schweiz an Geist bereichert, im Herzen veredelter in den beschränkten Kreis meines Lebens zurück, mit der zuversichtlichen Hoffnung, bald einen weiteren zu finden, auf dem ich in der

Einfalt meines Herzens und mit der Kraft eines guten Willens so wirken kann, daß der Zweck meines Lebens dadurch erfüllt werde."

Mit frischer Kraft nahm er seine frühere Thätigkeit in alter Weise wieder auf, gab bald auch einigen Unterricht am Gymnasium, schrieb Aufsätze für verschiedene pädagogische Zeitschriften und begann die Ausarbeitung eines Handbuchs der physischen Geographie der ganzen Erdkugel. Von großer Bedeutung für ihn wurde ein längerer Verkehr mit Alexander von Humboldt, der nach seiner Rückkehr aus Amerika sich einige Wochen in Frankfurt aufhielt.

Aus den nächsten Jahren verdient eine Reise die er mit seinen Zöglingen nach Köln machte, besonderer Erwähnung, weil dieselbe zuerst seinen Blick über die Naturwissenschaften erweiterte und ihn für alle Zukunft mit größter Bewunderung für die altdeutsche und altchristliche Kunst des Mittelalters erfüllte. Obwohl er sich nur wenige Tage in Köln aufhalten konnte, lernte er die wichtigsten Baumonumente nach ihren verschiedenen Epochen, sowie die reichen Gemäldesammlungen von Wallraff, Boisserée und Bertram kennen, die in jener Zeit der Alles aufwühlenden Umwälzungen gebildet waren. Sein für alles Künstlerische geübter Blick und feiner Sinn ließ ihn die Herrlichkeit dieser so gut wie völlig unbekannten und unbeachteten Werke in ihrer ganzen Wichtigkeit und Bedeutung erkennen. Die tiefe Gemüthswelt, die sich in denselben offenbart, sprach sein innerstes Wesen auf das Lebendigste an, und die Bemerkungen, die er bei jenem Besuche niederschrieb, enthalten eine Fülle der treffendsten und feinsten Beobachtungen. „Daß die Untersuchung dieser Denkmäler", schreibt er, „die Geschichte unseres Mittelalters in ihr wahres Licht zurückführen werde, hoffe ich. Köln ist mir als ein deutsches Herkulanum und Pompeji erschienen, wo sich plötzlich ein Schatz offenbart hat, der für ächte deutsche Kunst und Geschichte nicht wichtiger seyn konnte. Sobald es mir möglich ist, gehe ich

auf einige Wochen nach Köln, um mehr dort zu lernen" (S. 183).

Von einer noch größeren Wichtigkeit für seine Entwickelung war ein längerer Aufenthalt in Genf und in Italien, wohin er im Jahre 1811 — 1813 seine Zöglinge begleitete.

IX.

Glossen eines politischen Einsiedlers.

II.

Fürst Bismarck als einsame Pappel. — Seine Rücksichten und Motive. — Die deutschen Katholiken an der Wiege des Reichs. — Die Jesuiten und wen man meint. — Unsere Aussichten.

„Durch Thränen lächelnd wie die Geduld auf Gräbern" — dieß wäre eigentlich, um mit Shakespeare's Worten zu reden, in vieler Hinsicht das treffendste Bild für die Stimmung eines auf Gott, aber sonst auf Nichts vertrauenden deutschen Katholiken in diesen Tagen des erst beginnenden Kampfes. Wer aber ob der Thräne des bittern Schmerzes das Lächeln des nimmer getrübten Ruhens in Gott nicht verlernt, der schaut auch die persönlichen Erscheinungen dieser Zeit in einem eigenen, in einem regenbogenartig gemilderten Lichte an. Der einsiedlerische Schreiber dieser Zeilen spürt Etwas von dieser Wirkung — und möge sie nur auch wirklich von der rechten Ursache herkommen — in Bezug auf seine Auffassung des deutschen Reichskanzlers und der Thaten dieses Mannes seit der Besiegung Frankreichs.

Wahrlich! diesem Fürsten Bismarck ist seit der Begrün=

dung der neuen politischen Verhältnisse Deutschlands so viel ächter Sklavensinn in Worten und Thaten dargebracht, es sind ihm so viele angebliche Charaktere als Brandopfer hingegeben, als gen Himmel stinkendes Rauchwerk vor ihm verkohlt worden, daß ein ehrlicher Mensch sich fast versucht fühlen möchte, durch einige göttliche Grobheit einen Beitrag zu liefern zu jener hübschen, aber vereinzelten Abwechslung, welche die aus der Mitte der Centrumspartei gehaltenen Reden in das tonlose Gesammtbild des allgemeinen Byzantinismus gebracht haben. — Es ist aber mit „göttlicher Grobheit" Nichts mehr zu machen, seitdem auch dieser Artikel unter den Händen eines gefallenen Irvingianischen Engels verteufelt und unter das Hausknechtsmäßige heruntergekommen ist. Der menschenfreundliche Wunsch, welchen etwa der politische Einsiedler hegen könnte, seinem Collegen in Barzin durch Grobheit eine kleine Freude zu machen, ihn ein wenig zu entschädigen für den vielen Ekel, welchen der „große Mann" empfinden muß, wenn ihm sein weggeworfener und aufgeleckter Speichel von nationalliberalen Lippen wieder entgegengesprudelt wird, auch dieser Wunsch ginge nicht in Erfüllung, weil besagter Einsiedler in Barzin, wie er öffentlich hat erklären lassen und theilweise selbst erklärt hat, weder ultramontane Briefe noch Zeitungen zu lesen pflegt. Da nun die Dinge also stehen, so komme ich immer auf's Neue zu Shakespeare's altem Worte zurück, und nehme mir ehrlich vor, auch bei Betrachtung der Sünden, welche im Feindeslager begangen werden, die nämliche Ruhe und Mäßigung zu beobachten, welcher ich, so Gott will, in meiner ersten Betrachtung nicht untreu geworden bin.

Und diese Sünden im Feindeslager, sie sind ja — das wollen wir uns vor Allem klar machen und festhalten — ausschließlich die Sünden des Fürsten Bismark. Denn er ist ja der einzige Mann, fast hätte ich gesagt der einzige Mensch im Feindeslager. Um diese anscheinend harte Behauptung in ihrem vollen Umfang gerechtfertigt zu finden,

werfe man doch nur einen Rundblick auf alle die persönlichen Erscheinungen des deutschen Liberalismus, in und außer den Regierungen. So hat man etwas Besonderes darin finden wollen, daß der badische Minister Jolly es mit der Bändigung seiner Ultramontanen ziemlich weit gebracht habe. Allein, abgesehen von der Frage, wie weit es eigentlich mit sothaner Bändigung gediehen ist — die Geschichte Badens und seines Jolly gehört nicht in den zweiten, sondern in den ersten Theil der „Glossen". Was sodann die Mittnacht'sche Staatsweisheit betrifft, so ist dieselbe für alle Zeit gerichtet durch die geistvolle Wahl des richtigen Augenblicks, um für den deutschen Partikularismus eine Lanze zu brechen; denn passender als bei der eben geschlossenen Reichstagssession, konnte dieß, trotz Porträt und Allem, offenbar nicht geschehen. Und nun gar noch Lutz und Genossen! Zwei, sage zwei eingesperrte Geistliche beurkunden, „soweit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel (Dativus) Lieder singt", die staatsmännische Wirksamkeit derer, welchen der gekrönte Stammhalter des Hauses Wittelsbach die Handhabung der göttlichen Rache für alle Sünden Bayerns anvertraut hat. — Und eben so glänzend sieht es aus im parlamentarischen Lager des Liberalismus, dem in seiner ganzen Erbärmlichkeit sogar die Juden letzthin untreu geworden sind. Vom badischen Kiefer, dem Längsten unter den Kleinen anfangend, von ihm, der außer Häußer's Collegienheften und Loyola's Exercitien wenig Originales in Kopf und Haus hat, über den frühlingverkündenden Völk, über den kothbeladenen Fischer hinaus bis zu dem Staatsfanatiker von Treitschke, der wenigstens Etwas gelernt hat — sie sind doch wahrhaftig kleine, kleine Seelen, von denen kein Mensch reden, an die kein Mensch denken würde, wenn sie sich nicht sonnen dürften im Abglanze eines Mächtigen, wenn es ihnen nicht vergönnt wäre, mit angekünstelter Wuth die Wünsche eines Größeren zu erfüllen, der seinen Gelüsten Nachdruck zu geben noch einige wenige Jahre in der Lage seyn kann, bis ihn

Gott „zu seinen Vätern versammelt", und plötzlich eine große Leere und Einsamkeit eintreten wird bei der jetzt so munteren Schaar, deren Parole die Freiheit, deren Ziel die Knechtschaft ist. Also nicht mit ihnen, nur mit ihm haben wir es hier zu thun.

Ich kann Nichts dafür, daß ich meine besonderen Ansichten über den deutschen Reichskanzler habe; ich weiß, daß man durch solche besonderen Ansichten in den Verdacht gerathen kann, man wolle eben durchaus etwas Besonderes haben. Gleichgiltig, wenn man nur Recht hat. — Vor einiger Zeit las ich in einem außerdeutschen Blatte eine Betrachtung, welche diesen Mann als eine Incarnation des Satans, als eine Persönlichkeit betrachtet die mit Bewußtseyn die klar erkannte Kirche Gottes als solche verfolge. Es wäre mir nun recht aufrichtig leid, wenn diese Auffassung, welche man freilich im deutschen Reich nicht öffentlich adoptiren dürfte, gleichwohl in den Herzen der deutschen Katholiken Wurzel fassen sollte. Denn falsch ist sie sicherlich, und wird falsch bleiben, mögen auch im Verlaufe des begonnenen Kampfes die Handlungen des Reichskanzlers gegen uns und unsere Kirche den allerschlimmsten Charakter annehmen.

Ich für meine Person habe die Sache von Anfang an so angesehen: Bismark ist ein aufrichtiger preußischer Patriot. Die durch Friedrich II. begonnene Eroberung Deutschlands zu vollenden, hat er sich zur Lebensaufgabe gesetzt; daß das vollendete Ganze „deutsches Reich" genannt wird, ist selbstverständlich für Leute, die auf den Grund und das Wesen der Dinge sehen, sehr gleichgiltig. Daß bei dem unternommenen Werke, dessen Durchführung zunächst gegen Oesterreich sich richten mußte, die Katholiken im Allgemeinen nicht auf seiner, sondern auf Oesterreichs Seite seyn mußten, dieß war so klar, daß es unmöglich von vorneherein einen Groll gegen die katholische Kirche begründen konnte. Nach 1866 wurde die Sache ernster: von Sadowa an hatte Bismark den gesammten deutschen Liberalismus, welchem endlich

die Augen aufgegangen waren, in seinem Gefolge; von jetzt an mußte mit Bestimmtheit erwartet werden, daß nach dem Gelingen des zweiten Theils die liberalen Parteien einen Lohn fordern und erhalten würden. Der großdeutsche Widerstand in der Periode zwischen 1866 und 1870 war allerdings schwach genug. Der Schreiber dieser Worte hat sich auch, so viel an ihm lag, an diesem Widerstand betheiligt, und er ist dabei mit seinen Fühlhörnern in so hohe Regionen hinaufgekommen, daß er sich die lebhafte Ueberzeugung verschaffen konnte, wie an allen Ecken und Enden Schwäche und Unverstand das Scepter führten. Haben doch, um nur Eines zu sagen, sogar die österreichischen Diplomaten noch im Jahre 1869 das Herannahen der Katastrophe nicht geahnt, und jede darauf hinzielende Warnung als Ausgeburt einer erhitzten Phantasie belächelt. Daß dieß buchstäbliche Wahrheit ist, dafür hat auch Oesterreichs Haltung i. J. 1870 den besten Beweis geliefert. Allein trotz dieser Schwäche hat der fortgesetzte Widerstand dennoch in Berlin erbittert, namentlich weil die Nationalliberalen in den Regierungen und Landtagen Süddeutschlands fortwährend das Zeter-Mordio ihrer eigenen Schwäche nach der Spree hin heulten, und man näherte sich stufenweise dem grundverkehrten Standpunkte, die liberalen Parteien als die nationalgesinnten, die Katholiken als grundsätzliche Feinde der neuen Staatsbildung zu betrachten. Daß diese Auffassung wirklich eine verkehrte ist, davon kann man sich bei gutem Willen leicht überzeugen durch einen Blick auf das Verhalten der rheinpreußischen und westphälischen Katholiken, sowohl vor als nach 1866.

Der Krieg kam und Fürst Bismarck weiß so genau wie irgend Jemand, daß das Verhalten aller deutschen Katholiken während desselben ein mehr als tadelloses war. Während des Krieges ist auch der Aktionsplan gegen die katholische Kirche sicherlich nicht entstanden. Die Niederwerfung [Fr]ankreichs war eine Aufgabe, welche auch diesen Mann [...]l so ziemlich ganz in Anspruch nahm, und wenn er

nachher im deutschen Reichstag gesagt hat, bei seiner Rückkehr habe er mit Ueberraschung die katholischen Streitkräfte gesehen und sich noch damals ernstlich gefragt, wie er sich zu denselben stellen solle, so glaube ich ihm. In jenem Momente, als der erste deutsche Reichstag seine Thätigkeit begann, hatte Bismarck nach meiner festen Ueberzeugung den Krieg gegen die katholische Kirche noch nicht beschlossen; er lag noch auf der Lauer, er hatte noch nicht das entscheidende Wort gesagt, daß er „des Gegners Gegner" sei. Um jene Zeit war, mit Anderen, auch der Schreiber dieser Zeilen der Meinung, man könne den Frieden haben und man solle ihn suchen. Wie und wodurch nun die seither ausgebrochene Feindschaft herbeigeführt wurde, das ist zur Stunde keineswegs vollständig aufgeklärt. Welchen Antheil daran persönliche Verhältnisse haben, welche Rolle dabei die Namen v. Savigny und Windthorst spielen, das können wir nicht untersuchen. Aufgefallen ist es mir aber, daß bei Gelegenheit der Reichstagsverhandlungen über das Jesuiten-Gesetz, der Abgeordnete v. Mallinckrodt, auf dessen strenge Wahrhaftigkeit sicherlich Freund und Feind gleichmäßig vertraut, die Aeußerung gethan hat: der Reichskanzler habe auch zu der Centrumspartei ein günstigeres Verhältniß in einem bestimmten Augenblicke anzubahnen gesucht. Wenn in der That ein solches Entgegenkommen stattgefunden hat und zurückgewiesen wurde, so war Letzteres ein großer Fehler; jedenfalls war es ein großes Unglück von unberechenbaren Folgen, daß der mit 1870 hoffnungslos und für immer besiegte Partikularismus in dem Programm der katholischen Partei Aufnahme fand.

Darauf aber kann man sich gewiß verlassen: politische Gründe, und nur solche sind es, welche Bismarcks Kampf gegen unsere Kirche zum Ausbruche gelangen ließen. Denn ein Mann, welcher nach seiner amtlichen Stellung die genauesten Beziehungen zu allen Großmächten der Erde unterhält und darum weiß, daß man außer Bayern nirgends

in der Welt sich mit dem Unfehlbarkeitsdogma politisch beschäftigt, daß man nirgends eine Veränderung der katholischen Kirche oder eine Gefahr für den Staat darin erblickt, ein solcher Mann wird mich nimmermehr glauben machen, daß dogmatische Fragen in seiner Hand etwas Anderes seien als ein Vorwand für politische. Bedürfte es hiefür noch eines Beweises, so brauchte man sich nur zu erinnern, daß Fürst Bismarck zu Anfang des Kampfes wiederholt von der Zeit sprach, in welcher wieder freundlichere Verhältnisse gegenüber der katholischen Kirche obwalten würden, während er doch sicherlich nicht im Traume daran denkt, daß Rom jemals seine angeblich „staatsgefährliche“ Natur ablegen oder promulgirte katholische Dogmen widerrufen werde.

Hiemit haben wir den Standpunkt gewonnen, von welchem aus wir den Reichskanzler betrachten zu müssen glauben. Wir sehen in ihm keineswegs den principiellen Feind der katholischen Kirche von vornherein, sondern nur den Gründer des preußisch-deutschen, mit Italien gegen Frankreich alliirten Reiches, dem es um die Durchführung und Befestigung seiner politischen Plane und Schöpfungen zu thun ist. Auf diesem Standpunkt folgen wir ihm und werfen nunmehr die Frage auf: Waren seine Handlungen seit dem Friedensschlusse mit Frankreich, rein politisch genommen, klug und zweckmäßig?

Es ist eine alte, tausendfach in der Geschichte der Welt und der einzelnen Menschen bewährte Erfahrung, daß das Glück in vielfacher Hinsicht schwerer zu ertragen ist als das Unglück. Fürst Bismarck ist nach meiner Meinung gleichfalls ein theilweises Opfer dieser Wahrheit geworden. Inwieferne dieß mit den sittlich-religiösen Zuständen eines Individuums zusammen hängt, das ist und bleibt menschlicher Erkenntniß entzogen; inwiefern ein Mensch ohne die übernatürlichen Mittel der katholischen Kirche überhaupt fähig seyn kann, sich gegen die demoralisirenden Wirkungen des Glückes ernstlich zur Wehr zu setzen, das gehört nicht hieher. Inwiefern

endlich die Gesundheit des deutschen Reichskanzlers, und damit die unentbehrliche Grundlage eines ruhigen und besonnenen Handelns, gestört ist oder nicht, das zu entscheiden müssen wir seinen Aerzten überlassen. Wir wollen uns einzig und allein an die politischen Thatsachen halten. Und da treten uns denn eine Reihe höchst bedenklicher Umstände entgegen, von welchen wir wenigstens die auffallendsten etwas näher betrachten wollen.

1) Kurz nach dem Friedensschluß äußerte Fürst Bismarck im deutschen Reichstag, es wäre unmöglich gewesen, Frankreich noch härtere finanzielle Bedingungen aufzuerlegen, weil das Land nicht reich genug sei, solche zu ertragen. Diese Bemerkung ist mir alsbald in hohem Grade aufgefallen, und ich fragte mich ernstlich, ob der Reichskanzler einen vernünftigen Grund gehabt haben könne, damals und in diesem Zusammenhang öffentlich eine Unwahrheit zu sagen. Es läßt sich aber offenbar kein erdenklicher Zweck politischer Heuchelei für eine solche Annahme auffinden, und so muß man eben wohl oder übel annehmen, der berühmte Sprecher habe dießmal, was er gesagt, auch geglaubt. Hat er aber das gethan, so hat er geirrt; denn das dürfte wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß Frankreich, wenn es nach Bezahlung seiner ganzen Kriegsschuld Allianzen fände, durch seine Armuth weniger als durch irgend Etwas gehindert wäre, die von dem leidenschaftlicheren Theile der Nation geträumte Revanche zu versuchen. Hatte schon diese Aeußerung des Fürsten Bismarck die Vermuthung erweckt, daß er den Feind, welchen er als Gottes Werkzeug zu seiner eigenen theilweisen Ueberraschung so gründlich besiegt hatte, gleichwohl noch nicht kenne, so wurde diese Vermuthung beinahe zur Gewißheit erhoben

2) durch jene köstliche Bemerkung über den Aufstand der Pariser Commune, deren berechtigten Kern der deutsche Reichskanzler in einer Art französischen Heimweh's nach der preußischen Städteordnung fand. Manche Dinge finden die

Menschen denkwürdig oder genial, wenn sie aus dem Munde eines Mitmenschen kommen, der im Allgemeinen durch geniale Streiche seinen denkwürdigen Platz in Gesellschaft und Geschichte eingenommen hat; oftmals würden genau die nämlichen Dinge und Worte nicht ohne Grund als platt und haltlos gelten, wenn sie aus dem Munde eines gewöhnlichen Erdenkindes gekommen wären. Uebrigens war es von jeher eine besondere Eigenschaft der Diplomaten, und zwar auch der geistreicheren und besseren unter ihnen, die menschlichen Dinge in einem ziemlich ordinären Zusammenhang aufzufassen, und für die gewaltigsten Ideen in Gut und Böse, welche das Herz der Menschheit durchzucken, blutwenig Sinn zu haben. Die Erziehung und Lebensweise der Herren Diplomaten erklärt diese Erscheinung zur Genüge; man darf sich also nicht wundern, wenn auch ein Bismark Antheil nimmt an den Gebrechen seiner Standes- und Berufsgenossen. Aber so viel glaube ich sagen zu dürfen: wenn es möglich wäre, die fragliche Aeußerung des preußischen Staatsmannes einem Franzosen überhaupt vollkommen klar und begreiflich zu machen, so würde besagter Franzose ohne allen Zweifel antworten: wer das gesagt hat, der kannte Paris und Frankreich schlecht. — Mit dieser Nichtkenntniß Frankreichs hängt nun aber auf's Engste zusammen

3) die Behandlung **Elsaß-Lothringens** von Anfang an bis auf die heutige Stunde. Vor Allem sei es hier ohne Umschweif gesagt: Elsaß und Lothringen mußten nach Frankreichs Besiegung für Deutschland zurückerobert werden, und es wäre durchaus unpatriotisch und unehrlich, an dieser Friedensbedingung irgendwie zu mäkeln. Wie oft hat man es den Siegern von 1814 und 1815 vorgeworfen, daß nicht sie schon thaten, was erst den siegreichen Preußen des Jahres 1871 gelingen sollte. Hätte man auch dießmal wieder Frankreichs Gebietsintegrität geschont, von ihm wäre kein Dank zu erwarten gewesen, und von den Elsaß-Lothringern am allerwenigsten; der Ruf nach Revanche wäre um

so bälder, um so gewaltiger, um so unwiderstehlicher ertönt, je weniger Frankreich gedemüthigt worden wäre. Es ist ja leider doch nach aller menschlichen Berechnung nicht das letzte Menschenblut, welches die Jahre 1870 und 1871 um diese zwei Provinzen haben vergießen sehen: das ist eben der Fluch des Nationalhasses, daß Krieg den Krieg gebärt. Aber das kann für den Sieger kein Grund seyn, das siegreiche Schwert nicht in die Wagschaale zu legen, am allerwenigsten, wenn er so gute Rechtstitel für sich hat wie Deutschland auf Elsaß und Lothringen. Auch wir Großdeutsche vom Jahre 1859 wollten diese Länder wieder bei unserem Reiche haben, und nachdem Oesterreichs Unglück und seiner Regierenden und Commandirenden Unfähigkeit uns der damaligen Hoffnung verlustig gehen ließ, freuen wir uns aufrichtig, daß es einem Klügeren und Stärkeren gelungen ist zu leisten, was damals mißlang.

Unbegreiflich aber erscheint uns die Art, wie man seither mit den wiedergewonnenen Ländern verfahren ist. Nach unserer Meinung war der einzig denkbare Weg, auf welchem man mit denselben in nicht gar zu langer Zeit und auf erträgliche Weise fertig werden konnte, die vollständige und unbedingte Einverleibung in Preußen mit gleichzeitiger Gewährung aller bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte und Vorzüge der Preußen erster Klasse. Eine solche Maßregel hätte die Neueroberten unmittelbar und mit festem Griff in ein großes Ganzes eingefügt, wie sie bisher einem großen Ganzen angehört hatten, nachdem ihnen früher das deutsche Vaterland gerade dadurch entleidet worden war, daß es sich nicht mehr als ein großes Ganzes betrachten ließ. Der Widerstand und die Abgeneigtheit der Mehrzahl würde bei weitem nicht so auffallend gewesen seyn wie bei einer Sonderstellung der neuen Landestheile, und die sofort gewährte Rechtsgleichheit würde, ohne dem Ganzen schaden zu können, doch manchen Einzelnen gewonnen haben. Freilich hätte ein solches Verfahren so viel Seelengröße vorausgesetzt, um ein

paar widerhaarige Reichs- und Landtags-Abgeordnete mehr ohne Aerger und Galle ertragen zu können. An ernstlichen Widerstand von Seiten der „verbündeten Regierungen" wäre aber sicherlich nicht zu denken gewesen; denen ist Alles recht, und für sie ist in der That auch Alles gut genug. — Die Sonderstellung mit Diktatur, welche man dem Reichsland gegeben hat, erreicht auf's Vollständigste die sämmtlichen den bisher angedeuteten Vortheilen direkt entgegengesetzten Nachtheile; Bismark's bitterster Feind hätte ihm keinen anderen Rath geben können als gerade diesen. Die Bewohner dieses Reichslandes lernen sich immer mehr als zusammengehörig und von allen Anderen getrennt empfinden, sie gehören zu nichts Ganzem und zu nichts Großem, weil sie am und vom Reiche nichts haben als die Diktatur, welche sie erbittert. Wie groß in der That die Täuschung war, welcher sich Fürst Bismark hingegeben hat, das erhellt klar aus dem Umstand, daß er in die Abkürzung der Diktatur um ein Jahr einwilligte, während hintennach dieselbe, und wahrlich aus ganz guten und zureichenden Gründen, wieder um ein Jahr verlängert werden mußte. Nach Ablauf dieses weiteren Jahres aber wird man sich überzeugen, daß man auch nicht einen Schritt vorwärts gekommen ist, denn auf diesem Wege kommt man überhaupt nicht vorwärts. Auf die besonderen Klagen der elsässischen Katholiken will ich hier gar nicht eingehen, weil ich überhaupt diesen Aufsatz nicht als Katholik, sondern nur als Politiker schreibe. Die Reichsregierung wird sich im Laufe der Zeit schon von selbst überzeugen, daß sie an den elsässischen Protestanten im Ganzen und Großen genau eben so viel Freude und Liebe erleben wird, wie an den Katholiken des Reichslandes, ebenfalls im Ganzen und Großen.

4) Nach Beendigung der Geschäfte mit Frankreich ging Fürst Bismark bekanntlich nach Oesterreich, und schloß enge Freundschaft mit seinem Collegen Beust, der freilich schon von jeher sein besonderer Liebling im innersten Herzen ge-

wesen war. Es geschah unter dem Gelächter der Welt, daß Graf Beust die Wirkungen dieser neuen Freundschaft etwa in der Art empfand, wie wenn er einen Fußtritt erhalten hätte; und an seine Stelle trat derjenige seit 23 Jahren in effigie todte, aber mit dankbarem Herzen lebende „hervorragende Staatsmann", welcher nach den neuesten Nachrichten (ich schreibe am 26. Juni) bestimmt seyn soll, den Kaiser Franz Joseph im Triumphe — cujus? — nach Berlin zu führen. Das ist nun Alles recht schön und artig, aber gleichwohl verstehe ich die Mühe nicht, welche Fürst Bismarck sich um und mit Oesterreich gegeben hat. Lasset uns aufrichtig seyn und keinerlei Spaß oder politische Heuchelei treiben! Das deutsche Reich ist erst fertig, wenn Deutsch-Oesterreich dabei ist, und nach dem Frieden mit Frankreich war Deutsch-Oesterreich beinahe ohne Schwertstreich zu haben. Die alte Monarchie war ja wehrlos wie ein Kind; in ihrem Herzen hausen ja Tausende offenkundiger Verräther, gehätschelt und geliebkost von denen, die im hohen Rathe sitzen. Dem Volke im Ganzen ist ja das Judenthum in Wien so entsetzlich verleidet, daß man ihm beinahe alles Mögliche bieten kann, ohne eine Ablehnung zu riskiren. An Rußlands fröhlicher Geneigtheit zu zweifeln, wäre ein Verbrechen gegen den gesunden Menschenverstand; Frankreich hatte zum glücklichen Ueberfluß seine Commune, England lag in Alabama-Ketten. Warum nicht fertig machen, Fürst Reichskanzler? Es sieht in der That aus, als ob damals der richtige Augenblick „verpaßt" worden wäre. Denn, trotz Moltke's und Andrassy's Reisen, trotz der Republik des Herrn Thiers und trotz der gesetzgeberischen Thätigkeit des deutschen Reichstages — wenn heute oder morgen der letzte Waffentanz gegen Habsburg beginnen soll — die Constellation von 1871 ist nicht mehr zu haben, wenn sie nicht von denjenigen, welche den Kaiser Franz Joseph bedienen, wenigstens in Bezug auf Oesterreich selbst ganz expreß nochmals geliefert wird. Denn hinsichtlich des übrigen Europa kann auch der beste Wille „öster-

die Augen aufgegangen waren, in seinem Gefolge; von jetzt an mußte mit Bestimmtheit erwartet werden, daß nach dem Gelingen des zweiten Theils die liberalen Parteien einen Lohn fordern und erhalten würden. Der großdeutsche Widerstand in der Periode zwischen 1866 und 1870 war allerdings schwach genug. Der Schreiber dieser Worte hat sich auch, so viel an ihm lag, an diesem Widerstand betheiligt, und er ist dabei mit seinen Fühlhörnern in so hohe Regionen hinaufgekommen, daß er sich die lebhafte Ueberzeugung verschaffen konnte, wie an allen Ecken und Enden Schwäche und Unverstand das Scepter führten. Haben doch, um nur Eines zu sagen, sogar die österreichischen Diplomaten noch im Jahre 1869 das Herannahen der Katastrophe nicht geahnt, und jede darauf hinzielende Warnung als Ausgeburt einer erhitzten Phantasie belächelt. Daß dieß buchstäbliche Wahrheit ist, dafür hat auch Oesterreichs Haltung i. J. 1870 den besten Beweis geliefert. Allein trotz dieser Schwäche hat der fortgesetzte Widerstand dennoch in Berlin erbittert, namentlich weil die Nationalliberalen in den Regierungen und Landtagen Süddeutschlands fortwährend das Zeter-Mordio ihrer eigenen Schwäche nach der Spree hin heulten, und man näherte sich stufenweise dem grundverkehrten Standpunkte, die liberalen Parteien als die nationalgesinnten, die Katholiken als grundsätzliche Feinde der neuen Staatsbildung zu betrachten. Daß diese Auffassung wirklich eine verkehrte ist, davon kann man sich bei gutem Willen leicht überzeugen durch einen Blick auf das Verhalten der rheinpreußischen und westphälischen Katholiken, sowohl vor als nach 1866.

Der Krieg kam und Fürst Bismarck weiß so genau wie irgend Jemand, daß das Verhalten aller deutschen Katholiken während desselben ein mehr als tadelloses war. Während des Krieges ist auch der Aktionsplan gegen die katholische Kirche sicherlich nicht entstanden. Die Niederwerfung Frankreichs war eine Aufgabe, welche auch diesen Mann wohl so ziemlich ganz in Anspruch nahm, und wenn er

nachher im deutschen Reichstag gesagt hat, bei seiner Rückkehr habe er mit Ueberraschung die katholischen Streitkräfte gesehen und sich noch damals ernstlich gefragt, wie er sich zu denselben stellen solle, so glaube ich ihm. In jenem Momente, als der erste deutsche Reichstag seine Thätigkeit begann, hatte Bismark nach meiner festen Ueberzeugung den Krieg gegen die katholische Kirche noch nicht beschlossen; er lag noch auf der Lauer, er hatte noch nicht das entscheidende Wort gesagt, daß er „des Gegners Gegner" sei. Um jene Zeit war, mit Anderen, auch der Schreiber dieser Zeilen der Meinung, man könne den Frieden haben und man solle ihn suchen. Wie und wodurch nun die seither ausgebrochene Feindschaft herbeigeführt wurde, das ist zur Stunde keineswegs vollständig aufgeklärt. Welchen Antheil daran persönliche Verhältnisse haben, welche Rolle dabei die Namen v. Savigny und Windthorst spielen, das können wir nicht untersuchen. Aufgefallen ist es mir aber, daß bei Gelegenheit der Reichstagsverhandlungen über das Jesuiten-Gesetz, der Abgeordnete v. Mallinckrodt, auf dessen strenge Wahrhaftigkeit sicherlich Freund und Feind gleichmäßig vertraut, die Aeußerung gethan hat: der Reichskanzler habe auch zu der Centrumspartei ein günstigeres Verhältniß in einem bestimmten Augenblicke anzubahnen gesucht. Wenn in der That ein solches Entgegenkommen stattgefunden hat und zurückgewiesen wurde, so war Letzteres ein großer Fehler; jedenfalls war es ein großes Unglück von unberechenbaren Folgen, daß der mit 1870 hoffnungslos und für immer besiegte Partikularismus in dem Programm der katholischen Partei Aufnahme fand.

Darauf aber kann man sich gewiß verlassen: politische Gründe, und nur solche sind es, welche Bismarks Kampf gegen unsere Kirche zum Ausbruche gelangen ließen. Denn ein Mann, welcher nach seiner amtlichen Stellung die genauesten Beziehungen zu allen Großmächten der Erde unterhält und darum weiß, daß man außer Bayern nirgends

in der Welt sich mit dem Unfehlbarkeitsdogma politisch beschäftigt, daß man nirgends eine Veränderung der katholischen Kirche oder eine Gefahr für den Staat darin erblickt, ein solcher Mann wird mich nimmermehr glauben machen, daß dogmatische Fragen in seiner Hand etwas Anderes seien als ein Vorwand für politische. Bedürfte es hiefür noch eines Beweises, so brauchte man sich nur zu erinnern, daß Fürst Bismark zu Anfang des Kampfes wiederholt von der Zeit sprach, in welcher wieder freundlichere Verhältnisse gegenüber der katholischen Kirche obwalten würden, während er doch sicherlich nicht im Traume daran denkt, daß Rom jemals seine angeblich „staatsgefährliche" Natur ablegen oder promulgirte katholische Dogmen widerrufen werde.

Hiemit haben wir den Standpunkt gewonnen, von welchem aus wir den Reichskanzler betrachten zu müssen glauben. Wir sehen in ihm keineswegs den principiellen Feind der katholischen Kirche von vornherein, sondern nur den Gründer des preußisch-deutschen, mit Italien gegen Frankreich alliirten Reiches, dem es um die Durchführung und Befestigung seiner politischen Plane und Schöpfungen zu thun ist. Auf diesem Standpunkt folgen wir ihm und werfen nunmehr die Frage auf: Waren seine Handlungen seit dem Friedensschlusse mit Frankreich, rein politisch genommen, klug und zweckmäßig?

Es ist eine alte, tausendfach in der Geschichte der Welt und der einzelnen Menschen bewährte Erfahrung, daß das Glück in vielfacher Hinsicht schwerer zu ertragen ist als das Unglück. Fürst Bismark ist nach meiner Meinung gleichfalls ein theilweises Opfer dieser Wahrheit geworden. Inwieferne dieß mit den sittlich-religiösen Zuständen eines Individuums zusammen hängt, das ist und bleibt menschlicher Erkenntniß entzogen; inwiefern ein Mensch ohne die übernatürlichen Mittel der katholischen Kirche überhaupt fähig seyn kann, sich gegen die demoralisirenden Wirkungen des Glückes ernstlich zur Wehr zu setzen, das gehört nicht hieher. Inwiefern

endlich die Gesundheit des deutschen Reichskanzlers, und damit die unentbehrliche Grundlage eines ruhigen und besonnenen Handelns, gestört ist oder nicht, das zu entscheiden müssen wir seinen Aerzten überlassen. Wir wollen uns einzig und allein an die politischen Thatsachen halten. Und da treten uns denn eine Reihe höchst bedenklicher Umstände entgegen, von welchen wir wenigstens die auffallendsten etwas näher betrachten wollen.

1) Kurz nach dem Friedensschluß äußerte Fürst Bismarck im deutschen Reichstag, es wäre unmöglich gewesen, Frankreich noch härtere finanzielle Bedingungen aufzuerlegen, weil das Land nicht reich genug sei, solche zu ertragen. Diese Bemerkung ist mir alsbald in hohem Grade aufgefallen, und ich fragte mich ernstlich, ob der Reichskanzler einen vernünftigen Grund gehabt haben könne, damals und in diesem Zusammenhang öffentlich eine Unwahrheit zu sagen. Es läßt sich aber offenbar kein erdenklicher Zweck politischer Heuchelei für eine solche Annahme auffinden, und so muß man eben wohl oder übel annehmen, der berühmte Sprecher habe dießmal, was er gesagt, auch geglaubt. Hat er aber das gethan, so hat er geirrt; denn das dürfte wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß Frankreich, wenn es nach Bezahlung seiner ganzen Kriegsschuld Allianzen fände, durch seine Armuth weniger als durch irgend Etwas gehindert wäre, die von dem leidenschaftlicheren Theile der Nation geträumte Revanche zu versuchen. Hatte schon diese Aeußerung des Fürsten Bismarck die Vermuthung erweckt, daß er den Feind, welchen er als Gottes Werkzeug zu seiner eigenen theilweisen Ueberraschung so gründlich besiegt hatte, gleichwohl noch nicht kenne, so wurde diese Vermuthung beinahe zur Gewißheit erhoben

2) durch jene köstliche Bemerkung über den Aufstand der Pariser Commune, deren berechtigten Kern der deutsche Reichskanzler in einer Art französischen Heimweh's nach der preußischen Städteordnung fand. Manche Dinge finden die

Menschen denkwürdig oder genial, wenn sie aus dem Munde eines Mitmenschen kommen, der im Allgemeinen durch geniale Streiche seinen denkwürdigen Platz in Gesellschaft und Geschichte eingenommen hat; oftmals würden genau die nämlichen Dinge und Worte nicht ohne Grund als platt und haltlos gelten, wenn sie aus dem Munde eines gewöhnlichen Erdenkindes gekommen wären. Uebrigens war es von jeher eine besondere Eigenschaft der Diplomaten, und zwar auch der geistreicheren und besseren unter ihnen, die menschlichen Dinge in einem ziemlich ordinären Zusammenhang aufzufassen, und für die gewaltigsten Ideen in Gut und Böse, welche das Herz der Menschheit durchzucken, blutwenig Sinn zu haben. Die Erziehung und Lebensweise der Herren Diplomaten erklärt diese Erscheinung zur Genüge; man darf sich also nicht wundern, wenn auch ein Bismarck Antheil nimmt an den Gebrechen seiner Standes- und Berufsgenossen. Aber so viel glaube ich sagen zu dürfen: wenn es möglich wäre, die fragliche Aeußerung des preußischen Staatsmannes einem Franzosen überhaupt vollkommen klar und begreiflich zu machen, so würde besagter Franzose ohne allen Zweifel antworten: wer das gesagt hat, der kannte Paris und Frankreich schlecht. — Mit dieser Nichtkenntniß Frankreichs hängt nun aber auf's Engste zusammen

3) die Behandlung Elsaß-Lothringens von Anfang an bis auf die heutige Stunde. Vor Allem sei es hier ohne Umschweif gesagt: Elsaß und Lothringen mußten nach Frankreichs Besiegung für Deutschland zurückerobert werden, und es wäre durchaus unpatriotisch und unehrlich, an dieser Friedensbedingung irgendwie zu mäkeln. Wie oft hat man es den Siegern von 1814 und 1815 vorgeworfen, daß nicht sie schon thaten, was erst den siegreichen Preußen des Jahres 1871 gelingen sollte. Hätte man auch dießmal wieder Frankreichs Gebietsintegrität geschont, von ihm wäre kein Dank zu erwarten gewesen, und von den Elsaß-Lothringern am allerwenigsten; der Ruf nach Revanche wäre um

so bälder, um so gewaltiger, um so unwiderstehlicher ertönt, je weniger Frankreich gedemüthigt worden wäre. Es ist ja leider doch nach aller menschlichen Berechnung nicht das letzte Menschenblut, welches die Jahre 1870 und 1871 um diese zwei Provinzen haben vergießen sehen: das ist eben der Fluch des Nationalhasses, daß Krieg den Krieg gebärt. Aber das kann für den Sieger kein Grund seyn, das siegreiche Schwert nicht in die Wagschaale zu legen, am allerwenigsten, wenn er so gute Rechtstitel für sich hat wie Deutschland auf Elsaß und Lothringen. Auch wir Großdeutsche vom Jahre 1859 wollten diese Länder wieder bei unserem Reiche haben, und nachdem Oesterreichs Unglück und seiner Regierenden und Commandirenden Unfähigkeit uns der damaligen Hoffnung verlustig gehen ließ, freuen wir uns aufrichtig, daß es einem Klügeren und Stärkeren gelungen ist zu leisten, was damals mißlang.

Unbegreiflich aber erscheint uns die Art, wie man seither mit den wiedergewonnenen Ländern verfahren ist. Nach unserer Meinung war der einzig denkbare Weg, auf welchem man mit denselben in nicht gar zu langer Zeit und auf erträgliche Weise fertig werden konnte, die vollständige und unbedingte Einverleibung in Preußen mit gleichzeitiger Gewährung aller bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte und Vorzüge der Preußen erster Klasse. Eine solche Maßregel hätte die Neueroberten unmittelbar und mit festem Griff in ein großes Ganzes eingefügt, wie sie bisher einem großen Ganzen angehört hatten, nachdem ihnen früher das deutsche Vaterland gerade dadurch entleidet worden war, daß es sich nicht mehr als ein großes Ganzes betrachten ließ. Der Widerstand und die Abgeneigtheit der Mehrzahl würde bei weitem nicht so auffallend gewesen seyn wie bei einer Sonderstellung der neuen Landestheile, und die sofort gewährte Rechtsgleichheit würde, ohne dem Ganzen schaden zu können, doch manchen Einzelnen gewonnen haben. Freilich hätte ein solches Verfahren so viel Seelengröße vorausgesetzt, um ein

paar widerhaarige Reichs- und Landtags-Abgeordnete mehr ohne Aerger und Galle ertragen zu können. An ernstlichen Widerstand von Seiten der „verbündeten Regierungen“ wäre aber sicherlich nicht zu denken gewesen; denen ist Alles recht, und für sie ist in der That auch Alles gut genug. — Die Sonderstellung mit Diktatur, welche man dem Reichsland gegeben hat, erreicht auf's Vollständigste die sämmtlichen den bisher angedeuteten Vortheilen direkt entgegengesetzten Nachtheile; Bismark's bitterster Feind hätte ihm keinen anderen Rath geben können als gerade diesen. Die Bewohner dieses Reichslandes lernen sich immer mehr als zusammengehörig und von allen Anderen getrennt empfinden, sie gehören zu nichts Ganzem und zu nichts Großem, weil sie am und vom Reiche nichts haben als die Diktatur, welche sie erbittert. Wie groß in der That die Täuschung war, welcher sich Fürst Bismark hingegeben hat, das erhellt klar aus dem Umstand, daß er in die Abkürzung der Diktatur um ein Jahr einwilligte, während hintennach dieselbe, und wahrlich aus ganz guten und zureichenden Gründen, wieder um ein Jahr verlängert werden mußte. Nach Ablauf dieses weiteren Jahres aber wird man sich überzeugen, daß man auch nicht einen Schritt vorwärts gekommen ist, denn auf diesem Wege kommt man überhaupt nicht vorwärts. Auf die besonderen Klagen der elsässischen Katholiken will ich hier gar nicht eingehen, weil ich überhaupt diesen Aufsatz nicht als Katholik, sondern nur als Politiker schreibe. Die Reichsregierung wird sich im Laufe der Zeit schon von selbst überzeugen, daß sie an den elsässischen Protestanten im Ganzen und Großen genau eben so viel Freude und Liebe erleben wird, wie an den Katholiken des Reichslandes, ebenfalls im Ganzen und Großen.

4) Nach Beendigung der Geschäfte mit Frankreich ging Fürst Bismark bekanntlich nach Oesterreich, und schloß enge Freundschaft mit seinem Collegen Beust, der freilich schon von jeher sein besonderer Liebling im innersten Herzen ge-

wesen war. Es geschah unter dem Gelächter der Welt, daß Graf Beust die Wirkungen dieser neuen Freundschaft etwa in der Art empfand, wie wenn er einen Fußtritt erhalten hätte; und an seine Stelle trat derjenige seit 23 Jahren in effigie todte, aber mit dankbarem Herzen lebende „hervorragende Staatsmann", welcher nach den neuesten Nachrichten (ich schreibe am 26. Juni) bestimmt seyn soll, den Kaiser Franz Joseph im Triumphe — cujus? — nach Berlin zu führen. Das ist nun Alles recht schön und artig, aber gleichwohl verstehe ich die Mühe nicht, welche Fürst Bismarck sich um und mit Oesterreich gegeben hat. Lasset uns aufrichtig seyn und keinerlei Spaß oder politische Heuchelei treiben! Das deutsche Reich ist erst fertig, wenn Deutsch-Oesterreich dabei ist, und nach dem Frieden mit Frankreich war Deutsch-Oesterreich beinahe ohne Schwertstreich zu haben. Die alte Monarchie war ja wehrlos wie ein Kind; in ihrem Herzen hausen ja Tausende offenkundiger Verräther, gehätschelt und geliebkost von denen, die im hohen Rathe sitzen. Dem Volke im Ganzen ist ja das Judenthum in Wien so entsetzlich verleidet, daß man ihm beinahe alles Mögliche bieten kann, ohne eine Ablehnung zu riskiren. An Rußlands fröhlicher Geneigtheit zu zweifeln, wäre ein Verbrechen gegen den gesunden Menschenverstand; Frankreich hatte zum glücklichen Ueberfluß seine Commune, England lag in Alabama-Ketten. Warum nicht fertig machen, Fürst Reichskanzler? Es sieht in der That aus, als ob damals der richtige Augenblick „verpaßt" worden wäre. Denn, trotz Moltke's und Andrassy's Reisen, trotz der Republik des Herrn Thiers und trotz der gesetzgeberischen Thätigkeit des deutschen Reichstages — wenn heute oder morgen der letzte Waffentanz gegen Habsburg beginnen soll — die Constellation von 1871 ist nicht mehr zu haben, wenn sie nicht von denjenigen, welche den Kaiser Franz Joseph bedienen, wenigstens in Bezug auf Oesterreich selbst ganz expreß nochmals geliefert wird. Denn hinsichtlich des übrigen Europa kann auch der beste Wille „öster-

reichischer Staatsmänner“ den entflohenen Augenblick nicht zurückführen.

5) Aber kehren wir nunmehr im deutschen Reiche selber ein. Courage genug haben, um den Gegner rücksichtslos niederzuschlagen, und Verstand genug besitzen, um die Thorheiten und Leidenschaften der Menschen für Erreichung der eigenen Zwecke auszubeuten — das waren von Anfang an zwei politische Hauptparolen des Fürsten Bismarck. Und wenn er dieß, wie noch lebende Ohrenzeugen behaupten, in jüngeren Jahren unverblümt ausgesprochen hat, so war er dabei gerade so frei von aller politischen Heuchelei, wie er davon jetzt frei ist, wenn er, ohne viel Worte zu machen, nach obigen Grundsätzen handelt. Weil aber dem also ist, darum wird auch der deutsche Reichskanzler, so lange er lebt und denken und arbeiten kann, keinen Frieden haben und keinen Frieden schaffen können. Kampf, rastloser Kampf ist das Schicksal dieses großen Gotteswerkzeuges, und wehe den Liberalen, die ihm ihr Herz mit allen seinen Schwachheiten aufgeschlossen haben, wenn je bei Bismarck's Lebzeiten die Stunde schlagen sollte, da er ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubt.

Doch für jetzt hat es damit keine Gefahr: für jetzt und noch für geraume Zeit erblickt der Kanzler die „inneren Feinde“ seines Reiches in den Partikularisten und in den Ultramontanen. Darum läßt sich die ganze Tendenz und Thätigkeit der Reichsgesetzgebung, welche ja nur der matte Reflex der in Bismarck's Seele aufleuchtenden politischen Gedanken ist, von Anfang bis auf die heutige Stunde in den zwei Worten zusammenfassen: Niederwerfung des Partikularismus, auch Föderalismus genannt, und des Ultramontanismus, auch Katholicismus genannt.

Ueber den Partikularismus habe ich mich im ersten Abschnitt der „Glossen“ ausgesprochen, und ich weiß dem dort Gesagten nichts beizufügen. Mich jammert es in tiefster Seele, wenn die katholische Kirche, die consequenteste aller Lebensordnungen, einherziehen soll im Bunde mit dem logi-

schen Unsinn, mit dem Streben nach einer föderalistischen Staatsbildung unter Leitung Preußens, mit der größten aller contradictiones in adjecto. Darum kein Wort mehr davon, sondern lasset die Todten ihre Todten begraben!

Wir gehen über zu des Reichskanzlers Kampf gegen die Ultramontanen. Schreiber dieser Zeilen hofft zu Gott, ein so ernsthafter und in der Wolle gefärbter Ultramontaner zu seyn, als es nur seinen schwachen Kräften möglich ist. Zugleich sucht er in zunehmendem Grade zu denjenigen Sterblichen zu gehören, welche sich in bewundernder Nachahmung des herrlichen Windthorst eines Pulses von nicht mehr als 60 Schlägen in der Minute befleißigen und erfreuen. Besagtem Schreiber fehlt noch gar Manches an Jahren und sonstigen Eigenschaften zur Erreichung des Windthorst'schen Ideals; aber so weit hat er es doch gebracht, um den Bismarck'schen Kampf gegen die Ultramontanen hier in scriptis so ruhig und kaltblütig beobachten und betrachten zu können, als ob er gar nicht katholisch wäre. Wir fangen an mit Beantwortung der geschichtlichen Frage: welches war die Gesinnung, welches waren die Vorsätze, mit denen die deutschen Katholiken in das neue Reich eintraten?

Um auch hier mit den Kleinen anzufangen, so kann schreibender Einsiedler in Bezug auf eines der süddeutschen Länder, Baden, die obige Frage nach der Mittheilung eines Augenzeugen beantworten, der seiner Zeit bei deren praktischer Beantwortung nicht in letzter Reihe handelnd mitgewirkt hat. Derselbe schreibt mir hierüber Folgendes: „Ich verlange, wo es um Politik sich handelt, von keinem Menschen, daß er mir glauben soll; es wird aber leicht seyn einzusehen, daß ich im vorwürfigen Fall kein Interesse habe, zu lügen. Die Zeit ist längst vorbei, wo wir hoffen konnten, durch gute Worte etwas zu gewinnen. Ob wir aber im Dezember 1870 zu den Versailler Verträgen Ja oder Nein sagen wollten, darin hatten wir die freie Wahl, und wenn auch unser Nein nichts hätte hindern können, so hätte man uns

doch, wenn wir auch Nein gesagt hätten, seither nicht wohl ärger malträtiren können, als man nach unserm Ja gethan hat. Nun gut: wir haben Ja gesagt, weil wir durch den Krieg die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß die Gestaltung unserer politischen Verhältnisse durch und unter Preußen die einzige geschichtliche Möglichkeit geworden war, und weil wir mit dieser Erkenntniß jede principielle Gegnerschaft gegen Preußen und sein Reich aufgegeben hatten. Trotz allem Erduldeten und noch zu Erduldenden ist dieß unser Standpunkt heute noch, und derselbe wird keine Veränderung erleiden, solange nicht dieses Reich durch Anderer Schuld ruinirt wird; wir selbst werden für solchen Ruin weder Handlungen, noch Gedanken, noch geheime Wünsche haben. Vielleicht, ja hoffentlich gelingt es nicht einmal der größten politischen Verkehrtheit, diesen Ruin herbeizuführen."

Wenden wir uns nach Württemberg, so ist noch viel weniger Grund zur Annahme einer feindseligen Gesinnung der dortigen Katholiken vorhanden. Während die badische Regierung nur ihrem entschlossenen und unabänderlichen Festhalten an Preußen ihre siegreiche Aufrechterhaltung gegenüber den Bemühungen ihrer katholischen Unterthanen zu danken hatte, während folgeweise die badischen Katholiken die Quelle von Allem, was sie nach ihrer Meinung Ungerechtes zu erfahren hatten, nicht in Karlsruhe sondern in Berlin suchten, zeigte uns Württemberg ein wesentlich verschiedenes Bild. Unter einer milden und versöhnlichen Regierung, unter einem klugen und geistreichen Bischof waren Conflikte vermieden worden, leidenschaftliche Erregung hatte auf beiden Seiten nicht stattgefunden. Die Opposition gegen das zu begründende Reich war weit mehr eine demokratische als eine katholische; die erstere fürchtet in ganz Deutschland wohl kein Reichsfreund im Ernste, und die letztere war nach Form und Inhalt zu mild und ruhig, um auch nur den Gedanken an eine wirkliche Feindseligkeit aufkommen zu lassen.

Etwas anders lagen allerdings die Dinge in Bayern. Wenn ein Staat und Volk von solchen physischen und historischen Grundlagen, wie sie diesem Königreiche gegeben sind, höflich eingeladen wird auf seine Existenz zu verzichten, so ist eine gewisse Reaktion dieses Sonderlebens eine physiologische Nothwendigkeit und einzelne Organe eines solchen Körpers gerathen bei dieser Gelegenheit erfahrungsgemäß in einen mehr oder minder akuten Fieberzustand. Wenn man sich aber bei Beurtheilung des Ganzen von den heftigsten Einzelerscheinungen, und nur von diesen, leiten läßt, so irrt man. Wer nicht auf solche Einzeldinge, sondern auf das Ganze und Wesentliche zu blicken gewöhnt ist, der hatte von Anfang an keinen Zweifel, daß auch in Bayern die Mehrheit der Volksvertretung nicht nur dem Reiche ganz auf die von Preußen gestellten Bedingungen hin beitreten werde, sondern daß sie auch, was die Hauptsache ist, hiebei in Wahrheit die entschiedene Majorität des bayerischen katholischen Volkes für sich habe. In der bayerischen Presse zeigte sich eine vereinzelte reichsfeindliche Strömung, das ist richtig – allein bei weitem nicht Alle, die Sigl's „Vaterland" lesen, geben ihm auch in dieser Beziehung Recht. Und selbst wenn sie das thäten, so hätte man es immerhin nur mit einer ganz verschwindend kleinen Minorität zu thun. Und um auch diese kleine Minorität für je und alle Zeit unschädlich und todt zu machen, gab es, bei den bekannten Tendenzen der einheimischen bayerischen Regierung gegenüber der sogenannten altkatholischen Häresie, ein ganz absolut sicheres Mittel, nämlich Gerechtigkeit des Reiches gegen die durch Papst und Episcopat vertretene römisch-katholische Kirche.

An der Loyalität der katholischen Preußen hat vollends bis in diese Tage herein Niemand zu zweifeln gewagt, und wenn die alte Wunde der Theilung Polens auch in Preußen noch eitert, so ist zwar die katholische Kirche daran nicht schuldig, allein andererseits beweist doch auch diese That-

sache, daß der Katholicismus eines Volkes seiner Vaterlands-liebe nicht im Wege steht.

So stand es im Frühling 1871. Den allervollkommensten Reichsfrieden konnte Bismarck haben, wenn er nur wollte, und der Preis, den er zu zahlen hatte in einer Welt, wo man für alles Gute zahlen muß, sollte einzig bestehen in der nothdürftigsten Gerechtigkeit gegen eine Kirche, mit der Preußen seit mehr als zwanzig Jahren im tiefsten Frieden gelebt hatte, und dadurch sicherlich nicht zu Schaden gekommen war. Wer aber sagt, die Katholiken-Führer in Deutschland hätten das Reich zu einem Krieg mit Italien fortreißen wollen, der irrt, wenn er wirklich guten Glaubens ist. Solange die katholischen Italiener für den heiligen Vater aufzustehen zu schlecht sind, solange kann man von einer protestantischen Dynastie solche Thaten billiger Weise nicht verlangen, nachdem einmal der Sinn für göttliches Recht und für Legitimität aus denjenigen Kreisen entschwunden ist, welche an der Erhaltung und Bethätigung dieses Sinnes bei weitem am meisten interessirt sind.

Aber die Jesuiten mit ihren weitgehenden Planen! Ja, die Jesuiten haben seit einigen Jahren einen Fehler begangen, der den ehrwürdigen Proscribirten viel geschadet hat, und den sie in Zukunft abzulegen wohl thun würden, wiewohl einen Fehler ganz anderer Art, als man sie ihnen vorzuwerfen pflegt. — Die Sache scheint mir so klar zu seyn, daß man ohne irgend ein Bedenken öffentlich davon reden kann.

Die theologische Wissenschaft der Gesellschaft Jesu hat sicherlich ihren großen Antheil an den unter dem Pontifikat Pius' IX. zu Stande gekommenen lehramtlichen Entscheidungen. Wie unzweifelhaft diese Entscheidungen im Wesen der katholischen Kirche begründet sind, davon soll hier nicht die Rede seyn. Zwar sollte man meinen, es verstehe sich ganz von selbst, daß eine Kirche, die seit achtzehn Jahrhunderten sich für die alleinseligmachende Kirche Gottes erklärt, es nicht

für möglich halten könne, daß ihr geheiligtes Oberhaupt den Irrthum als ewige Wahrheit verkünde. Nachdem es aber Don Windthorst dem Jüngeren aus Berlin gefallen hat, die fragliche Lehrentscheidung des vatikanischen Concils als eine „tolle" in öffentlicher Sitzung des deutschen Reichstags zu bezeichnen, und nachdem die Gerechtigkeitsliebe des Präsidenten Simson es für gut gefunden hat, zu dieser Lästerung zu schweigen, damit die deutschen Katholiken deutlich erkennen, wie groß die Ehrfurcht des hohen Reichstages vor ihrer Kirche sei — nach solch' competenter und überwältigender Verurtheilung der katholischen Lehre wagt es natürlich Niemand mehr, dieselbe zu vertheidigen, geschweige denn zu glauben. Nur die Jesuiten und ihr trauriger Anhang sind unverbesserlich!

Woher kommt doch diese an Wahnwitz streifende Auffassung in den maßgebenden Kreisen dieser Welt? Sie kommt daher, daß die Väter der Gesellschaft Jesu in ihrem heiligen Eifer mit zu großer Offenheit, mit unnöthiger Aufrichtigkeit und ohne die durch Klugheit gebotene Zurückhaltung für die von ihnen erkannte Wahrheit eingetreten sind. Freilich, diese Gesellschaft heiliger und heiligmäßiger Männer ergreift das Martyrium mit Lust und Freude; aber nicht sie werden gestraft, wohl aber wir, die wir ihr heroisches Beispiel, ihren geistlichen Beistand, ihre hervorragende Mitarbeiterschaft im Dienste der Kirche verlieren. Man weiß, wie die europäische Diplomatie, der man freilich einen Begriff vom heiligen Geiste schlechterdings nicht zumuthen kann, in Rom gegen die Definirung des Unfehlbarkeitsdogma's intriguirte. Man weiß, welche Rolle in jenen Tagen insbesondere die Vertreter Bayerns spielten. Und als diese Diplomaten auf ihren Schleichgängen überall der Wachsamkeit des Ordens Jesu begegneten, da ergrimmten sie und beschlossen dessen Vernichtung im neuen deutschen Reich. Da aber die guten Patres nichts weiter begangen hatten, so mußte die Legende von ihrer Reichsfeindschaft erfunden, durch Famulus Bluntschli colportirt, vom hohen Reichstag approbirt werden. Hätten

die Jesuiten mehr Zurückhaltung, mehr Kaltblütigkeit, mehr anscheinende Gleichgiltigkeit beobachtet, die Wahrheit wäre gleichwohl verkündet worden, und dem deutschen Reiche wäre vielleicht ein dunkles Blatt in seiner Jugendgeschichte erspart geblieben. Die Gesellschaft Jesu steht nach ihrer Natur, Bestimmung und Geschichte jederzeit mitten im Vordertreffen der katholischen Kirche; das schließt aber nicht aus, daß man je nach den Umständen verschiedene Mittel anwende; manchmal sind die lauten richtig, manchmal auch die stillen.

Doch kehren wir zurück zu unserer Hauptfrage: wie zeigt sich der gegen den sogenannten Ultramontanismus unternommene Krieg im Lichte der Klugheit und Zweckmäßigkeit, von dem Standpunkte des deutschen Reichskanzlers aus betrachtet?

Niemand kann dem Fürsten Bismark zumuthen, daß er die katholische Kirche verstehe. Er ist Protestant, und es gehört zu den ersten Pflichten des Protestanten, die „papistische Sekte" mißzuverstehen. Der Reichskanzler hat ein thatenreiches Leben geführt und ein solches Leben hat nicht viel Raum für den Schulsack. Auch ist die katholische Religion im Allgemeinen, selbst bei ordentlichen und ziemlich vorurtheilsfreien Leuten, merkwürdig unbekannt. Sonst wäre es z. B. rein unmöglich gewesen, daß nach dem Friedensschluß in einzelnen deutschen Städten gemeinschaftliche Festgottesdienste beider Confessionen in katholischen Domen unter Mitwirkung protestantischer Geistlichen verlangt wurden. Wer da weiß, was nach katholischem Glauben auf dem katholischen Altare thront, der kann eine solche Zumuthung nicht erheben. In einem Lande aber, wo die Masse der gebildeten Akatholiken so gänzlich unwissend ist über die allerwesentlichsten Dinge der katholischen Religion, da kann man auch von der Regierung, welche aus dieser Masse in einem gewissen Grade beherrscht ist, nicht verlangen, daß sie ehrfurchtsvoll oder freundlich in den Geist und die Lehren des Katholicismus eingehe. Das verlangten wir denn auch von dem deut-

Reichskanzler niemals; wir waren uns immer bewußt, ihm die „römische Kirche" nicht als das erscheinen könne, sie selbst von sich aussagt, sondern nur als eine that-lich noch vorhandene geschichtliche Erscheinung, als ein ctor, mit welchem der Staatsmann rechnet, nach Maß-be des Nutzens oder Schadens, welchen derselbe seinen po-ischen Entwürfen und Interessen bringen kann. So, und ur so beurtheilen wir den Kampf, welchen Bismarck gegen e Kirche aufgenommen hat.

Die lächerliche Frage, ob dieser Kampf gegen die Kirche oder gegen eine in der Kirche herrschende Partei geführt werde, hätte in einem monarchischen Staat nicht aufgeworfen werden sollen; sie birgt offenbar große Gefahren in sich. Wo das legitime Oberhaupt eines politischen oder kirchlichen Organismus ist, da muß auch das Lebensprincip desselben gesucht werden; der Kampf gegen das erstere trifft das letztere. Von dieser Wahrheit hat sich schon manche Monarchie bitter überzeugen müssen. Freilich denkt Fürst Bismarck, erfüllt von den außerordentlichen Mitteln seiner Persönlichkeit, offenbar sehr wenig an den Zustand der Dinge nach ihm; aber damit, daß man an Etwas nicht denkt, geht es nicht aus der Welt. Der Vogel Strauß steckt den Kopf in den Sand, weil er dann den Jäger nicht sieht; aber der Jäger und seine Kugel sind nichtsdestoweniger da. Auch die Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm, welchem alle Parteien Geradheit und Gerechtigkeitssinn zutrauen, wird nicht immer da seyn. Wohl aber wird auch nach dem Verschwinden dieser und derer Personen der historisch gewordene und mit dem Kitt achtzehn Jahrhunderten befestigte Organismus der „rö-en" Kirche da seyn, welcher das Eigenthümliche hat, elbst die mittelmäßigsten Persönlichkeiten in ihm zwar aber nicht ihm zu schaden vermögen. Diese letztere schaft fehlte noch allen politischen Organismen, sogar esten derselben, dem alten Rom.

Eine andere Verkehrtheit war es, die Frage auch nur

aufzuwerfen, ob die Souveränetät eine ungetheilte und untheilbare, ob jeder Bürger den Gesetzen des Staates Gehorsam schuldig sei. Ein Diplomat und Staatsmann wie Fürst Bismarck weiß am allerbesten, daß es nichts Unzweckmäßigeres geben kann, als die Diskussion solcher allgemeinen Grundsätze. Der Satz „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", ist bekanntlich keine specifische Eigenthümlichkeit der römisch-katholischen Kirche; er steht, wie sich der deutsche Reichskanzler erinnern wird, in dem von ihm neuerdings gerne angerufenen „Evangelium" (acta apost. V. 29). Er ist aber nicht einmal etwas dem Christenthum Eigenthümliches. Man befehle nur einem orthodoxen Juden am Sabbath seinen Namen zu schreiben, so wird man von ihm ganz die gleiche Antwort hören, wie man sie mit Recht gehört hat von Protestanten, denen man die Kniebeugung vor dem ihnen unbekannten Gotte zumuthen wollte. Auch würde dasjenige Evangelium, an welches Fürst Bismarck glaubt, ohne Zweifel nicht weit vorwärts gekommen seyn in dieser Welt, wenn nicht die christlichen Martyrer mehr dem Beispiele der Apostel, als dem Staatsgesetz unter Kaiser Nero und Genossen gehorcht hätten. Die ächte Staatsweisheit besteht eben nicht darin, daß man zwischen gleich wahren allgemeinen Sätzen einen theoretischen, und zwischen gleich berechtigten menschlichen Interessen einen praktischen Kampf herbeiführt, sondern darin, daß man mit vernünftiger Mäßigung und leidenschaftsloser Ruhe die verschiedenen Mächte, welche des Menschen Brust bewegen, in den rechten Einklang zu setzen strebt. Eine Staatsgesetzgebung, bei welcher die Bürger nicht zu wählen brauchen zwischen ihrem Gott und ihrem Kaiser, ist viel besser, als die gewaltigste Betonung und Durchführung der Einen untheilbaren Souveränetät.

Aber auch diese unsere Bemerkungen sind vorerst praktisch werthlos, denn der Kampf ist entbrannt. Die Frage ist, ob er mit Aussicht auf Erfolg geführt wird.

Natürlich kann hier wo wir nur Politik treiben, von

jener Glaubensgewißheit, welche der Katholik für den Sieg seiner Kirche hat, nicht die Rede seyn; von diesem unserm höchsten Troste abstrahiren wir, dem Feinde gegenüber, und lassen uns gerne auf die rein menschliche Betrachtungsweise der Sache ein.

Wir bekennen, daß der Lutz'sche Kanzelparagraph, die Begünstigung der „Altkatholiken", die eingeschlagene Behandlung der elsaß-lothringischen Katholiken, das Schulaufsichts-Gesetz für Preußen, das Jesuitengesetz für's Reich ebensó viele Dinge sind, die uns keineswegs gefallen. Wir sehen der Civilehe mit Bestimmtheit entgegen und wären fast versucht, als Katholiken uns in's Fäustchen zu lachen, wenn wir nicht als Deutsche trauern müßten. Wir sehen, was den Bischöfen gegenüber anfängt, und wir denken an das Wort des großen Görres bei der Gefangennahme des Erzbischofs von Köln im J. 1837: „Gottlob, es geschieht Gewalt." Wir könnten, wenn wir einfältig genug wären, noch eine lange Reihe hübscher Dinge zum voraus in's Auge fassen, aber es genügt uns,. darauf gefaßt zu seyn; wir brauchen dem Feinde nicht an seinem Operationsplan zu helfen. Nun aber möchten wir den Fürsten Bismark unter vier Augen fragen dürfen, was denn eigentlich durch alles bisher Geschehene erreicht wurde.

Zwei Geistliche sind, soviel wir wissen, eingesperrt worden und werden bei ihrer Rückkehr mit Jubel empfangen werden. Die Jesuiten werden gehen, weil sie wollen; hundert Mittel ließen sich ohne große Anstrengung des Verstandes auffinden, um dem Gesetze zu gehorchen und uns die meisten Wohlthaten der jesuitischen Gesellschaft und Thätigkeit zu erhalten: der Orden Jesu wie der apostolische Stuhl werden ohne Zweifel zu stolz seyn solche Mittel anzuwenden. Ein paar Schulinspektoren sind abgesetzt, die Diktatur im Reichsland ist verlängert. Und das ist Alles, das ist, wenn man so sagen darf, beaucoup de bruit pour une omelette. Denn die Papstwahl, die kommt erst später.

Aber der Pfannenkuchen soll noch wärmer gebacken werden, meint der Herr Reichskanzler, und er hat Recht. Schon jetzt ist die Steigerung des kirchlich-katholischen Lebens unverkennbar; selbst ein streng kritisches Auge muß dieselbe wahrnehmen, und zwar namentlich an so unangreifbaren, unverkennbaren und ernsthaften Dingen, wie es beispielsweise der Empfang der katholischen Sakramente ist. Schon redet man vom Verbot der Wallfahrten und Prozessionen. Wie man das Reisen an bestimmte Orte unmöglich machen will, das zu erleben freue ich mich; auch mit dem Spazierengehen hat es seine Schwierigkeiten, und ebenso mit dem, was die Leute beim Spazierengehen denken wollen. Aber nur zu! solche Anordnungen sind im höchsten Grade Wasser auf unsere Mühle. Mit einem Worte: um der katholischen Kirche auch nur entfernt im Ernste wehe zu thun, wird man zu Maßregeln kommen müssen, vor denen man selbst im deutschen Reiche erstaunen wird.

Und dabei wird man uns lehren, die vielen bestehenden Mängel unserer Organisation allmälig zu verbessern; man wird hoffentlich auch uns den Partikularismus aus den Knochen treiben und die Dümmsten unter uns überzeugen, daß in den Kämpfen dieser Zeit die strammste Vereinigung Noth thut. Unsere materiellen Mittel sind ohnedieß so klein, zumal der heilige Vater im buchstäblichsten Sinne des Wortes von unseren Almosen leben muß; aber wir werden gelehrt werden, wie man kleine Mittel zu Rathe halten muß, nachdem man die großen zu Anfang des Jahrhunderts der Kirche genommen hat. Wir werden hoffentlich so klug seyn, nicht mit jedem Fortschritt, den wir auf diesem Gebiete machen, gleich öffentlich zu renommiren. Wir werden nicht so unvorsichtig seyn, wie z. B. manche katholische Blätter bis in die letzte Zeit waren, indem sie wegen einiger englischen Conversionen ein Geschrei erhoben, als ob England übermorgen katholisch seyn würde. Wir werden denken: es kommt darauf an, Conversionen zu machen, nicht davon zu reden, Macht

zu besitzen, nicht davon zu schwätzen. Solche und viele ähnliche Lehren werden nach und nach in unser Fleisch und Blut übergehen und man wird seine Freude an uns erleben. Vor Allem aber werden wir Niemanden die Freude einer thörichten Gesetzesübertretung machen.

Vielleicht schickt uns auch der liebe Gott einmal eine Art von katholischem Diktator, wie es O'Connell lange Zeit für Irland war; kommt er aber nicht, so muß es auch ohne ihn gehen.

Der Fürst Reichskanzler aber wird sich ohne Zweifel ärgern, und das ist uns Allen sehr leid, denn wir wünschen Niemandem Böses. Sollte aber, was Gott verhüte, ein neuer Krieg im Westen oder anderswo kommen, so wird er uns wieder brauchen. Dann wird mancher Verwundete und Kranke sterben, für den kein Jesuit mehr da seyn wird; unsere Söhne und Brüder werden wiederum ihre Pflicht thun, wie die christlichen Legionen vergangener Jahrhunderte; aber je nachdem, wird man den wahren Werth derjenigen kennen lernen, auf welche man sich jetzt stützt.

Das Ausland nämlich freut sich und klatscht in die Hände ob des bei uns ausgebrochenen inneren Kampfes. Das Ausland ist oft recht oberflächlich, weil ja die historische Behandlung der Wissenschaft nur in München und wenigen anderen Städten Deutschlands möglich ist. Gleichwohl hat das Ausland nicht vergessen, wie groß dereinst das deutsche Reich war, und wie klein es durch den Hader um die Religion geworden ist. Darum jubeln unsere Feinde draußen, daß der alte Tanz von Neuem angehen soll.

Und noch Eines! Es ist gewiß dem Fürsten Bismarck nicht lieb, wenn die wahrhaft schlechten oder wenigstens zweideutigen Elemente der Nation mit Fanatismus auf seiner Seite stehen. Es soll hier nichts behauptet, vor Allem nichts generalisirt werden; wenn aber einige statistische Arbeiter im deutschen Reiche verfügbar seyn sollten, um probeweise in einigen Landstrichen die Parteiverhältnisse mit Rücksicht

auf äußerlich greifbare Tugenden, wie Nüchternheit, Mäßigkeit in allen öffentlichen Lebensgenüssen, Wohlthätigkeit u. s. w. zu studiren — es wäre immerhin eine interessante Aufgabe. Selbstverläugnung und Aufopferungsfähigkeit waren stets und sind noch die ächten Grundlagen der politischen Größe eines Volkes. Wer während des letzten Krieges liberale Kreise im Detail beobachtete, der weiß, was er hievon zu halten hat und erinnert sich der Bundesanleihe. Möge das deutsche Reich nie in die Lage kommen, auf die Hingebung und Opferwilligkeit der Herren Liberalen angewiesen zu seyn!

Fürst Bismarck kämpft zum ersten Male gegen eine geistige Macht. Wir glauben, daß es ebenso unklug als überflüssig war, diesen Kampf zu beginnen; wir beklagen ihn nicht nur um der eigenen Widerwärtigkeiten, nicht nur um der Leiten unserer Kirche willen, sondern namentlich und vorzugsweise beklagen wir ihn im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes. Wir haben beispielsweise und ohne allen Anspruch auf Vollständigkeit einzelne Handlungen und Fälle hervorgehoben, aus welchen uns hervorzugehen scheint, daß der geistige Stern des merkwürdigen Mannes, der unser erster Gegner geworden ist, sich gerade jetzt nicht im Steigen befindet. Er ist überall ein Meister ersten Ranges, wo er es mit menschlicher Schwäche und Erbärmlichkeit, mit Eitelkeit, Grundsatzlosigkeit und Thorheit zu thun hat. Er hat sich verbündet mit dem Rom Viktor Emmanuels; ob ihm das Rom der Päpste nicht gleichwohl über den Kopf wachsen wird, das muß die Zukunft lehren. Von Italien ein ander Mal!

X.

Denkwurdigkeiten der Cultur- und Sitten-Geschichte Bayerns von 1750 bis 1850.

Kurfürst Maximilian III. Joseph.

Die Natur hatte für den erstgebornen Sohn des verblichenen Kaisers, den Jüngling Maximilian Joseph, viel gethan, sagt H. Zschokke*), ihn zum liebenswürdigsten aller zeitgenössischen Herrscher zu machen. „In zarter, edler Leibesgestalt wohnte ein menschenfreundlicher Geist, voll Sehnsucht, eine Welt zu beglücken. Es mangelte ihm nicht an vortrefflichen Gaben jeder Art. Doch, setzt er hinzu, die Führer seiner Kindheit, uneingedenk, für Thron und Herrschaft den Fürstensohn zu erziehen, hatten ihn nur mit einem Wust von Schulgelahrtheit beschwert. Durch einen seiner Lehrer, Johann Adam Ickstatt, war er in die weitläuftigen Irrgarten gesammter Rechtskunde, durch einen andern, den Jesuit Daniel Stadler, in alle Einzelheiten der Meßkunst und Größenlehre, wie in die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten damaliger Weltweisheit eingeführt worden. Er kannte Judäa besser als seinen Staat, und Roms Geschichte vollkommener als die seines Vaterlandes. Umsonst

*) S. dessen Bayerische Geschichten. VI. Buch.

hatte die Wißbegier des edlen Knaben nach bessern Kenntnissen gedürstet."

Wenn der „edle Knabe der liebenswürdigste aller zeitgenössischen Herrscher" nicht wirklich geworden ist, so sind daran, wie der Geschichtschreiber behauptet oder wenigstens andeutet, nur seine Erzieher schuld, von denen er uns zwei derselben nennt und sie unserer Verachtung bezeichnet. So viel ich weiß, unternahmen die Genannten die Unterweisung des Prinzen nicht auf eigene Faust, sondern wurden von den Eltern desselben gewählt und beauftragt, und ich zweifle sehr, daß wenn sie „die Erziehung für Thron und Herrschaft" in ihrer Art hätten unternehmen wollen, ihnen das gestattet worden wäre, ja ich vermuthe vielmehr, daß ihnen genau vorgeschrieben wurde, was und wie sie zu lehren hätten. Die Beschwerde über die Lehrer erscheint von diesem Standpunkte uns als gänzlich unberechtigt; indeß scheint es uns doch zur Beurtheilung der Geschichte Bayerns von Wichtigkeit, die beiden Lehrer des Prinzen, sowie ihren Einfluß auf denselben und dessen Regierung, kennen zu lernen, und ich glaube daher, meine Leser mit diesen beiden Männern um so mehr näher bekannt machen zu sollen, als man von den heutigen Zuständen Bayerns nichts versteht, wenn man nicht weiß, was unter der Regierung des „liebenswürdigsten Herrschers" geschah und vorbereitet wurde.

I. P. Daniel Stadler

war ein Oberpfälzer, im J. 1705 zu Amberg geboren. Nachdem er in die Gesellschaft Jesu getreten war und als Magister Talent und Interesse an der Wissenschaft gezeigt hatte, wurde er schon im Beginn der 30ger Jahre an der (damaligen) Universität Dillingen als Professor der Philosophie verwendet und 1740 gewählt, um den damaligen Kurprinzen Maximilian Joseph von Bayern in dieser Wissenschaft, sowie in der Mathematik und Physik zu unterrichten.

Der Geschichtschreiber klagt, daß der Prinz durch seinen Lehrer in alle Einzelnheiten der Meßkunst und Größenlehre, wie in die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten der Weltweisheit eingeführt worden sei. Aber Freund Zschokke vergißt, daß gerade zu jener Zeit „der Meßkunst“ von den Philosophen (und Freund Zschokke weiß, warum?) eine ganz besondere Wichtigkeit „zur Aufhellung des Geistes“ beigelegt wurde; und daß P. Stadler seinem Schüler eine andere Philosophie als die damals florirende hätte dociren sollen, zumal die Hegel'sche oder Schopenhauer'sche noch in keinem Buchladen zu haben war, meinte er gewiß selber nicht. Uebrigens war P. Stadler nicht bloß ein gelehrter, sondern auch denkender Mann, was der Geschichtschreiber vermuthlich selbst anerkannt haben würde, wenn er eine seiner Schriften gelesen hätte. „Ich habe, schreibt der berühmte Philosoph Wolff, des Herrn P. Stadler's gründlichen und gelehrten Traktat de Duello honoris vindicio erhalten, nebst einem Schreiben von seiner Hand, welches mich sehr erfreut hat, habe auch aus demselben ersehen, daß er darinnen meiner sehr oft im Besten gedenkt.“ Aus diesem Briefe geht hervor, daß P. Stadler in der Wissenschaft, die er lehrte, wohl bewandert war, und daß der Jesuit sich nicht bloß in den Werken der katholischen, sondern auch der protestantischen Philosophen umgesehen und über die Ansichten der Letzteren mit mehr Billigkeit geurtheilt haben müsse, als diese von Jesuiten zu urtheilen pflegen. Uebrigens scheint der Unterricht in der Mathematik, Physik und Philosophie weder so umfassend noch so abstrakt gewesen zu seyn, als der Geschichtschreiber versichert; wenigstens enthält das Programm *) der berühmten „Prüfung“, welche der Prinz zur Befriedigung der Eitelkeit des kaiserlichen Vaters 1743 zu Frankfurt a. M. bestanden hat, nichts, als was

*) Principia Philosophiae ac Mathematicae propugnata a Maximiliano Josepho, Princ. reg. ac elect. Bavariae. Anno MDCCXXXXIII. 30. m. Jan. Fol.

die Jesuiten mehr Zurückhaltung, mehr Kaltblütigkeit, mehr anscheinende Gleichgiltigkeit beobachtet, die Wahrheit wäre gleichwohl verkündet worden, und dem deutschen Reiche wäre vielleicht ein dunkles Blatt in seiner Jugendgeschichte erspart geblieben. Die Gesellschaft Jesu steht nach ihrer Natur, Bestimmung und Geschichte jederzeit mitten im Vordertreffen der katholischen Kirche; das schließt aber nicht aus, daß man je nach den Umständen verschiedene Mittel anwende; manchmal sind die lauten richtig, manchmal auch die stillen.

Doch kehren wir zurück zu unserer Hauptfrage: wie zeigt sich der gegen den sogenannten Ultramontanismus unternommene Krieg im Lichte der Klugheit und Zweckmäßigkeit, von dem Standpunkte des deutschen Reichskanzlers aus betrachtet?

Niemand kann dem Fürsten Bismarck zumuthen, daß er die katholische Kirche verstehe. Er ist Protestant, und es gehört zu den ersten Pflichten des Protestanten, die „papistische Sekte" mißzuverstehen. Der Reichskanzler hat ein thatenreiches Leben geführt und ein solches Leben hat nicht viel Raum für den Schulsack. Auch ist die katholische Religion im Allgemeinen, selbst bei ordentlichen und ziemlich vorurtheilsfreien Leuten, merkwürdig unbekannt. Sonst wäre es z. B. rein unmöglich gewesen, daß nach dem Friedensschluß in einzelnen deutschen Städten gemeinschaftliche Festgottesdienste beider Confessionen in katholischen Domen unter Mitwirkung protestantischer Geistlichen verlangt wurden. Wer da weiß, was nach katholischem Glauben auf dem katholischen Altare thront, der kann eine solche Zumuthung nicht erheben. In einem Lande aber, wo die Masse der gebildeten Akatholiken so gänzlich unwissend ist über die allerwesentlichsten Dinge der katholischen Religion, da kann man auch von der Regierung, welche aus dieser Masse in einem gewissen Grade beherrscht ist, nicht verlangen, daß sie ehrfurchtsvoll oder freundlich in den Geist und die Lehren des Katholicismus eingehe. Das verlangten wir denn auch von dem deut-

schen Reichskanzler niemals; wir waren uns immer bewußt, daß ihm die „römische Kirche" nicht als das erscheinen könne, was sie selbst von sich aussagt, sondern nur als eine thatsächlich noch vorhandene geschichtliche Erscheinung, als ein Faktor, mit welchem der Staatsmann rechnet, nach Maßgabe des Nutzens oder Schadens, welchen derselbe seinen politischen Entwürfen und Interessen bringen kann. So, und nur so beurtheilen wir den Kampf, welchen Bismark gegen die Kirche aufgenommen hat.

Die lächerliche Frage, ob dieser Kampf gegen die Kirche oder gegen eine in der Kirche herrschende Partei geführt werde, hätte in einem monarchischen Staat nicht aufgeworfen werden sollen; sie birgt offenbar große Gefahren in sich. Wo das legitime Oberhaupt eines politischen oder kirchlichen Organismus ist, da muß auch das Lebensprincip desselben gesucht werden; der Kampf gegen das erstere trifft das letztere. Von dieser Wahrheit hat sich schon manche Monarchie bitter überzeugen müssen. Freilich denkt Fürst Bismark, erfüllt von den außerordentlichen Mitteln seiner Persönlichkeit, offenbar sehr wenig an den Zustand der Dinge nach ihm; aber damit, daß man an Etwas nicht denkt, geht es nicht aus der Welt. Der Vogel Strauß steckt den Kopf in den Sand, weil er dann den Jäger nicht sieht; aber der Jäger und seine Kugel sind nichtsdestoweniger da. Auch die Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm, welchem alle Parteien Geradheit und Gerechtigkeitssinn zutrauen, wird nicht immer da seyn. Wohl aber wird auch nach dem Verschwinden dieser und anderer Personen der historisch gewordene und mit dem Kitt von achtzehn Jahrhunderten befestigte Organismus der „römischen" Kirche da seyn, welcher das Eigenthümliche hat, daß selbst die mittelmäßigsten Persönlichkeiten in ihm zwar sich, aber nicht ihm zu schaden vermögen. Diese letztere Eigenschaft fehlte noch allen politischen Organismen, sogar dem besten derselben, dem alten Rom.

Eine andere Verkehrtheit war es, die Frage auch nur

aufzuwerfen, ob die Souveränetät eine ungetheilte und untheilbare, ob jeder Bürger den Gesetzen des Staates Gehorsam schuldig sei. Ein Diplomat und Staatsmann wie Fürst Bismarck weiß am allerbesten, daß es nichts Unzweckmäßigeres geben kann, als die Diskussion solcher allgemeinen Grundsätze. Der Satz „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", ist bekanntlich keine specifische Eigenthümlichkeit der römisch-katholischen Kirche; er steht, wie sich der deutsche Reichskanzler erinnern wird, in dem von ihm neuerdings gerne angerufenen „Evangelium" (acta apost. V. 29). Er ist aber nicht einmal etwas dem Christenthum Eigenthümliches. Man befehle nur einem orthodoxen Juden am Sabbath seinen Namen zu schreiben, so wird man von ihm ganz die gleiche Antwort hören, wie man sie mit Recht gehört hat von Protestanten, denen man die Kniebeugung vor dem ihnen unbekannten Gotte zumuthen wollte. Auch würde dasjenige Evangelium, an welches Fürst Bismarck glaubt, ohne Zweifel nicht weit vorwärts gekommen seyn in dieser Welt, wenn nicht die christlichen Martyrer mehr dem Beispiele der Apostel, als dem Staatsgesetz unter Kaiser Nero und Genossen gehorcht hätten. Die ächte Staatsweisheit besteht eben nicht darin, daß man zwischen gleich wahren allgemeinen Sätzen einen theoretischen, und zwischen gleich berechtigten menschlichen Interessen einen praktischen Kampf herbeiführt, sondern darin, daß man mit vernünftiger Mäßigung und leidenschaftsloser Ruhe die verschiedenen Mächte, welche des Menschen Brust bewegen, in den rechten Einklang zu setzen strebt. Eine Staatsgesetzgebung, bei welcher die Bürger nicht zu wählen brauchen zwischen ihrem Gott und ihrem Kaiser, ist viel besser, als die gewaltigste Betonung und Durchführung der Einen untheilbaren Souveränetät.

Aber auch diese unsere Bemerkungen sind vorerst praktisch werthlos, denn der Kampf ist entbrannt. Die Frage ist, ob er mit Aussicht auf Erfolg geführt wird.

Natürlich kann hier wo wir nur Politik treiben, von

jener Glaubensgewißheit, welche der Katholik für den Sieg seiner Kirche hat, nicht die Rede seyn; von diesem unserm höchsten Troste abstrahiren wir, dem Feinde gegenüber, und lassen uns gerne auf die rein menschliche Betrachtungsweise der Sache ein.

Wir bekennen, daß der Lutz'sche Kanzelparagraph, die Begünstigung der „Altkatholiken", die eingeschlagene Behandlung der elsaß-lothringischen Katholiken, das Schulaufsichts-Gesetz für Preußen, das Jesuitengesetz für's Reich ebenso viele Dinge sind, die uns keineswegs gefallen. Wir sehen der Civilehe mit Bestimmtheit entgegen und wären fast versucht, als Katholiken uns in's Fäustchen zu lachen, wenn wir nicht als Deutsche trauern müßten. Wir sehen, was den Bischöfen gegenüber anfängt, und wir denken an das Wort des großen Görres bei der Gefangennahme des Erzbischofs von Köln im J. 1837: „Gottlob, es geschicht Gewalt." Wir könnten, wenn wir einfältig genug wären, noch eine lange Reihe hübscher Dinge zum voraus in's Auge fassen, aber es genügt uns, darauf gefaßt zu seyn; wir brauchen dem Feinde nicht an seinem Operationsplan zu helfen. Nun aber möchten wir den Fürsten Bismark unter vier Augen fragen dürfen, was denn eigentlich durch alles bisher Geschehene erreicht wurde.

Zwei Geistliche sind, soviel wir wissen, eingesperrt worden und werden bei ihrer Rückkehr mit Jubel empfangen werden. Die Jesuiten werden gehen, weil sie wollen; hundert Mittel ließen sich ohne große Anstrengung des Verstandes auffinden, um dem Gesetze zu gehorchen und uns die meisten Wohlthaten der jesuitischen Gesellschaft und Thätigkeit zu erhalten: der Orden Jesu wie der apostolische Stuhl werden ohne Zweifel zu stolz seyn solche Mittel anzuwenden. Ein paar Schulinspektoren sind abgesetzt, die Diktatur im Reichsland ist verlängert. Und das ist Alles, das ist, wenn man so sagen darf, beaucoup de bruit pour une omelette. Denn die Papstwahl, die kommt erst später.

Aber der Pfannenkuchen soll noch wärmer gebacken werden, meint der Herr Reichskanzler, und er hat Recht. Schon jetzt ist die Steigerung des kirchlich-katholischen Lebens unverkennbar; selbst ein streng kritisches Auge muß dieselbe wahrnehmen, und zwar namentlich an so unangreifbaren, unverkennbaren und ernsthaften Dingen, wie es beispielsweise der Empfang der katholischen Sakramente ist. Schon redet man vom Verbot der Wallfahrten und Prozessionen. Wie man das Reisen an bestimmte Orte unmöglich machen will, das zu erleben freue ich mich; auch mit dem Spazierengehen hat es seine Schwierigkeiten, und ebenso mit dem, was die Leute beim Spazierengehen denken wollen. Aber nur zu! solche Anordnungen sind im höchsten Grade Wasser auf unsere Mühle. Mit einem Worte: um der katholischen Kirche auch nur entfernt im Ernste wehe zu thun, wird man zu Maßregeln kommen müssen, vor denen man selbst im deutschen Reiche erstaunen wird.

Und dabei wird man uns lehren, die vielen bestehenden Mängel unserer Organisation allmälig zu verbessern; man wird hoffentlich auch uns den Partikularismus aus den Knochen treiben und die Dümmsten unter uns überzeugen, daß in den Kämpfen dieser Zeit die strammste Vereinigung Noth thut. Unsere materiellen Mittel sind ohnedieß so klein, zumal der heilige Vater im buchstäblichsten Sinne des Wortes von unseren Almosen leben muß; aber wir werden gelehrt werden, wie man kleine Mittel zu Rathe halten muß, nachdem man die großen zu Anfang des Jahrhunderts der Kirche genommen hat. Wir werden hoffentlich so klug seyn, nicht mit jedem Fortschritt, den wir auf diesem Gebiete machen, gleich öffentlich zu renommiren. Wir werden nicht so unvorsichtig seyn, wie z. B. manche katholische Blätter bis in die letzte Zeit waren, indem sie wegen einiger englischen Conversionen ein Geschrei erhoben, als ob England übermorgen katholisch seyn würde. Wir werden denken: es kommt darauf an, Conversionen zu machen, nicht davon zu reden, Macht

zu besitzen, nicht davon zu schwätzen. Solche und viele ähnliche Lehren werden nach und nach in unser Fleisch und Blut übergehen und man wird seine Freude an uns erleben. Vor Allem aber werden wir Niemanden die Freude einer thörichten Gesetzesübertretung machen.

Vielleicht schickt uns auch der liebe Gott einmal eine Art von katholischem Diktator, wie es O'Connell lange Zeit für Irland war; kommt er aber nicht, so muß es auch ohne ihn gehen.

Der Fürst Reichskanzler aber wird sich ohne Zweifel ärgern, und das ist uns Allen sehr leid, denn wir wünschen Niemandem Böses. Sollte aber, was Gott verhüte, ein neuer Krieg im Westen oder anderswo kommen, so wird er uns wieder brauchen. Dann wird mancher Verwundete und Kranke sterben, für den kein Jesuit mehr da seyn wird; unsere Söhne und Brüder werden wiederum ihre Pflicht thun, wie die christlichen Legionen vergangener Jahrhunderte; aber je nachdem, wird man den wahren Werth derjenigen kennen lernen, auf welche man sich jetzt stützt.

Das Ausland nämlich freut sich und klatscht in die Hände ob des bei uns ausgebrochenen inneren Kampfes. Das Ausland ist oft recht oberflächlich, weil ja die historische Behandlung der Wissenschaft nur in München und wenigen anderen Städten Deutschlands möglich ist. Gleichwohl hat das Ausland nicht vergessen, wie groß dereinst das deutsche Reich war, und wie klein es durch den Hader um die Religion geworden ist. Darum jubeln unsere Feinde draußen, daß der alte Tanz von Neuem angehen soll.

Und noch Eines! Es ist gewiß dem Fürsten Bismarck nicht lieb, wenn die wahrhaft schlechten oder wenigstens zweideutigen Elemente der Nation mit Fanatismus auf seiner Seite stehen. Es soll hier nichts behauptet, vor Allem nichts generalisirt werden; wenn aber einige statistische Arbeiter im deutschen Reiche verfügbar seyn sollten, um probeweise in einigen Landstrichen die Parteiverhältnisse mit Rücksicht

auf äußerlich greifbare Tugenden, wie Nüchternheit, Mäßigkeit in allen öffentlichen Lebensgenüssen, Wohlthätigkeit u. s. w. zu studiren — es wäre immerhin eine interessante Aufgabe. Selbstverläugnung und Aufopferungsfähigkeit waren stets und sind noch die ächten Grundlagen der politischen Größe eines Volkes. Wer während des letzten Krieges liberale Kreise im Detail beobachtete, der weiß, was er hievon zu halten hat und erinnert sich der Bundesanleihe. Möge das deutsche Reich nie in die Lage kommen, auf die Hingebung und Opferwilligkeit der Herren Liberalen angewiesen zu seyn!

Fürst Bismark kämpft zum ersten Male gegen eine geistige Macht. Wir glauben, daß es ebenso unklug als überflüssig war, diesen Kampf zu beginnen; wir beklagen ihn nicht nur um der eigenen Widerwärtigkeiten, nicht nur um der Leiden unserer Kirche willen, sondern namentlich und vorzugsweise beklagen wir ihn im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes. Wir haben beispielsweise und ohne allen Anspruch auf Vollständigkeit einzelne Handlungen und Fälle hervorgehoben, aus welchen uns hervorzugehen scheint, daß der geistige Stern des merkwürdigen Mannes, der unser erster Gegner geworden ist, sich gerade jetzt nicht im Steigen befindet. Er ist überall ein Meister ersten Ranges, wo er es mit menschlicher Schwäche und Erbärmlichkeit, mit Eitelkeit, Grundsatzlosigkeit und Thorheit zu thun hat. Er hat sich verbündet mit dem Rom Viktor Emmanuels; ob ihm das Rom der Päpste nicht gleichwohl über den Kopf wachsen wird, das muß die Zukunft lehren. Von Italien ein ander Mal!

[redacted]

X.

Denkwürdigkeiten der Cultur- und Sitten-Geschichte Bayerns von 1750 bis 1850.

Kurfürst Maximilian III. Joseph.

Die Natur hatte für den erstgebornen Sohn des verblichenen Kaisers, den Jüngling Maximilian Joseph, viel gethan, sagt H. Zschokke*), ihn zum liebenswürdigsten aller zeitgenössischen Herrscher zu machen. „In zarter, edler Leibesgestalt wohnte ein menschenfreundlicher Geist, voll Sehnsucht, eine Welt zu beglücken. Es mangelte ihm nicht an vortrefflichen Gaben jeder Art. Doch, setzt er hinzu, die Führer seiner Kindheit, uneingedenk, für Thron und Herrschaft den Fürstensohn zu erziehen, hatten ihn nur mit einem Wust von Schulgelahrtheit beschwert. Durch einen seiner Lehrer, Johann Adam Ickstatt, war er in die weitläuftigen Irrgarten gesammter Rechtskunde, durch einen andern, den Jesuit Daniel Stadler, in alle Einzelheiten der Meßkunst und Größenlehre, wie in die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten damaliger Weltweisheit eingeführt worden. Er kannte Judäa besser als seinen Staat, und Roms Geschichte vollkommener als die seines Vaterlandes. Umsonst

*) S. dessen Bayerische Geschichten. VI. Buch.

in Zusammenhang bringe, welche aus jener Zeit erzählt wird. „Beiläufig um diese Zeit (Anfang der 60ger Jahre), sagt der Verfasser der Aufklärungsgeschichte Bayerns, übergab ein Heuchler im frommen Gewande dem Kurfürsten eine Liste bayerischer Freigeister. Die Namen der verdientesten Männer stunden darauf, und der Vorschlag war, sie aus Bayern zu verbannen oder sonst empfindlich zu strafen.“ Der „Heuchler“ muß jedoch den Charakter und die Denkart des Fürsten falsch beurtheilt haben, denn „Maximilian warf die Liste mit einer edlen Verachtung in's Feuer“, wie der Autor sagt. — Rothammer erzählt diesen angeblichen Vorgang in folgender Weise: „Noch in der Dämmerung der Aufgeklärtheit überraschte Maxen ein Heuchler mit einer Liste, worauf die Freigeister, dieses Wort vom Tausendsinn, aufgezeichnet waren. Schon froh, den Beifall des Fürsten, der eben bei guter Laune am Kamin stand, erjagt zu haben, zählte er schon auf den Sturz der Verrathenen. Aber Max nach einiger Pause mit ernster Miene: Was soll nun das? Ew. Durchlaucht geruhen auf diese gefährlichen Leute, welche den Staat und die Religion untergraben, allen Bedacht zu nehmen. — So recht, widersetzte der weise Regent, ich soll gerade meine besten Köpfe, meine wackersten Männer wegräumen, um Ochsen desto gemächlicher füttern zu dürfen! Wie würde es mit meinen Landen aussehen? — Er warf das Papier in's Feuer, und wandte dem beschämten Verräther (?) den Rücken.“ Es kommt mir vor, als ob mit dem „Heuchler im frommen Gewande“ kein anderer als P. Stadler gemeint sei. Es ist sehr wohl möglich, daß in jener Zeit die Ansichten und Gesinnungen der Männer, welche an der Spitze der jungen Akademie standen, zwischen dem Beichtvater und dem Kurfürsten zur Sprache gekommen sind, und daß P. Stadler es für seine Pflicht gehalten habe, dem kurzsichtigen und getäuschten Fürsten über die religiöse und geistige Richtung des Ickstatt, Osterwald, Lori, Baader u. s. w. die Wahrheit zu sagen, und daß dieser miß-

glückte Versuch, seinem Zögling und Beichtkinde die Augen zu öffnen, der Anlaß zu seiner Verbannung und zu dieser Anekdote geworden ist.

XI.

Spanisches.

VI.

Die Dinte war kaum getrocknet, mit der ich am 13. Juni meine Betrachtung über die „Convention von Amorevieta“ zu Ende geschrieben hatte, und schon meldete der Telegraph aus der Hauptstadt Spaniens eine „neue Situation“. Die Redaktion dieser Blätter war so freundlich, am Schlusse meines letzten Aufsatzes ausdrücklich anzuerkennen, daß auch dieser neueste Systemwechsel alle wesentlichen Ergebnisse meiner bisherigen Auseinandersetzungen durchaus unerschüttert gelassen hat. Diese Bemerkung ist bis zur gegenwärtigen Stunde in ihrem vollsten Umfange richtig geblieben; was Alles geschehen seyn wird, bis diese Zeilen unter das Auge des Lesers treten, das lasse ich in aller Ruhe dahingestellt. Bevor ich nun aber zu den versprochenen Schlußbetrachtungen übergehe, liegt es mir wohl unzweifelhaft ob, wenigstens eine kurze und gedrängte Darstellung der letzten Ereignisse in Spanien vorauszuschicken.

Daß König Amadeo seinem Feldherrn, Beschützer und Ministerpräsidenten Serrano mehr Argwohn und Furcht, als irgend eine andere Empfindung entgegenbringe, und daß der unglückliche savoyische Prinz hiezu seine guten Gründe habe, darauf hatte ich meine Leser bereits nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Der übermüthige Soldat, durch die Billigung der „Convention" von Seiten der gesetzgebenden Körper noch rücksichtsloser gemacht, beging die Unklugheit, seinem Könige zu viel auf einmal zuzumuthen. Auf den 12. Juni war die Adreß-Debatte im Congreß der Abgeordneten anberaumt. Die zwei Tage unmittelbar vor diesem 12. Juni brachten fatale Nachrichten in Menge vom Carlistenaufstand nach der Hauptstadt. Ich habe einige derselben bereits im letzten Aufsatze zusammengestellt, andere, die hier einzeln aufzuzählen zu weit führen würde, waren nachgefolgt. Unter diesen Eindrücken befürchtete man sogar eine gewaltsame Schilderhebung der republikanischen Partei in der Hauptstadt. In diesem gefahrvollen Augenblick verlangte Serrano vom Könige die Unterzeichnung eines Dekrets, welches die Verfassung in wichtigen Punkten suspendiren, dem Ministerium Serrano eine politisch-militärische und finanzielle Diktatur übertragen sollte. Was der Marschall mit diesem tollkühnen Verlangen beabsichtigte, wird vielleicht die Zukunft aufklären: Angesichts einer ihm ergebenen, sklavisch ergebenen Majorität der gesetzgebenden Körper bedurfte er einer solchen Diktatur zu loyalen Zwecken jedenfalls nicht. So scheint man denn auch an Viktor Emmanuels Hof die Sache angesehen zu haben; denn am Morgen des 12. Juni weigerte sich Amadeo urplötzlich das Dekret, zu welchem er Tags zuvor seine Zustimmung gegeben haben soll, nun auch wirklich zu unterschreiben.

Der König hatte in der That beschlossen sich gegen Serrano zur Wehr zu setzen, und Serrano's Unklugheit gab ihm die erwünschte Gelegenheit dazu. Denn eine Diktatur war Niemanden erwünscht als nur dem Marschall selbst. Die Majorität der Cortes wollte eben doch auch mitthun, und die radikalen, demokratischen Progressisten forderten Angesichts der drohenden Suspension verfassungsmäßiger Rechte offen zur Empörung auf. Als nun Serrano, mit seinem nichtunterschriebenen Dekretsentwurf in der Hand, seine Entlassung anbot, wurde dieselbe augenblicklich angenommen,

und Amadeo warf sich von Neuem derjenigen Partei in die Arme, welche er vor nicht vielen Monden verstoßen hatte, um sich durch Sagasta die gegenwärtige Cortesmehrheit zusammen — intriguiren und zusammen — bestechen zu lassen. Dieser königliche Akt war ein Akt der Verzweiflung, aber er wurde nicht ohne einen guten Anflug italienischer Schlauheit durchgeführt. Er brachte Serrano aus der Fassung, beschwichtigte den drohenden Aufstand der demokratischen Progressisten und der Republikaner, und gab dem König für einige, vielleicht kurze Zeit die, wenn auch noch so selbstsüchtige, Unterstützung einer Partei. Serrano war so überrascht, beschämt und zornig, daß er nicht einmal zu bewegen war, in eigener Person seinen Cortes die genommene Entlassung zu melden. Das Verschlucken dieser Pille überließ er seinem Herrn Collegen, dem Marineminister.

Ruiz Zorrilla, der sich schmollend auf ein Landgut zurückgezogen hatte, wurde telegraphisch zurückberufen, und trat an die Spitze des neuen Ministeriums, dessen Bildung der König mit General Fernandez de Cordova besprochen hatte. An diese Umgestaltung der Regierung schloß sich unmittelbar die Vertagung der gesetzgebenden Körper an.

Ob dieses Ganges der Dinge natürlich große Entrüstung unter der „national-liberalen“, sagastinischen Cortes-Majorität, die sich zu einem Schicksal verurtheilt sah, wie es noch mehr als Einer gesetzgebenden Versammlung Europa's mit Fug und Recht gebühren dürfte. Es erließen 149 Abgeordnete und 46 Senatoren eine aus Zorn und Angst zusammengesetzte Spottgeburt von Erklärung, worin sie über die neue Kabinetsbildung und über die Vertagung der Cortes ihr Bedauern aussprechen, sich aber gleichwohl bereit erklären die Regierung zu unterstützen, damit dieselbe ein Budget bekomme, die Armee verstärken und Cuba retten könne! Sollte aber das Ministerium dieses „patriotische Anerbieten“ zurückweisen, so werde das Land solchen „Bruch der Gesetze“ um so unnachsichtlicher verurtheilen, je weniger eine Nothwendig-

keit dazu vorhanden gewesen sei. Die einzige Bedeutung dieses Aktenstückes besteht in der unverhüllten Kundgebung, daß es auch dieser Majorität einzig um sich selbst, nicht im Mindesten um König Amadeo zu thun ist.

Auf der anderen Seite waren die Republikaner kaum durch die größten Anstrengungen ihrer eigenen Führer Pi y Margall, Castelar und Contreras von einem voreiligen Losbruch abzuhalten. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni hatten sich schon 2000 Bewaffnete in einer Vorstadt Madrid's zusammengerottet, und es gelang nur dem eben genannten republikanischen General Contreras, sie wieder zu beschwichtigen. Eine von den republikanischen Häuptern erlassene Proklamation ermahnte hierauf alle Parteigenossen in Spanien zur Ruhe und Vorsicht und schloß mit den bezeichnenden Worten: „Es gibt Niemand mehr, der nicht fühlte, daß die Republik nahe ist."

Nachdem in dieser Weise Zorrilla die Ueberzeugung von der ohnmächtigen Schwäche seiner sagastinischen und von der zuwartenden Haltung seiner republikanischen Gegner erlangt hatte, betrat er nunmehr den Weg der eigenen Thaten. Schon in einer gleich bei seiner Ankunft in Madrid gehaltenen Rede hatte der neue Ministerpräsident die Aeußerung gethan. „Wenn der Glanz der Revolution einen Augenblick verdunkelt geschienen hat, so wird er nunmehr in seiner ganzen Pracht hervortreten." Zwar leistete Zorrilla alsbald nach dieser Rede den Eid als Ministerpräsident; gleichwohl wird es erlaubt seyn, sehr zu bezweifeln, ob an derartige Expektorationen gründliche und dauerhafte Hoffnungen des Königs Amadeo sich anschließen können. Desto unmittelbarer und lebendiger schloß sich aber an dieselben das einmüthige Geschrei aller Radikalen im Lande nach „Trennung der Kirche vom Staate, Geschwornengericht, Nationalbewaffnung, Cortesauflösung, Ersparungen und guter Verwaltung." Armes, so oft betrogenes Volk!

Der 26. Juni brachte ein „Rundschreiben" Zorrilla's,

welches sein Regierungs-Programm entwickelt. Er halte es, sagt Zorrilla im gesuchten Gegensatz zu Sagasta und Serrano, für ganz überflüssig, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen „zur Rettung der Freiheit, welche sich selbst genügen wird." Die Regierung werde den Carlistenaufstand mit loyaler Unterstützung der Armee, Marine und Bürger-Miliz energisch bekämpfen. Sie werde nur mit der Verfassung regieren. Als Neuheiten werden zunächst angekündigt die unverzügliche Einführung des Geschwornengerichts, und die Reorganisation der Armee und Marine „auf Grundlagen, welche aus der Militärmacht eine wahrhaft nationale Institution machen und die unverzügliche Abschaffung der Conscription gestatten." (Das soll vor Allem bedeuten: den Sturz Serrano's auch in der Armee; ob es gelingt, „das wird sich ja finden", sagt Fürst Bismarck). Ferner erklärt der neue Minister, daß er die religiöse Unduldsamkeit bekämpfen, auf Verbesserung der Finanzen ernstlich bedacht seyn, und -- zum wie vielten Male! — um jeden Preis Cuba retten werde. Zwei Tage nach Veröffentlichung dieses Rundschreibens, und nachdem in diesen vierzehn Tagen die „Beamtenkreise purificirt" worden waren, erschien am 29. Juni im amtlichen Blatte ein Dekret, welches die Cortes auflöst, die Neuwahlen auf den 24. August, den Zusammentritt der neuen Legislation auf den 15. September festsetzt.

Und somit ist es officiell ausgesprochen, daß Amadeo's Versuch, sich durch die gemäßigten Progressisten, durch Spaniens „national-liberale Partei" zu retten, trotz einer ganz entschiedenen Majorität in den von Sagasta zusammengetrommelten und zu Serrano's Füßen hingelegten Cortes endgiltig und unwiderruflich gescheitert sei, und daß der König nunmehr seinen letzten Versuch mache mit derjenigen Partei, welche den Uebergang von der monarchischen zur republikanischen Tendenz darstellt. Die seither gemeldete Suspendirung aller Zahlungen für Cultus und Klerus, nachdem man in früheren Revolutionen die Kirche ihres gesammten

Eigenthums beraubt hatte, ist jedenfalls nicht das richtige Mittel, um die Priester aus dem carlistischen Lager zu bringen. Und dieß führt uns denn zu der Frage, wie es während der vierzehn Tage von Serrano's Sturz bis zur Auflösung der Cortes dem carlistischen Aufstand mit Gottes Hülfe ergangen sei.

Schon vor der Mitte des Monats, nämlich in der Nacht vom 13. Juni, ereignete sich in dieser Beziehung die recht bezeichnende Thatsache, daß eine Carlisten-Bande einen Bahnzug zwischen Aranjuez und Toledo, also nur ganz wenige Stunden von Madrid, anhalten, die officielle Correspondenz wegnehmen, die Telegraphendrähte abschneiden, und ein Stück des Bahnkörpers in aller Gemüthsruhe zerstören konnte, eine Thatsache, die unter Anderm auch von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" als verbürgte Wahrheit mitgetheilt werden mußte. Gleichzeitig gaben die officiellen Blätter der Regierung wieder zu, daß eine carlistische Armee von „kaum mehr als 10 bis 12,000 Mann" bestehe, während die carlistischen Blätter ihre organisirten Streitkräfte auf mindestens 40,000 Mann berechneten. Sodann tauchte die Nachricht auf, daß ein „Theil der Nordarmee der Regierung den Gehorsam verweigere, und die Ernennung des Generals Moriones zum Obercommandanten an Echague's Stelle nicht anerkenne." Bis heute den 8. Juli, wo ich diese Zeilen schreibe, ist diese letztere Nachricht weder bestätigt noch widerrufen; ich erinnere aber an das, was ich über diesen Punkt von ganz entscheidender Wichtigkeit gleich in meinem ersten Aufsatz gesagt habe. Am 24. Juni erhielt man in Madrid die Botschaft, daß auch im äußersten Süden des Landes, in Xeres de la Frontera, ein carlistischer Aufstand ausgebrochen, daß es in der großen Stadt Xeres selbst zum Barrikadenkampf gekommen sei. Natürlich wurden die „Banden besiegt", wahrscheinlich ebenso gut und gründlich, wie im Norden. Wenn trotz Alledem noch keinerlei entscheidende Erfolge der carlistischen Sache zu melden sind, so kommt dieß, neben manchen

anderen Gründen, vorzugsweise von der durch die Verhältnisse bedingten Art und Weise der Kriegführung her, über welche sich vor wenigen Tagen, ganz übereinstimmend mit dem von mir früher schon Gesagten, eine offenbar wohlunterrichtete Stimme aus dem carlistischen Anhang öffentlich dahin ausgesprochen hat:

„Man begreift, daß der gegenwärtige Krieg nichts Anderes seyn kann, als eine Reihenfolge von Märschen, Gegenmärschen und vereinzelten Zusammenstößen, welche dazu dienen, die Regierungstruppen zu ermüden und aufzureiben. Es liegt auf der Hand, daß die Carlistenchefs sich auf diese Taktik beschränken müssen, und niemals eine geordnete Schlacht unter ungünstigen Bedingungen annehmen dürfen. Wenn Letzteres trotzdem zuweilen vorkommt, so muß man berücksichtigen, daß die Anführer ab und zu dem Ehrgeiz ihrer Soldaten Befriedigung gewähren und zeigen wollen, was die Truppen der Carlisten werth sind.“

Um nun das Bild von Spaniens Lage zu Anfang dieses Monats Juli zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß der vertriebenen Königin Isabella edler Schwager, der Herzog von Montpensier, durch Erlassung eines Manifestes öffentlich die Fahne Alfonso's, des ältesten Sohnes der unglücklichen Isabella, aufgepflanzt, und daß die spanische Staatsanwaltschaft auf diesen Schritt durch ein an die französische Regierung gerichtetes Auslieferungs-Begehren, gegründet auf Montpensier's behauptete Mitschuld an Prim's Ermordung geantwortet hat. Führt es auch zu nichts, so ist es doch recht hübsch und bezeichnend.

Unter diesen Umständen wird es mir wohl erlaubt seyn, diese Darstellung mit ein paar Worten aus einer römischen Correspondenz der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zu schließen, damit nicht ich Conjecturalpolitik zu treiben brauche. Es heißt da folgendermaßen:

„Italiener, welche in jüngster Zeit Spanien bereist haben und zum Theil noch dort weilen, betrachten das

Königthum Amadeo's als unrettbar verloren. Einer dieser Reisenden, welcher Gelegenheit gehabt den König und die Königin zu sprechen, berichtet, daß der erstere noch einen Rest von Hoffnung hege, während die letztere mit klarem Blick die Dinge schaue, wie sie sind. Hier in Rom wird in politischen Kreisen bereits erörtert, ob es nicht gerathen sei, ohne längeren Aufschub ein Kriegsschiff zur Abholung des hohen Paares zu entsenden; zwar glaubt man das Leben Amadeo's nicht gefährdet, aber man denkt, daß, je früher er sich zurückziehe, sein Rückzug desto leichter sich den Schein einer gewissen Freiwilligkeit zu wahren vermöge." Mit dieser Auffassung von Amadeo's Lage hängt wohl unzweifelhaft die nach den neuesten Nachrichten erfolgte Sendung des Generals Cialdini nach Madrid zusammen.

So spricht man also bereits im liberalen Lager von Amadeo. Der Tod des Patienten ist sicher; fraglich ist nur, wer der Erbe seyn wird. Und mit diesem Ergebniß bin ich, und war ich von Anfang an herzlich einverstanden. Daß aber an Allem niemand Anderer die Schuld trägt als die bösen Jesuiten Don Windthorst's des Jüngern, das wird nach allem Gesagten eines weiteren Beweises nicht mehr bedürftig seyn.

VII.

Ob nun Don Carlos der Erbe des Patienten seyn wird, das ist immer noch keine ausgemachte Sache. Vor mir liegt unter Anderm eine Auseinandersetzung des „Avenir national", welcher zufolge gegenwärtig nicht weniger als dreizehn politische Parteien um die Herrschaft in Spanien streiten. Es wäre sicherlich ohne Interesse für die Leser der „Histor.-polit. Blätter", wenn ich in das Einzelne der Geschichte und der Tendenzen aller dieser Parteien irgendwie näher eingehen wollte. Allein aus der bloßen Thatsache einer so entsetzlichen Zerklüftung des Volkes, seiner Wünsche und Leidenschaften ergibt sich schon ein nicht unbegründeter Schluß dafür, daß in Spanien vorerst keine Sache und keine Fahne auch nur

mit annähernder Gewißheit auf den endgiltigen Sieg rechnen kann. Freilich steht nicht an der Spitze einer jeden der dreizehn Parteien ein Prätendent oder auch nur eine politische Idee; mehrere derselben sind nur Uebergangsphasen, persönliche Zufälligkeiten, Coterien u. dgl. Aber zwei Parteien und zwei politische Principien sind denn doch in Spanien vorhanden, welche für die gerechte Sache des legitimen Königs Karl VII. gefährlich werden können, wenn sie mit Glück und Geschick in den Vordergrund getragen werden, oder wenn ihm Unglück oder Ungeschick begegnen oder zur Last fallen sollte: ich meine die Partei der Alfonsisten und jene der Republikaner.

Fangen wir mit der letztern an. Es besteht in Spanien seit mindestens zwanzig Jahren eine organisirte republikanische Partei, aber dieselbe vermochte es lange Zeit hindurch zu keiner politischen Bedeutung zu bringen, weil die Masse des Volkes ebenso monarchisch wie katholisch gesinnt war, und weil bei allen großen Fehlern der damals bestehenden isabellinischen Monarchie gleichwohl durch die mit Verstand und Talent geleiteten Regierungen der Marschalle O'Donnel und Narvaez die Wohlfahrt des Landes im Großen und Ganzen entschieden vorwärts kam, was sich statistisch auf's bestimmteste und mit allem Detail nachweisen läßt. Die republikanische Partei, und zwar die föderalistische Richtung unter Castelar ebenso wie die socialistische unter Garrido und Genossen, ist zugleich widerchristlich. Man muß dieß besonders darum sagen, weil einige sentimentale Jugenderinnerungen, von Castelar in seiner blumenreichen und gedankenarmen Sprache gelegenheitlich herausgesprudelt, in katholischen Kreisen Deutschlands mehrfach zu dem Irrthum verleitet haben, als ob Castelar und seine Anhänger „katholische Republikaner" seien. Damit ist es nichts; das ist nur eine Redensart ohne thatsächlichen Boden. Was in Spanien katholisch, nämlich römisch-katholisch oder, wie man es im deutschen Reiche nennt, ultramontan ist, das steht auf Don Carlos' Seite und die Republikaner,

seien sie nun materialistische Aerzte wie Pi y Margall, oder phrasentrunkene Professoren wie Castelar, wollen von der Kirche Gottes im Wesentlichen so wenig oder noch weniger wissen als Ruiz Zorrilla.

Allein trotz Alledem ist die republikanische Partei Spaniens seit dem Frühjahr 1868 zu einer großen Bedeutung herangewachsen. Der Tod des Marschalls Narvaez enthüllte die ganze Schwäche des isabellinischen Regiments, denn es war nach seinem Hinscheiden Keiner mehr da, dem sich die Zügel des Staates mit einiger Zuversicht anvertrauen ließen. Es kam die Revolution vom Spätsommer 1868, und seither hat während vier langer Jahre die Monarchie in Spanien, wie auch anderwärts in Europa, theils unter Prim und Serrano, theils unter Amadeo, selber alles Menschenmögliche gethan, um den Ast abzusägen, auf dem sie noch sitzt. Wir im deutschen Reich, von den verführerischen Reizen einer jugendlichen Militärmonarchie geblendet, haben noch keinen Begriff davon, wie eine nicht nur verkehrte, sondern auch in der Verkehrtheit miserabel gehandhabte monarchische Regierung das allervortrefflichste Mittel ist, um während einiger Jahre Tausende von Republikanern heranzuziehen. Das ist in Spanien geschehen, und diese Partei weiset mit mahnendem Finger auf das vergossene Blut und auf die ausgestandenen Leiden eines halben Jahrhunderts, um dem spanischen Volke mit bitterm Ernst zu sagen: Jag' sie alle fort und regiere dich selbst! Diese Partei wird, wenn Amadeo's Thron vollends zusammenstürzt, aller Voraussicht nach die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ihr Heil mit allem Nachdruck zu versuchen; und man darf hiebei ja nicht vergessen, daß zur Zeit das französische Nachbarland gleichfalls eine Republik ist. Welche Rückwirkung ein solches Ereigniß auf die Zustände Italiens ausüben könnte, braucht nur angedeutet zu werden. Die große Gefahr der republikanischen Partei für Don Carlos liegt aber darin, daß die Republikaner ihren Hauptsitz in den großen Städten haben, deren

concentrirte Machtmittel ihnen im Falle eines Aufstandes leicht zur Verfügung stehen, während Karl VII. sein Königreich vom ländlichen Herde aus wieder erobern muß. An eine längere Dauer republikanischer Zustände in Spanien ist allerdings durchaus nicht zu glauben; aber ein vorübergehender erster Versuch gehört keineswegs zu den Unmöglichkeiten.

Aber auch die Fahne Alfonso's, des jugendlichen Erbprinzen der verjagten Isabella, hat ihre Anhänger und Bedeutung. Es soll hier nicht von dem wirklich Guten die Rede seyn, was unter Isabella's langer Regierung neben allem Schlimmen immerhin für Spanien erreicht wurde; Motive der Dankbarkeit und Pietät werden es in keinem Falle seyn, welche Don Alfonso auf den spanischen Thron führen könnten. Wohl aber schöpft seine Sache eine gewisse Kraft aus zwei anderen Elementen, einem negativen und einem positiven. Das erstere ist der Haß gegen das legitime Königthum und gegen die mit ihm verbündete katholische Kirche. Wer immer in Spanien sich zu dem Glauben an die Möglichkeit der Republik nicht zu entschließen vermag, gleichwohl aber vom modernen Liberalismus und Freimaurerthum angesteckt ist, der wird, sobald Amodeo gestürzt ist, schon aus Mangel irgend eines Besseren zu Alfonso überzugehen geneigt seyn, dem Ferdinands VII. pragmatische Sanktion, die Besiegung der Carlisten in den 30ger Jahren und die lange Regierung seiner Mutter immerhin einen gewissen historischen Untergrund verleiht. Allein auch durch bestimmte, positive Zwecke werden ihm Anhänger zugeführt. Alfonso ist geboren am 28. Nov. 1857, also noch nicht 15 Jahre alt. Seine Jugend, Schwächlichkeit und wohl auch seine Unbedeutendheit behagen all' den schlechten Intriguanten, welche aus der isabellinischen Generalswirthschaft noch am Leben sind. Schon hat Montpensier seinen Vetter Alfonso nicht nur als König anerkannt, sondern er ist sogar, wie schon erwähnt, etwas voreilig mit einem förmlichen Manifeste für ihn aufgetreten. Serrano ist geradeso

gut im Stande nochmals Amadeo's Minister zu werden, wie er im Stande ist bei der ersten Gelegenheit zu Alfonso überzugehen: seine vollendete Selbstsucht und Gewissenlosigkeit wird sich, wie bisher, nach den Umständen zu richten suchen. Alle Politiker und Generale, welche früher zu den Parteien der Moderado's oder der liberalen Union gehört haben, können ohne die geringste Verläugnung ihrer angeblichen Grundsätze zu Alfonso's Fahne schwören; wer immer von einer schwachen und elenden Regierung zum Nachtheil des Volkes Profit zu ziehen wünscht, der wird geneigt seyn sich dieser Sache anzuschließen. Ob sodann nicht die europäische Diplomatie unter Umständen geneigt wäre, dem alfonsistischen Thronanspruch „unter die Arme zu greifen", das bleibe dahingestellt. Sollten die Republikaner vorübergehend zur Herrschaft gelangen, so brauchen sie ihre Sachen nur recht maßlos und übertrieben anzugreifen, und alle ihre Verkehrtheiten werden den Wünschen Don Alfonso's zu Gute kommen. Unter allen möglichen Lösungen der spanischen Frage wäre aber meines Dafürhaltens die alfonsistische die allertraurigste. Sie würde die ernstliche Wiedergeburt des Landes geradezu ausschließen, würde zu einer, ich möchte sagen, Verewigung der über alle Maßen traurigen Generalswirthschaft führen, sie würde ein Regiment der Schwäche, Charakterlosigkeit und Corruption einführen, den orleanistischen Umtrieben neuerdings Thür und Thor öffnen, sie würde, mit einem Worte, der vollständige Ruin Spaniens seyn.

So viel über die Aussichten Spaniens, falls Don Carlos unterliegt; wir gehen nunmehr zur entgegengesetzten Perspektive über.

VIII.

Wie Don Carlos den Krieg zu führen und wie er sich persönlich zu benehmen hat, wenn er endgiltig siegen will, das habe ich früher schon gesagt. Den Krieg haben seine Generale und Bandenführer bisher fast ausnahmslos gut geführt, während

er selbst vielleicht etwas zu sehr im Hintergrund geblieben ist. Doch hierüber will ich nicht vorschnell urtheilen; sein Verhalten kann auf ganz guten Gründen beruhen, jedenfalls ist bis in diese letzten Tage herein seine Sache langsam, aber stetig vorwärts gegangen. Der Rest ruht in Gottes Hand.

Nichts ist aber meines Erachtens leichter, als die Aufstellung derjenigen politischen Grundsätze und Maßregeln, welche Karl VII. im Falle seines schließlichen Triumphes zu befolgen und zu ergreifen haben wird. Ich will einige der wichtigsten kurz hervorheben.

1) Vor Allem muß Cuba geopfert werden. Das mag parador klingen, ist aber nichtsdestoweniger gewißlich wahr. Der cubanische Aufstand, diese einzige Errungenschaft und Erbschaft der Revolution von 1868, verschlingt das Mark des Landes an Menschen und Geld auf die nutzloseste Weise. Nordamerika hat längst den festen Entschluß gefaßt, Cuba und mit ihm die Antillen überhaupt zu besitzen, und Spanien ist absolut nicht in der Lage die Ausführung dieses Entschlusses zu hindern. Es ist ein Akt göttlicher Strafgerechtigkeit, der sich hier vollzieht. Die einzige Frage ist, ob Spanien mit den Vereinigten Staaten nutzlose und gefahrvolle Händel bekommen, und in deren Gefolge Cuba gewaltsam verlieren, oder ob es die Perle der Antillen rechtzeitig verkaufen und dabei die Freundschaft der mächtigen Republik in den Kauf bekommen will. Ich dächte, diese Wahl sollte nicht zweifelhaft seyn. Es ist auch nicht zu befürchten, daß das verletzte spanische Nationalgefühl dem neu zu begründenden Throne des legitimen Königs untreu werden wird, wenn mit einem so schweren und blutigen Opfer der Anfang gemacht wird: es ist dieß ebensowenig zu befürchten, als etwas Aehnliches seinerzeit durch den Abfall der südamerikanischen Colonien herbeigeführt wurde. Will das spanische Volk endlich wieder einmal gesund werden, so muß es lernen, die Quellen seiner Kraft und seines Reichthums

in sich selbst, nicht „ultra mar“ zu suchen. Zudem wird es äußerst leicht seyn, dem Volke nachzuweisen, daß es gerade nur der niederträchtigen Revolution von 1868 diesen letzten großen Verlust zu danken hat.

2) Die Vereinigung mit Portugal, die iberische Union muß mit aller Macht angestrebt werden. Dieser politische Gedanke war die praktische Leistung und das Testament Philipps II., und kein spanischer König hat besser als er die Interessen seiner Monarchie verstanden. Ein einziger Blick auf die Karte lehrt zur Genüge, daß Spanien und Portugal ein zusammengehörendes Ganze sind. Portugals Losreißung unter Philipp IV. war das Werk des protestantischen Auslandes, und seit dem 18. Jahrhundert ist Portugal ein Hauptsitz des Illuminaten- und Freimaurerthums, die Handhabe des englischen Einflusses auf der Halbinsel, eine offene, eiternde Wunde am Leibe dieser Halbinsel geblieben. Zwar mag der portugiesische Haß und Unverstand vielfach noch groß genug seyn; aber das läßt sich schon überwinden, sobald einmal auf dem spanischen Thron wieder ein nationaler König sitzt. Auch hat sich jetzt schon, im Zusammenhang mit dem carlistischen Aufstand, eine große Gährung in den nördlichen Theilen Portugals gezeigt, und man sollte meinen, ein Blick auf die portugiesische Geschichte seit mehr als hundert Jahren dürfte diesem Volke die Augen öffnen, wenn ein tüchtiger Lehrmeister daneben steht. Philipp II. hat in seinem letzten Willen gesagt: „Die Sicherheit, Machtstellung und gute Regierung beider Länder hängt von ihrer Vereinigung ab, und nur vereinigt können sie dem katholischen Glauben und der Vertheidigung der Kirche dienen.“ Das ist noch heute buchstäblich wahr. Wenn auf der pyrenäischen Halbinsel etwas Tüchtiges geleistet werden soll, so muß sie Ein Staat seyn, und wenn Karl VII. die legitime Dynastie fest und dauerhaft begründen will, so muß er diese Vereinigung herbeizuführen verstehen.

3) Allianz mit Nordamerika, und sonst mit

Niemand, muß das kurze Programm der auswärtigen Politik Spaniens seyn. Dieser Allianz steht nichts im Wege, sobald Cuba geopfert ist; sie wäre von diesem Augenblicke an der Regierung der Vereinigten Staaten höchst wünschenswerth, weil sie ihr einen herrlichen Stützpunkt für ihre europäische Politik, namentlich in den Verhältnissen mit England, gewähren würde. Und sie wäre für Spanien selbst die einzig *gefahrlose*, weil jede andere Allianz Spanien unmittelbar in die europäischen Händel verstricken würde, was um jeden Preis zu verhüten ist. Insbesondere hat Spanien keinerlei Interesse an dem zur Zeit unterbrochenen Kampf zwischen Frankreich und dem deutschen Reich. Deutschland liegt ihm zu fern, und spanische Kraft für französische Zwecke zu opfern, dieß wäre die größte aller denkbaren Thorheiten. Die einzig *sichere* Allianz ist aber jene mit Nordamerika für Spanien deßhalb, weil sie allein auf der Gemeinsamkeit der Interessen beruht, weil der Alliirte zu fern ist, um einen ungebührlichen Einfluß zu gewinnen, und doch nahe genug, um im Falle der Noth seinen mächtigen Arm in kurzer Zeit fühlbar zu machen. Endlich ist diese Allianz für Spanien die einzig *werthvolle*, weil sie allein der geschichtlichen Bedeutung und der geographischen Lage der pyrenäischen Halbinsel entspricht. Von Spanien haben wir Amerika erhalten; nach dem neuen Welttheile scheint Spanien, schon physikalisch betrachtet, seine Arme auszustrecken; auf dem Wechselverkehr mit Amerika beruht ein nicht geringer Theil des inneren nationalen Lebens und Strebens in Spanien; seine Sprache beherrscht die Hälfte der neuen Welt noch bis zu dieser Stunde; Handel und Schiffahrt Spaniens vermögen einzig nur aufzublühen durch den friedlichen und freundschaftlichen Verkehr mit Amerika. Welchen Werth diese Allianz für die in den Vereinigten Staaten so hoffnungsvoll aufblühende katholische Kirche haben müßte, das braucht nur angedeutet zu werden, um verstanden zu seyn.

4) **Kein Absolutismus, sondern eine wahrhaft freiheitliche Regierung im Innern.** Man kann die Schäden und Gebrechen des gegenwärtig geltenden parlamentarischen Systems beklagen und verurtheilen, und man braucht darum keineswegs Absolutist zu seyn. Die Städte- und Staats-Verfassungen des Mittelalters waren nicht absolutistisch, ohne darum parlamentarisch im heutigen Sinne zu seyn. Aber das Mittelalter ist vorbei, es kann und soll nicht wiederkommen; jedoch die Neuzeit hat nicht minder die Aufgabe, die Besorgung der Geschäfte des Volkes durch das Volk und für das Volk auf die ewigen Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit, statt auf die Launen omnipotenter Willkür zu gründen. Nach Niederwerfung der Revolution im Jahre 1849 hätte die conservative Partei in ganz Europa die Gelegenheit und den Beruf gehabt, dieses große Werk in Angriff zu nehmen, und einmal liberal im guten und edlen Sinne des Wortes zu regieren. Sie hat es nicht gethan: ein vornehmes, blasirtes, hochmüthiges Bureaukratenwesen hat damals den Reaktionsprügel in die Hand genommen, hat die Bevölkerungen vielfach malträtirt und abgestoßen, und dadurch von seiner Seite das Möglichste beigetragen zur Vorbereitung und Herbeiführung all' der schweren Uebel, welche seit 1859 in die Erscheinung getreten sind. Wenn Don Carlos in Spanien siegen sollte, so begehe er diesen Fehler nicht abermals. Er gebe seinem Volke eine wahrhaft freisinnige Verfassung, durch welche nicht nur die atomistische abstrakte Volksmasse als Ganzes, sondern auch die organisirten Lebenskreise, Lebensrichtungen und Verbände ihre gehörige Vertretung finden. Er lasse nach dieser Verfassung mit voller Ehrlichkeit regieren; er sei selbst König, nicht bloß unverantwortliche ministerielle Unterschreibmaschine.

5) **Armee und Flotte müssen aufhören zu politisiren.** Dieser Grundsatz muß mit der äußersten und unerbittlichsten Strenge durchgeführt, jeder Widerstand schonungslos niedergeschlagen werden; denn das entgegengesetzte System

hat an Spaniens Elend seit 1820 den allergrößten Antheil gehabt. Die Herren Serrano, Topete, Cordova und wie sie alle heißen, sollen weder verbannt und dadurch zur Conspiration angeleitet, noch bestraft und dadurch in's Martyrthum gekleidet werden; aber austreten müssen sie, und zwar vollständig, entweder aus der Armee und Marine, oder aus der Politik; und alle Offiziere müssen das Gleiche thun.

6) Der Priester soll nicht mitregieren in Spanien. Er soll überhaupt nicht mitregieren in weltlichen Dingen, und am wenigsten bei einem Volke, dessen Geneigtheit zur Uebertreibung auf allen Gebieten seiner Thätigkeit eine geschichtlich feststehende Wahrheit ist. Man kann der katholischen Kirche, nächst der Frömmigkeit, durch nichts besser dienen als durch Besonnenheit; und dazu gehört namentlich, daß Jeder in dem ihm angewiesenen Wirkungskreis verbleibe. Darum keine sogenannte „kirchliche Reaktion“ in Spanien! Sie würde über kurz oder lang von Neuem in ihr gottverfluchtes Gegentheil umschlagen. Das Recht der katholischen Kirche werde anerkannt und garantirt in der Landesverfassung, geachtet und geschützt von der Regierung, mit Mäßigung und großer Umsicht praktisch beansprucht von der Geistlichkeit. Handelt man also, so wird man auch keiner Concordate bedürfen, deren Freund ich überhaupt nicht bin. Alles hat seine Zeit; in unserer Zeit dienen die Concordate nur dazu, die Reaktion der weltlichen und heidnischen Staatsidee in ihrer vollen Leidenschaftlichkeit gegen sich wachzurufen. Eine größere Sicherheit gewähren sie aber, nach der Natur der Sache wie nach den gemachten Erfahrungen, keineswegs. Denn wer ein feindseliges Herz in der Brust und die Gewalt in der Hand hat, der scheut sich ebensowenig zweiseitige Verträge einseitig aufzuheben oder kirchliche Privilegien rechtswidrig zu brechen, als er sich scheut gottlose und niederträchtige Gesetze zu schaffen oder schaffen zu lassen. Darum ist eine gerechte und wohlwollende Gesetzgebung mehr werth als zehn Concordate;

sie reizt den Feind weniger und leistet positiv mindestens das Gleiche.

7) **Ordnung in die Finanzen!** Dazu wird man gelangen durch den Verkauf Cuba's, durch eine Allianz mit Nordamerika, durch Fernhalten von europäischen Händeln, durch wahrhaft liberale Decentralisation in der innern Verwaltung und durch sparsamen Hofhalt. Denn vor Allem

8) **befleißige sich der König persönlicher Tugend und Sittenreinheit!** Wie wir Katholiken in Deutschland und anderwärts unsere Gegner durch kein Mittel sicherer besiegen können, als indem wir den unumstößlichen Beweis liefern, daß die katholische Kirche die edelsten und frömmsten Menschen erzieht, ebenso kann ein König überhaupt, und ein spanischer König nach Ferdinand VII., Marie Christine und Isabella insbesondere seinem Volke keine größere Wohlthat erweisen, als wenn er neben politischer Kraft und Einsicht ihm das Beispiel der Sittlichkeit und Reinheit gibt. Hierüber mehr zu sagen, das hieße Zeit, Dinte und Papier verschwenden.

Man sieht: ich rathe dem guten Don Carlos, oder wer sonst in Spanien Meister wird, in allen Stücken so ziemlich das gerade Gegentheil von dem, was bisher geschehen ist; was bisher geschah, hat Elend und Unheil in unsäglichem Grade über das schöne Land gebracht; so versuche man es herzhaft mit dem Gegentheil! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

IX.

Es scheint in diesen letzten Tagen wieder eine Art von Pause oder Zwischenakt in der Entwicklung des spanischen Drama's eingetreten zu seyn, und abermals hat man unterm 8. Juli die Nachricht gelesen, daß die „letzte Bande in Biscaya" sich unterworfen habe. Gleichwohl lauscht Europa gespannt nach der iberischen Halbinsel mit dem ganz bestimmten Gefühl und Bewußtseyn, daß sich dort für **unsern**

ganzen Erdtheil wichtige Dinge vorbereiten, mag nun, wie schon wiederholt gesagt, Don Carlos siegen oder untergehen. Das conventionelle, an bestimmte Manieren und Proceduren gewöhnte Europa sieht sich hier einem fast unbekannten und darum unberechenbaren Volke gegenübergestellt, einem Volke, das von jeher eigensinnig darauf beharrte in Thaten und Leiden seine eigenen Wege zu gehen. Dieses Volk ist unbestreitbar in manchen Richtungen des Culturlebens hinter Mitteleuropa zurückgeblieben; allein die Masse desselben hat sich eine frische Naturkraft, eine Unverdorbenheit und Gläubigkeit bewahrt, wie sie reiner und stärker nirgends angetroffen wird. Das spanische Bauernvolk, seit vielen Jahrhunderten gewöhnt an harte Arbeit bei schmaler Kost, an genügsame Zufriedenheit bei den schwersten Anstrengungen und sparsamsten Lebensgenüssen, dieses Volk konnte überrumpelt werden durch die traurige savoyische Intrigue, aber es wird dieselbe nicht auf die Länge geduldem; es wird von Neuem, wie im Jahre 1808 und in früheren Jahrhunderten, seine eigenen Wege gehen. Beim Anfang des 18. Jahrhunderts war die Bevölkerung Spaniens auf sechs Millionen herabgesunken; seither hat man in unserm Mitteleuropa ununterbrochen das Geschrei über Spaniens Verfall und Elend gehört; es ist wahr, Land und Volk haben durch diese anderthalb Jahrhunderte herab Unaussprechliches erduldet, aber trotz Alledem hat sich die Bevölkerung während dieser Zeit ungefähr verdreifacht. Und wie mit der Zahl der Menschen, so ist es ergangen mit der Kraft der Nation, im Stillen ist sie groß geworden, und sie harret nur eines Hauptes und Führers, um abermals vor Europa ihre unschätzbare Bedeutung und unberechenbare Originalität an den Tag zu legen.

Wenn unter diesen Umständen der alte Thiers, der so oft die Sprache in Talleyrand's Sinne verwerthet, sich dahin ausgesprochen hat, daß Frankreich noch mehr als selbst Italien an der Erhaltung des Amadeo'schen Königsthrones interessirt

sei, so mag diese Aeußerung ungefähr ebenso aufrichtig seyn, wie die Freundschaft des gegenwärtigen französischen Staatsoberhauptes für das einheitliche Königreich Italien überhaupt eine aufrichtige ist. Auch mag Thiers eine eigentliche politische Wiedergeburt der spanischen Nation in der That nicht wünschen, da ja die Summe seiner Staatsweisheit nur darin besteht, daß Frankreich groß seyn müsse durch den entgegengesetzten Zustand der es umgebenden Völker. Das Spanien des Don Carlos würde aber nimmermehr die lange Schleppe des kleinen Thiers tragen. Was an der fraglichen Aeußerung, wenn sie wahr ist, aufrichtig genannt werden kann, das ist die auch in ihr sich aussprechende Ueberzeugung, daß der fernere Gang der Dinge in Spanien, sei er nun wie immer er wolle, für Frankreich und Italien, und dadurch mittelbar für ganz Europa, von der allerhöchsten Bedeutung ist.

Fassen wir, um uns dieß zu vergegenwärtigen, nur den einzigen Umstand in's Auge, daß die Begründung einer katholisch-conservativen Regierung in Spanien für unsern heiligen Vater eine Zufluchtsstätte schaffen würde, die er selbst im höchsten Alter leicht und gefahrlos erreichen, und wie er sich dieselbe glänzender, unabhängiger, unangreifbarer nicht vorstellen könnte. Pius IX. in Mitte des spanischen Volkes, welch ein Bild! Es soll ja nicht gesagt seyn, daß es dazu kommen wird; aber es kann geschehen, und wo solche Gruppirungen möglich sind, da keimen in allen Fällen große Dinge. Keine Macht der Erde dürfte oder würde es wagen, in einem solchen Falle mit Spanien feindselig anzubinden; die Geister des 2. Mai 1808 würden jeden Angreifer zurückschrecken.

Daß sodann der Sturz Amadeo's, gegen welchen dieser unglückselige Prinz mit desperater Ausdauer sich wehrt, ein „Stoß in's Herz" für die savoyische Dynastie auch in Italien seyn wird, dieß ist mindestens sehr wahrscheinlich. Zur Zeit ist allerdings Viktor Emmanuels Regierung noch im Besitze *aller staatlichen* Machtmittel, und das ist bei einem Lande

von Italiens Größe und Reichthum keine Kleinigkeit, wenn auch die öffentlichen Zustände noch so viel zu wünschen übrig lassen. Gleichwohl läßt sich nicht läugnen, daß die schon so lange dauernde italienische Staatsumwälzung die Elemente des Umsturzes bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe aufgehäuft hat, und in dem Augenblick, wo der thörichter Weise angenommene „Filial-Thron“ zusammenbricht, wird es sehr fraglich werden, ob auch nur die Freundschaft des Fürsten Bismark das von Napoleon III. gegründete Königreich zu erhalten im Stande seyn wird.

Aber auch für Frankreichs künftige Entwicklung ist es nichts weniger als gleichgiltig, ob ein carlistisches, ein republikanisches, oder ein „national-liberales“ Spanien jenseits der Pyrenäen-Kette haust. Spanien soll und wird nicht von Frankreich in's Schlepptau genommen werden, am wenigsten hinsichtlich der Verhältnisse mit Deutschland. Aber auch ohne eine solche Abhängigkeit ist der Wechselverkehr der Nationen und ist die Wechselwirkung ihrer beiderseitigen Zustände von großer Wichtigkeit, und zwar wäre dieß in dem hier in's Auge gefaßten Zusammenhang in noch höherem Grade der Fall, wenn nicht Don Carlos, sondern die Republik zur vorübergehenden Beherrschung des spanischen Bodens gelangen sollte.

Und so ist es denn von jeder Seite und in jedem Lichte betrachtet, eine für sich selbst und für Europa hoch bedeutungsvolle Krisis, in der wir Spanien gegenwärtig kämpfen sehen. Vergessen wir auch in dieser Frage nie, daß der einzelne Mensch klein, daß aber die Geschichte groß und geduldig ist. Sie geht oft mit langsamen und schwerfälligen, aber sie geht schließlich immer mit Riesenschritten einher. In den Staub zermalmen wird sie das unbesonnene Unterfangen, die „tierra de Maria Santisima“, das Land der heiligen Jungfrau, das Volk Santiago's einem Herzog von Aosta und seiner Race zu unterwerfen; wieder aufwecken wird sie die katholische Begeisterung und die Hingebung an den heiligen

Stuhl in dem Volke, das wie kein anderes auf Erden das heiligste Sakrament des Altars verehrt; hinwegfegen wird sie die Kartenhäuser und Luftgebilde des Freimaurerthums und der innerlich verlogenen Staatsallmacht. Spanien hat viel gesündigt, aber ihm wird viel vergeben werden, weil es seinen Gott und Heiland viel geliebt hat.

XII.

Aus Karl Ritter's Leben und Briefen.

II.

In Genf wirkte das kirchliche Leben, welches trotz des Mangels an voller innerlicher Lebendigkeit, höchst wohlthätig von der religiösen Verkommenheit des deutschen Protestantismus abstach, einen fördernden Einfluß auf die Vertiefung der religiösen Anschauungen Ritter's aus. Nachdem er in einem seiner Briefe über die ungemein große Wohlthätigkeit der Genfer, namentlich vieler Frauen gesprochen, die sich nicht scheuten selbst niedrige Arbeiten für Arme zu übernehmen, fährt er fort: „Ich glaube, daß schon die große äußere Achtung, die man hier für Religion im Leben zeigt, einen bedeutenden Einfluß auf diese gute Seite der Genfer und Genferinen hat. Das häufige Besuchen guter, ja man kann mit Recht sagen, oft vortrefflicher Predigten, die genaue Beobachtung alles dessen was die Kirche im Leben der christlichen Gemeinde fordert, das Beispiel der Prediger in ihren Amtsgeschäften und die Gewohnheit der Väter und Mütter

von den niedrigsten bis zu den obersten Ständen, ihre Kinder selbst in den wichtigsten Lehren der Religion zu unterrichten, ehe sie dem Prediger zur Confirmation übergeben werden, muß einen großen Einfluß haben. Ich will nicht sagen, daß der Unterricht, den die Eltern ihren Kindern hier geben, gerade immer der beste ist; meistens ist es nur der Katechismus, den sie ihnen erklären und gehörig auswendig lernen lassen, ja auch oft wohl ohne solche Erklärung die von dem Kinde verstanden würde. Aber schon daß es die Eltern thun, daß sie einen Werth darauf legen, daß sie die Bibel achten, daß sie den Namen Gottes und des Heilandes mit Ehrfurcht aussprechen, daß sie soviel darauf halten, keine gute Predigt zu versäumen, schon alles dieß, und wenn es auch nur dieß wäre, weckt im Kinde ein dunkles Gefühl, das die Anlage zum religiösen Sinn entwickelt und ihn selbst in seinen Keimen wie ein Gewitterregen befruchtet. Die kürzlich vollzogene Confirmation war ein großes Fest für die ganze Stadt. Nie habe ich eine Kirche wie die église de St. Pierre (ein schöner großer gothischer Dom) mit einer so zahlreichen andächtigen Gemeinde gefüllt gesehen, und sicher waren die wohlhabendsten und angesehensten Familien der ganzen Stadt darin; ein eigener Anblick, der mit Wonne erfüllt, nicht nur das arme gedrückte Volk, die untern Bürger und Dienstmägde, sondern den gebildetsten, edelsten Theil der Gesellschaft mit sich in gleichen Gefühlen und Ideen vereinigt zu sehen" (S. 294).

Sehr anziehend und charakteristisch sind seine Mittheilungen über seinen Verkehr mit der Frau von Staël, die ihr gastfreies Schloß in Coppet jedem Fremden von Bildung offen hielt. „Jeder ist sicher", schreibt er, „von ihr sehr freundlich aufgenommen zu werden, da sie die Huldigungen und den Ruhm liebt; aber doch hätte ich es bei meiner natürlichen Schüchternheit in Weltverhältnissen nicht gewagt, mich einer so geistreichen Dame ohne alle weitere Veranlassung gegenüber zu stellen. Denn der gesunde Menschenverstand

reicht in solchen Augenblicken nicht aus, wo es auf Gegenwärtigkeit interessanter Ideen in der Form der großen Welt ankommt, und wo Unbefangenheit die erste Bedingung ist, um sich so viel geltend zu machen als man wirklich ist. Es war mir aber interessant mich dieser Frau zu nähern, weil ich überzeugt bin, daß der Kreis von Menschen, in welchem sie gewöhnlich lebt, sehr gebildet und sehr bildend ist. Zugleich war sie mir als Person interessant, von welcher die ganze Stadt spricht, von der ich schon unzählige Anekdoten und Charakteristiken gehört hatte, und als eine Frau, die von einem Kaiser aus seinen Staaten verbannt ist, der ganz Europa nicht fürchtet und doch vor ihr sich scheut." Ritter lernte den ganzen kleinen Hof, den die geistreiche Frau um sich versammelt hatte, kennen, auch Wilhelm von Schlegel, den er damals zuerst sah. „Durch seine Vermittelung", berichtet er, „kamen wir bald auf deutsche Geschichte, deutsche Kunst, deutsche Sprache zu sprechen, und zu einer recht interessanten Unterhaltung, während welcher ich Frau von Staëls Kenntnisse in diesen Fächern mit Vergnügen wahrnahm. Zwar fielen wir beide zuweilen im Eifer in's Deutsche, aber Frau von Staël erinnerte artig, daß bei ihr nicht deutsche Ideen, aber wohl die deutsche Sprache Contrebande sei, und nur Citate deutscher Autoren und deutsche Gedichte eine Ausnahme machten. Sie selbst führte solche an und sprach das Deutsche ganz gut aus. Aber in diesem Kreise wurde auch ebenso gut englisch und italienisch conversirt, lateinische Stellen von ihr und für sie nicht minder citirt, doch ohne alle Affektation. So gingen wir zu Tische, wo es rege genug, aber doch sehr fröhlich herging. Es fielen rechts und links Bonmots, Wortspiele, witzige Bemerkungen aller Art, und wenn Frau von Staël sich auch nicht als das zeigte was man hier in Genf „brillante" zu nennen pflegt, so erschien sie mir doch wenigstens von einer interessanteren Seite als das erste Mal, da ich in Frankfurt auf dem Riedhof mit ihr in Gesellschaft zusammen war. Auch bin ich,

nach mehreren ausgezeichneten Zügen ihres Herzens die ich kennen gelernt habe, jetzt der Ueberzeugung, daß sie bei genauerer Bekanntschaft immer mehr gewinnen muß; und ihre nähern Freunde sind alle enthusiastisch für sie eingenommen."

Später, nachdem auch er ihr näher getreten war, schreibt er über sie:

„Frau von Staël interessirt mich immer mehr, je näher ich sie kennen lerne. Wenn sie auch nicht die première imagination de l'Europe ist, so ist sie immer eine der geistreichsten Frauen und von einer seltenen Herzensgüte und hoher Simplicität. Außer ihren vielen liebenswürdigen Seiten gibt ihr zugleich ihre äußerlich unglückliche Lage und die innere Kraft, mit der sie den Neckereien des Schicksals widersteht, die größten Ansprüche auf innige Theilnahme."

„Man pflegt hier, wenn man aus ihrer Gesellschaft kommt, zu fragen: Est-ce qu'elle a été brillante? Ich habe sie einigemal in diesem brillanten Zustande und einmal wahrhaft begeistert gesehen. Diese Begeisterung dauerte wohl eine Stunde, und in meinem Leben wurde ich nicht so durch und durch in allen meinen Nerven erschüttert und bis zu den äußersten Fingerspitzen krampfhaft gespannt. Es ist etwas von der Kraft in ihrer Rede, die Alcibiades von Sokrates' Gewalt im Symposion des Plato schildert. Das Gespräch hatte von den moralisirenden Predigten eines hiesigen Geistlichen den Anfang genommen und diese Art der Behandlung der sermons wurde von Sismondi in Schutz genommen, der sich gegen die bloß religiösen Predigten erhob und behauptete, Religion müsse auf Moral gegründet seyn, sonst bestehe sie bloß im Gefühl, das Gefühl habe kein Princip, die Phantasie bemächtige sich desselben, wenn es isolirt sei, und bringe alle die religiösen Ausschweifungen hervor, wovon alle Jahrhunderte so viele blutige und schreckliche Resultate gezeigt hätten. Moral müsse also den Hauptbestandtheil der Predigt ausmachen, weil Religion ihre Basis erst in dem Verstande finde, und das religiöse Gefühl müsse nur gleichsam berührt werden u. s. w. Es war bei diesen mit vieler Lebendigkeit und mit viel eingestreuten Reflerionen gesprochenen Worten Sismondi's in ihrer Seele, wie wenn

Feuer in Zunder fällt. Sie griff die engherzige Ansicht von Religion von allen Seiten mit siegenden Schilderungen, Beispielen, Gründen an, zeigte den höheren Zusammenhang der Religion mit der Natur des Menschen, wie sie die Quelle aller Sittlichkeit, die Bedingung aller Moral, wie fremd unsere Moral und das Leben, wie eins und dasselbe Religion und Leben sei, wie Moral nur ein Bedürfniß der schwachen Menschennatur sei, Religion aber zum Wesen seiner edlen Natur gehört, que la morale ne fait que diriger, mais qu'elle suppose une force, une puissance qui soit dirigée, wie Moral durchaus nur im Begriffe liege und daher nie begeistern könne, wie Religion das ganze Wesen des Menschen durchbringe, wie sie z. B. das höchste Bedürfniß fühle in einen sermon religieux zu gehen, aber den größten Widerwillen in einen sermon qui est rempli de morale, weil jeder Mensch die Moral in jedem Augenblicke des Lebens zur Hand habe und sich selbst zu geben im Stande sei, aber Religiosität immer einen veredelnden Zustand, eine Erhebung, eine Annäherung zur Gottheit voraussetze, daß dieses der Zweck religiöser Versammlungen sei, und daß diese Erhebung des ensemble im Menschen zugleich auch jede partie en detail veredle, daß eine religiöse Stimmung die Quelle aller moralischen Grundsätze und Handlungen seyn könne u. s. w. Genug, der Gegenstand war so ganz in ihrer Sphäre und ihre Auseinandersetzung so klar, ihre Anwendungen so lichtvoll, ihre Pointen so geistvoll und ideenreich, daß ich diese Unterhaltung zu einer der interessantesten meines Lebens rechne. Sie ließ sich nachher in die Schilderung vieler einzelnen Erscheinungen ein und setzte ihre Ideen psychologisch und historisch ganz vortrefflich auseinander. Der Streit endigte damit, daß, als Sismondi, der sich nicht mehr zu vertheidigen wußte, sagte, mais comment voulez-vous qu'il n'y ait pas de morale dans le sermon? à quoi mènent tous les sentimens qui ne sont pas dirigés par la raison? — Frau von Staël ihm laut beistimmend sagte: Oui, je veux qu' il y ait dans les sermons de la raison, mais pas de raisonnement. Doch es ist unmöglich, eine solche Unterhaltung wieder zu geben; auch habe ich gefunden, daß sie in ihren Schriften weit unter dem steht, was sie in der

lebendigen Unterhaltung ist, wo sie immer wie eine Königin erscheint" (S. 292).

Ritter theilt noch Vieles von den Unterhaltungen mit, die er mit dieser merkwürdigen Frau, sowie mit andern Gliedern ihres Kreises hatte, namentlich mit Schlegel, der sich damals voll des lebhaftesten Interesses mit dem Nibelungen-Liede beschäftigte und sich gern darüber unterhielt. Aber keine dieser Unterredungen machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, wie die oben mitgetheilte. Er fand in den Aeußerungen der Frau von Staël über das Wesen der Religion Gedanken und Empfindungen mit hinreißendem Feuer und unabweisbarer Ueberzeugungskraft ausgesprochen, die längst in seiner Seele lagen, obwohl die Unterweisung die er in seiner Jugend selbst empfangen, und die Theorie die er in der Führung seiner Zöglinge befolgt hatte, überwiegend mit den von Sismondi vertretenen Principien, den Principien der sogenannten Aufklärung, übereinstimmten.

Auf seiner italienischen Reise 1812—13 widmete Ritter der Beschauung von Kunstschätzen die unermüdlichste Thätigkeit, doch verlor er dabei die Gesammtbetrachtung des Landes und des Volkslebens durchaus nicht aus den Augen, und er gewann, bei seinen Kenntnissen und seinem durch lange Uebung wie durch reges Interesse geschärften Blick, überall die lebendigsten Eindrücke, wie aus seinem noch vorhandenen Tagebuche hervorgeht (S. 321). Ganz besonders anziehend waren ihm natürlich Venedig und Florenz, wo er Anfangs Dezember 1812 nach sehr mühseliger Uebersteigung des Apennin eintraf. Das tiefernste Gepräge, welches den hervorstechenden Charakter letzterer Stadt bildet, sprach ihn ganz besonders an.

„In Florenz", bemerkt er, „führt Alles mit Gewalt in das charaktervolle Mittelalter zurück, da ist überall Spur von Volksmacht, Familiengröße, von Vaterlandsliebe, Charakterfülle und ernster Wissenschaft; man wird da durchdrungen mit Ernst und Festigkeit für bürgerliche Verhält-

nisse." Mit höchster innerer Betheiligung ging er den wahrhaft unerschöpflichen Schätzen sowohl antiker als mittelaltriger Kunst nach, welche diese Stadt umschließt. Für beide war er gleich empfänglich, und namentlich befähigte ihn sein ebenso zarter und tief religiöser als ästhetisch feingebildeter Sinn, den eigenthümlichen Werth und inneren Reichthum der vorraphaelischen Kunst, die man bisher kaum beachtet hatte, zu erkennen, sich an ihrer Einfalt, Tiefe und Lieblichkeit zu erquicken und zu erbauen. Vor allen anderen Meistern, sagt der Biograph, sprach ihn Fra Angelico da Fiesole an in seiner kindlichen Frömmigkeit und Reinheit, aber ebenso wußte er die andern bis zum Giotto hinauf zu schätzen. Nicht geringer war seine Bewunderung der Herrlichkeit in der ächten Antike und der classischen Kunst der raphaelischen Zeit, deren herrlichste Repräsentanten freilich damals nach Paris entführt waren, sowie der Großartigkeit der Werke Michel Angelo's und der gewaltigen Bauten in Kirchen und Palästen, namentlich der kühnen Schöpfungen Brunelleschi's. „Die Architektur", schreibt er überaus treffend bei Gelegenheit des letzten Besuchs des Doms und der Besteigung seiner Kuppel, „ist die größte unter den Künsten, die das Stolzeste hervorbringt, das Höchste, das der Naturkraft am nächsten sich hebt." Und wahrlich, wenn irgend eine Stadt, so bringt Florenz solche Gedanken und Empfindungen nahe (S. 322).

In Rom empfand Ritter im vollsten Maße, daß er einen Boden betrat, auf welchem nach göttlichem Rathschluß die Weltgeschichte Jahrtausende hindurch ihre Werkstätte aufgeschlagen hatte, wie sonst nirgends, und wo überall die mächtigen Spuren ihrer Wirksamkeit, ihrer Macht, aber auch ihrer Vergänglichkeit zu gleicher Zeit hervortreten. Sehr interessant ist ein Vergleich seiner Briefe mit den vor Kurzem herausgegebenen Briefen von Johann Friedrich Böhmer aus Frankfurt, der fünf Jahre später in Rom sich aufhielt und *dieselben* Eindrücke wie Ritter empfing.

„Heute sind es acht Tage“, schreibt Ritter in seinem ersten Briefe, „daß ich in der heiligen Roma lebe, und noch habe ich mich kaum in ihren weiten Räumen, noch weniger in den vielen Jahrhunderten zurecht gefunden, die in ihr zusammengedrängt sind. Rom umfaßt eine weite Landschaft von Thälern und Hügeln, zwischen denen was Vorzeit, Mittelalter und neue Welt schuf, wuchernd eins auf den Trümmern des anderen sich aufbaut. Dieß sind die ersten Zeilen, die ich niederzuschreiben wage: denn vorher widerstrebten die von allen Seiten eindringenden neuen Gestalten dem ordnenden Verstande sich zu fügen; es widerstrebte sich an einander zu reihen, was im Raume aus allen Zeiten, wie zu einer großen Mosaik, neben einander gestellt ist. Die Entzifferung dieser großen Tafel voll wunderbarer Hieroglyphen ist nur dem Eingeweihten vergönnt, dem der Weltgenius die Schlüssel des Verständnisses darreicht. Ihn will ich mir geneigt zu machen suchen durch die ernste Betrachtung der mich umgebenden Wunder, und durch meine Andacht in den Tempeln, die ihm erbaut sind. Noch habe ich nur erst angeschaut, was die gewaltige Ringmauer in sich faßt, von den uralten Obelisken der ägyptischen Altväter an herab bis zu den lieblichen Werken, welche die jüngste deutsche, nun wieder auflebende Schule aufgestellt hat durch die Kraft und die Liebe einiger raphaelischen Jünglinge. Nur gesehen habe ich die himmelansteigenden Wände des Coliseums und seinen Pfeilerwald und seiner Wölbungen Labyrinth, nur gesehen die Halle Aggrippa's und das blaue Rund in der Rotonde mit überhin schwebendem Gewölk, nur gesehen den Dom von St. Peter, den Vatikan von Meister Bramante, nur einen Blick gethan nach jenen fernen dunkelblauen Höhen von Alba und Tibur! Und ich bedarf der Ruhe, um nicht zu erliegen, um nicht zu schwindeln beim Gedanken an alle die kühnen Schritte, die ich zu diesen höchsten Stufen menschlichen Strebens im Reiche der Kunst und der Schönheit gethan.“

„Erwartet nicht, daß ich Euch eine vollständige Beschreibung mittheile, dazu ist mein Aufenthalt zu kurz, dazu ist diese Stadt zu groß und das Feld zu bunt. Aber den Eindruck, den sie auf mich macht, werde ich weder Euch noch

mir verschweigen können. Schon in diesen ersten Tagen fühle ich, daß ich *hier bald meine Heimath finden*, daß ich hier mein ganzes Leben hindurch in Betrachtung zubringen könnte, so wenig ich auch zu einem bloß contemplirenden Leben geschaffen zu seyn glaube. Dieß ist eben eine der außerordentlichen Erscheinungen in diesem Lande, daß die Seele hier sammt Sinnen und Leib in einem Wohlbehagen schwimmen, in welchem alle Glieder und Sinnes- und Geistesbewegungen ein ungehinderteres Spiel zu haben scheinen. Ohne daß man sich weiter um Großes bemüht, fließen von außen die gefälligsten Formen in nie versiegendem Strome herzu, und ohne daß man mit besonders hohem Geiste begabt ist, entwickeln sich in diesem neuen Elemente, das uns umgibt, Gefühle die zu Ideen erheben. Wie im erfrischenden Bade der Körper, wenn alle Glieder von beweglicher lauterer Welle bespült, gereizt und in freies lebendiges Spiel gesetzt werden, ein unbeschreibliches Wohlbehagen empfindet, so auch hier die Seele, auf welche zugleich das Leben der Natur und der Menschen, der Himmel und die reizende Erde, die Kunstwerke in Formen, Farben und Tönen der Vorwelt und Mitwelt in voller Harmonie einwirken. Sie wird von diesem wunderbaren Einklange gerührt und gehoben und so entwickelt, humanisirt, gefördert. Es kann nicht fehlen, Rom wird dadurch für jede Zeit die hohe Schule der gebildeten Welt bleiben: denn hier redet die Wissenschaft, die Kunst, die Geschichte, die Natur ohne die Zusätze der Dolmetscher unmittelbar zum Geist, der ahnend diesen Bildern des Menschengeschlechts entgegenhorcht, entgegenschaut. Hier ist alles Leben und Weben der seit Jahrtausenden abgerollten Menschengeschichte; statt der geschriebenen Nachrichten haben sich überall die Thaten selbst eingegraben in Erz und Marmor, und wo eine Begebenheit auch ausgelöscht ist aus der Reihe der Dinge, da ist dennoch der Schutthügel der über sie hinstürzenden jüngeren, nun auch veralteten, stehen geblieben. Aus diesen hat nun wieder ein neues Leben getrieben, oder Moos und Blumen decken mit friedlichem Teppich das Andenken auch dieses Jahrhunderts zu und bezeichnen so auf rührende Weise *den Sieg* der Natur über Menschenwerk."

„In der immer tieferen Erkenntniß unseres eigenen Wesens liegt doch wohl die höchste Sehnsucht, die den sinnenden Menschen während seines kurzen Erdenlebens ergreifen mag: räthselhaft bleibt ihm sein Daseyn immer, und je tiefer er einzudringen vermag, desto räthselhafter dehnt es sich ihm bis zu den weitesten Grenzen aus. Diese Erweiterung der Grenzen seines Wesens möchte wohl sonst nirgends, etwa eine Weltreise um die Erdkugel ausgenommen, so sicher sich der Seele darthun als gerade in dieser einzigen Weltstadt, die mit Recht so genannt werden mag, weil sich in ihrer Mitte das höhere Leben der gebildeten Menschheit wahrhaft concentrirt zu haben scheint. Mag es andere geben, in denen mehr Prunk und Macht, mehr an Masse und Zahl aufgespeichert liegt, hier ist das Höchste, was der Geist erdacht, was die Kunst vollführt, was die Sinne und die Herzen der Menschen bewegt hat, in tausendfachen Formen zu einem aufgeschlagenen Buche für kommende Jahrhunderte, für das nachfolgende Menschengeschlecht vereinigt“ (S. 327).

Rom befand sich damals in einer traurigen Lage. Der Papst war in die Gefangenschaft fortgeschleppt und die Franzosen führten dort ihre wenig beliebte Herrschaft, unter der sich „übrigens das eigenthümliche italienische Leben und Wesen unbehindert bewegte.“ Eine Anzahl der herrlichsten Kunstwerke waren gleichfalls weggeführt, um das Musée impérial in Paris zu schmücken: indeß „der Reichthum Roms an Kunstschätzen ist so groß, daß das Zurückgebliebene immer noch einen unerschöpflichen Stoff der Betrachtung darbot.“ In Folge der damaligen Zustände war die Zahl der Fremden im Ganzen sehr mäßig, namentlich fehlten die Engländer, was Ritter für einen offenbaren Gewinn erklärte. Ein viel größerer und in der That unschätzbarer Gewinn für ihn war es, daß er „die Künstler, denen die bildende Kunst vor allen Andern ihre Wiedergeburt in neuerer Zeit verdankt, Thorwaldsen, Overbeck und Cornelius“ dort antraf, und zwar in der ganzen Frische ihrer sich entfaltenden schöpferischen Kraft. Thorwaldsen hatte allerdings mehrere seiner bedeutendsten Werke

bereits geschaffen, Overbeck war mit Ausführung seines Einzugs Christi beschäftigt, Cornelius mit seinen Zeichnungen zum Nibelungenlied und zum Faust. Mit ihnen allen knüpfte Ritter nähere Beziehungen an. Auch mit Zacharias Werner der in Rom lebte, trat er in vielfachen und nahen Verkehr, und dieser originelle und begabte Mann bildete, ungeachtet er in seinem Wesen mit Ritter wenig harmonirte, ein eigenthümliches und anregendes Element in dem kleinen Kreise, in welchem dieser mit seinem Zögling ein ruhiges, von den gewaltigen Kriegsbegebenheiten des Nordens unberührtes ideales Leben genoß.

III.

Nach dem Wunsche der Frau Hollweg ging Ritter im Sommer 1813 nach Göttingen, um dort die juristischen Studien seines Zöglings zu überwachen. Er blieb dort, längere Unterbrechungen abgerechnet, volle sechs Jahre, die für seinen späteren Lebensgang und seine wissenschaftlichen Arbeiten entscheidend wurden. In diesen Jahren stiller Studien sammelten sich in ihm alle von den verschiedensten Seiten empfangenen Eindrücke und Anregungen, alle gemachten Beobachtungen, Forschungen und Arbeiten, alle erworbenen Kenntnisse zu einem sichern und reichen Schatze, aus welchem dann in ununterbrochener Folge und unerschöpftem Reichthum die lange Reihe seiner Werke hervorgehen sollte.

„Die Ursache", schrieb er einmal seinem Bruder, „warum ich gerade hier in Göttingen bleibe, an dem Orte, wo ich am allerwenigsten unter allen die ich kenne, mein Leben zubringen möchte, ist die Stille, die Muße und die Bibliothek, die ich hier finde, um meine geographische Arbeit (die „Erdkunde"), der ich nun einmal mehrere Jahre gewidmet habe, endlich zu vollenden und dann in einen andern Wirkungskreis zu treten. Das empfinde ich zu lebhaft, daß ich diese *Arbeit* erst zu Ende bringen muß; die Idee, die ich darin

durchzuführen begonnen habe, läßt mir keine Ruhe, treibt mich viel zu sehr Nacht und Tag, als daß ich sie noch lange bei mir beherbergen könnte. Ich habe Dir schon früher davon gesprochen; ich habe, seitdem ich bei Dir in Berlin war, Tag und Nacht daran gearbeitet. Ich hoffe, bei der Liebe die ich für die Arbeit habe, bei der Reihe von Jahren (wohl acht Jahre) die sie mich schon beschäftigt hat, obwohl nicht ausschließend, und bei den einzigen Hülfsmitteln die mir hier zu Gebote stehen, etwas Vorzügliches, d. h. etwas recht Zweckmäßiges und Nützliches dadurch zu leisten, wenn auch meine Kräfte nicht die brillanten sind, welche bis in die größte Tiefe der Verhältnisse einzudringen vermögen. Auch glaube ich, daß die Arbeit ziemlich allgemein interessiren wird, wenn sie in sich nur gut ist, da sie einen überreichen Stoff auf eine ganz neue Art und in ihrer Art erschöpfend darzustellen bemüht ist. Ja, wenn sie wirklich so ausfällt, wie ich es mir vorgenommen habe, daß sie werden soll, so muß sie der ganzen Behandlungsart der geographischen und mancher Zweige der historischen und naturhistorischen Wissenschaften eine ganz neue fruchtbare Gestalt geben, für den Gelehrten, wie für den Schulunterricht. — Genug, genug, wirst Du mir zurufen, des Selbstlobes! Ach nein, dieß soll Dir nur mein Bestreben andeuten, das bei dieser Arbeit in mir lebendig ist, dessen Ziel aber meine geringen Kräfte in der Vollkommenheit nicht erreichen werden. Aber nur in dem Zweck, den ich dabei vor Augen gehabt habe, glaube ich, liegt der Grund, daß ich, ohne die Arbeit zu loben, mit Recht glaube sagen zu können, daß sie besser werden muß als alles Bisherige: nämlich dieser Zweck dabei war mir nicht, die größte Menge von Materialien und die unendliche Mannigfaltigkeit und den überschwenglichen Reichthum dieses Fachs zu sammeln und zu ordnen, sondern die allgemeinen Gesetze, welche aller dieser Mannigfaltigkeit zu Grunde liegen, aufzusuchen, in jeder einzelnen Thatsache nachzuweisen, und so auf dem rein historischen Wege die

große Einheit und Harmonie in der scheinbaren Vielheit und Willkür auf der Oberfläche unseres Erdballs und in seinen Verhältnissen zu Natur= und Menschenwelt nachzuweisen. Hierdurch entsteht nun eine allgemeine physikalische Geographie, in welcher alle die Gesetze und Bedingungen vorkommen, unter deren Einfluß sich die große Mannigfaltigkeit der Dinge und der Völker und der Menschen auf der Erde erzeugt, verwandelt, verbreitet, fortbildet" (S. 350).

Im Frühjahr 1816 war er mit seiner angestrengten Arbeit so weit vorgerückt, daß er, um einen Verleger für seine „Erdkunde" zu suchen, nach Berlin reiste. Das Werk, welches Georg Reimer in Verlag nahm, war anfangs nur auf vier starke Bände berechnet, bekanntlich ist es mit neunzehn Bänden nicht einmal zum Abschluß gekommen, so sehr wuchs dem Verfasser der Stoff unter den Händen. Der Aufenthalt in Berlin war ihm trotz aller Anregungen die er dort empfing, und trotz aller Kunstgenüsse, doch wenig zusagend. „Es ist wenig Wärme hier", schreibt er an seine Schwester, „bei sehr viel Cultur und kalter Gutmüthigkeit, die mit Jedem es gleich gut meint, Alle aufnimmt, an Alle sich anschließt und darum nirgends recht tief eindringt" (S. 362).

Nach seiner Rückkehr nach Göttingen wurden ihm in den nächsten Jahren verschiedene Stellen angetragen, unter andern die glänzende Stelle eines Erziehers der Prinzessin von Weimar, der jetzigen deutschen Kaiserin, und der Prinzessin Karl von Preußen. Er knüpfte anfangs darüber Verhandlungen an, lehnte aber schließlich diese Stelle, ungeachtet der dringendsten Einladungen ab aus Abneigung gegen das Hofleben und aus „wissenschaftlichem Pflichtgefühl", welches ihn antrieb, Kraft und Zeit vornehmlich seinem geographischen Werke zu widmen. Der Brief worin er beim Beginn der Verhandlungen der Großherzogin seine pädagogischen Ansichten darlegte, ist wirklich ein Prachtstück und

wir freuen uns, daß der Biograph ihn Bd. I. S. 366—372 unverkürzt mitgetheilt hat.

„Wir Menschen", heißt es darin unter Anderm, „können mit aller Wissenschaft und Kunst den Kindern nichts Höheres einpflanzen, was sie nicht schon hätten; sie haben Alles, denn sie kommen aus Gottes Hand. Wir sollen und können nur das was der Himmel mit auf die Erde gab, schützen, pflegen, entwickeln, erwecken. Jene Unschuld und Reinheit, welche die wahre Schönheit der Kinderseele einschließt, sollen vor Allem die Mündigen den Unmündigen bewahren. Denn aus ihrer unerschöpflichen Tiefe gehen Wahrheit, Güte, Liebe, Glaube, Hoffnung, Thatkraft, Würde, Bildung und alle schönen und trostreichen weiblichen Tugenden, wie aus einer und derselben Quelle hervor. Durch die Kraft dieser Tugenden allein und nicht durch Wissenschaft und Kunst, die nur das Leben verschönern, aber nicht den Seelenadel verleihen, wird der Mensch die Wonne, der Segen seiner Mitwelt, dadurch selbst froh und glücklich und die Seele auch in jeder Lage des Lebens befriedigt."

„Die erste Pflicht wahrer Erziehung ist daher, aller Willkür unter jedweder Gestalt zu wehren, welche die Kinder-Seele zu verletzen wagt, oder das schuldlose schöne Aufblühen der Knospe stören, hemmen, übertreiben wollte. Willkür ist jedes Machtwort, jeder Menschenwille, der die Natur meistert und Geist und Herz in Schranken legt; sie findet den Schatz nicht, der in jeder Kinderseele ruht, der nur durch Demuth und Hingebung in Gottes Willen gehoben werden kann. Aber der Schaden, den die Willkür anrichtet, ist in der Folge durch kein Bemühen, durch keinen Unterricht, auch den besten, und durch den reinsten Willen nicht wieder gut zu machen. Wie es die allgemeine Aufgabe der Menschen ist, über die Unschuld der Kinder und ihrer Umgebungen, über die Reinheit und Wahrhaftigkeit ihrer Entwicklung zu wachen, so ist es insbesondere die des Erziehers den Unmündigen wie ein Schutzengel gegen das Uebel zur Seite zu stehen. Dieß ist sein erster Beruf."

„Um ihn erfüllen zu können, um in der schwierigsten

aller Lagen, die es für Erziehung geben kann, an einem glänzenden Hofe, wo so leicht der Schein die Wahrheit in Schatten stellt, sichern Weges zu gehen und seine Zöglinge glücklich zu leiten, muß seine innere und äußere Stellung ihm eine durchdringende Kraft und Freiheit sichern: die innere durch die Stütze der Fürstin Mutter, von der alles Gute ausgehen soll, die äußere durch die *Unabhängigkeit vom Hofe* und der *andersgesinnten Welt*"... „Um jeder nachtheiligen Einwirkung mit Nachdruck und Erfolg zu begegnen, muß der sinnvolle Erzieher außer dem geräuschvollen, zerstreuenden, zeitraubenden Kreise des Hoflebens stehen und bestehen. Er muß in der Stille und dem Frieden seines bürgerlichen Hauses, seiner Studien, seiner Familie auf seine Weise sich erholen und zu seinem Berufe sich stärken können. Da muß er am eigenen Herde den offenen Sinn und die heitere Geistes- und Gemüthsstimmung bewahren und verjüngen können, die ihm zur Einwirkung auf kindliche Seelen unentbehrlich sind. Da muß ihm, dem Privatmanne, auch überlassen seyn, wo möglich auf einen jugendlichen Kreis der würdigern Gespielinen und Gefährtinen seiner fürstlichen Zöglinge einwirken zu können, weil ihm die mittelbare Bildung seiner Pflegbefohlenen durch den Umgang im Leben eben so nahe am Herzen liegen wird, als die unmittelbare durch Lehre und Unterricht"... „Aus der Einfalt des Herzens, aus dem frommen reinen Sinne, der immer auf das Wahre, Gute, Schöne gerichtet wird, welcher in der Religion zum Bewußtseyn, zur Erkenntniß wird und überall in Kunst und Wissenschaft und Leben sich zeigen soll, tritt auch jedes wahre Wissen, Können, Thun hervor. Durch ihn wird jeder Schmuck, der bei Menschen glänzt und gilt, erst zu einem gediegenen Kleinod für die Seele im zeitlichen und ewigen Leben. In ihm liegt der Maßstab für die ganze Leitung des Unterrichts, der ohne die Erkenntniß durch das Christenthum in keiner innigen Verbindung stehen würde. Aller Unterricht soll übrigens sich ernst, anmuthig, erweckend an die ganz eigenthümliche Natur des Kindes oder an seine Individualität anschließen, und durch keinen conventionellen Maßstab des Herkommens, des Zeitgeistes, der Systeme des herrschenden Geschmacks bedingt wer-

den. Dadurch würde der Mensch nur abgerichtet und ginge sich selbst verloren" ...

Unter die vielen an ihn gerichteten Anträge gehörte auch der der Geschichtsprofessur am Gymnasium zu Frankfurt a. M., und diese Stelle nahm er im J. 1819 an und verheirathete sich dort mit einer Tochter des Medizinalrathes Kramer aus Halberstadt. „Mein häusliches Glück", schreibt er, „stärkt und kräftigt mich in meinen vier Wänden, die ich selten verlasse; wir leben daheim glücklicher als Prinz und Prinzessin, und uns kümmert die große Welt nicht. Nur einige wenige Gute sind uns näher getreten. Meine angestrengte Berufsthätigkeit hat mich von allen Einladungen und frühern Verbindungen ziemlich abgeschnitten. Kaum bleibt mir so viel Zeit übrig, daß ich jeden Morgen gehörig vorbereitet an mein Geschäft gehen kann. Um 8 Uhr fangen meine Stunden im Gymnasium an. Ich gebe sie jetzt mit großer Freudigkeit; nicht alle Bemühung ist fruchtlos, aber doch ist der Erfolg meinen Wünschen nicht entsprechend, weil ich meine Thätigkeit nicht bloß auf das Wissen und auf die abgemessene Stunde beschränkt wissen möchte. Zu durchgreifenden Mitteln und Erwärmung des ganzen lebendigen Menschen haben die verkrüppelten Gymnasialanstalten alle Wege verrannt und alle Barrièren gezogen. Von oben herab mangelt Einsicht und Weisheit... Indeß machen mir meine Berufsarbeiten an sich die größte Freude: denn sie führen mich in das Detail der ältern deutschen Geschichte ein, für die ich lebe und webe."

Auch noch eine andere Thätigkeit eröffnete sich ihm, er wurde — Censor der freien Stadt! „Während ich hier", heißt es in einem Briefe, „in meiner eigenen Welt lebe und webe, theils mit meiner Frau, theils in meiner Schule, theils mit meiner „Vorhalle", da kommt mir von außen her die Politik in die Quer, und Bürgermeister und Rath der

freien Stadt Frankfurt bringen so lange in mich, bis ich ihnen willfahre und die odiöse Arbeit eines Censors des kleinen Freistaats übernehme, zum Geschrei aller frei schreienden, oft sehr beengt handelnden Männer und zum Kummer einiger Idealmenschen, die mich nun für verloren geben. Ich habe die Sache als ein provisorisches Amt übernommen, weil die Herrn des Raths behaupteten, sie hätten ausschließend zu mir das größte Vertrauen, daß ich es im rechten Sinne verwalten würde. Nur darum habe ich mich ihm unterzogen, weil mir die redlichste Gesinnung der Bürgermeister dabei bewußt war, weil ich die Nothwendigkeit der Censur in dem gegenwärtigen Augenblick für Frankfurt anerkenne, und weil — drittens nach meiner Ueberzeugung es jetzt ein großes Glück ist, wenn die Hunderte von politischen Querköpfen einmal einige Zeit schweigen lernen, um desto mehr Zeit zum Denken und zum Thun und Handeln zu finden, jeder an seiner Stelle, was bei diesen politischen Saalbadern meist ganz außer Gewohnheit zu kommen scheint. Ueberzeugt, daß gegenwärtig die babylonische Sprachverwirrung einen sehr hohen Grad erreicht hat, hielt ich es für meine Schuldigkeit, nicht zurückzutreten von einem öffentlichen Posten, den mir das Vertrauen der Obern übertrug, den ich selbst durch mehrmalige Ablehnung nicht zurückweisen konnte. Ich sagte dem würdigen Bürgermeister Metzler, ich gäbe mich durchaus nicht mit Politicis ab, und in der That bis dahin habe ich nicht einmal eine einzige Zeitung gelesen. Gerade das sei ihm besonders erwünscht, war seine Antwort. Er kam endlich selbst zu mir in's Haus, um zuletzt meine Zusage mitzunehmen."

Ritter sprach übrigens gleich von Anfang seinen Wunsch und seine Hoffnung dahin aus, daß diese „Zeitangelegenheit" nur eine provisorische und vorübergehende seyn möge, „und den Bösen, aber nicht den Schwachen und den Guten zum Nachtheil gereiche, zumal da nach meiner Ansicht alle hemmenden Mittel das Fehlerhafte weniger hindern, als die

Förderung und Unterstützung des Guten selbst, welche ohne Weiteres dem Schlimmen den Weg versperrt" (S. 451).

Doch sein Aufenthalt in der schönen Mainstadt war nicht von langer Dauer; seine Wünsche für eine Reform des Unterrichtswesens wurden nicht erhört und die vielen Besuche, welche die Lage Frankfurts mit sich brachte, raubten dem an ruhige Arbeit Gewöhnten gar zu viele Zeit. „Frankfurt ist wirklich", schreibt er an seinen Bruder, „wie ein alter Antiquarius sagt, die Kreuz-, Post- und Querstraße von Europa und Mercurii beliebter Transito-Mittelpunkt. Zur Meßzeit kann sich ein hier Wohnender daher kaum vor all dem Andrang retten, und bei einer so zeitbeschränkten Lage, wie die meinige war, würde ich dadurch auf die Länge wirklich ganz unglücklich geworden seyn."

Im Vergleich zu Frankfurt erschien ihm Berlin noch als eine ruhige Stadt und er nahm dort mit einem viel geringeren Gehalt als er in Frankfurt besaß, im J. 1820 eine Lehrerstelle an der Kriegsschule und Universität an und siedelte im September nach dem Norden über.

Freilich war damals das Berliner Leben, wie Kramer es uns im ersten Capitel des zweiten Bandes schildert, in Vergleich zu den jetzigen Verhältnissen der Reichsmetropole noch sehr einfach und schlicht. Hatte doch die Hauptstadt kaum ein Viertel der gegenwärtigen Bevölkerung. Es war gewissermaßen ein Ereigniß für Berlin, als in den 20ger Jahren eine Spiegelscheibe von sehr mäßiger Größe, ein Geschenk des Kaisers von Rußland, wie es hieß, in einem Fenster des königlichen Palais erschien: in der ganzen Stadt gab es keine zweite! Weite Strecken außerhalb und innerhalb der Stadt, die jetzt mit langgedehnten stattlichen Straßen bedeckt oder in Gartenanlagen umgewandelt sind, waren theils öde, mit tiefem grauem Sande bedeckte Plätze, theils weit ausgedehnte, wenig angebaute Gärten oder Felder. Die immerhin schon damals nicht unbedeutende industrielle und commercielle Thätigkeit, das ganze damit verbundene Leben und Treiben der Stadt

hielt sich doch in verhältnißmäßig sehr bescheidenen Grenzen. Dieser äußeren Erscheinung der Stadt entsprach im Allgemeinen der Charakter des Lebens der Bevölkerung. Ueberall herrschte darin nach dem Vorbilde des königlichen Hofes eine große Einfachheit, welche gegen die Forderungen des heutigen Geschlechtes geradezu als Aermlichkeit erscheinen würde. Die Folgen der schweren Zeiten der französischen Occupation und der Freiheitskriege ließen sich noch überall durchfühlen. Andererseits war Berlin damals in viel höherem Grade wie jetzt der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Preußen. Die Universität zählte Männer wie Savigny, Schleiermacher, Neander, Hegel, Böckh. Und neben ihnen standen als nicht weniger bedeutende Repräsentanten der Künste Schinkel und Rauch und, wenn auch weniger hervorragend, doch in vieler Beziehung eigenthümlich belebend und anregend Zelter und Schadow. Der Sinn der Jugend, noch nicht durch die unzähligen, täglich wechselnden und oft frivolen Interessen des Tages in Anspruch genommen und zerstreut, kam den von diesen Männern ausgehenden Bestrebungen und Anregungen auf das bereitwilligste entgegen. Wie ganz anders lauten die Nachrichten über den Studieneifer der deutschen Jugend jener Zeit, als die welche man gegenwärtig fast an allen Universitäten zu hören bekommt! Gilt es nicht von all' diesen Anstalten, was Prof. Dr. v. Hofmann in Erlangen kürzlich in seiner Prorectoratsrede als Resultat langer Erfahrungen aussprach: der größere Theil der Studirenden bereite sich nicht einmal mehr auf seinen Fachberuf genügend vor, wie solle er befähigt werden, den allgemeinen Beruf zu erfüllen Führer des Volks im öffentlichen Leben zu sein! Vielfältig sei das womit der Studirende gegenwärtig die kostbarste Zeit seines Lebens verbringe, dem Nichts gleich, ja noch weniger als Nichts. Das Wort Göthe's: „Saure Wochen, frohe Feste", verkehrten die Studirenden dahin, daß sie sich nur ihre Feste sauer werden ließen! Selbst Professor *von* Treitschke, der sonst nicht Worte genug finden kann, um

seinen Jubel über „die neue Zeit“ in Deutschland auszudrücken, sah sich im letzten Reichstag zu dem Geständniß genöthigt: alles gründliche Wissen werde dermalen an den Universitäten durch Zeitungsphrasen ersetzt, und die Religion durch das Einmaleins!

Ritter hatte in Berlin stets überaus gefüllte Collegien. Vor allen wurden die Vorlesungen über die allgemeine Erdkunde und namentlich die kleinern, die sogenannten Publika, über Palästina, Griechenland und Italien zahlreich besucht. Die Zahl der Zuhörer in denselben betrug nicht selten 3 bis 400. Und diese ihm namentlich wichtige und erwünschte Seite seiner amtlichen Wirksamkeit setzte er bis zu seinem Lebensende fort, obwohl er es in den letzten Jahren bei seinem so weit fortgeschrittenen Alter nur mit großer Anstrengung vermochte. Auch verloren (was in der Geschichte der Universitäten eine seltene Erscheinung ist), seine Vorlesungen bis zuletzt in keiner Weise ihre anziehende Kraft. Um sich klar zu machen, wie groß der Einfluß war, den er auf die Bildung der preußischen Armee ausübte, braucht man nur auf seine eifrigen Zuhörer Roon und Moltke zu verweisen, die es oft genug anerkannt haben, wie viel sie für das was sie geworden sind und praktisch geleistet haben, dem verehrten Lehrer verdanken.

Der Hauptwerth des zweiten Bandes liegt, wie schon Eingangs bemerkt, in den darin abgedruckten anmuthigen und lehrreichen Reisebriefen aus Frankreich, Oesterreich, Griechenland, England, Italien u. s. w. Ritter machte alle diese Reisen im Interesse der Wissenschaft, und mit seiner Wissenschaft wollte er nur der Ehre Gottes dienen. „Wir sind beide in Gottes Hand“, schrieb er einmal seiner Frau aus Triest, „dessen Herrlichkeit sich weit über Land und Meer ausbreitet und an allen Enden der Welt ist! Nur von seiner Barmherzigkeit und Liebe, mit der er diese Welt trägt, wird diese Herrlichkeit noch überstrahlt; denn sie sichert in jedem Augenblick Leib und Seele vor jedem Unfall, der sie

ohne das stündlich treffen könnte, daheim wie in der Ferne, wo ja auch nur Daheim ist wie dort. Und kein Haar fällt vom Haupte, kein Sperling vom Dache ohne seinen Willen; wie sollte der Mensch in seinem Berufe, sich nicht Ihm ganz hingeben, ohne den das Ganze des Weltbaues längst zerstoben, jede einzelne Creatur längst in sich zerfallen wäre. Diese Sicherheit, mit der Ueberzeugung, daß mein Beruf und meine Stellung mir Pflichten auferlegen, nicht bloß auf das bequemlichste, wie mir dieß in meiner glücklichen häuslichen Lage mit Gottes Hülfe so reichlich zu Theil geworden, die höhere Wahrheit in meiner Wissenschaft zum ewigen Ruhm und Preise des Herrn zu verkünden, sondern sie auch noch da, wo sie mehr im Verborgenen liegt und für die Geschichte der Menschheit von größter Wichtigkeit mir erscheint, so weit meine geringen Kräfte und Mittel reichen, wenigstens theilweise von meinem beschränkten Standpunkte aus zu erforschen, oder hie und da an das Licht zu ziehen: dieß gibt mir das volle Vertrauen zu meinem Unternehmen, dem ich nun mit Gottes Beistand entgegen gehe" (Bd. 2, S. 211).

„Ich habe das größte Glück gehabt", heißt es ein andermal am Schluß einer Reise, „meine Zeit auf das beste auszubeuten, und ich kann wohl von Glück sagen: denn ich selbst habe es nicht so arrangiren können, das hat der liebe, barmherzige, gnadenreiche Gott gethan, dessen Schutz und Gegenwart wohl Niemand mehr fühlt und bedarf, als der Wanderer in jedem Augenblicke seiner Pilgerfahrt. Wie habe ich seine Liebe und Gnade so recht erfahren auf meinen mancherlei Wegen; es war mir als wenn die Schutzengel selbst von Ihm ausgesandt wären, die Gefahren die mir drohten, links und rechts abzuwenden, und alles, was mir hätte zum Verderben gereichen können, in Segen umzuwandeln. Rings um mich her tobende Unwetter, die alle Wege zerstörten, die Ströme schwellten, Gletscher, Berge, Brücken stürzten und niederrissen, vielen Menschen das Leben kosteten; ich mitten hindurch getragen von Gottes Hand, ohne daß ein

Härchen mir gekrümmt wäre. Und doch habe ich viele hohe Alpenpässe überklettert, bin manchen Fels herabgestiegen; noch vor einigen Tagen, als ich das Stilfser Joch, das höchste von allen überstieg, ließ ich meinen Wagen halten an einer der wildesten und furchtbarsten Stellen, weil ich die merkwürdige Partie des Orteles-Gletscher zeichnen wollte. Während der Zeichnung poltert mit wildem Getöse keine 200 Schritt von mir eine Felsmasse hinab, und die Trümmer mit wilder Gewalt springen über die Prachtstraße und schlagen die stärksten Geländerpfosten mitten entzwei und poltern von da dem unabsehbaren Abgrunde zu. Hätten wir nicht eben da stille gehalten, so wäre die Zerschmetterung in den Abgrund unser Loos gewesen. Das sind Fingerzeige von Gottes Allmacht und Gnade die, in wilder Einsamkeit erfahren, die Gegenwart seiner Herrlichkeit und seiner schützenden Engelschaaren von selbst verkündigen und unauslöschlichen Eindruck in die tiefste Seele prägen. Dort der Tod, hier die Errettung, im Angesicht der erhabensten Natur, wo schon die Pflanzenwelt aufhört, wo nur der kühne Mensch hinaufsteigt, wo nur ewige Gletscher und Schneefelder hausen, kaum der Adler noch seine Schwingen zu gebrauchen vermag. Und hier bahnt der Handel seine Kunststraßen, die ein Erbeben der Erde zu verschütten vermag. Wie viele halbmorsche Brücken und Stege habe ich passiren müssen, an wie vielen Abgründen bin ich hingefahren, wo ein Fehltritt der Rosse Verderben gebracht hätte. Auch die Thiere werden durch eine höhere Hand geleitet, wie das leblose Gestein, der Strom, die Lawine" (208—209).

Aus seinen Briefen aus Frankreich heben wir folgende interessante und charakteristische Stellen hervor.

„Monsieur Guignand, der Uebersetzer von Kreuzers Symbolik", schreibt er im J. 1845 aus Paris, „der an der Sorbonne die Professur der Geographie als Nachfolger von Barbié du Bocage u. a. hat, nahm mich besonders in Affektion; ich wohnte mehreren seiner Vorlesungen bei, um mich zu über-

zeugen, daß er ein sehr gelehrter Mann ist, aber von Geographie sehr wenig versteht. Dennoch wurde er bei jedem Auftreten auf seinem Katheder vorläufig von seinen Zuhörern beklatscht, und derselbe Applaus wurde ihm nach gehaltenen allerdings geistreichen Declamationen zu Theil. Er vertraute mir, daß er sich mit einer Bearbeitung meines Asiens für die Franzosen beschäftige — ohe! das wird was Schönes werden, so schlecht nicht ganz wie mein Afrique, aber doch nicht viel besser! Meine zehn dicken Bände erregten überall Admiration (!), ich fand sie in der Bibliothèque royale, in der Bibliothèque de l'Institut, in der Bibliothèque du Dépôt de la guerre, in der Bibliothek bei dem Comte de Laborde und an andern Orten, aber überall noch verklebt und ungelesen, denn überall sprach man davon wie der Blinde von der Farbe. Nur sehr Wenige lesen deutsch, selbst mein Freund Jomard nicht, obwohl er fortwährend in deutschen Büchern blättert. Nur Admiral Dupperey, der Weltumsegler, hatte sie studirt". . .

„Es bestehen sehr viele Privatvereine in Paris für alle möglichen politischen, moralischen, pädagogischen, literarischen allgemein nützlichen u. s. w. Zwecke — einer auch oder vielmehr viele für die arbeitenden Classen (les ouvriers), um unter diesen den Gesang auszubreiten und durch diesen gewisse allgemeine Ideen und Gefühle einzutrichtern, die auf anderem Wege dem Volke viel schwerer beizubringen seyn würden. Dazu bestehen freie Singschulen, in denen alle untern Volksclassen Zutritt haben. Solchen Singvereinen der Pariser ouvriers (mit von Natur mehr kreischenden und trocknen, als melodischen Stimmorganen) in der Halle aux draps wohnte ich an ein paar Abenden bei. Damit sind auch große Volksschulen für Kinder verbunden, Mädchen und Knaben, auf Kosten von Privaten in großartigstem Styl betrieben, in denen man sich freut, die Resultate der Pestalozzischen Methode, des Bell-Lancaster'schen gegenseitigen Unterrichts, des Moniteurwesens, der Takt-, Rythmus- und Singlehren vereint angewendet zu finden. Aber alles dergleichen muß in Paris seine großen theatralischen Exhibitions haben; eine solche war am Sonntag 25. Mai im Stadthaus von Paris, wo einige *tausend* Zuhörer, versammelt, die Reden des Präsidenten, der

Beamten u. s. w. mit dazwischen fallenden Singchören der über tausend versammelten Schüler und Schülerinen anzuhören, sich klatschend vereinten, und dadurch den Enthusiasmus der singenden Jugend auf das Höchste stachelten. Auch die Redner überboten sich fast in ihren Extravaganzen und Gesten, um den patriotischen und liberalen Ideen, die sie für das Beste des heranwachsenden Geschlechts ausgossen, den größten Nachdruck zu geben, und gewiß auch noch viele der Anwesenden zu Beisteuern reizten. Die Aufgabe ihres Vereins concentrirte Mons. Malo in die drei Worte: généraliser, moraliser, nationaliser. Von Religion war nur insofern die Rede, als die wildesten und schärfsten Ausfälle gegen die Convents und den Clergé dabei vorkamen, so daß einer der feurigen Anhänger dieser Partei, der an eine Säule der Halle gelehnt mir gegenüber, wo ich ihn sehen konnte, voll Ingrimm diesen Expektorationen der Gegner zugehört hatte -- endlich laut in die Worte ausbrach „ce n'est pas vrai!", und es sofort für gerathen hielt, sich sogleich der glänzenden patriotischen, liberalen Versammlung zu entziehen, die sich in ihrem Fortgang nicht irren ließ, und das Fest mit Ausführung vierchöriger Chants guerriers (nicht die Marseillaise, aber doch ihr an Inhalt sehr verwandte Gesänge in Beziehung auf die entreprises étrangères der Engländer, Deutschen und anderer Feinde) beschloß, die mit hinreißender Begeisterung gesungen, und vom Publikum durch steten Zuruf von: bis, bis gefordert, oft genug wiederholt wurden. Das Anziehendste war die Verherrlichung und Anerkennung des elementaren Schullehrerstandes und die Vertheilung von Preisen und Ehrenmedaillen an die verdientesten Männer dieser Art in den Schulen von Paris, und ihre Aufzählung und Publikation in allen Departements von ganz Frankreich. Des lieben Gottes wurde indeß bei dieser ganzen Fête weder mit einem Gebet noch einer Hymne oder sonst gedacht, sondern Alles rein und allein den vortrefflichen französischen Menschen zugeschrieben, sowie keine Hindeutung auf die Begründer des verbesserten Volksschulwesens zu bemerken war, sondern Alles nur im Schooße der grande Nation sich entwickelt zu haben schien, obwohl Mons. Jomard

selbst in der einleitenden Rede dem Auslande im Allgemeinen das Recht des Vorganges zugestanden hatte" (S. 328).

Nachdem Ritter in einer öffentlichen Sitzung der Akademie eine Lobrede Mignets auf den Historiker Sismondi gehört hatte, schrieb er: „Da ich Sismondi in Genf zu meiner Zeit ziemlich genau kannte, so konnte ich wohl das überall übertriebene Lob beurtheilen und einsehen, daß es hier mehr auf Effekt für die Damen und Herrn, als auf Wahrheit und Belehrung für Historie abgesehen war. Dieß ist die große schwache Seite der ganzen Nation, bei vielem so Vortrefflichen, sich im fein gewebten Netz der Eitelkeit gegenseitig zu schmeicheln und zu fangen, und in der Conversation oder Rede jeder Art auf das gespannteste zu exaltiren und zu enthusiasmiren, was immer aus dem rechten Geleis herausführt, und selbst die nobelste Richtung zur Carrikatur herabwürdigt — so hier, so in der Deputirtenkammer auf der Tribüne, so auf der Bühne im Theater, so in allen öffentlichen Séances 2c. Da wo die Versammlungen klein sind, oder nur Wenige beisammen, und keine Rhetorik am Platz seyn würde, da ist man einfach, ernst, wahr und sehr oft geistreich, voll Eleganz und von großer Gewandtheit, die uns fast noch gänzlich im conversatorischen Umgang fehlt." (S. 334).

In Oesterreich fand Ritter auf seinen verschiedenen Reisen für seine Studien überall die größte Förderung, speciell beim Fürsten Metternich, der ihm ein offenes Empfehlungsschreiben für alle österreichischen Staaten an die Behörden mitgab. Die hohen Herren im Kaiserstaat, rühmt Ritter, hätten „eine merkwürdige Artigkeit gegen die Berliner" (S. 200).

Niemand förderte ihn mehr als der Erzherzog Johann, über den er sich mit wahrem Entzücken ausspricht. „Zu dem Liebsten was ich hier gefunden", sagt er z. B. im J. 1834 in einem Briefe aus Graz, „gehören die Professoren am Joanneum, denen mich der Erzherzog Johann selbst empfohlen

hatte, um mir in Allem auf das dienstfertigste entgegen zu kommen. Er ist ein wahrer Schutzengel der Steyermark, ein großer erhabener Charakter, den man hier noch mehr verehren muß, obwohl von Vielem nicht ganz erbaut. Der durch ihn verbreitete Segen ist unverkennbar" (S. 204). Aus der Gesellschaft der Naturforscher in Graz im J. 1843 der er beiwohnte, schrieb er: „Auch Erzherzog Johann, mein Liebling, erschien in seiner Einfalt und Würde, in seiner Milde und Herrlichkeit, in seinem geraden ungeschminkten Vertrauen, mit dem er die Herzen unwiderstehlich an sich reißt. Sein geheimer Kabinetssekretär v. Zallbrückner, der schon früher in Wien mir herzlich zugethan war, stellte mich Sr. Kaiserl. Hoheit vor. Er erinnerte sich sogleich des Gasteiner Zusammenseyns, sagte mir, daß er nun ausgeführt in Bezug auf die Salzburger Thäler, was er damals im Sinne hatte; er bezeugte seine Freude mich hier zu sehen, sprach von den Hoffnungen, die die Versammlung für Steyermark errege, rühmte die Treue seines Volkes, fragte nach unserm Könige und nach Humboldt u. s. w.; wer ihm nahte, wurde elektrisirt, von Buch ebenso, so alle. Am folgenden Morgen traf man ihn schon um 9 Uhr im Joanneum, wo er für jeden seiner Gäste Anordnungen traf, ihnen das Beste zu zeigen; wir sahen Mohs Denkmal. — Nun die erste Eröffnung der Versammlung — Anrede des Erzherzogs: trefflich, meisterhaft — er vereint kaiserliche Würde mit der größten Popularität; seltener Verein, er steht darin einzig da! Seine Rede ist ohne Beredsamkeit hinreißend, ohne allen Schmuck doch schön wie die Antike, ohne poetische Zuthat doch hinreißend und siegend durch die Aechtheit der Gedanken, durch die Einfachheit der Entfaltung, durch die Wahrheit, Tiefe und das Praktische ihres Inhalts, den ein 30jähriges edles Wirken als Menschenfreund, ja als Schutzengel seines Volks, seines Landes besiegelt." — „Ja, ihm hier in den verschiedensten Verhältnissen und Lagen so nahe gekommen zu seyn, die Mittheilung seiner innersten edelsten Gedanken

und Gefühlswelt empfangen zu haben, einen edlen Mann wie ihn, einen kaiserlichen Prinzen, der jedem seiner Unterthanen ein Muster war und ist, und vom Bauer und Eisenschmied an bis zum Geognosten, Staatsmann, Gelehrten und General bewundert und mit Recht bewundert, ja von Vielen gleichsam angebetet wird, wie ein Genius — ihn hier genauer in den mannichfaltigsten Verhältnissen als Fürst, als Gatte, als Landeswohlthäter, als Gelehrten, als Naturfreund, als tiefen Forscher, als geselligen und natürlichen Menschen erkannt zu haben — diese Erfahrung allein schon ist mehr als meine ganze übrige Reise werth, und wird mir eine unschätzbare bleiben. Dieselbe Empfindung theilen alle Naturfreunde, die sich hier versammelten; die vortrefflichsten Reden und Improviso's, die hier von ausgezeichneten Geistern in Wissenschaft und sonst veröffentlicht wurden, sind immer noch von den seinigen übertroffen worden. Er sprach sich bei allen Gelegenheiten als der Patron des Festes, als der Besitzer der Wissenschaften, als der Förderer des Besten, als der Wirth seiner Gäste in seinem Lande, als der treue Unterthan des Kaisers, als der denkende und sittlich erhabene Mann aus, dem das Wohl der Menschheit zunächst am Herzen liegt; er ehrte die Fremden, er hob die Einheimischen, er besiegte ohne Kunstaufwand alle andern um ihn Versammelten durch seine hohe Einfachheit, seine Gesinnung, seine Humanität" (S. 309—311)... „Er wandte sich auch zu mir, fragte mich genau aus, wie ich weiter zu reisen gedächte, und als ich nun meine Route durch Obersteyer nannte, gab er mir die besten Rathschläge, nannte mir genau die Stationen, die Distancen, die schlechten und guten Wege, wie ich es am besten einzurichten und was ich zu sehen habe. So praktisch war der Mann; nun aber sagte er Lebewohl, und endete mit den Worten: „Sagen Sie Ihrem Könige, er möge an mich denken; er weiß, wie sehr ich ihn verehre." So zog er sich zurück, und ich werde nie seinen Abschied vergessen. Er ist mir eine der größten Erschei-

nungen in meinem Leben, deren mich der Allbarmherzige auf meinem Erdengange gewürdigt hat; ja, es gibt schon auf Erden Seelen, die uns den Vorschmack der Engel im Himmel geben" (S. 322).

Bemerkenswerth ist, wie häufig Ritter unter denen die Kenntniß und Interesse für seine wissenschaftlichen Forschungen zeigten, katholische Geistliche nennt, z. B. Pfarrer Wimmer aus Madern, Pfarrer Mayer aus Klagenfurt u. s. w. „Er steht an der Spitze von denen", schreibt er über letzteren, „die sich mit der einheimischen Natur und Geographie beschäftigen; er hat mich mit unbeschreiblicher Herzlichkeit und Güte aufgenommen, und hat Alles aufgeboten, mir dienstfertig zu seyn. Ich habe den ganzen gestrigen Tag mit ihm zubringen müssen, und das ist die Ursache, warum ich erst heute, die Stunde vor meiner Abreise zum Briefschreiben kommen kann; er blieb gestern Abend bis 12 Uhr bei mir und konnte sich nicht losreißen, weil er entzückt war, daß ich sein liebes Kärnthen, sein Vaterland lieb gewonnen hatte, und alle seine Merkwürdigkeiten kennen lernen wollte. Er überhäufte mich mit Nachrichten, und wir machten zusammen gestern eine höchst interessante Excursion nach dem Herzogstuhl, dem alten Verunum, der Karnburg, dem Maria Sal, dem Satfeld und hatten viel lehrreiche Ausbeute" (S. 206).

Ueberhaupt bekam er überall, wo er mit katholischen Welt- und Ordensgeistlichen in einen näheren Verkehr trat, die günstigsten Eindrücke auch von deren wissenschaftlicher Bildung, und hatte so Gelegenheit genug sich die Frage vorzulegen, ob denn die protestantischen Modephrasen über die Unwissenheit des katholischen Klerus in Oesterreich, in der Schweiz, in Italien u. s. w. begründet seien. Wir wollen ihn nur über einen Besuch im Kloster Einsiedeln und im armenischen Kloster San Lazaro in Venedig im J. 1847 sich aussprechen lassen.

„... Den folgenden Morgen fuhren wir über Schindelleggi zu den ersten Berghöhen hinauf nach dem berühmtesten

Kloster der Schweiz, nach Einsiedeln, einem Wallfahrtsort inmitten der Hochalpen, der mich in Staunen setzte. Hier hatten wir es auf die reiche Bibliothek abgesehen und ihren sehr gelehrten und wohlwollenden Vorsteher, den P. Gall Morell, den Subprior und Freund Zieglers und Kellers. Mit aller ausgezeichneten Gefälligkeit erfüllte er alle unsere Wünsche und weit mehr. Denn aus dem Schatz seines Wissen kramte er auch ganz Neues aus, Geographika, wie alte Manuscripte über den Priester Johannes, Briefe von Americus Vespuccius und seinen Zeitgenossen; theilte mir mit, daß sich in der Luzerner Stadtbibliothek ein altes Manuscript von Marco Polo befinde, und das waren mir nebst anderen Dingen eben schon erwünschte Daten, die ich suchte. Die Mönche des Klosters gehören den Benediktinern, den fleißigsten und respectabelsten dieser Congregation an; und siehe da, auf einmal trat aus den Winkeln der Bibliothek auch das kleine schwarze Männchen hervor, das mich schon in Augsburg (wo wir uns zusammen auf der Post einschreiben ließen) interessirt hatte, wie gestern auf dem Dampfschiff — er hatte hier sein Benediktiner-Costüm an, und kam mir freudig entgegen, als er meinen Namen hörte. Ein Ungar, auf dem Mons Pietatis bei Tschirnau im Benediktinerkloster Professor der Geschichte und Geographie, hatte er mein Asien durchgearbeitet, und freute sich nicht wenig, jetzt sein Herz auszuschütten und manche Nachfrage thun zu können, die um so leichter zu beantworten war, da mich Pater Gall zu dem Regal seiner Klosterbibliothek führte, wo auch meine Erdkunde vollständig aufgestellt war, was ich hier in der That nicht erwartet hatte. Wir holten nun die Ausgaben des Strabo (eine alte lateinische mit seltsamen Karten) hervor und Anderes u. s. w. Der ungarische Benediktiner erzählte nun, wie er in diesen Zeiten die Benediktiner-Klöster in der ganzen Monarchie, in der Schweiz, Deutschland, am Rhein und Frankreich zu bereisen habe; ein sehr gescheidter Mann, und wir hatten uns nicht geirrt, in ihm, wenn auch

nicht eine jesuitische Seele zu finden, aber doch den feingebildeten und scharfblickenden Geschäfts- und Ordensmann zu erblicken. Schade, daß doch immer solche Rencontres nur kurz seyn können" ... (S. 408).

Das armenische Kloster San Lazaro besuchte er mit Professor Neumann. „Es ist der Orden der Mechitaristen, der gelehrtesten unter den Armeniern, bei denen Professor Petermann in Berlin, wie Professor Neumann in München vor vielen Jahren ihre armenischen Sprachstudien gemacht hatten. Es war mir sehr lehrreich und interessant mit einem Schüler des Klosters dasselbe zu besuchen. Obgleich nur noch ein einziger alter Greis lebte, der zu den Lehrern Neumann's gehört hatte, und auch dieser, obgleich einst der gelehrteste unter allen, doch etwas stumpfsinnig geworden war, so wurden wir doch mit großer Vorliebe empfangen, zumal da sie dort auch von meinen Arbeiten über Armenien, und von der Benutzung ihrer alten Geographien des Inschidschean, sowie auch der Historien des Moses von Chorene, die sie beide herausgaben, darin unterrichtet waren. Wie alte Freunde schlossen sie sich uns an, und ihr ganzes Herz ging ihnen auf, als Neumann anfing, mit ihnen armenisch zu sprechen, oder doch wenigstens zu radebrechen; denn geläufig war ihm das Sprechen nach so langer Abwesenheit nicht mehr, aber das Lesen der Bücher und Manuscripte und seine vollständige Kenntniß der armenischen Literatur interessirte sie auf das höchste. Selbst der armenische Erzbischof, der hier residirt, stellte sich ein, ein feingebildeter, wie es schien, geistreicher Mann, der die italienische und französische Sprache ganz in seiner Gewalt hatte und ein Mann von Welt war, von dem man bald merkte, daß er im Orient und Occident sich umgesehen hatte. Wenn ich in einem Kloster leben könnte, so wäre es auf dem Inselchen dieser Armenier, auf San Lazaro; sie hat ihre eigene Anfuhrt, ist nur ein großer in Blumenparterre verwandelter Garten mit Kreuzgängen, Kirchen, Klostergebäuden, Bibliothek, Druckereianstalt und Collegien

junger Armenier, Seminarien, so freundlich, reinlich, elegant, daß man zugleich sieht, daß hier großer Reichthum und größere Freisinnigkeit, Gelehrsamkeit und Nationalinteressen mit dem Mönchsorden und Mönchsstande verbunden sind als irgendwo. Denn der Orden war bekanntlich vor etwa hundert Jahren von Mechitar gestiftet zur Restauration der armenischen Literatur und Gelehrsamkeit, zum Studium ihrer Sprache und Manuscripte, sowie zur Herausgabe derselben in Druck nach Originalen, mit Commentaren, und Verfassung neuer Werke zur Schule, Unterricht und Belehrung ihres Ordens nicht nur, sondern ihres Volkes im Orient und Occident: denn von Wien, Triest und Galizien durch ganz Rußland und die Türkei sind sie verbreitet, durch ganz Vorderasien, vom Ararat bis Bassora, und von Ispahan in Ostasien bis Calcutta, Singapore und China..." „Nach Besichtigung von Kirche, Kloster u. s. w. blieben wir in den Bibliothekzimmern zurück, wo nun die merkwürdigsten Manuscripte und Drucke durchgesehen, und alles Neue besonders beachtet wurde, was seit 20 bis 30 Jahren durch sie an's Tageslicht gefördert ward. Höchst achtungswerth erschien mir die ganze Congregation und merkwürdig, wie sie aus dem Orient, vom Ararat, aus Constantinopel und Griechenland, wo sie verfolgt wurden, hierher auf dieses Asyl in die Lagunen verpflanzt ist, wohin mit ihnen die ganze antike Literatur ihres Volks, die wichtigsten philosophischen, theologischen, historischen, geographischen Werke in den einzigen Handschriften gewandert sind, die in der Welt nur hier so vollständig beisammen existiren, sonst nirgends weiter wie hier. Eine Liste oder Catalog aller ihrer neuern Publikationen war besonders interessant, weil Neumann auf diese wie ein Vogel erpicht war, und viele gute Belehrungen darüber auf seine kenntnißreichen Fragen erfolgten, aus denen mir der ganze Geist der Anstalt und seiner Ordensglieder nach und nach hervortrat. Denn das Phänomen des alten Schülers lockte nach und nach alle die ausgezeichneten Fratres herbei, unter denen

manche der Professoren ihrer Seminarien, die sie hier und in ihrer Filialanstalt zu Paris haben, sehr feurige und geistvolle Physiognomien hatten und nicht wenig gelehrte Kenntniß in ihrer Historie, Sprache, Poesie, Literatur verriethen. Doch nachdem wir wohl 4 bis 5 lehrreiche und interessante Stunden mit diesen liebenswürdigen Geistlichen zugebracht hatten, schlug unsere Stunde des Abschieds; wir schifften in unserer Gondel ab, Neumann, um in den folgenden Tagen sie noch mehrmals zu besuchen und ihre Nova zu studiren, ich, um nicht wieder zu kehren, aber voll neugewonnener Anschauung eines der merkwürdigsten Ordensinstitute der neuern Zeit, und bereichert durch einige Geographika der armenischen Literatur, die ich dort vorgefunden, und die ich mir aus ihrem Verlag mitgenommen, und andere, deren Titel ich mir für künftige Publikationen, die sie vorbereiten, notirt habe" (S. 435).

Ritter nahm damals (1847) an der großen Versammlung der Naturforscher in Venedig Theil, die er herrlich beschreibt. Was ihn eigentlich nach Venedig zog, war ebenfalls ein Werk eines katholischen Geistlichen aus einem wegen der „Unwissenheit des Klerus" am meisten verschrieenen Jahrhundert. „Ein Hauptmonument im Dogenpalast, in demselben Saale, in welchem unsere Sektion ihre Sitzung hielt, ist die berühmte große Manuscriptkarte des Fra Mauro vom Jahre 1459, die mich vorzüglich mit nach Venedig gezogen hat, und die seit 20 Jahren ein Gegenstand meiner ernstesten Studien gewesen ist; denn sie war das gelehrteste und umfassendste Werk ihrer Zeit, das den Entdeckungen des Columbus und Vasko de Gama's voranging und ihnen den Weg zu den neuen Welten gebahnt hatte" (S. 430).

Im Jahre 1858, seinem achtzigsten Lebensjahre, machte der unermüdliche Forscher seine letzte Reise, die sich über Süddeutschland, Norditalien und die Schweiz erstreckte, und trat dann im folgenden Jahre am 16. September seine Reise in die Ewigkeit an.

Sein Andenken zu ehren ist gar Manches geschehen. Die geographischen Gesellschaften zu Berlin und Leipzig haben Ritter-Stiftungen gegründet, um daraus Unternehmungen zur Förderung der geographischen Wissenschaft zu unterstützen. (S. 171). Außerdem ist ihm in den freundlichen Umgebungen seiner Vaterstadt Quedlinburg, wie einst seinem großen Landsmanne Klopstock, ein Denkmal gesetzt, welches in seiner geschmackvollen Einfachheit seinem Wesen entspricht und eine Zierde der Gegend ist. Das dauerndste Denkmal hat er sich selbst gestiftet in seinen Schriften als Entdecker einer neuen Wissenschaft, in der er bis jetzt ein noch unerreichter Meister geblieben ist.

XIII.

Das deutsche Reich und das Königreich Italien.

I.

„Gebet das Heilige nicht den Hunden hin, und werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor" (Matth. 7, 6). Die Kinder dieser Zeit mögen es zwar nicht leiden, wenn Jemand Worte des Erlösers in politischen Fragen anwendet. Da heißt es dann gleich: „Laßt unsern Herr Gott aus dem Spiel!" Allein dieß ist eine große Verkehrtheit. Wenn überhaupt Gottes ewige Wahrheit im Evangelium lebt, dann muß auch dort, und nur dort die Summe und Grundlage *aller* wahren Staatsweisheit gesucht und gefunden werden.

Uebrigens beabsichtige ich keineswegs, durch Anführung obiger Worte Christi dem jugendlichen Königreich Italien eine Beleidigung zu sagen; mein Respekt vor dem zukünftigen Reichspreßgesetz, welches ja vielleicht mit rückwirkender Gewalt und Kraft ausgestattet wird, da der Staat die Quelle alles Rechtes ist — dieser mein Respekt hält mich ab, dem Königreich Italien irgendwie zu nahe zu treten.

Ich meine etwas ganz Anderes, nämlich dieses: Es ist gänzlich unnütz und verlorene Mühe, wenn wir Katholiken unseren Gegnern auf politischem Gebiete mit den ewigen Grundsätzen des Rechtes und der Gerechtigkeit unter die Augen treten. Es ist ganz überflüssig solchen Leuten, für welche die übernatürliche Welt nicht vorhanden ist, Wahrheiten beweisen zu wollen, die nur auf der Grundlage einer übernatürlichen Lebensanschauung Sinn und Bedeutung haben. Diese unsere Perlen sollten wir, meine ich, mehr für uns behalten. Es will mir bedünken, als ob die herankommenden Zeiten uns Anlaß und Bedürfniß genug bringen wollten, uns selbst im stillen Kämmerlein mit unserem Heiligen zu trösten; darum geben wir es nicht den Hunden hin!

Aus diesem Grunde soll in den folgenden Blättern, wenn vom deutschen Reiche in seinem Verhältniß zum Königreich Italien die Rede ist, doch von vielerlei an sich ganz schönen Sachen nicht gesprochen werden. Namentlich will ich Nichts davon sagen:

1) daß die europäischen Kabinete, indem sie die Zertrümmerung des Kirchenstaates, die vollständige Beraubung und Einsperrung des Papstes Pius IX. zugaben, die Grundlagen eines jeden monarchischen Rechtes und legitimen Besitzes in der europäischen Staatenordnung in Frage gestellt haben. Es fällt mir auch nicht ein,

2) zu untersuchen, mit welchem Grade persönlichen Ehrgefühls und sittlichen Anstandes Jemand ausgestattet seyn muß, um dem König Viktor Emmanuel in dem so recht-

mäßig und nobel erworbenen Quirinalpalaste seinen Besuch oder seine Aufwartung zu machen. Ich rede ferner

3) mit keinem Worte davon, daß der Nachfolger Petri souverän seyn muß, um die Kirche in Freiheit zu regieren. Ich finde es auch unter meiner Würde und unter der Würde meiner Leser nachzuweisen, daß das italienische Garantien-Gesetz weder die persönliche Souveränetät noch die persönliche Sicherheit des Papstes wirklich garantirt. Wer über diesen Punkt seit dem 20. September 1870 bis jetzt noch nicht in's Reine gekommen ist, dem vermag ich mit meinen schwachen Kräften nicht zu helfen. Auch soll

4) die politische Wahrheit nicht erörtert werden, daß die Interessen eines jeden Staates, der katholische Bürger hat, durch den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Rom tief geschädigt werden, und daß eine Wiederberuhigung der katholischen Bevölkerungen auf dem ganzen Erdkreis nicht möglich ist, solange nicht die „Frage des heiligen Vaters" geordnet ist. Dabei halte ich es

5) „nicht für opportun", dem deutschen Reiche nachzuweisen, daß es nicht allein auf der Welt ist. Wenn man bedenkt, daß in Deutschland immer noch auf der „Staatsgefährlichkeit des Unfehlbarkeitsdogmas" politisch herumgeritten wird, obgleich die ganze übrige katholische und nichtkatholische Welt von dieser Gefahr Nichts weiß und Nichts spürt, so könnte man zuweilen auf den Gedanken kommen, das junge Reich halte sich im Kraftgefühle seiner neuerstandenen Existenz für den einzigen Staat auf Erden. Allein das sind dornige Wege. Sicher ist es zwar, daß der orbis terrarum catholicus sich die Vergewaltigung des heiligen Stuhles durch Italien nicht auf die Dauer wird gefallen lassen; und die Vaterlandsliebe eines Deutschen wird von blutigem Schmerze zerfleischt, wenn er somit der Wahrscheinlichkeit in's Auge blickt, daß alsdann Deutschland auf Italiens Seite stehen wird. Aber davon soll ja eben nicht die Rede seyn. Endlich

6) beabsichtige ich keineswegs, Seine Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm daran zu erinnern, daß er als König von Preußen in der Thronrede, mit welcher er am 15. November 1867 den Landtag der preußischen Monarchie eröffnete, folgende Worte gesprochen hat: „Das Bestreben meiner Regierung wird dahin gerichtet seyn, einerseits dem Anspruche meiner katholischen Unterthanen auf meine Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit des Oberhauptes ihrer Kirche gerecht zu werden, und andrerseits den Pflichten zu genügen, welche für Preußen aus den politischen Interessen und den internationalen Beziehungen Deutschlands erwachsen."

Statt all diese und noch viele anderen Dinge zu besprechen, will ich mich vielmehr so tief herabstimmen, als es mir nur möglich ist; ich will mich auf den Standpunkt Kaspar Bluntschli's stellen.

Dieser große Mann hat sich im Jahre 1862 für sein „Staatswörterbuch" den Artikel „Papst" durch einen anderen großen Mann schreiben lassen, durch Schulte. Damals war Schulte noch katholisch. Schulte war noch lange katholisch. Er hat noch unterm 1. November 1869, als die großherzoglich badische Regierung ihren Landständen einen Gesetzesentwurf über die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung der Stiftungen vorlegte, über diesen Entwurf ein ausführliches gedrucktes Gutachten erstattet. Da Ritter von Schulte seither als „Altkatholik" eine in den liberalen Kreisen Bayerns und Badens hochgefeierte Persönlichkeit geworden ist, so halte ich mich für verpflichtet, bei dieser Gelegenheit den Schlußsatz des fraglichen Gutachtens, rein erzählungsweise, der Vergessenheit zu entziehen. Derselbe lautet:

„Im Angesichte dessen, daß dieser Entwurf offen die Rechte der Kirchen bricht, welche älter sind als das Großherzogthum Baden, augenscheinlich eine Brachlegung der Wirksamkeit der Kirchen auf ihrem eigensten Gebiete bewirken würde, der Regierung das Mittel bietet, das Kirchengut zu

einem großen Theile zu confisciren und nichtkirchlichen Zwecken dienstbar zu machen, daß dieser Entwurf in jederlei Hinsicht mangelhaft ist — darf man sagen: er beweist, daß die augenblickliche Regierung Badens an dem Punkte angelangt ist, wo sie selbst den Anstand außer Acht lassen zu dürfen sich berechtigt glaubt."

Da Ritter von Schulte noch am 1. November 1869 so gewaltiglich urtheilte über einen armen badischen Gesetzesentwurf, welcher der katholischen Kirche nicht den hundertsten Theil von dem zuzufügen beabsichtigte, was ihr Ritter von Schulte seither in München und anderwärts angedroht hat, so wird man sich noch weniger darüber wundern, daß besagter Ritter von Schulte auch im Artikel „Papst" in Bluntschli's Staatswörterbuch VII. Bd. S. 681 ff., namentlich S. 689 und 690, als Vertheidiger der weltlichen Herrschaft des Papstes aufgetreten ist. Diesem Unfug tritt nun am gleichen Orte, S. 697 — 699, der große Bluntschli als Redakteur mit einer „Schlußbemerkung" entgegen. Allein die Quintessenz der Bluntschli'schen Anschauungen über das Verhältniß zwischen Deutschland und Italien ist nicht in dieser Schlußbemerkung niedergelegt, sondern in eine bescheidene Anmerkung unter dem Schulte'schen Text auf S. 690 verwiesen. Dort verlangt nämlich Schulte für den Fall, daß die Beraubung des heiligen Stuhles vollendet werde, die deutschen Staaten sollten zwar deßhalb keinen Krieg gegen Italien führen, jedenfalls aber „das Unrecht nicht formell anerkennen." Dagegen sagt unter dem Texte Bluntschli:

„Unseres Erachtens hängt die Anerkennung einer Neugestaltung eines fremden Staates viel weniger von Sympathie und Antipathie des Regenten oder von doktrinären Rücksichten auf eine immerhin veränderliche Legitimität, als vielmehr von der realen Erwägung der Frage ab, ob die Neubildung zu einem geordneten Staatswesen geworden sei, und von der politischen Erwägung, ob es für die nationale Wohlfahrt zweckmäßig sei, mit dem neuen Staate in fried-

liche völkerrechtliche Beziehung zu treten. Diese beiden Fragen müssen aber für Deutschland Italien gegenüber entschieden bejaht werden."

Ich lasse mich nun auf keine Diskussion darüber ein, ob dieser Bluntschli'sche Standpunkt gerechtfertigt ist oder nicht. Ich anerkenne, daß die europäischen Mächte sich denselben seither praktisch angeeignet haben, und daß in ganz hervorragender Weise das deutsche Reich in seinen Beziehungen zu Italien dieß gethan hat. Ich nehme also diesen zur Zeit praktisch wirksamen Standpunkt auch als den Ausgangspunkt meiner Betrachtung an, behalte jedes katholische Gefühl und jede Idee von Recht und Gerechtigkeit für mich, und hoffe somit: das Heilige nicht den Hunden hinzugeben und unsere Perlen nicht den Schweinen vorzuwerfen.

II.

Wir fragen also vor Allem: Ist das Königreich Italien zu einem geordneten Staatswesen geworden, in dem Sinn und Grad, daß das deutsche Reich darauf hingewiesen war, die Thaten Italiens gegen den heiligen Stuhl stillschweigend oder ausdrücklich anzuerkennen und zu billigen?

Will Jemand von dem rein formellen Gesichtspunkt ausgehen, daß ein „geordnetes Staatswesen" überall da vorhanden sei, wo man es zu einem König, zu einem Ministerium und zu einer Volksvertretung gebracht hat, dann läßt sich weiter nicht streiten. In diesem Sinn ist Italien „geordnet", und man kann dieser Auffassung gegenüber nur verweisen auf Mexiko unter Maximilian, auf Spanien unter Amadeo, und sich erinnern an so manches ähnliche Beispiel der Geschichte. Meines Erachtens sollte aber unter einem geordneten Staatswesen nur ein solches verstanden werden, dem die materiellen und geistigen Kräfte des Volkes in seiner überwiegenden Masse dauernd und zu bleibenden Zwecken dienstbar gemacht sind. Ein solches Staatswesen war z. B.,

trotz Waterloo und Sedan, das Kaiserreich der Napoleone; und in der bleibenden Wahrheit, daß es in der That ein geordnetes Staatswesen war, liegt trotz Allem und Allem die Möglichkeit, daß es nochmals wiederkehrt.

Wenn wir das Italien Viktor Emmanuels von diesem Standpunkte aus betrachten, so gewinnt die Frage rasch ein etwas verändertes Ansehen. Zwar darf man die dortigen Verhältnisse nicht in dem Spiegel der „Genfer Correspondenz" betrachten, die fast in jeder Nummer den nahen Einsturz des ganzen Hauses voraussieht; wohl aber getraue ich mir, die nachfolgenden Behauptungen ohne große Angst vor Widerlegung aufzustellen.

1) Armee und Flotte Italiens sind eine Armee und Flotte ohne Ruhm und ohne Geschichte. Soll ein Staatsgebäude auf festen Fundamenten ruhen, so grabe man in den ersten Jahren militärische Großthaten in seinen Boden ein. In Berlin, wo man zu arbeiten und zu regieren versteht, hat man diese Wahrheit wohl begriffen, deß sind Zeugen Düppel, Sadowa, Sedan; und nach Sadowa war nur die Indolenz österreichischer Diplomaten im Stande, an der sofortigen, unausgesetzten, strammsten Vorbereitung von Sedan zu zweifeln. Was jetzt vorbereitet wird, das kann man seiner Zeit, wenn es gehörig zusammengeschwiegen ist, in Wien zu verkosten bekommen. Italien aber hat auf diesem Felde keine Ehren. Novara, Custozza, Lissa: das sind seine Trophäen; denn daß das Jahr 1859 nicht von Piemont gemacht wurde, auch nicht einmal zum kleinsten Theile, das ist wohl ausgemacht. Nun hat aber sogar Thiers bei verschiedenen Gelegenheiten seinen Respekt vor der Militärmacht Italiens ausgesprochen. Er hat es gethan, jedoch ohne Begründung und jedenfalls ohne Erfahrung. Die Vergangenheit spricht gegen Italiens militärische Kraft; die Gegenwart kostet jedenfalls viel Geld; die Zukunft steht in Gottes Hand, aber man kann dreist behaupten, daß eine mehrjährige ununterbrochene preußische Schulung nothwendig seyn wird,

wenn auch nur etwas Erträgliches zu Stande kommen soll. Die unbestechliche Geschichte aber wird stets verkünden, daß in der Periode der Gründung dieses Königreiches seine Soldaten und Seemänner regelmäßig Schläge bekamen.

2) Die Justiz ist in Italien von der Art, daß offenkundig überführte Mörder freigesprochen werden, wenn Solches den Leidenschaften der herrschenden politischen Parteien paßt. Wenn in einem Staate die Justiz käuflich oder furchtsam geworden ist, wenn die Richter zwar den Muth haben, ihre vielgerühmte Pflichterfüllung mit exaktester Genauigkeit gegenüber den Bäuerlein Hans und Kunz, gegenüber dem landstreichenden Dieb und bankerotten Kaufmann aufzuspielen, jeder Tendenzprozeß aber bereits beim Aufruf der Sache als entschieden betrachtet werden kann; wenn bei Ernennung der Vorsitzenden für öffentliche Criminalverhandlungen die Wünsche oder Machtgebote der herrschenden Partei vor Allem befragt werden; wenn die Staatsanwälte in sittlicher Entrüstung machen und oppositionelle Angeklagte niederschreien, zugleich aber Regierungsbefehle empfangen und befolgen, nach welchen ganze Kategorien von Verbrechen gar nicht zu verfolgen, sondern regelmäßig straflos zu lassen sind; wenn endlich die Arbeit eines vorsitzenden Richters, durch welche er einen der Regierung verhaßten Angeklagten der Freiheit beraubt, einen ihr angenehmen Mörder in Freiheit setzt, Anspruch auf Belohnung und Carriere, statt, wie im deutschen Reichsstrafgesetzbuche, Anspruch auf's Zuchthaus gewährt — dann kann man von einem solchen Staatswesen mit einigem Grunde behaupten, es sei entweder noch nicht geordnet, oder es sei der Auflösung nicht gar zu ferne. Man weiß recht wohl, daß alle menschlichen Dinge mangelhaft sind, auch die Rechtspflege; aber systematische Faustschläge duldet die Gerechtigkeit selbst dann nicht lange, wenn eine noch so mächtige und geistvoll regierte Militärmonarchie mit einem derartig zerrütteten Lande den gefährlichen Protektors-Bund eingeht. Und nun verweisen wir rein beispielsweise

auf den Prozeß gegen die Mörder päpstlicher Gendarmen, der kürzlich in Rom verhandelt wurde, und wenden uns rasch und gerne von diesem Kothanblick ab.

3) Die innere Verwaltung Italiens ist ohne Zweifel, wie das ganze Königreich, ein formell organisirtes und galvanisch sehr lebhaft zuckendes System; wie es mit der eigentlichen Lebenskraft und Lebensfähigkeit steht, davon sind noch keine Proben abgelegt. Bis zur gewaltsamen Einnahme Roms konnte die italienische Regierung mit einem gewissen Anschein von gutem Grunde zur Entschuldigung aller Mängel in den öffentlichen Zuständen darauf hinweisen, daß ja das große nationale Programm noch unvollendet, daß das ganze Gebäude noch unfertig und ohne Dach sei, weßhalb man sich nicht wundern dürfe, wenn es zuweilen hinein regne und hagle. Nun aber hat man Rom seit zwei Jahren, und es wirft sich die Frage auf, ob die öffentlichen Zustände seither auch nur im Geringsten besser geworden sind. Sie sind es nicht, aus dem einfachen Grunde, weil man sich zur Ausführung des ganzen revolutionären Werkes seit Jahrzehnten nicht nur national-liberaler, sondern unzweifelhafter Umsturz-Elemente bedient hat und bedienen mußte. Diese fordern nun ihren Lohn, und da er ihnen natürlich verweigert wird, weil sie vor Allem den Kopf der Dynastie auf einer Schüssel haben wollen (Mark. 6, 25), so werden sie ihre Wünsche bei der nächsten Gelegenheit zu ertrotzen suchen.

Ebenso ist die Geschichte mit dem Papstthum schon jetzt als ein für Italien unlösbares Räthsel nachgewiesen, selbst dann, wenn man die Sache nichts weniger als katholisch, sondern nur politisch betrachtet. Ein Papst, der sich aufrichtig dem Garantien-Gesetz oder einer sonstigen an dessen Stelle tretenden Einrichtung unterwerfen wollte, würde im nemlichen Augenblicke von allen katholischen Völkern, die mit Italien politisch schlecht stehen, als ein Sklave der piemontesischen Regierung betrachtet werden. Ein Papst, der

sagt: Non possumus, führt diese nämliche Regierung vor die traurige Alternative, entweder selbst zu Grunde zu gehen oder das Papstthum zu vernichten. Letztere Aufgabe aber hat, wiederum ganz abgesehen von Allem was das Papstthum von sich selbst aussagt, die große Schwierigkeit, daß zahlreiche katholische Menschen und Völker auf der Erde es einfach nicht dulden, wenn ich auch die vielbesprochenen 200 Millionen keineswegs als voll zählen oder wägen will. So kommt also die italienische Regierung aus dem Dilemma der Existenz-Fragen schon gar nicht heraus. Ihr ist so übel zu Muthe, daß sie in der ersten Hälfte des Juli 1872 ganz sichtlich und gewaltig erschrack, als ein einziger italienischer Bischof seine Diöcesanen aufforderte, bei den Wahlen der Gemeinderäthe mitzuwirken, was freilich, nebst gar manchem Anderen, schon längst hätte geschehen sollen.

Im Uebrigen will ich nicht bezweifeln, daß die italienische Administration an Tabellen, Geschäftsnummern und „bureaukratischer Pflichterfüllung" jeder Art es nicht fehlen läßt, und daß sie in allen diesen löblichen Punkten nach einigen preußischen Lehrjahren große Fortschritte machen wird. Ich habe auch gegen all' dieses administrative Detail gar nichts einzuwenden, vorausgesetzt immer, daß die Hauptsache, das centrale Leben des Staates, sein Centralnervensystem, wenn ich so sagen darf, in Ordnung ist. Wo aber diese fundamentalen Dinge in Frage gestellt erscheinen, da wird man mit den kleinen Verwaltungskunststücken in alle Ewigkeit nichts zu Stande bringen, was einer festen Ordnung auch nur von ferne gleichsieht.

Ich beurtheile die Antheilnahme der italienischen Gesammtbevölkerung an dem „nationalen Werke" des neuen Königreichs durchaus nicht so geringschätzig, wie dieß zuweilen von katholischer Seite geschieht. Und wenn man mir sagt, daß mindestens neun Zehntheile der Bevölkerung dem neuen Staatswesen wider ihren Willen angehören, so glaube ich dieß **nicht**, schon aus dem einfachen Grunde, weil dann die

fraglichen neun Zehntheile so über allen Begriff miserabel seyn müßten, wie ich es von einem zweifellos reichbegabten und noch dazu katholischen Volke unmöglich annehmen kann. Uebrigens lehrt die Geschichte ganz positiv, daß schon seit einer Reihe von Jahrhunderten die Sehnsucht nach einem einheitlichen nationalen Staatsleben das italienische Volk erfüllt und bewegt; es wäre viel besser und klüger gewesen, diesen berechtigten Drang auf die richtige Bahn zu leiten als ihn durch Unterdrückung immer wilder, regelloser und gefährlicher zu machen. Allein es ist in Italien, wie anderwärts in Europa, eben auch vielfach elend regiert worden, und als Pius IX. im J. 1846 keineswegs an die Spitze des italienischen Liberalismus treten, wohl aber die berechtigten Ansprüche und Bewegungen in ein regelmäßiges Bette eindämmen wollte, da war es, wie sich leider sehr schnell zeigte, zu spät. In der That hatte die Ueberzeugung, daß nur auf revolutionärem Wege den politischen Bedürfnissen Italiens Genüge verschafft werden könne, einen bedeutenden Theil der Gesammtbevölkerung ergriffen, und nur aus dieser Thatsache läßt sich die italienische Geschichte seit den fünfziger Jahren begreifen.

Unter diesen Anhängern der neuen revolutionären Staatsbildung waren ohne Zweifel manche ehrliche Katholiken, jedenfalls Viele, denen man Unrecht thun würde, wenn man sie als positive Kirchenfeinde bezeichnen wollte. Nun mag es wiederum ganz richtig seyn, daß der Verlauf der Dinge und namentlich die schmähliche Behandlung des heiligen Vaters, die Beraubung der Klöster in Rom, die verschiedenen Pöbelexzesse seit 1870 und die offene Verfolgung des katholischen Glaubens selbst durch Begünstigung des Sektenwesens und einer in der That gottlosen Presse schon gar Manchem die Augen geöffnet haben. Ich hoffe zu Gott, daß es so ist, und manche unparteiische und kaltblütige Berichte geben, so scheint es mir, ein nicht ganz unbegründetes Recht zu dieser Hoffnung. Allein daraus folgt noch keines-

wegs, daß die Masse der Bevölkerung kurirt oder übersättigt ist. Die Geschichte früherer Jahrhunderte zeigt uns, daß weder der Katholizismus, noch die natürliche Begabung das italienische Volk abhalten konnte, sich wechselseitig zu zerfleischen und namentlich auch gegen Papstthum und Päpste so undankbar zu seyn als nur möglich. Man wird daher gut thun, seine Hoffnungen auf die Rückkehr der italienischen Bevölkerung in die Arme des Papst-Königs so lange auf ein bescheidenes Maß beschränkt zu halten, bis der Beweis des so wünschenswerthen Gegentheils durch die Erfahrung geliefert wird.

Der Leser sieht: ich räume dem Gegner Alles ein, was er irgendwie mit Grund in Anspruch nehmen kann. Ich halte dieß überhaupt nicht nur für die Pflicht eines vor Allem nach Wahrheit strebenden Menschen, sondern namentlich auch für das Klügste, was man thun kann. Nichts ist verderblicher als sich selbst täuschen, um zu sehen, was man gerne sehen möchte; und manche Katholiken leisten in dieser Art von Verkehrtheit Großes; manche halten es sogar für die Pflicht eines braven Katholiken, so zu thun.

Allein aus Allem, was ich bisher gesagt und zugegeben habe, folgt noch keineswegs, daß die inneren politischen Zustände des Königreichs Italien sich irgend eines beträchtlichen Grades von Festigkeit und Ordnung erfreuen. Daß vielmehr das Gegentheil der Fall ist, ergibt sich aus den Berichten sogar solcher Blätter und Männer, die ganz entschieden der neuen Ordnung der Dinge zugethan sind. Hauptsymptome für die Unfertigkeit und Unfestigkeit der politischen Zustände des Landes hat namentlich die letzte Parlamentssession mit ihrer praktischen Unfruchtbarkeit, ihren unwürdigen Auftritten, ihrem traurigen Intriguenspiel in großer Anzahl zu Tage gefördert. Auch die fortwährenden Demonstrationen der Liebe und Verehrung für Pius den Neunten können selbst von dem kältesten und religionslosesten Politiker unmöglich ganz übersehen oder unberücksichtigt gelassen werden. So viel ist

eben doch unbestreitbar, daß diese Tausende von Leuten aus dem Volk sich durch Unannehmlichkeiten aller Art, Drohungen und Beschimpfungen nicht abhalten lassen, ihrer Ueberzeugung und Herzensgesinnung Ausdruck zu verleihen. Im Allgemeinen aber wird der wärmste Freund Viktor Emmanuels und seiner Regierung im Herzen zugeben müssen, daß in den zwei Jahren seit dem 20. September 1870 die Befestigung und „Bewurzelung“ des neuen Regiments, namentlich in der neuen Hauptstadt, aber auch im übrigen Italien, nicht diejenigen Fortschritte gemacht hat, welche man sich vor Erreichung der „Roma capitale“ geträumt hatte.

4) Die Finanzen würden an und für sich meines Erachtens den geringsten Grund zum Zweifel an der Lebensfähigkeit des neuen Königreichs geben. Denn ein Land von der Größe, von der Schönheit, von dem Reichthum an Hilfsquellen aller Art, wie diese Gaben durch Gottes Güte über Italien ausgeschüttet sind, ist finanziell fast gar nicht, jedenfalls nicht sehr schnell umzubringen. Auch wird jeder nüchterne Beurtheiler einsehen, daß ein solches politisches Umwälzungswerk, wie es nun seit zwei Jahrzehnten von Italien durchgemacht wird, überall und unter allen Umständen finanzielle Calamitäten mit sich bringen muß. Daß die Beraubung der Kirche keinen finanziellen Segen bringt, dieß ist eine allseitig vorliegende Erfahrungsthatsache, welche sich die ungläubigen Staatsmänner erklären mögen, wie sie für gut finden; zu läugnen ist die Sache glücklicherweise nicht. Auch diesen Umstand theilt indeß Italien mit so manchen andern Staaten, die darob nicht zu Grunde gegangen sind. Was aber an den italienischen Finanzzuständen mir gefährlich erscheint, das ist weniger die große Schuldenlast und das ewige Deficit, als die von Zeit zu Zeit in auffallenden Beispielen zu Tag tretende moralische Verdorbenheit der bei der Sache beschäftigten Personen. Fest geordnete Staatswesen können nur begründet werden auf Bürgertugend; das ist ein ewiges Gesetz der sittlichen Weltordnung, während eben so gewiß

auf Lumperei und Liederlichkeit nichts Solides erbaut werden kann.

Mir scheint also, wenn ich von allem unwesentlichen Detail absehe, wenn ich mich einzig nur an das große Ganze der wichtigsten Erscheinungen halte, wenn ich mit größter Selbstverläugnung auf den katholischen Gesichtspunkt ganz verzichte, gleichwohl so viel ausgemacht zu seyn, daß von einer festbegründeten staatlichen Ordnung im neuen Königreich Italien zur Zeit in keiner Beziehung die Rede seyn kann. Aus diesem Grunde also war das deutsche Reich keineswegs veranlaßt, Italiens Freundschaft und Bündniß zu suchen, und dieser Grund hat auch die Politik des Fürsten Bismark Italien gegenüber natürlich in keiner Weise bestimmt. Im Gegentheil, man darf fest überzeugt seyn, daß der deutsche Reichskanzler die Schäden und Mängel der italienischen Zustände recht wohl kennt. Und bis zu einem gewissen Grade hat er vielleicht gegen die Schwachheiten des neuen Bundesgenossen wenig zu erinnern. Denn wenn sich ein so schwacher Mann mit einem Starken verbindet, dann ist der erstere dem letztern voraussichtlich à discrétion preisgegeben.

III.

Die Hauptfrage ist aber natürlich die, ob es ein politisches Interesse für das deutsche Reich ist, mit dem Königreich Italien des gleichen Weges zu wandeln. Ueber diese Frage sagt mir mein beschränkter und bei keiner Gesandtschaft angestellter Unterthanenverstand Vielerlei, wovon ich wenigstens Einzelnes flüchtig und andeutungsweise hervorzuheben mir erlauben möchte.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie ich im Dezember 1868 Gelegenheit hatte, einen österreichischen Diplomaten darauf aufmerksam zu machen, daß für die Lösung der deutschen Frage durch einen Krieg mit Frankreich bereits

die „zwölfte Stunde“ zu schlagen angefangen habe. Der gute Diplomat las mir als Antwort Einiges aus seinen Akten vor, worin er selbst derartige Stimmen wie die meinige als eine „Ausgeburt erhitzter Phantasie“ oder etwas Aehnliches bei seinem hochweisen „Kabinet“ anschwärzte. Ich war sehr erheitert. Um aber schon in den ersten Zeiten des Krieges von 1870 die „italienische Allianz“ mit allen ihren schweren Gefahren vorauszusehen, bedurfte es nicht einmal der nämlichen Dosis „erhitzter Phantasie“ als im Jahre 1868. Auch bedurfte Fürst Bismarck, um auf diesen recht unglücklichen Weg zu gerathen, keineswegs jener Originalität, welche ihn sonst, im Gegensatz zu der ledernen Schwerfälligkeit und decopistenmäßigen Versimpelung seiner Feinde, siegreich zum Ziele zu führen pflegt.

Nein; dießmal kündeten die naiven Politiker Frankreichs, zum offenbaren Entsetzen des alten Fuchses Thiers, laut, vernehmlich und öffentlich an, sie wollten sich nur zuerst einigermaßen erholen, dann über Italien herfallen und sich in dem südlichen Raufgang die Kräfte stärken zu einem zweiten nördlichen. So muß man es freilich angreifen, wenn man seinem Hauptgegner Allianzen verschaffen will. Zweierlei Handlungsweisen wären auf Seiten Frankreichs Italien gegenüber denkbar gewesen: es hätte durch irgend einen kühnen und schlauen Griff in der Erwerbung der italienischen Freundschaft das Prävenire spielen können, wozu vielleicht ein Weg, wenn auch ein dornenvoller, möglich war; die Revanche der Zukunft wäre ja damit nicht geopfert worden. Oder aber, es hätte durch einen Handstreich der Verzweiflung der Versuch gemacht werden können, mitten im Kriege mit Deutschland Italien anzupacken und niederzuwerfen. Ein solcher Plan wäre wahrscheinlich gelungen, weil vielleicht kein Mensch darauf vorbereitet gewesen wäre. Man wählte in Frankreich einen dritten Weg: so ziemlich die ganze Nation drohte gegen Italien, und das Haupt der Regierung schmeichelte ihm. Das war freilich zu kindlich

und zu deutlich: Italien mußte die Berliner Allianz suchen.

Das neue deutsche Reich seinerseits hat offenbar, so wie die Dinge liegen, ein Interesse daran, daß Frankreich durch Italien oder vielmehr durch Preußen von Italien aus im Schach gehalten werde; und dieses Interesse wird verstärkt durch den günstigen Umstand, daß zur Stunde noch ein Ableger der savoyischen Dynastie, freilich ein etwas welker, geneigt wäre, auf preußisches Commando im Falle der Noth von jenseits der Pyrenäen einzugreifen. Darum sehen wir seit einiger Zeit bereits in der Oeffentlichkeit Spuren der Bismarkischen Theilnahme an dem Schicksal König Amadeo's. Aus dem nämlichen Grunde war es auch so ungemein glaubwürdig, aufrichtig und geistreich, wenn Präsident Thiers versichert hat, wie sehr ihm die Erhaltung und Befestigung der spanisch-savoyischen Herrschaft am Herzen liege.

Mit dieser augenblicklichen, durch die unberechenbare Lage der Dinge in Frankreich hervorgerufenen Constellation dürften aber die Interessen Deutschlands bei der Allianz oder dem Zusammengehen mit Italien gänzlich erschöpft seyn. In jeder anderen Beziehung, und für jede fernere Zukunft birgt dieses verhängnißvolle Bündniß für uns nur Gefahren aller Art.

Gleich von vornherein zeigt sich das Freundschaftsverhältniß zu Italien als eine sehr eigenthümliche Illustration jenes vielen, fanatischen, bodenlosen Geschwätzes vom „Gegensatz des Romanismus und Germanismus", mit welchem sich seit 1870 der deutsche Nationalliberalismus und sein furor teutonicus so breit gemacht hat. Wenn unter den romanischen Völkern irgend eines ist, dessen Naturanlage und Charakter in einem recht tiefen Gegensatz zu deutschem Wesen steht, so ist es nicht das französische, nicht das spanische, sondern geradezu und vorzugsweise das italienische Volk. Wer diese Völker selbst, ja wer auch nur ihre Literaturen kennt, wird dieß zugeben. Das italienische und das

deutsche Volk haben nur eine einzige Gemeinsamkeit und Aehnlichkeit, nämlich die, daß beide Völker lange Jahrhunderte hindurch es zu keinem Einheitsstaate zu bringen vermochten, und daß sie fast gleichzeitig diesem politischen Ziele sich genähert haben. Im Uebrigen ist das „Morte ai Tedeschi" auf der appeninischen Halbinsel nur eingeschläfert. Doch diese Betrachtung ist nicht von großer Erheblichkeit; sie ist nur ein neuer Beleg für die ausgemachte innerliche Verlogenheit jenes ganzen Geschreies vom „Romanismus und Germanismus". Der Germanismus unserer Tage nimmt bekanntlich Geld und Allianzen, wo immer er Beides findet; er ist hierin mit dem Romanismus ganz gleicher Gesinnung; nur ist jener gegenwärtig besser vertreten, stärker und gescheidter als dieser.

Dagegen ist Alles, was ich oben über die Unfertigkeit, Unsicherheit und Jämmerlichkeit italienischer Zustände behauptet habe, ohne Zweifel für den deutschen Bundesgenossen eine fatales Angebinde. Die italienische Regierung hofft zwar offenbar mit aller Kraft des Hoffens, die ihr gegeben ist, daß sie gerade durch das Bündniß mit dem starken deutschen Reich ihre großen inneren Fatalitäten nach rechts und links bemeistern werde. Ob ihr das gelingen wird, ist eine Frage der Zukunft: sollte es aber etwa nicht gelingen, so hat nicht nur die italienische Allianz für Deutschland allen und jeden Werth verloren, sondern in diesem Fall ist deutschen Einmischungen in die inneren Verhältnisse der Halbinsel Thür und Thor geöffnet. Was aber das für Deutschland zu bedeuten hat, hierüber sollten wir durch die Geschichte des Mittelalters verständigt seyn.

Sodann bedeutet die Allianz mit dem gegenwärtigen Italien von vornherein den **Kampf mit dem Papstthum**. Auch dieß ist ein verhängnißvoller Zug und bekanntlich nichts weniger als neu in der deutschen Geschichte. Zwar jubeln die politischen Marktschreier, und meinen, das sei ja eben die Hauptsache und das Beste, das Glänzendste an der ganzen Geschichte. Daß aber auch Dornen dabei sind, dürfte sich

bald zeigen. Zwar ist es unzweifelhaft, daß die deutschen Katholiken so unvorbereitet, so ohne alle Organisation, so unvorsichtig und unklug dem beginnenden Kampf gegen ihre Kirche entgegengehen, daß man darob fast verzweifeln möchte. Es ist offenkundige Thatsache und kann deßhalb gedruckt werden, daß im nämlichen Augenblick, wo der Reichstag und mit ihm die Centrumspartei auseinandergeht, auch nicht ein einziger Mittelpunkt der katholisch-politischen Angelegenheiten im deutschen Reiche übrig bleibt. Es ist ebenso offenkundig, daß die katholische Partei über keinerlei parate Geldmittel verfügt, sondern in jedem einzelnen Falle und für jedes einzelne Bedürfniß betteln muß. Es ist endlich Thatsache, daß sogar die deutschen Bischöfe, denen das Messer bereits hart an der Kehle sitzt, sich noch in keinem einzigen Fall zu gemeinsamem und gleichartigem Handeln aufgerafft haben; selbst die Excommunikation wird verschieden gehandhabt. Es ist eben der heillose Geist des Partikularismus, der Vereinzelung, welcher die menschlichen, die materiellen Mittel der katholischen Sache in Deutschland vielfach spaltet, lähmt und verdirbt. Darum möchte ich jedesmal ingrimmige Thränen vergießen, wenn ich von Seiten der Gegner verlogener Weise unsere treffliche Organisation loben höre.

Allein die Sache hat auch ihre Kehrseite. So groß in Deutschland, wie überall, die Zahl gleichgiltiger, abgestandener Katholiken ist, so kann doch der seit dreißig Jahren erfolgte bedeutende Aufschwung des streng katholischen oder, um in des Feindes Sprache zu reden, des ultramontanen Geistes in Deutschland unmöglich geläugnet werden. Man braucht diesen Geist weder zu billigen, noch auch nur zu verstehen, um ihn zu spüren: es ist die übernatürliche Lebensansicht, die Existenz in einer Welt geistiger Gnaden, welche nicht nur den Klerus, sondern wirklich bedeutende Massen von Laien erfüllt und beglückt. Es sollen hier keine Siegesdeklamationen, keine Prophezeiungen irgend welcher Art angestimmt werden. Aber das Schicksal des „Altkatholicismus" braucht nur ver-

glichen zu werden mit jenem des Deutschkatholicismus, um mich zu verstehen. Wie zogen einst Ronge und Dowiat durch deutsche Länder, und wie nehmen sich Döllinger, Friedrich, Erzbischof Loos heutigen Tages aus. Ob unter den jetzt Lebenden viele dem crucifige und dem ad leones widerstehen würden, weiß ich nicht. Man versichert uns ja auch officiell und officiös, es werde vorerst dazu nicht kommen. Sollte ich aber in den letzten drei Jahrhunderten irgend einen Zeitpunkt zu bezeichnen haben, in welchem die römisch-katholische Kirche in den Gemüthern deutscher Katholiken festeren Fuß gefaßt, tiefere Wurzeln geschlagen hätte, als in der Gegenwart — ich wüßte keinen solchen Zeitpunkt aufzufinden. Diese Thatsache hat nun selbstverständlich nicht die Macht, das Bündniß mit Italien unmöglich zu machen; wohl aber hat sie die Bedeutung, daß eine große Anzahl deutscher Staatsbürger widerwillig und gezwungen die Reichsregierung auf ihren politischen Bahnen begleitet: und dieß ist kein Element der Stärkung, auch nicht für den Stärksten. Sollte es dazu kommen, daß der Papst Rom verläßt — und ich glaube, daß es dazu kommen wird und muß — so wird der bezeichnete Effekt noch stärker und augenscheinlicher hervortreten. Ich escomptire innerlich Alles, was man denkbarer Weise in dieser Hinsicht vorkehren kann; nicht nur die „Provinzial-Correspondenz", sondern auch „andere Menschen" denken an die Zukunft. Aber gerade Unglück, Martyrium, Entbehrung und Verfolgung haben bekanntlich ihren mächtigen Einfluß auf das menschliche Gemüth, namentlich wenn der Leidende eine Erscheinung ist wie Pius IX.

Von der Möglichkeit seines Todes und von der Wahl seines Nachfolgers zu sprechen, scheint mir ebensowenig wohlanständig, als wenn ich die Zukunft Deutschlands nach dem Tode des Kaisers Wilhelm und des Fürsten Bismarck untersuchen wollte. Es führt auf Abwege, wenn man, selber sterblich, auf Anderer Sterben seine Plane gründet. Wilde Menschen werden dadurch zum Mord, sonst ruhige Köpfe

zur sittlichen Verwilderung und Rohheit verleitet, wie wir Letzteres bei der öffentlichen Besprechung des „nächsten Conclaves" sattsam gesehen haben. Genug, daß es im Wesen des Papstthums liegt, sich mit dem „Königreich Italien" nicht aussöhnen zu können, und daß eben hiedurch jeder entschlossene Verbündete dieses Königreichs in den Kampf gegen das Papstthum mit allen seinen Folgen hineingezogen wird.

Eine andere Seite der italienischen Allianz finde ich darin, daß sie uns unter allen Umständen in neue Kriege verwickeln wird. Da stehen wir schon wieder mit einem Fuße auf dem unsichtbaren Boden der Zukunft, und rasch soll dieser Fuß zurückgezogen seyn. Wer möchte aber, wenn er Italiens Verhalten gegen Frankreich betrachtet, wenn er die unläugbare Unsicherheit der französischen Zustände und die ebenso unbestreitbare revolutionäre Gährung in Italien selbst erwägt, die Möglichkeit ausschließen, daß aus dem unzuverlässigen Bundesgenossen bei der ersten Gelegenheit ein heimtückischer Gegner werden könnte.

Italien ist, wie die Dinge jetzt stehen, ganz einfach Preußens Operationsbasis gegen das noch unbezwungene Südfrankreich. Darin liegt zwar die Gefahr für Frankreich, aber auch die Versuchung für Italien und das Bedenken für Europa. Dieses Bedenken Europa's braucht allerdings das deutsche Reich in seiner jetzigen Machtstellung nach menschlicher Berechnung nicht zu fürchten. Allein wir Kinder des 19. Jahrhunderts haben den verschiebbaren und wandelbaren Charakter der europäischen Machtverhältnisse schon an so auffallenden Beispielen und in so zahlreichen Fällen kennen gelernt, daß man es uns kaum verübeln kann, wenn wir in irdischen Dingen gerade ebenso sehr dem Skepticismus huldigen, wie in überirdischen dem Gegentheil.

Im Spätsommer 1871 erzählte man uns officiell und officiös Wunderdinge von dem neugeschaffenen Einklang zwischen Deutschland und Oesterreich. Das laufende Jahr soll uns, wenn Nichts dazwischen kömmt, auf diesem Gebiet gar

eine Habsburg-Reise nach Berlin bringen. Das Alles kann Niemanden täuschen über die Wahrheit, daß das deutsche Reich mit der vollen Wucht und Consequenz der Naturnothwendigkeit nach Oesterreichs Zertrümmerung streben *muß*. Wäre dieß *nicht* so, dann allerdings hätte Deutschland in dem hochconservativen Bunde mit Oesterreich und Rußland Festigkeit und Ruhe finden mögen. Aber die Allianz mit Rußland ist wohl etwas schwächer geworden, und eine solche mit Oesterreich hat keinen Augenblick in Wahrheit bestanden. Daher eben das Bündniß mit Italien, *das heißt mit der Revolution*. Wer kühn und glücklich ist, wagt Viel und darf Viel wagen: ob auch das Bündniß mit der Revolution, das muß die Zukunft lehren.

Bleibt aber im Wesentlichen für die nächste Zeit Alles, wie es ist, bereitet die katholische Kirche dem deutschen Reich in seinem Kampfe gegen sie keine ernsten Schwierigkeiten, und bleibt uns Italien — contra naturam sui generis — getreu nicht nur *bis* zum nächsten Kampfe gegen Frankreich, sondern auch *in* demselben: dann haben wir, in diesem günstigsten aller denkbaren Fälle, an ihm jedenfalls nur einen *schwachen* Bundesgenossen. Wird derselbe sich allein überlassen, so bekommt er sicherlich Prügel, auch von dem vierten Theile Frankreichs; nehmen wir sein Territorium zur eigentlichen Operationsbasis, woran uns außer dem lieben Gott weder die Schweiz noch sonst Jemand hindern kann, so werden wir selbst gar nicht unerheblich auseinandergerissen und geschwächt.

Der Leser fühlt gewiß so gut wie der Schreiber, daß auf diesem dornigen Gebiete nur eine *Auswahl* dessen, was man etwa denken könnte, auch gesagt werden kann. So will ich denn auch *die Frage* einer Prüfung *nicht* unterziehen, welchen Einfluß die italienische Allianz auf das politisch-sittliche Gefühl der deutschen Nation im Großen ausüben kann und wird. Namentlich soll nicht untersucht werden, mit welchen Empfindungen der schlichte deutsche

Bürger einen Kaiser Wilhelm, den selbst seine Gegner achten, im Bunde sieht gegen einen Papst wie Pius IX., mit einem Manne und König wie Viktor Emmanuel. Es gibt unstreitig schmerzliche Nothwendigkeiten, peinliche Interessefragen auf dem Gebiete der Politik; es mag zuweilen vorkommen, daß ein Monarch mit seiner Person das Opfer für die Interessen seines Reiches wird.

Ich versteige mich nicht zu der Behauptung, daß nach Lage der Dinge die Allianz mit Italien zu vermeiden gewesen wäre. Aber ich getraue mich zu behaupten: wenn sie zu vermeiden gewesen wäre, so würde dieß ein ebenso großes Glück für Deutschland gewesen seyn, als das nunmehr eingetretene Gegentheil Unheil jeder Art in seinem Schooße birgt, und sie wäre zu vermeiden gewesen, wenn das deutsche Reich in aufrichtigen Verhältnissen zu Rußland und Oesterreich stünde.

Wir treiben, im Gefühle eigener großer Kraft, mit unzuverlässigen Bundesgenossen einer Zukunft voll Kampf und Gefahr entgegen. Die diplomatischen Versicherungen über die hohe Weisheit der regierenden Herren und deren aufrichtige Friedenspolitik täuschen nachgerade auch den kindlich Naivsten unter den Sterblichen nicht mehr. Diese Versicherungen halten immer genau bis zu derjenigen Minute die Probe aus, in welcher irgend Einer der Betheiligten den günstigen Augenblick gekommen glaubt, um über den Anderen herzufallen. Genau so wird es auch das nächste Mal gehen, sei es in fünf, in zehn, in zwanzig Jahren, oder noch früher, oder noch später. Ob dann eine Allianz, welche die Vernichtung wesentlicher Institutionen der römisch-katholischen Kirche zur Voraussetzung hat, sich als passend und vortheilhaft für die Verhältnisse eines vorerst noch paritätischen, keineswegs aber „evangelischen" Reiches erweisen kann, das möge die große Lehrmeisterin Erfahrung uns zeigen. Daß christliche Sitte und christlicher Geist nicht gefördert werden durch das Bündniß mit einem Königreich, in dessen

Hauptstadt der rasende Pöbel jetzt schon herumzieht unter dem Geschrei:

„Abbasso la religione! Morte a quello che ci ha creato!“

das leuchtet wohl auch dem Zuversichtlichsten ein. Man dürfte vielmehr auch auf anderer als römisch=katholischer Seite gegen derartige Bundesgenossen eines Reiches der Gottesfurcht und frommen Sitte gewisse leise Bedenken nicht ganz unterdrücken können.

Ich schließe; ich wollte nur zu weiterem Nachdenken anregen, keineswegs aber einen Gegenstand umfassend und vollständig behandeln, dem man ohne Kenntniß der amtlichen Akten sich nur zagend zu nähern vermag. Gleichwohl interessirt er uns alle zu tief, als daß wir jeder Beschäftigung mit ihm aus dem Wege gehen möchten. Mögen die schweren Sorgen, mit welchen dieser Gegenstand die Seele jedes ruhigen und gar jedes christlichen deutschen Patrioten erfüllen muß, auch nur theilweise unbegründet seyn!

XIV.

Herrn von Sybel's Festrede auf den Freiherrn von Stein.

Es ist peinlich, sich im 88. Lebensjahr noch zu mehrseitiger Polemik genöthigt zu finden; aber impossibile est, satyram non scribere. In Nr. 156 der „Germania“ wird uns ein Auszug der Festrede mitgetheilt, welche Professor von Sybel bei der Enthüllung des Standbildes des im J. 1831 verstorbenen Ministers Freiherrn von Stein gehalten hat. Herr von Sybel schreibt hier dem Freiherrn von Stein schier dieselben kirchlich politischen Ansichten zu, die der heutige Minister Fürst Bismarck praktisch durchzuführen sucht. Hätte Herr von Sybel, ehe er gesprochen, vorher gedacht, so müßte er bei der positiv christlichen Gesinnung und dem Begehren nach festen kirchlichen Einrichtungen, die er dem Freiherrn mit Recht zuschreibt, sich es klar gemacht haben, daß die gegenwärtige von dem Professor Festredner gepriesene Politik, welche die göttlichen Gebote und die davon bedingten Rechts- und Sitten-Zustände, insbesondere die kirchliche Rechtsordnung der Omnipotenz des Staats unterwirft, nicht die von Stein seyn konnte.

Ich, Schreiber dieses, hatte das Glück, während eines mehr als halbjährigen Aufenthaltes in Rom 1820/21 durch

des Freiherrn von Stein wohlwollende Güte denselben in fast täglichem Verkehr zu sehen und zu sprechen. Stein brachte jene Güte zum Ausdruck in der Aufforderung, mich nicht bloß als den Arzt, sondern auch den Freund seines Hauses zu betrachten. Die Aehnlichkeit meiner eigenen Richtung mit der seinigen mochte dieses Wohlwollen vorzüglich fördern. Hier, sowie bei einem Besuche, welchen mir der Freiherr im Sommer 1821 in München gemacht, hatte ich Gelegenheit, seine Gesinnungen in zahlreichen Gesprächen auf das gründlichste kennen zu lernen, jene Gesinnungen, wie sie auch in der durch Janssen verfaßten Biographie Böhmer's dargelegt erscheinen. Auch mit Stein's ältester Tochter, der edlen und geistreichen Gräfin von Giech, habe ich in häufigem Verkehr während ihres langjährigen Aufenthaltes in München bis zu ihrem Lebensende die Anschauungen ihres Vaters oft und oft besprochen. Und auf diese gründliche Kenntniß hin behaupte ich: Stein hatte nicht gedacht und gehandelt wie der gegenwärtige Lenker der deutschen Geschicke, sondern vielmehr im Sinne des edlen Präsidenten von Gerlach.

Vor Allem muß ich im Namen des großen Freiherrn die unwürdige Unterbreitung des Herrn von Sybel zurückweisen, als ob Stein feste kirchliche Einrichtungen bloß *) gewünscht habe zu dem politisch-socialen Zweck, um die Massen in Ordnung zu halten. Nein, der edle Stein war wirklich und wahrhaft überzeugter Christ, er glaubte an eine göttliche Offenbarung, er wußte genau, daß die Kirche, obschon das wahre Wohl der Völker und deren Sittlichkeit auf's höchste fördernd, doch nimmermehr zum bloßen Mittel,

*) v. Sybel sagt: „Er wollte fest geordnete kirchliche Einrichtungen, weil er ohne diese bei den Volksmassen rathlose Verwirrung der religiösen Anschauungen und damit rasche Zerrüttung der öffentlichen Sitte befürchtete."

zur bloßen Schulanstalt, zum bloßen Hebel der Vaterlandsliebe oder der Sittlichkeit*) herabzudrücken sei; er erkannte in ihr eine Anstalt zur realen Vereinigung der Menschen mit Gott, eine Heilsanstalt, in welcher die Sittlichkeit erst ihre Ordnung und Bedeutung, die Vaterländer ihre höhere Einigung finden.

Der geistreiche, die Dinge von oben überblickende Staatsmann, der logisch denkende Christ hätte nie den Widersinn begangen, dasjenige was als von Gott geoffenbart und verordnet anerkannt wird, erst der Censur des Staates zu unterbreiten; er hätte nie den Widersinn begangen, eine principielle Trennung von Kirche und Staat, von Kirche und Schule in dem Sinne zu befürworten, in welchem die Möglichkeit einträte, daß die weltliche Obrigkeit und Schule der geistlichen Behörde und dem Religionsunterricht widersprächen und sie hiemit wieder aufhöben. Wie nun, wenn die Offenbarung sagt, es ist ein dreipersönlicher unsichtbarer Gott, dem Professor der Physik aber beliebt zu sagen, es sei dieß ein Unsinn? Wenn die Religion sagt: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, unsere Gesetzmacher aber nur von Majoritäten oder einem willkürlichen Autokraten gemachte Gesetze kennen? Das Gebot, woran nach Christi Ausspruch das Gesetz und die Propheten hängen, sagt: Du sollst Gott über Alles, deinen Nächsten lieben wie dich selbst; die moderne Lebensweisheit lehrt: Liebe dich über Alles, und Gott und deinen Nächsten nach Bequemlichkeit. Und die Staatsgesetze schützen das Freimaurerthum und lassen den Wucher ungestraft. Das Evangelium will alle Nationen im Frieden eines höheren Vaterlandes vereinen, ohne ihre Besonderheiten aufzuheben; der toll und lasterhaft gewordene

*) Daß es übrigens Herrn von Sybel nicht Ernst damit ist, die Religion als wirksamen Hebel der Sittlichkeit gelten zu lassen, werde ich weiter unten in Erinnerung bringen.

Patriotismus sagt (in der Person eines früheren preußischen Ministers): „Wenn es unserem Staate Nutzen bringt, verbünden wir uns mit dem Teufel.“ Der Heiland gestattet dem Manne nur Ein Weib, dem Weibe nur Einen Mann; der Civilcodex scheidet und verbindet sie nach Herzenslust. Der Dekalog sagt: Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nehmen, sollst den Sabbath heiligen, sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht falsches Zeugniß geben u. s. w.; die von Staatswegen gelehrte angebliche Wissenschaft verhöhnt aber Gottes Namen; der Militärstaat läßt seine Soldaten während des Gottesdienstes exerciren, der Industriestaat seine Arbeiter arbeiten; der militärische Ehrencodex stößt denjenigen aus, welcher eine wirkliche oder vermeinte Beleidigung nicht im Blute des Gegners abwäscht; das Eigenthumsrecht muß höheren Annexionsrücksichten weichen; Lüge und Heuchelei werden von oben herab als diplomatische Tugenden gerühmt, u. s. w.

Und zu einem solchen, alles kirchliche und sittliche Leben zerstörenden Widerspruche, der nach dem Wunsch und Streben gewisser Führer der Neuzeit schon bis in die Elementar-Schulen sich einzufressen beginnt, hätte der große Stein sein Ja und Amen gesagt?! Er hätte sich entweder in die Reihen jener albernen, gedankenlosen Rationalisten und Liberalen begeben, welche solchen Nonsens nicht merken, oder sich der ruchlosen Heuchelei Jener beigesellt, die klarbewußt mit Einer Hand scheinbar die Religion unterstützen, in der That aber mit der anderen Hand ihr den Boden unter den Füßen wegziehen?!

Es gehört Stirne dazu, uns Solches vorzureden! Ich war Augen- und Ohrenzeuge der drastischen und plastischen Art, womit Stein sich über die damaligen Minister, vor Allem aber der colossalen Entrüstung, womit er sich über den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg zu äußern pflegte, den er eben jener der kirchlichen Freiheit feindlichen Gesinnung beschuldigte, die von Sybel nunmehr sich unterfängt

als einen Vorzug Stein's zu rühmen. Mit nichts aber hat die Autokratie des heutigen Allgewaltigen größere Aehnlichkeit als mit der Autokratie des preußischen Staatskanzlers jener Tage.

Richtig ist, wie Sybel bemerkt, daß Stein es höchlich billigte, wenn der rechtschaffene Niebuhr als Gesandter bei seiner Regierung darauf antrug, als Gewährschaft für die Einkünfte des katholischen Klerus preußische Staatswaldungen anzubieten; aber nicht als eine besondere Großherzigkeit, sondern einfach als eine That der Gerechtigkeit sah er dieß an, da ja die preußische Regierung die kirchlichen Einkünfte an sich gezogen hatte. Und darum kann kein Zweifel walten, daß Stein die bis heut fortgeführte Nichterfüllung jenes vertragsmäßigen Versprechens höchlich mißbilligen mußte.

Wahr ist ferner, daß Stein gegenüber der katholischen Kirche keine Beschränktheit der confessionellen Gesinnung an den Tag legte. Stein wünschte die Wiedervereinigung der Confessionen, wie er denn gegen mich seine vielleicht irrige Ueberzeugung geäußert hat, daß wenn der Papst und der König von Preußen es ernstlich wollten, jene Vereinigung gelingen müßte *). Aber der positiv offenbarungsgläubige Staatsmann war nicht bei der neuen gottwidrigen Staatsweisheit in die Schule gegangen, kraft welcher die religiösen Wahrheiten je nach den Grenzpfählen der Staaten abgesteckt, innerhalb dieser Grenzpfähle die heterogensten Kirchenwesen in einen Brei zusammengerührt und dieser mit dem

*) Stein ging sogar noch weiter, wenigstens zu jener Zeit. Denn er sagte mir mit klaren Worten: „Wenn es in großer Gesellschaft geschehen könnte" — Einzelübertritte schien er nicht für belangreich zu halten — „so würde ich heut noch katholisch." (Aehnliches äußerte ja auch Böhmer über sich selber.) Stein's oben erwähnte Tochter sprach es mir gegenüber in München mehr denn einmal aus, vom Katholischwerden halte sie nur die Rücksicht zurück, daß auch ihr Vater für sich diesen Schritt nicht nöthig geglaubt.

ganz unpassenden und bei dem Nebeneinander von mehreren Nationalitäten innerhalb Eines Staates völlig unwahren Namen „Nationalkirche“ belegt werden sollen. Wenn Stein diesen Ausdruck Nationalkirche anders denn tadelnd gebraucht hat, so verband er damit einen Sinn, der ganz verschieden ist von demjenigen welcher ihm heute beigelegt wird.

Nach allem diesem möchte ich nun fragen: Wie kommt gerade Herr von Sybel dazu, sich jenem Manne gegenüber, der, wie der Professor selber sagt, mit keinem unchristlich und unkirchlich Gesinnten ein näheres Verhältniß anknüpfen mochte, zum Festredner aufzuwerfen, der nämliche Herr von Sybel, welcher in seiner Schrift „Die politischen Parteien im Rheinland, Düsseldorf 1847“ in einer Note (S. 86) sich folgendermaßen äußert: „Das Wahre ist, daß jede positive oder negative Ansicht über Religion mit der Politik unmittelbar nicht näher zusammenhängt, als die verschiedenen Systeme der Chemie mit der geschichtlichen Wissenschaft der Malerschulen. Denn das einzige Medium, wodurch sie eine nähere Verwandtschaft nachweisen möchten, der Einfluß auf die Sittlichkeit, ist durch die Erfahrung hinreichend widerlegt: ein orthodoxer Atheist kann ein ebenso tugendhafter oder nichtswürdiger Mensch seyn wie der rechtgläubigste Katholik oder Protestant.“

Und was würde der Freiherr zu jener anderen Stelle desselben Buches (S. 65) sagen, wo von Sybel sich also vernehmen läßt: „Es ist heute kein anderer Adel denkbar als der große Capitalbesitz.“

Wahrlich! wenn, um mit Sybel zu reden *), anstatt

*) v. Sybel sagt: „Stände anstatt des Marmorbildes der herrliche Mann jetzt selbst dort oben, längst hätte er meine schwachen Worte unterbrochen: „„Wollt ihr thun nach meinem Sinne, so gebet dem Ganzen, gebet dem Haupte die Ehre — ein Hoch dem deutschen Vaterlande, ein Hoch dem deutschen Kaiser.““

des Marmorbildes der herrliche Mann selber dort oben gestanden wäre — kein Zweifel, daß er die schlimmer als „schwachen" Worte des Festredners unterbrochen hätte, aber nicht, um mit dem gebotenen Hochrufe eine solche Rede zu krönen; sondern in edelstem Zorn hätte er vor Allem mit seiner Donnerstimme Protest eingelegt wider die Vermessenheit, seine Gesinnung auf eine die Wahrheit so ganz in's Gesicht schlagende Weise zu deuten.

Es wird uns erzählt, das Standbild habe ursprünglich nach dem Thale hinausgeschaut, sei aber, damit es nicht den allerhöchsten Herrschaften den Rücken kehre, umgedreht worden, so daß es nunmehr den Berg betrachte. Eine bezeichnendere Symbolik wäre nicht zu finden gewesen für das was Herr von Sybel mit des großen Mannes Gesinnung gemacht hat, damit sie nicht der Anschauung der jetzigen Machthaber den Rücken zu wenden scheine. Aber der Geist des alten Stein wird nicht ruhen, bis er im Bewußtseyn seiner deutschen Landsleute die richtige Stellung wieder eingenommen hat.

Tutzing am Starnberger See
den 23. Juli 1872.

Dr. von Ringseis.

XV.

Die deutsche Auswanderung nach Amerika

ist ein fast stehendes Capitel unserer Zeitungen und Zeitschriften geworden und von vielen Seiten werden Stimmen laut, daß diese Auswanderung als ein wahres Nationalunglück zu betrachten sei, daß sie einen für das neudeutsche Reich verhängnißvollen Charakter annehme. Sogar nationalliberale Organe vom reinsten Wasser, wie die Wochenschrift „Im neuen Reich", erheben einen Nothschrei, der um so unerwarteter kommt, als sie gewöhnlich die neugegründeten Reichszustände als über alle Maßen glänzend und beglückend darstellen. „Sind wir nicht", fragt in Nr. 24 dieser Wochenschrift ein Correspondent aus Hamburg, „seit der Traum so vieler Geschlechter von deutscher Einheit und Herrlichkeit zur glänzenden Wirklichkeit geworden, das mächtigste, jedenfalls das ruhm- und ehrenreichste Volk der Gegenwart, von keinem übertroffen an kriegerischen Triumphen u. s. w. — und trotz Alledem nun doch immer weiter und weiter diese leidige Flucht so vieler Volksgenossen aus dem Reich"! Früher pflegte man als Ursache der vielen Auswanderungen die Misere der deutschen Kleinstaaterei zu bezeichnen; aber diese, sagt obiger Correspondent, „verengt und verstört nicht mehr die Lebenslust durch politische Mißregierung." Also

keine Kleinstaaterei, keine Mißregierung mehr und dennoch eine mit jedem Jahre wachsende Zahl von Auswanderern. Und welche Auswanderer! Hören wir, was obiger Correspondent aus eigener Anschauung berichtet: „Man kann wohl annehmen, daß gut drei Viertel der deutschen Auswanderer dem Stande der kleinen bäuerlichen Besitzer und ländlichen Taglöhner angehören, welche mit dem Erlös von Haus und Hof oder langjährigen Ersparnissen schwerer Tagearbeit drüben in neuer Heimstätte sich fest ansiedeln wollen, und nur ein Viertel etwa aus Handwerkern, jüdischen Händlern, schiffbrüchigen Existenzen der höheren Klasse bestehend, in unbestimmter Gewinnlust dem großstädtischen Schwindeltreiben der uns zugewendeten Seite der Union zuströmt. Gerade dieß aber ist es, was den Patrioten besorgt machen muß, daß so unverhältnißmäßig starke und werthvolle Volksbestandtheile dem platten Lande entzogen werden. In unserm deutschen Bauernstande lagen bisher die gesundesten Grundlagen deutschen Gemeinwesens, der Kern unserer Volkskraft, das unentbehrliche Gegengewicht gegen zu einseitiges Ueberwuchern dessen, was man in moderner Cultur Industrialismus, Merkantilismus, centralisirte Capitalwirthschaft nennt."

Dieser „Kern unserer Volkskraft" entzieht sich in unheimlich steigendem Grade dem „deutschen Reichsboden" — und doppelt betrübend dabei ist für jeden Patrioten die Wahrnehmung, daß drüben im Ausland von deutscher Seite so gar keine Fürsorge für ihn sich zeigt. „Nach der Einwanderungsstatistik" — sagt ein anderes nationalliberales Blatt, nämlich die Augsb. Allgem. Ztg. am 27. Juni — „müßten sich in den Vereinigten Staaten zum mindesten vier Millionen Deutsche befinden; die Censusaufnahme von 1870 ergibt aber nur 1,690,533 Deutsche in Amerika. Und es darf an diesem Orte wohl auch betont werden, daß es bei der dießjährigen Einwanderung wieder die deutschen Auswanderer-Schiffe sind, welche durch ihre großen Sterbfälle während der

Ueberfahrt das öffentliche Erstaunen erregen. Die amerikanischen Behörden fanden sich bereits veranlaßt, die Vorfälle zu untersuchen, und haben in Folge der Untersuchung der deutschen Regierung die Vorstellung zugehen lassen, sie möge Maßregeln treffen, daß auf jedem deutschen Auswandererschiff, in Rücksicht auf die darauf vorkommenden zahlreichen Krankheiten und Todesfälle, ein Arzt angestellt werde." So muß also die deutsche Regierung von einer fremden Regierung an die Humanität gegen ihre eigenen Angehörigen erinnert werden! „Die nachlässige Sorge von Seite der Staatsorgane Deutschlands hat unter den Ausgewanderten — gestehen wir es offen — bei aller Anhänglichkeit, die sie der alten Heimath bewahren, dennoch einen gewissen Groll gegen das Vaterland genährt, der bei verschiedenen Gelegenheiten zum Vorschein kommt . . . Wie mancher Deutsche ist im Westen schon gelyncht worden, ohne daß ein deutscher Consul für die Sühne des Verbrechens reklamirt hat." „Wie ganz anders" — gesteht der Correspondent des Augsb. Weltblattes — „ist doch die Fürsorge der französischen Regierung für ihre Angehörigen im Auslande; dieselbe geht sogar soweit, daß sie sich um die Behandlung ihrer Angehörigen, wenn solche im Gefängnisse als Verbrecher sich befinden, kümmert. Die Fürsorge der französischen Regierung für ihre Angehörigen trägt derselben mehr Achtung und Ansehen bei fremden Nationen ein, als Drohungen des Zusammenschießens gegen ein elendes Dorf. Unter diesen Umständen wird man es den in Amerika befindlichen Elsässern nicht verargen, wenn sie ihre Wahl auch fernerhin an Frankreich zieht." Besagte Fürsorge wäre allerdings eine würdige Aufgabe für die deutsche Reichsregierung und den deutschen Reichstag, aber dieser hat „für seine Angehörigen" in anderer Weise durch Proscriptions-Gesetze gegen die Jesuiten und andere glaubenstreue Katholiken zu sorgen!

Doch kehren wir zum Hamburger Correspondenten „Im

Neuen Reich" zurück. Er stellt sich die Frage: „woher die massenhafte Auswanderung", und gibt darauf folgende Antwort: Die von den deutschen Auswanderern vernommene Klage: „es sei kein Glück, kein Segen mehr im heimathlichen Dorf, das Leben werde immer schwerer, der Gewinn immer karger, man müsse an ein besseres Fortkommen wenigstens der Kinder denken und es deßhalb mit frischer Ansiedlung in der neuen Welt versuchen" -- diese Klage sei keineswegs neu. Aber, „was derselben heute einen verschärften Accent gebe oder gibt" — gesteht der Nationalliberale offen ein -- „das ist der regelmäßig folgende Epilog, der vom Staat und seiner Blutsteuer spricht. Dreimal in sechs Jahren hätte man in den Krieg gemußt, erst gegen die Dänen, dann gegen die Oesterreicher, zuletzt gegen die Franzosen — so viele seien geblieben, so viele als Krüppel heimgekehrt, wie lange werde es dauern und es ginge wieder los gegen Franzosen oder Russen, und wenn auch das nicht, immerhin solle man drei der besten Jahre als Soldat dienen; dabei sei kein Auskommen möglich für den armen Landmann."

„Hört man die Leute so reden", fährt der Correspondent fort, „und merkt man genauer hin auf der Rede Sinn, und die kühle nüchterne Art, in der sie alle Einwürfe zurückzuweisen wissen, so tritt Einem ein wenig anmuthender Gedanke vor die Seele, der Gedanke nämlich, daß der Bauer wenig Anlagen zum Idealismus besitzt", daß er „die nationale Begeisterung für Kaiser und Reich und kriegerische Heldenthaten" wenig theilt. Doch diese wenig anmuthende Erscheinung sei leicht begreiflich. „Dem kleinen Mann auf dem platten Lande ist der Staat ein überall drückendes, beengendes, anspruchsvolles, hartherziges Wesen geworden, aus dem er sich fortsehnt in ein möglichst staatloses, steuerloses, soldatenfreies Daseyn im Hinterwald." Der kleine Mann findet besonders in der dreijährigen Dienstzeit im stehenden Heere eine äußerst harte, langwierige, kost-

spielige, ihn wirthschaftlich drückende Last. Wie wird es erst kommen, wenn der moderne Staat in seiner Omnipotenz immer rückhaltsloser, unbarmherziger auch in die Gewissen hineinregieren wird und vorschreiben wird, was Glaubens sei und was nicht?

Die gesellschaftlichen Zustände sind bei uns von Jahr zu Jahr kränker geworden und mit ihrer steigenden Krankheit steht die steigende Zahl der Auswanderer in innigem Zusammenhang. „Die industrielle Entwicklung unsers Jahrhunderts hat das Handwerk in den Städten zur Auflösung gebracht, sie entzieht auch dem kleinen landwirthschaftlichen Gewerbe den Boden unter den Füßen . . . Steuern und Abgaben haben sich nicht gemindert, der Geldwerth ist gesunken, der Preis der dem Landwirth wichtigsten Fabrikate und Waaren, nicht minder das Gesindelohn und Schulgeld ist gestiegen, ohne daß die Gutserträge mit der steigenden Progression Schritt halten können . . . Unvermittelt durch alte Treue stehen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch auf dem platten Lande einander gegenüber“ . . . „Muß der kleine bäuerliche Wirth daran verzweifeln, vorwärts zu kommen mit seinem Besitz, Sorgen und Schulden nicht stetig wachsen zu sehen, so entzieht sich dem Taglöhner immer ferner die Aussicht und das Streben, selbst zu gesichertem Eigenthum zu gelangen.“

Solch' ein wahrheitsgetreues Bild entwirft die nationalliberale Wochenschrift im neudeutschen Reich. Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten, und es ist, so lange die auf den verschiedenen Lebensgebieten herrschend gewordenen Principien weiter herrschen, gar nicht abzusehen, wie eine Besserung eintreten soll. Was die Auswanderung im Speziellen betrifft, so gibt es, will man auf den im Staatsmechanismus, im Militarismus, Industrieleben u. s. w. eingeschlagenen Wegen beharren, gar kein Mittel, dieselbe zu hemmen, es sei denn ihre gewaltsame Behinderung durch Strafgesetze und den Polizeistock, wodurch denn die Dinge

nur noch ärger sich gestalten, in kurzer Zeit zu einer gewaltsamen Katastrophe führen werden. Auch der citirte Correspondent kennt keine Mittel gegen die Auswanderung. „Es bleibt nichts übrig", sagt er, „als dem Strom seinen Willen zu lassen"; und er tröstet sich nur noch mit der kargen Hoffnung, daß „die Verluste an nationalem Menschenwerth und Wohlstand an anderer Stelle" — wo wohl? — „durch die fruchtbare schöpferische Natur der heimathlichen Erde ihren Ersatz finden werden!"

Es bleibt dabei, die Auswanderung gehört zu den vielen „schwarzen Punkten" im neudeutschen Reich. „Alles ist so groß im Reich, der Kaiser so mächtig, aber die Lumpen wollen in Deutschland nicht glücklich seyn", sagte jener pommer'sche Junker zu einer Schaar nach Amerika abziehender Bauern, worauf ihm von einem derselben die Antwort ward: „Ja wohl, aber die Lumpen wollen auch essen, und um arbeiten zu können, gerade Knochen behalten."

XVI.

Der moderne Staat als Urheber des Verfalls der katholischen Staaten.

Wie schön und glücklich waren nicht einst die Länder des Südens, vor allem Italien, Gegenstand der Lieder und Sehnsucht der Dichter und Künstler, wo sie die Sorgen und Mühen des Lebens vergaßen, wie in einem märchenhaften Lande harmloser Idylle, die nirgends so wie auf Italiens Erde zur glücklichsten Wirklichkeit geworden. Aber nicht Klima und landschaftliche Schönheit, auch nicht der Reiz

monumentaler und künstlerischer Anschauung allein hätten Italien zur Königin der Dichter und Künstler geweiht, wenn nicht die Bewohner jenes einst so glücklichen Landes es durch den seelenvollen Adel ihres Charakters wunderbar vergeistigt hätten. Es war der Hauch eines von der Religion mit südlicher Wärme durchglühten katholischen Lebens, welches selbst die epheuumrankten Ruinen und Denkmäler antiker und christlicher Größe mit jenem wunderbaren Wohlgeruche erfüllte, dessen mystischer Zauber Seelen und Herzen unnennbar und so unvergeßlich erquickte.

Damit wir nicht Uebertreibung zu sagen scheinen, mögen hier einige Urtheile Raum finden, welche protestantische Reisende und Gelehrte über Italien fällten, noch bis zu Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Lassen wir sie selbst reden; es sind kunstlose, freimüthige Herzensergüsse, die, wie verschiedenartig sie auch lauten mögen, dennoch in dem Einen Lobe sich wieder finden.

Göthe schreibt aus Rom: „Mit den Menschen habe ich ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage", und weiter S. 10: „Ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und so weit, als meine letzte Existenz nur reicht. Es ist nur ein Rom in der Welt und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser und schwimme wie eine Stückkugel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann." Und weiter: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, still hinarbeitend, vergessend Alles was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich" *).

*) S. Göthe's Werke 29. Bd. (Stuttgart und Tübingen 1829) S. 8, 10, 119 ff.

Lady Morgan*) (obwohl sie nach der Vorrede des deutschen Uebersetzers gewohnt ist über Alles beißende Bemerkungen zu machen, was ihr an Personen und Gegenständen zuwider) schreibt gelegentlich des Carnevals, an dem bekanntlich das Volk in Italien sich ungenirt gibt, wie es ist: „Wenn die Italiener diese Zeit des Carnevals mehr in Thorheit als in Regelmäßigkeit hinbringen, so ist dieß ein neuer Beweis vor tausend anderen von der ihnen innewohnenden Tendenz zum Guten und von der glücklichen natürlichen Organisation dieses liebenswürdigen Volkes.“ Und weiter: „Die wahrhaft große und schöne Seite des Carnevals ist die Sanftmuth, Milde und gute Laune des Volkes; weder die Sicherheit, welche die Verkleidung, noch die Freiheit, welche die Maske gibt, verleiten die wohlwollenden Italiener den Feind selbst in seinen Gesinnungen zu kränken, oder den Freund wegen seiner Schwäche zu verspotten.“

Vollrath Hoffmann äußert in seinem Buche „die Erde und ihre Bewohner“ **): „Was aber den individuellen Charakter der Italiener, abgesehen von allen öffentlichen Verhältnissen, soweit er sich im Privatleben gibt, anlangt, so müssen wir offen gestehen, daß er uns höchst liebenswürdig und anziehend vorgekommen ist, und wir können versichern, daß viele Deutsche, die lange mit diesem Volke umgingen, diese Ansicht mit uns theilen.“

So lauteten die übereinstimmenden Urtheile protestantischer und daher wohl unparteiischer Gelehrten noch vor vierzig Jahren und — jetzt? Wahrlich! Einer Metamorphose ist das Land der Ideale verfallen, wie sie schrecklicher und grauenvoller selbst sein Dichter Ovid nicht schildern könnte. Die ganze apenninische Halbinsel, von den Alpen bis Sicilien abwärts,

---

*) Italien von Lady Morgan. Aus dem Englischen. Weimar 1821. S. 290, 293.

**) Stuttgart 1834. 8. 358. Dritte Auflage. S. ähnliche Urtheile in Youngs Reise nach Italien, deutsch von Zimmermann. Berlin 1793. S. 411, 415 ff.

ist ein offener Krater geworden, dessen glühende Lava über Throne und Altäre sich ergießend alle Spuren christlicher Erinnerung vertilgen möchte; täglich und stündlich können wir die bebende Botschaft erwarten, der große Gefangene im Vatikan — die einzig noch lebende Größe Italiens, wie Jemand gesagt hat — sei das blutige und unschuldige Opfer italienischer Gottlosigkeit geworden. „Der Ruhm und die Ehre Italiens sind dahin!"

Doch dies nicht allein ist es, was in unseren Tagen die Herzen aller aufrichtigen Christen mit Schmerz und Trauer erfüllt; es ist eine furchtbare Prüfung über uns gekommen, welche selbst die Auserwählten, wenn es möglich wäre, in ihrem Glauben erschüttern könnte.

Alle ehedem so blühenden Staaten, einst der Stolz und Ruhm des Katholicismus, welcher sie mit dem Ehrennamen seiner allergetreuesten oder allerchristlichsten Töchter schmückte — ja sagen wir es geradezu mit der gewohnten, wenn auch nicht zutreffenden Bezeichnung — alle katholischen Staaten ohne Unterschied, bieten das trostloseste Bild der Verwirrung, nie endender Revolutionen und Bürgerkriege, eines tiefen religiösen und sittlichen Verfalles und des mit Windeseile nahenden Unterganges.

Bedarf es noch der Worte, um dies zu begründen? In dem altkatholischen Oesterreich, bei dessen Namen das Herz der Katholiken Deutschlands einst so hoch zu schlagen pflegte, steht der Liberalismus und das moderne Judenthum in vollster giftgeschwollener Blüthe, unter dessen betäubender Einwirk[illegible] das unglückliche Reich wie in einem Delirium liegt, der es fast vergessen läßt seines Ursprungs und seiner einstigen christlichen Heldengröße. Verfassung, Reichsrath und Landtage, hohe und niedere Beamte, die gesammte, mit verschwindender Ausnahme in jüdischen Händen befindliche Presse haben Kirche und Klerus zur Zielscheibe ihrer Verfolgung genommen und suchen die Grundfesten des Katholicismus in Schule und Ehe zu untergraben. Und dabei ist der Kaiser-

staat scheinbar in voller Auflösung begriffen; seine Staaten brechen in der Nationalitätenfrage wie Eisschollen auseinander; eine Verfassung jagt die andere, ein Ministerium folgt ruhe= und planlos dem andern; der Staats=Credit ist erschüttert; Selbstmord und Sittenverderbniß sind in grauenvoller Weise gestiegen; die Heere Oesterreichs sind geschlagen, sein Kriegsruhm vernichtet, ganze Königreiche und Lande ihm entrissen, ja Oesterreich selbst hinausgeworfen aus der ureigensten Heimath, hinaus aus Deutschland! „Auch der Ruhm und die Ehre Oesterreichs dahin!“

Und was erst sollen wir von Frankreich und Paris, dem modernen Babel sagen, dem immerglühenden Herde der Revolution, die blutig Throne und Altäre verfolgt? Frankreichs Kriegsheere sind geschlagen, sein Kaiser verjagt, seine Waffen erbeutet, sein Gold wandert in die Fremde, Bürgerkrieg wüthet in seinem Innern, Parteien stehen gegen Parteien und Frankreichs Zukunft ist in dichteste Finsterniß gehüllt. „Auch der Ruhm und die Ehre Frankreichs sind dahin!“

In Spanien und Portugal folgt eine Revolution der andern und jede ohne Ausnahme verfolgt und verwüstet die Kirche. Das einfache Pronunciamento eines Generals genügt, um die kaum angebahnte Ordnung wieder über den Haufen zu stürzen, genügt, daß ganze Kriegsheere gegen ihre Könige die Waffen richten, daß die Volksparteien sich blutig zerfleischen und das einst so glückliche und blühende Land immer wieder zurückgeworfen wird in den Abgrund des Elendes. „Auch der Ruhm und die Ehre Spaniens und Portugals sind dahin!“

Lichten wir die Anker und schiffen wir fort von den unglücklichen Ufern des europäischen Continents und fahren wir über's Meer, glückseligere Gefilde zu entdecken.

Doch auch hier dasselbe Schauspiel. Das Kaiserreich Brasilien, entstanden durch pflichtvergessene und blutige Empörung gegen rechtmäßige Herrscher aus dem Hause Bra=

ganza, trägt den Fluch des Vatermordes noch heute, siecht elend dahin, ohne Kraft und Leben, einstweilen zehrend an dem frischen Lorbeer, den es an dem Heldensarge des sterbenden Paraguai gebrochen, und während sein Volk unter dem sengenden Klima apathisch dahin lebt, geht sein Kaiser auf Reisen, betet in London mit den Juden in der Synagoge hebräische Psalmen und ist rücksichtslos genug in Rom, während er dem heiligen Vater zu Füßen fällt, die Eröffnung des italienischen Parlaments auf dem Monte Citorio durch seine Gegenwart zu feiern.

Die katholischen Staaten Südamerika's kommen vor ewigen Bürgerkriegen nicht zur Ruhe und das unglückliche Mexiko, welches das Blut seines ritterlichen Kaisers Maximilian über sich herabrief, seufzt noch immer unter der ungesühnten Blutschuld und der gewissenlosen Tyrannei der Juaristen.

Mit verschwindenden Ausnahmen also, namentlich einzelner kleinen Republiken Südamerika's, welche wie Ecuador Glück und Wohlstand sich erhalten haben, sind alle sogenannten katholischen Staaten scheinbar in voller und schneller Auflösung begriffen.

Dürfen wir uns Angesichts solcher Erscheinung wundern, daß man von dem Untergange der katholischen, insonderheit der romanischen Völker als einer vollendeten Thatsache der allernächsten Zukunft gesprochen? Ja wir dürfen uns nicht verhehlen: der thatsächliche Zustand der katholischen Staaten erfüllt das Herz aller Katholiken mit gerechter Trauer und bitterem Schmerze. Wohin man kommt und in welchen noch so streng katholischen Cirkel man eintreten mag, überall wird man mit der Zeitung in der Hand und dem Schmerzensrufe empfangen: „Aber die katholischen Staaten!“ und zu diesem Schmerzensrufe möchte sich gleichsam eine stumme Anklage gegen die Kirche gesellen. Und doch wagen wir nicht dieß Wort der Anklage über unsere Lippen kommen zu lassen, denn Herz und Gewissen bezeugen:

mit diesem Unheiligen hat die heilige Kirche nichts zu schaffen!

Verfasser dieses Artikels hat bereits im Jahre 1860 über die genetischen Ursachen der Revolution in den specifisch katholischen Staaten eine besondere Broschüre veröffentlicht, die auch in diesen Tagen eine ungarische Uebersetzung veranlaßte*). Indem wir auf diese Broschüre verweisen, welche die Grundlosigkeit der Behauptung, die katholische Kirche sei Ursache der Revolution in den katholischen Staaten, nach allen Seiten hin zurückweist, wollen wir hier nur noch auf die nicht genug zu beherzigende Thatsache aufmerksam machen, daß sämmtliche Revolutionen in allen katholischen Ländern seit der ersten französischen Revolution bis zur letzten der Commune die katholische Kirche und ihre Diener blutig verfolgten, daß also jede Revolution gerade im Katholicismus den stärksten und gefährlichsten Widersacher ihrer Principien erblickte.

Will man wissen, welches die Ursache jener beklagenswerthen Erscheinung in den katholischen Ländern ist? Wahrlich nichts anderes als der „moderne Staat!“

Der moderne Staat ist der politische Widersacher des Katholicismus wie der Protestantismus der kirchliche. Er ist nicht nur die Verläugnung, er ist der contradiktorische Widerspruch des christlichen Staatsbegriffes, wie er seit Constantin und Karl dem Großen bis zur sogenannten Reformation im katholischen Bewußtseyn ruhte. Nach katholischem Rechtsbegriff ist der Staat das von Gott geordnete zeitliche Mittel die größtmögliche irdische Wohlfahrt und Sicherheit der Volksangehörigen zu fördern, damit sie am leichtesten ihre ewige Bestimmung erreichen können. Nach

*) Die katholische Kirche, Fürsten, Völker und Revolution, nebst einem Anhange und warum die Revolutionen der Gegenwart die katholischen Staaten erschüttern und nicht die protestantischen, von Aurel Reinhold. Regensburg 1860 bei Pustet.

modernem Staatsbegriffe ist der Staat sich selbst allerhöchster Selbstzweck (salus reipublicae lex suprema), dem folgerichtig Gut und Blut der Völker gehört (Hegel's Staatslehre).

Diese furchtbare Lehre von dem modernen Staatsbegriff wurde erfunden*) als die Reformation den Fürsten die oberste Gewalt in geistlichen Dingen übertrug. Als die protestantischen Fürsten durch diese Uebertragung der höchsten geistlichen Gewalt binnen kurzem zu großer bis dahin unbekannter politischen Machtentfaltung gelangten und mit Annektirung der Kirchengüter sich finanziell bereicherten, geriethen auch die katholischen Fürsten in Versuchung und verfielen der politischen Häresie indem sie den protestantischen Lehrbegriff des landesherrlichen Summepiscopates für die katholischen Völker adoptirten. Dieß war die Genesis des berüchtigten Gallikanismus in Frankreich, des Josephinismus in Oesterreich, Italien, Spanien und Portugal, und die erste politische Sünde der katholischen Fürsten, die den Keim legte zum Untergange ihrer Staaten. Denn jeder gesunde lebenskräftige Organismus kann sich nicht mit einem ihm fremdartigen Stoffe assimiliren, er muß über kurz und lang in Krankheitserscheinungen reagiren, bis der Organismus entweder zerstört und vernichtet ist, oder aber der fremdartige Stoff durch natürlichen Prozeß ausgeschieden wird. Darin erkennen wir Ursache und Grund der Revolutionen in den katholischen Staaten.

Die zweite politische Sünde des modernen Staates war es, daß er aus thörichter Verblendung, Eifersucht und Habgier die wahrhaft conservativen Elemente des Katholicismus unter seiner Bevölkerung zu lähmen und systematisch zu zerstören suchte. Diese wahrhaft conservativen Elemente, welche der Katholicismus auch nach der politischen Seite hin gewährt, mögen hier in kürzester Fassung entwickelt werden, weil es

*) Eigentlich ward sie nur aus dem heidnischen Alterthume recipirt. S. Staatslehre des Aristoteles, Plato.



zum Verständniß unserer Behauptung nothwendig seyn dürfte, dann zum andern auch, damit dem modernen Staate seine Thorheit und Unverstand offenbar werde.

Die katholische Kirche gewöhnte ihre Völker durch ihren täglichen Gottesdienst, ihre Feste, Ceremonien und Andachts-Uebungen, sich neben den Sorgen für das irdische Leben vorzugsweise mit überirdischen und himmlischen Eindrücken zu beschäftigen. In den Kirchen und Wohnungen, auf Wegstraßen und Fluren, überall hatte sie christliche Merkzeichen aufgerichtet, um das Angedenken an die ewige Bestimmung des Menschen täglich und stündlich durch wahrnehmbare Eindrücke im geschäftigen Gewühle des irdischen Lebens aufrecht zu erhalten. So ward der Geist mehr dem Himmlischen zugekehrt und der politischen Sphäre entrückt. Dieses Streben suchte sie auch in stets vergrößerten Kreisen in's sociale Leben zu verpflanzen, daher sie die von ihr geschaffenen Corporationen, Bruderschaften, Innungen, Zünfte stets mit dem Hauche und der Weihe der Religion zu durchdringen wußte. Während sie so auf der einen Seite die Idee christlicher Gemeinschaft weckte, ward gleichzeitig das dem modernen Staate so oft gefährlich erscheinende und doch unvermeidliche Gemeinwesen der Association durch den religiösen Charakter der politischen Sphäre entrückt.

Was hat nun der moderne Staat gethan? Er hat aus thörichter Eifersucht den Einfluß der katholischen Kirche auf das öffentliche Leben zu beseitigen gesucht. Das kirchliche Vereinsrecht, die geistlichen Orden, Innungen, Zünfte, Corporationen und Bruderschaften wurden bis in die neueste Zeit herab beschränkt, unterdrückt, aufgehoben und verboten*). Dürfen wir uns da wundern, wenn die gesunde Logik des

*) Man erinnere sich aus jüngster Zeit des Verbotes der Vincenz-Vereine, der Frohnleichnamsprozessionen in Frankreich, der Marianischen Congregationen in Preußen und Oesterreich, wo sogar durch Kaiser Joseph II. sämmtliche Bruderschaften als staatsgefährlich beseitigt wurden.

Volkes, nun wo das kirchliche Vereinsrecht erschwert, beschränkt oder gar verboten wurde, politische Vereine gründete und sich vorzugsweise mit Politik beschäftigte?

Die Verehrung der Heiligen und die Fürbitte für die Entschlafenen boten ein niemals genug gewürdigtes wahrhaft conservatives Element. Beide Dogmen umgeben auch nach der social-politischen Seite hin die überlieferten Einrichtungen der Väter und der Vorzeit, deren Heiligkeit insbesondere durch die frommen Vermächtnisse, Stiftungen und Fundationen hervortrat, mit einem schützenden Walle.

Was hat nun der moderne Staat gethan? Er hat von Habsucht verblendet die religiöse Scheu vor den Ueberlieferungen der Vorzeit systematisch vernichtet, indem er die frommen Vermächtnisse, Fundationen und Klöster, so weit es möglich war, rücksichtslos aufhob und ihre Güter und Capitalien sich selbst annektirte. Können wir uns da wundern, daß die gesunde Logik des Volkes von dem Augenblicke ab, als die religiöse Scheu vor den Vermächtnissen und Ueberlieferungen der Vorzeit von dem Staate nicht respektirt wurde, auch die social-politischen Ueberlieferungen und Einrichtungen der Vorzeit nicht mehr respektirte und nach jeglicher Neuerung strebte, die den meisten baaren Gewinn abzuwerfen versprach?

Die frommen Stiftungen, Bruderschaften, Innungen und Klöster boten ein überaus conservatives Element, weil sie durch Spendung von frommen Wohlthaten und Unterstützungen sich dem Volke wahrhaft nützlich erwiesen, die Armuth verringerten und durch das Beispiel freiwilliger um Christi willen auf sich genommener Armuth und Entbehrung mit den socialen Uebelständen versöhnten, die Armuth sittlich veredelten.

Was hat nun der moderne Staat gethan? Er hat mit der Einziehung der milden Stiftungen, der Annektirung der Kirchen- und Klostergüter, die vorzüglichsten Quellen zur Linderung des socialen Elends abgegraben, das Proletariat

befördert, das Beispiel freiwilliger um Christi willen ertragener Armuth vermindert oder geradezu aufgehoben, und schließlich den Haß der Armen gegen die Besitzenden geweckt. Können wir uns da wundern, wenn nun das klappernde Gerippe des Proletariates wie ein Gespenst zu allen Fenstern hineinstiert und dem modernen Staate mit der erhobenen Knochenfaust des Socialismus und der Internationale droht?

Und was hat der moderne Staat nun schließlich dabei gewonnen? Ein kostspieliges Heer von Beamten, meist aus unkirchlichen Elementen rekrutirt, welches in steigender Fluth das ganze Reich überschwemmt, um die muthwillig zerstörten conservativen Elemente überall nach Kräften zu ersetzen. Ein Heer von Beamten, das wie der Staat selbst, nur sich selber und seinen Vortheil suchend, jeden Umstand benutzt, um auf Kosten des Volkes oder des Staates sich selbst zu bereichern; ein Heer von Beamten, das alle Stunden bereit ist, wie die Erfahrung lehrt, geschworene Eide zu brechen und Staaten und Völker von einer Revolution in die andere zu stürzen *). Und zu diesem Heere von Beamten hat der moderne Staat sich ein Volk gewonnen, dessen großer und überwiegend besserer Theil keine Sympathien hat und haben kann für den modernen Staat, und meist apathisch zuschaut dem wetterähnlichen Wechsel der Staatsformen.

Statt des Volkes kann daher der moderne Staat in den katholischen Ländern nur zählen auf alle antikirchlichen, religiös und sittlich abgehausten Elemente, welche dem modernen Staate im Kampfe gegen die Kirche zur Seite stehen, bis alle christlichen Elemente vertilgt seyn werden. Der

*) Die Corruption des Beamtenstandes in den katholischen Staaten ist weltbekannt — Oesterreich (Bruck, Einatten rc.) — Spanien (Prim'sche Silberthaler). - In Italien und Frankreich haben die Ereignisse der letzten Jahre es offenkundig gemacht, aus welcherlei Elementen das Beamtenthum des modernen Staates vorzugsweise rekrutirt wird.

moderne Staat glaubt freilich in seiner Verblendung an die Bundestreue dieser Parteien, aber in Wirklichkeit leistet er nur Frohndienste für die Zwecke jener dunklen Existenzen, von welchen er unter Vorspiegelung seines staatlich allerhöchsten Vortheils fortgedrängt wird auf die schiefe Ebene mit plötzlichem Ende.

Wohl scheint der moderne Staat diese Gefahr zu ahnen. Nun aber ist es zu spät geworden. Er kann die Geister, welche er aus der Tiefe gerufen, nicht mehr bannen, weil er einer der ihrigen geworden und abgeschworen hat in der Proklamation des confessionslosen Staates Christenthum und Katholicismus. Er muß dem Stundenschlage entgegensehen, wo die bösen Geister mit ihm von dannen fahren. Denn was wird und was kann ihn retten? Gerade jene Elemente, welche die sicherste Bürgschaft für den Bestand der öffentlichen Ordnung bieten, die kirchlich-getreuen und entschiedenen Katholiken, hat der moderne Staat aus thörichtem Mißtrauen von allen einflußreichen Stellungen fern zu halten gesucht und darum ist es geradehin zur Unmöglichkeit geworden, in entscheidenden Augenblicken den Revolutions-Parteien entgegenzutreten. Hinausgedrängt aus allen einflußreichen Stellungen haben sie keine Organe, welche das öffentliche Leben beherrschen. Sie sind von vorneherein zur Ohnmacht verurtheilt, weil es unter solchen Umständen so unglaublich schwer ist sich zu organisiren, gegenseitig Fühlung zu gewinnen und mit vereinten Kräften zu operiren. Darum mußten denn auch alle patriotischen Erhebungen der Katholiken zu Gunsten ihrer entthronten Fürsten, selbst dort wo sie zu Stande kamen, schließlich erschöpft und machtlos enden *).

Aber warum erhebt sich denn nicht über den Häuptern

---

*) So z. B. die Kämpfe in der Vendée in Frankreich, die spanische Erhebung zu Gunsten des Don Carlos und die neapolitanische vom J. 1860/61 für Franz II.

der bestehenden Regierungen hinweg das katholische Volk, um des ewigen Aufruhrs und der nie endenden blutigen Parteikämpfe müde, der Wirthschaft ein Ende zu machen und auf dem wieder gewonnenen Terrain katholische Reiche auf christlicher Grundlage wieder aufzubauen?

Nun freilich die katholischen Völker würden und sie könnten es, wenn sie nicht — und dieß ist der eminente Beweis von der unerschütterlichen Ruhe und Sicherheit des katholischen Auktoritätsprincips — wenn sie nicht durch die Vorschriften der heiligen Religion, welche den Aufruhr gegen die einmal bestehenden Gewalten verdammt, in eisernen Schranken gehalten würden*). Wahrlich, dieser politische Gehorsam um des Gewissens willen hat die furchtbarste Prüfung unter dem modernen Staate bestanden, ein unblutiges Martyrium, wie die Geschichte kein zweites kennt.

Ja, wenn die Monarchen jener modernen Staaten, welche die Begriffsverwirrung gegenwärtiger Zeiten katholisch zu nennen pflegt, es wagten, offen die katholische Fahne zu erheben und die Macht des Katholicismus um sich zu sammeln — gewiß, so wäre längst die Revolutionsperiode geschlossen und kein Fürst säße sicherer auf seinem Throne als die katholischen. Nun aber sind sie einmal verführt durch die Zauberformel eritis sicut dii, fast ohne Ausnahme mit der politischen Erbsünde des reformatorischen Staatsbegriffes behaftet; ihr geistiges Auge hat die richtige Sehkraft verloren, ihr Wille ist fast bis zur Ohnmacht geschwächt, wie ein

*) Darauf zählen denn auch so manche katholischen Monarchen der Gegenwart. Sie fürchten sich nur vor dem Geschreie der liberalen Parteien und vor dem Heulen des Gesindels (man erinnere sich an den jüngsten Sturz des katholischen Ministeriums Bara in Belgien und des Ministeriums Hohenwart in Oesterreich); dem katholischen Volke glaubt man in den leitenden Kreisen Alles bieten zu können, weil sie recht gut wissen, daß sich dasselbe um des „Gewissens“ willen sehr viel, ja Alles gefallen lasse und daß sie seinerseits vor Erhebungen gesichert sind.

schwankendes Rohr hin und her bewegt vom Winde der öffentlichen Meinung neigt er unbewußt und instinktartig mehr zu den bösen wie zu den guten Rathgebern. Und so sind sie ohne es zu wissen und zu ahnen, in die Botmäßigkeit der Loge und der geheimen Gesellschaften gerathen, die sie und ihre Reiche an den Rand des Verderbens bringen.

Was ist aber auch aus allen Verheißungen des modernen Staats geworden? Nichts als eine unabsehbare Perspektive von Enttäuschungen, ein Bild unsäglichen Jammers und namenlosen Elendes! „Umgestürzte Throne, ermordete oder fliehende Könige und Fürsten, geplünderte und geschändete Kirchen, zerstörte Klöster, ermordete Priester, Ruinen des Wohlstandes, wachsende Schaaren von Bettlern, blutgetränkte Schlachtfelder, geschlagene und fliehende Kriegsheere und darüber hinaus die dunkelsten Wetter göttlicher Strafgerichte.“ Wahrhaftig nicht wundern kann sich der moderne Staat, wenn von den Sympathien seiner Völker verlassen, er über Nacht zusammenbrechen wird unter den Keulenschlägen der Commune und Internationale. Denn die Commune und die Internationale — die letzte Zeugung des modernen Staates — was ist sie anders als der wilde Fluch der enttäuschten Völker?

Gottlob die Zeit der Phrasen ist vorüber und das Zeitalter der Handlung beginnt; die Prämissen schließen und die Thatsachen folgen mit unerbittlicher Logik. Nun gibt es keine Täuschung und keine Halbheit mehr, nunmehr ist Klarheit in die verworrene Situation gekommen, die Scheidung beginnt und die Völkermassen müssen endgültig sich entscheiden. Die Katholiken haben den modernen Staat in seiner wahren Gestalt erkannt und beginnen sich auf sich selbst zurückzuziehen, die antikirchlichen Elemente werden durch die Macht der Consequenz immer mehr in's Lager der Internationale getrieben. Die zwölfte Stunde des modernen Staates beginnt zu schlagen. Nunmehr gibt es nur noch die Frage: wem wird die Zukunft gehören?

Inmitten der welterschütternden Ereignisse der Gegenwart, welche den nahen Zusammenbruch des modernen Staates prophetisch vorher verkünden, sind es nunmehr zwei Faktoren, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beherrschen, der Socialismus in Gestalt der Commune und Internationale, und der Katholicismus. Einem von beiden Faktoren wird die Zukunft gehören. Wird sie dem Socialismus gehören?

Es läßt sich nicht läugnen, daß in Frankreich und in Italien die socialistischen Elemente eine große Verbreitung erlangt haben. Dank dem verderblichen Einflusse des modernen Staates in Gesetzgebung und Verwaltung treten sie bereits an die Oberfläche. Eine Schreckensherrschaft, wie sie momentan in Paris sich offenbarte, scheint in geschäftiger Stille aller Orten sich vorzubereiten. Wird doch die Internationale nach den Berichten ihrer Parteiblätter in Europa allein durch drei Millionen Verschworene, das heißt durch sechs Millionen Fäuste vertheidigt, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist sie nahe am Durchbruche*).

Aber gleich wohl können wir an eine dauernde Herrschaft des Socialismus nicht glauben. Eine Zeugung des Liberalismus, kann er die Natur seiner Abstammung nicht verläugnen; der Socialismus ist nur stark im Niederreißen und Zerstören, gänzlich unfähig zum Aufbauen. Der Socialismus im atheistischen Sinne kann seinen Principien gemäß schlechthin mit keiner Autorität sich versöhnen; er schafft die schrankenlose Willkür des Individuums, den Menschen der permanenten Revolution. Er kann die furchtbare Autorität, welcher die Mitglieder der Internationale mit Blut

---

*) S. Germania Nr. 168 unter England, wonach das Operations-Vermögen der Internationale auf 2 Milliarden und 800 Millionen berechnet wird, welches besonders auf englischen Banken deponirt sei. Diese Angabe ist freilich wohl sehr übertrieben; jedoch lassen die überall aus geheimen Fonds unterhaltenen Strikes in der That auf große Hülfsmittel schließen.

und Gut sich verkaufen, den eigenen Principien gemäß nur so lange aufrechterhalten als bis er sein Ziel erreicht hat. Mit dem Tage, wo der Socialismus das Zerstörungswerk gegen den modernen Staat vollendet hat, wird er über der Beute, die er suchte und die nun zum Vertheilen vor ihm liegt, logisch nothwendig sich selbst zerfleischen und in der vollen Auflösung des nacktesten und singulärsten Egoismus zersplittern *).

In dem Augenblicke also, wo seine positive Stärke beginnen sollte, wird seine Ohnmacht sich offenbaren. Er kann seinem innersten Wesen nach keinen socialistischen Staat auferbauen, selbst wenn kein Rivale ihm gegenüber stände. Wir können daher nur glauben an eine schnell vorübergehende, aber gleichwohl furchtbar blutige Schreckensherrschaft des Socialismus; denn mit demselben Tage, wo der moderne Staat wie die Napoleons-Säule unter den Keulenschlägen der Commune zusammenbricht, wird die ungeahnte sociale Macht des Katholicismus sich entfalten **).

---

*) Denn jeder Vortheil, der als Einigungsprincip aufgestellt wird, eint nur, wie schon der Name sagt, vor der Theilung, und nach der Theilung zersprengt er durch die Affekte des Neides und der Habsucht.

**) Aber gibt es in den vom modernen Staate so schrecklich abgehausten Ländern noch eine katholische Macht? Lassen wir uns durch die Erscheinung nicht täuschen, daß in Italien zumal, wohin selbstverständlich unsere ersten Gedanken sich richten, bis vor kurzer Zeit fast keine Regung des katholischen Lebens zu entdecken war. Kein Wunder! Die Regierung, welche zur offenen und furchtbarsten Befehdung der Kirche seit mehreren Jahrzehnten übergegangen ist, hat selbstredend alle antikirchlichen Elemente aus der Tiefe gerufen, weil sie ihrer zur Durchführung ihrer Pläne bedarf. Während jede katholische Regung gewaltsam von der italienischen Regierung unterdrückt wurde, traten an die Oberfläche nur die wilden gährenden Elemente des nationalen und atheistischen Fanatismus, die mit einem Terrorismus, wovon wir in Deutschland keine Ahnung haben, ja mit dem Terrorismus des Dolches, das ganze unglückliche Land

Derselbe Glockenschlag, der die Todesstunde des modernen Staates verkündigt, wird zum Festgeläute der Freiheit der katholischen Völker. Denn in demselben Augenblicke sind die Fesseln gebrochen, die sie bis dahin zur politischen Unthätigkeit und Machtlosigkeit verdammten; dann gibt es keine berechtigte Autorität mehr, deren geheiligter Charakter sie zur Passivität geduldigsten Gehorsams verpflichtete, sondern los und ledig jeder Unterthanenpflicht sind die zahlreichen katholischen Elemente zur eigenen Selbsthülfe berechtigt und, wie uns bedünken will, gerade dem Socialismus gegenüber von der Versehung berufen.

Es ist ein großes Glück, daß der moderne Constitutionalismus durch sein politisches Vereinsrecht den Katholiken Gelegenheit bot, allmählig Fühlung zu gewinnen und was auf kirchlichem Boden ihnen verwehrt war, auf dem politischen in Wahlversammlungen und Deputirten-Kammern zu erreichen. Die katholische Bewegung beginnt mit dem politischen Constitutionalismus — das einzige Gute was derselbe gebracht hat! Die ganze katholische Welt ist in Bewegung, die nach allen Richtungen hin in steigender und schwellender Kraft sich ausdehnt und bereits immer größere sociale Kreise durchdringt. Hat sie doch selbst schon den modernen Staat mit Angst und Entsetzen erfüllt! Die Vereine, Casino's, Wanderversammlungen, öffentlichen Wallfahrten, die katholischen Fraktionen in den Kammern und Landesvertretungen,

beherrschen. Doch gottlob, die mit geballter Faust darnieder gezwungene katholische Regung ist durch das Uebermaß des Druckes zu um so stärkerer Intensivität gelangt. Die Katholiken Italiens sind im eminenten Sinne des Wortes katholisch. Dort gibt es keine charakterlose Halbheit mehr wie bei uns in Deutschland. Entweder katholisch oder atheistisch, ein Mittelding gibt es in Italien nicht, und dasselbe gilt gottlob von fast allen katholischen Ländern Europa's, von Spanien, Frankreich, Belgien und selbst von Oesterreich und immermehr drängen die Zeiten zur Klärung und zur vollständigsten Scheidung der Geister.

die Wahlversammlungen, der Peterspfennig, die Adressen an den heiligen Vater und die pflichttreuen Bischöfe, die katholische Literatur, Tagesblätter und Zeitschriften, die stündlich sich mehren, sind Erscheinungen welche das Herz aller Katholiken mit hoffnungsvoller Freude begrüßt und die uns getrost in die Zukunft blicken lassen. Gottlob, die Katholiken sind ringsum bereits auf der politischen Schaubühne erschienen *).

Ist nun auch die Macht des Socialismus in der That eine relativ große, so ist sie gleichwohl verschwindend klein im Vergleiche zu der Gesammtheit der Katholiken. Während alle anderen liberalen Elemente, die sich nicht im Socialismus bereits verlaufen haben, in unzählige politischen Richtungen und Schattirungen sich zersplittern und auflösen, sind die Katholiken aller Welttheile insonderheit durch die providentiellen Geschicke des Papstthums, durch unsern unsterblichen Pius, zu einer Bruderfamilie verschmolzen, die einig in ihren Principien, ihren Sympathien und in ihrem Programme eine geistige Phalanx bildet, welche Schild an Schild gereiht, den Erdball umschließt. Und diese einmüthige und großartige Verbindung, wie größer und wunderbarer die Welt sie noch nicht gesehen, hat, was nicht genug zu beachten ist, sich nicht mit der Furcht der Zersplitterung zu tragen, eine Furcht die jeder anderen Sphäre um so näher tritt, je mehr sie an Umfang und Ausdehnung gewinnt. Die Katholiken der Welt sind eins wie in ihrem Glauben, so auch in ihrem Oberhaupte dem Papst. Und wenn irgend etwas diese geschlossene Einheit und diamantene Festigkeit erprobt hat, so war es der mit dem Unfehlbarkeitsdogma entbrannte Geister-Kampf. Trotz der Unterstützung und der lebhaften Sympathien, welche selbstverständlich der moderne Staat dem Häuflein der Protestkatholiken entgegenträgt, trotz aller Bemühungen diesen

*) S. die katholische Bewegung in unseren Tagen von Dr. H. Roth. Würzburg, Leo Wörl'sche Buchhandlung.

Geisterkampf möglichst auszubeuten um zur längst erstrebten Nationalkirche zu gelangen, hat sich die Glaubenstreue der Katholiken bewährt und nirgends glänzender als gerade in den romanischen Ländern. Hier kam es nicht einmal zu Protestadressen, weil Alles was dort irgendwie abgestorben vom katholischen Leben, längst von dem dunklen Abgrunde der geheimen Gesellschaften verschlungen ist; und somit ist denn an eine Zersplitterung und Spaltung der Katholiken nicht mehr zu denken.

Zweifelnd mag Mancher fragen: Aber was dann, wenn mit der Erbweisheit der christlichen Jahrhunderte der verwüstete und zerschlagene Staat wieder aufgebaut werden soll? Nehmen wir z. B. die unausbleibliche Finanzfrage.

Die Geldfrage ist es, welche gegenwärtig alle Regierungen fieberhaft beschäftigt, in ihr liegt die Hauptkrisis der Gegenwart, welche zum größten Theile die Krankheitserscheinung des Socialismus unter den Völkern hervorgerufen hat. Dieser Frage stehen alle Staatsmänner der Gegenwart rathlos gegenüber. Gold auf Gold rinnt in den Staatsseckel und doch hat er nimmer Geld und schon ist die Steuerkraft aller Länder fast bis zum Bersten angespannt! -- Das dem Dienste Gottes und der christlichen Nächstenliebe geweihte Geld, welches der moderne Staat aus Kirchen und Klöstern geraubt, hat mit dem Doppelgewichte physischer und moralischer Beschwerung dem Fasse den Boden ausgedrückt. Der moderne Staat ist überall ein Danaidenfaß geworden und die ungerechten Goldstücke haben die gerechten verzehrt. Es ist der Fluch des Propheten, der alle Staaten getroffen. Alle stehen am Vorabende des Bankerotts und trösten sich mit der leichtfertigen Gnome: après nous le déluge!

Werden die katholischen Völker dereinst die Passiva des modernen Staates mit in Erbschaft übernehmen? Durch Gerechtigkeit verpflichtet werden sie nicht seyn, denn was geht sie die Sünde des modernen Staates an; aber sie werden durch die Pflicht der Nächstenliebe berufen seyn, in die

heillose Finanzwirthschaft, welche der moderne Staat verursachte, Ordnung zu bringen. Den Grundprincipien des Katholicismus verdankte es das Mittelalter, daß die sogenannte Staatsmaschine in Gesetzgebung und Verwaltung eine höchst einfache wurde und die Regierungsbedürfnisse auf ein verschwindendes Minimum sich beschränkten. Wohl hatten die Fürsten ihre Schulden, aber sogenannte Staatsschulden gab es nirgends, und Staatsbankerotte waren im Mittelalter ein unbekannter Begriff.

Nun ist es freilich gewiß, daß bei der großen Veränderung der socialen Verhältnisse die katholischen Zukunftstaaten nicht zu der Einfachheit früherer Jahrhunderte zurückkehren können; aber gleichwohl wird der Staatshaushalt vereinfacht und verringert werden können, weil nicht mehr so viel regiert zu werden braucht, da die wahrhaft conservativen Principien des Katholicismus, welche der moderne Staat zerstörte, wieder in's Leben treten. Das große Heer des Beamten-, Verwaltungs- und Aufsichtspersonals, welches der moderne Staat geschaffen, hat nicht wenig dazu beigetragen, die fortdauernde Finanznoth zu erzeugen*).

Mit der Vereinfachung und Verringerung des kostspieligen Beamtenheeres wird aber Hand in Hand gehen die Vereinfachung resp. Entlastung des Militär-Etats und gerade dieser ist ja der unheilbare Krebs geworden, der namentlich seit der Herrschaft des sogenannten Nationalitätsprincips den Wohlstand der Völker verzehrt. — Nun werden die katholischen Zukunftsstaaten unzweifelhaft das Zeitalter der ewigen Kriege, wie es aus dem Nationalitätsprincip geboren worden, beschließen und eine Aera des Friedens begründen. Reichte schon die Idee der religiösen Einheit, der kirchlichen

---

*) S.: Der Staat auf christlicher Grundlage von Clemens Graf Brandis. Regensburg, Manz 1860. S. 322 ff. Man denke an die Beamtenschube, die jedem Ministerium folgen, an die ungeheuren Summen, welche bloß der Pensionsfond verschlingt.

Katholicität, im Mittelalter hin, die Kriege im Vergleiche zu den Tagen des heidnischen Alterthums selten zu machen; so tritt nun gerade in unseren Tagen noch die Idee der socialen Katholicität hinzu, welche durch die staunenswerthen Fortschritte unseres Jahrhunderts, insonderheit durch die Erfindungen der Dampfkraft und der Telegraphie, aus materiellen Rücksichten ebenso gebieterisch eine Periode des Friedens fordert, als die kirchliche Katholicität aus religiösem Beweggrunde. Wo aber die höchsten Faktoren welche das menschliche Leben beherrschen, Religion und materieller Nutzen, sich gegenseitig für den Frieden die Hand reichen, ist die Verheißung einer Friedensepoche wahrlich nicht utopisch, sie liegt vielmehr in der Natur der Sache begründet.

Alsdann aber sind selbstverständlich stehende Heere und die endlosen Waffenrüstungen der Gegenwart nicht mehr eine Lebensbedingung der Staaten. Ihre Bedeutung tritt principiell in den Hintergrund und der Staat kann wieder zurückkehren zu einer wahrhaft volkswirthschaftlichen Mission und die reichen socialen Hülfsquellen der Gegenwart, welche unter dem Fluche des modernen Staates jetzt segenslos geblieben, wieder zum Besten der Völker eröffnen.

Hiermit aber wäre die glückliche Lösung der gegenwärtigen Geldkrisis nur eine Frage weniger Jahre und in demselben Maße, wie das Deficit schwindet, wird auch unter dem Einfluß des wiedergekehrten öffentlichen Vertrauens Handel und Wandel einen ungeahnten Aufschwung nehmen, ein Aufschwung der um so großartiger wird, je mehr die Ideen der social-politischen Katholicität aller Völker im Gegensatz zu dem Nationalitätsprincip der Völkerisolirung in das allgemeine Bewußtseyn der Völker sich einlebt.

Nach dem Axiome: ein Extrem ruft das andere hervor, glauben wir schließen zu können, daß die Idee des Nationalitätsprincips, welches in unseren Tagen bis auf die höchste Spitze getrieben ist, in nächster Folge das gerade Gegentheil,

nämlich die Idee der solidarischen Einheit aller Völker wachrufen werde.

Mit diesem Tage aber ist auch die gefährliche Krisis, welche den Organismus der gegenwärtigen Gesellschaft bedroht, überwunden, und die sociale Frage einer glücklichen Lösung entgegengeführt*). Denn nun beginnt der Gesichtskreis der Völker über die Schranken des nationalen Partikularismus hinaus bis an die Grenzen der Erde sich zu erweitern und das Verständniß, welches drei Jahrhunderte lang unter dem Einfluß des modernen Staates geschlummert, wird zu frischem und hoffnungsvollem Leben erwachen, daß nämlich in der friedlichen Zusammenwirkung aller Völker das wahre Glück bestehe. Der Ueberfluß des einen Volkes wird Heilmittel werden dem anderen und Gemeingut aller, was allen ersprießlich.

In diesem gegenseitigen Austausch und lebensfrischen Wechsel werden die socialen Verhältnisse der hypercivilisirten Völker gesunden. Dann ist aber auch das Morgenroth jenes glückseligen Tages erschienen — jenes Tages, nach dem alle lauteren Herzen sich sehnen — an dem in der friedlichen Sammlung aller Völker das große Problem der Weltzeit

---

*) Nach dem metaphysischen Gesetze der socialen Weltordnung ist jedes Volk ein nothwendiges Glied am Organismus der Menschheit. Wie die Pflanze bei Mehrung ihrer Säfte, soll sie nicht anders verkrüppeln und verkümmern, in natürlichem Wachsthum nach außen hin sich ausdehnt, so erfordert auch die fortschreitende Entwicklung der Civilisation Vermehrung und Ausdehnung der vormaligen Grenzen. Denn was Wechsel oder Neugewinnung des Stoffes dem organischen Leben, das ist gegenseitige Durchbringung der Völker für die Menschheit. Wo diese nicht geschieht, tritt naturnothwendig eine Ueberfülle, eine Ueberreiztheit der Civilisation und Ueberwucherung des Materialismus ein und in nächster Folge als natürliche Gegenwirkung: sociales Siechthum und Erschlaffung der Völker, allmäliges Sinken von der Höhe der Civilisation und endlich: die „Rückkehr zur Barbarei“.

gelöst ist und der Genius der Völker zum Genius der Menschheit sich entfaltet.

Aber mit einem Faktor, werden unsere Leser sprechen, ward nicht gerechnet und doch scheint dieser geeignet zu seyn alle unsere Hoffnung zu zerstören. Gleichzeitig mit dem fortwährenden Aufruhr in den katholischen Ländern erfreuen sich die sogenannten protestantischen Staaten der größten politischen Ruhe und Sicherheit, und während erstere von ihrer Bedeutung und Machtstellung unaufhaltsam herabsinken, steigen letztere und vor allem das protestantische Preußen zu einer machtgebietenden Höhe, wie sie die Weltgeschichte seit dem Zeitalter Karls des Großen kaum erlebt hat. Angesichts dieser Thatsache dürfte man versucht seyn zu schließen: die Zukunft gehöre den protestantischen Reichen mit der unüberwindlichen Vormacht Preußens.

Wir haben mit diesem Faktor gerechnet und er hat den Calcul unserer Rechnung nicht umgestoßen. Daß der moderne Staat sich still und allgemach einleben konnte in den protestantischen Ländern, ohne von jenen gewaltigen und krampfhaften Zuckungen, die man Revolution nennt, heimgesucht zu werden, gereicht dem Protestantismus wahrhaftig nicht zum Ruhme. Es ist im Gegentheil ein Beweis von der Blutsverwandtschaft des Protestantismus und des modernen Staates. Denn der Protestantismus hat ja den modernen Staat geboren und in letzterem die abstruse Idee des religiösen und politischen Egoismus einheitlich verkörpert, indem er die Fülle der kirchlichen und geistlichen Autorität der weltlichen Gewalt überlieferte. Eben weil die protestantische Kirche aller Farben und Schattirungen eine willenlose und dienende Magd des modernen Staates, selbst bis zum anbefohlenen Credo *), darum hat letzterer gar keine Ursache gefunden sie zu befehden, sondern vielmehr sich ihrer als der

*) Wir erinnern an die Entstehung der sogenannten Landeskirche und die preußische Union.

getreuesten und wohlfeilsten Wächterin des bürgerlichen Lebens bedient. So hat der Protestantismus denn alle Wandelungen des modernen Staates bis zum verwässernden Liberalismus auch nach der kirchlichen Seite hin wiedergespiegelt und ist ihm Schritt für Schritt gefolgt bis dahin, wo nun der moderne Staat sich für confessionslos erklärt und als „Selbst-Gott" seiner Hülfe nicht mehr zu bedürfen glaubt und ihn aus seinem Dienste zu entlassen sich anschickt.

Schon aber zeigt sich in demselben Momente, wo der moderne Staat principiell wenigstens sich für die Trennung der Kirche vom Staat entschieden hat, die Zersplitterung und Zerfahrenheit der Geister, wie sie namentlich in den „Protestantentagen" und „Protestantenvereinen" offen zu Tage tritt und auf welche die jüngsten Vorkommnisse der Reichenbacher Gesangbuchangelegenheit und des bekannten Prediger Hanne ein grelles Schlaglicht werfen*). — Die Tage des Protestantismus sind nunmehr gezählt und gehen einem natürlichen Ende entgegen. Denn wie die sogenannte Reformation nur dadurch schließlich von dem Untergange sich retten konnte, daß sie in die Arme der Fürsten flüchtete, so muß folgerichtig jetzt, wo der confessionslos gewordene Staat die

*) Diese Zerfahrenheit und Selbstauflösung des Protestantismus kennzeichnet einer seiner ehrenhaftesten Männer, der edle Herr von Gerlach in seinem Buche „Das neue deutsche Reich" folgendermaßen: „Diesseits (in der protestantischen Kirche) wird bei uns gestritten, ob es einen persönlichen, ob es einen dreieinigen Gott gibt, ob der persönliche Gott die Welt geschaffen hat und richten wird, ob Gottes Sohn Mensch geworden, ob das Symbol, welches wir am Altare bekommen, Wahrheit oder Täuschung und ob die heilige Schrift Gottes Wort oder Fabelbuch ist. — Die Verläugner unserer Grundlehren sind im Ganzen im ruhigen Besitze unserer Kirchenämter." Das ist ein Bild des gegenwärtigen Protestantismus — unter dem Schutze des Staates. Wenn aber solches am grünen Holze geschieht, was wird am dürren werden, sobald die Trennung der Kirche vom Staate faktisch erfolgt ist!

protestantische Kirche entläßt, jener Untergang, dem sie ehedem entfliehen wollte, sie erreichen.

Der moderne Staat in den protestantischen Ländern, sobald er sich von der Kirche geschieden hat, besitzt kein einziges conservatives Element mehr in seinem Schooße, und den wenigen noch glaubensbedürftigen Geistern gebricht es an den nothwendigsten Bedingungen, welche noch im Stande wären die Krisis zu beschwören, nämlich an jeglicher religiös-kirchlichen Autoritäts-Einheit, die selbstverständlich durch das Grundprincip des Protestantismus von der freien Schriftforschung zerstört werden mußte.

Wegen dieses gänzlichen Mangels aller conservativen Elemente wird der moderne Staat in den protestantischen Ländern unaufhaltsam fortgedrängt von der Macht des Liberalismus und den Consequenzen seines Systems. Die protestantischen Staaten sind demnach einzig und allein auf ihre physische Machtentfaltung und den uneingeschränktesten Absolutismus verwiesen, der natürlich aber nur so lange von dem Liberalismus ertragen wird, als er für seine Endziele arbeitet und vom Erfolge, dem Götzen des Tages gekrönt ist. So lange dieses geschieht, wird der moderne Staat als Idol auf den Schultern der protestantischen Völker getragen werden. — Wehe aber dem modernen Staate, wenn das Schicksal, welches herauszufordern er sich gedrängt sieht, einmal sich gegen ihn wendet. In demselben Augenblicke, wo der Erfolg fehl schlägt, schlägt ihn die Keule der Internationale nieder. Denn nirgends ist sie laut den Zeitungen mächtiger verbreitet und energischer organisirt als im protestantischen Norden und im schismatischen Rußland*), abwartend Zeit und Stunde.

Was aber dann, wenn die Internationale des modernen Staates Herr geworden und die sociale Frage ihrer furchtbaren

*) Siehe das Programm der russischen Internationale in Nr. 159 der Germania vom 18. Juli 1871. Beilage.

und blutigen Lösung rücksichtslos entgegenführt? — Welche geschlossene Macht gibt es hier in den protestantischen Ländern, die im Stande wäre den Kampf aufzunehmen mit der furchtbaren Gewalt, auf den Ruinen und Trümmern des modernen Staates die Gesellschaft neu zu begründen?

Wahrlich! auf den Trümmern und Ruinen des modernen Staates in protestantischen Ländern kann nur eine Fahne sich entfalten, unter deren Schatten die geängstigte Menschheit sich flüchten wird — die Fahne des Katholicismus. Darum hier und überall verkünden die Vorzeichen: die Zukunft gehört den katholischen Völkern!

XVII.

Glossen eines politischen Einsiedlers.

III.

Es dringen in meine stille Klause mancherlei Stimmen, als ob meine „Glossen" an verschiedenen Orten Unruhe und Mißfallen hervorgerufen hätten. Es wäre mir recht lieb gewesen, wenn man sich darauf beschränkt hätte, meine Gedanken zu berücksichtigen, falls sie dieß verdienten, oder sie einfach zu verwerfen, wenn sie keines bessern Schicksals würdig waren. Statt so zu verfahren, hat man alsogleich die durchaus gleichgiltige Frage aufgeworfen, wer denn solcherlei zu denken sich erlaubt haben könne. Es wäre mir ferner recht freundlich vorgekommen, wenn diejenigen welche den Klang meines Wortes erkannten, ungefähr so gedacht hätten: Er

hat sich nie gescheut mit Namen und Person einzutreten, wo ihm dieß nöthig schien; er wird seine Gründe gehabt haben, dießmal unter der gewiß ehrenvollen Firma der gelben Hefte zu verschwinden. Vielleicht ist es bloß der „Sauerngurkenzeit“ zuzuschreiben, daß man sich so viel mit einem Menschen beschäftigt hat, dem man alsbald zu sagen hatte, er sei „nur der Rufer in der Wüste, dem Niemand folgen wird.“ Nachdem es aber vorgekommen ist, daß man sogar die Redaktion dieser Zeitschrift in's Spiel gezogen und vermuthet hat, sie habe mir nur „aus Versehen“ das Wort ertheilt *), so muß ich freilich zum Schlusse noch einmal um dieses Wort bitten. Und so falle denn die bei der gegenwärtigen Temperatur etwas lästige Einsiedlerkutte, und es

---

*) Die fragliche Vermuthung, als ob es sich bei der Veröffentlichung der „Glossen“ um ein Versehen von unserer Seite gehandelt habe, kann wohl nur auf die Vorstellung gegründet seyn, daß die Redaktion der „Histor.-polit. Blätter“ ihre persönlichen Meinungen den Mitarbeitern bei Strafe des Ausschlusses zu oktroyiren pflege. Aeltere Leser wissen, daß dieß nie der Fall war. Es kann, unbeschadet der großen Grundprincipien, in politischen Dingen eine vollberechtigte Verschiedenheit der Meinungen geben, und sicherlich war dieß nie mehr der Fall als in den zwanzig Jahren, während welcher die jetzige Redaktion dieser Blätter besteht. Uebrigens sind die Aufstellungen des Herrn Verfassers im Ganzen und Großen so unwidersprechlich, daß uns nur hinzuzufügen bleibt: leider! Er hat den „Einheitsstaat“ unter Preußen von vornherein mit in den Kauf genommen, in Baden kein seltener Fall. Wir haben gefürchtet, daß der „Einheitsstaat“, trotz der heiligsten Versicherungen des Gegentheils, nach dem ersten Schritt unabwendbar seyn werde. So haben wir allerdings beide Recht behalten. Die Folgen dieser neuen Umwälzung bilden erst die Frage des zweiten Theils. Was aber die Stimmung im Volke bei uns gegenüber diesem Gang der Dinge und ihren leicht zu erkennenden Ursachen betrifft, so möchten wir nur bemerken, daß Blätter wie das „Vaterland“ des Herrn Dr. Sigl nicht so enorm in Aufnahme hätten kommen können, wenn ihnen nicht ein weit verbreitetes Gefühl grimmiger Entrüstung entgegenkäme. Anm. d. Red.

trete aus derselben ein so prosaisches Wesen hervor, wie es ein großherzoglich badischer Kreisgerichtsrath in Constanz nur immer vorzustellen vermag.

Weder Raum noch Zeit soll verschwendet werden mit den mehr untergeordneten und gelegenheitlichen Betrachtungen, die ich in meinen beiden ersten Aufsätzen angestellt habe. Ich wünsche nur noch einiges Wesentliche nachzutragen über die zwei von mir berührten Hauptfragen:

1) Stellung der deutschen Katholiken zum „Partikularismus", und

2) die Zukunft Oesterreichs.

Vernehmet mich, möchte ich sagen, „mit Geduld und Aufmerksamkeit".

I.

Ich habe behauptet, mit dem deutschen Partikularismus sei es aus, deßhalb habe ich gewünscht, die deutschen Katholiken sollen ihre für die katholische Sache so nöthigen Kräfte nicht mit Wiederbelebung eines Cadavers verschwenden. Ich würde mir ganz gewiß nicht erlaubt haben, mit diesen ersten Anfangsgründen politischen Denkens die Oeffentlichkeit zu behelligen, wenn ich nicht seit einiger Zeit bemerkt hätte, daß ein Versuch vorbereitet wird, katholische Kraft nochmals für partikularistische „Velleitäten" zu mißbrauchen. Es ist nämlich, wenn ich nicht sehr irre, im Wiener „Vaterland" und in der „Deutschen Reichszeitung" wiederholt davon die Rede gewesen, das Königreich Bayern brauche eigentlich die Reichsverfassung gar nicht anzuerkennen, und es müsse ein nochmaliger Versuch gemacht wer[illegible]ses Königreich aus der erstickenden Umarmung [illegible]rei[illegible] retten. Mir wären solche Gelüste an [illegible] ordentlich gleichgiltig. Wer sich vor, [illegible] 1866 und 1870 so benommen hat, [illegible] in und nach dem J. 1872 auch dem [illegible] keine Angst; dafür ist gesorgt. [illegible]

berührt, das ist nur dieses Eine: abermals sollen die **Katholiken** diejenigen seyn, welche ihre Haut zu Markte zu tragen haben. **Dagegen** habe ich protestirt, und ich wiederhole diesen Protest mit der größten Entschiedenheit, und fordere alle katholischen Politiker auf, sich vor der in Aussicht gestellten hoffnungs- und bodenlosen, kläglichen Intrigue zu hüten.

Dieser mein Protest und diese meine Aufforderung sind deßhalb sehr wohl veranlaßt, weil durch die im Interesse des deutschen Reiches nicht genug zu beklagende Politik Bismarks gegenüber der katholischen Kirche die deutschen Katholiken der **Versuchung** ausgesetzt sind, dieses Reich als ein für alle Zeit wesentlich protestantisch-freimaurerisches zu betrachten, und deßhalb an der Möglichkeit einer Aussöhnung für alle Zukunft zu verzweifeln. Es nagt diese Versuchung an den Herzen der Trefflichsten unter uns, und gerade zu diesem Zweck erhebe ich vorzugsweise meine Stimme, zu dem Zwecke der Bekämpfung und Ueberwindung dieser, nach meiner festen Ueberzeugung unheilschwangeren Versuchung.

Die Anschauung der Dinge, welche ich bekämpfe, führt **ganz einfach** und naturnothwendig zu dem logischen Schluß: **„entweder muß** das deutsche Reich zu Grunde gehen, oder **die katholische Kirche** in Deutschland."

Nun vergesse man vor Allem nicht, daß der allmächtige Lenker der Weltgeschichte sich erfahrungsgemäß keineswegs an die Formeln und Conclusionen menschlicher Logik binden läßt. Ich will nur ein einziges Beispiel hervorheben. Seit mehr als einem halben Jahrtausend kämpft das katholische [illegible] seinen V[illegible]**skampf** gegen die englische Er[illegible] seit [illegible]i Jahrhunderten kämpft Irland [illegible]mpf [illegible]**rotestantisch** gewordene Eng[illegible] Jahr[illegible]**hunderten** hieß es: Irland oder [illegible] **gehen;** seit drei Jahrhunderten [illegible]itannien [illegible] die katholische Kirche [illegible]unde [illegible] er der große Gott

hat zu allen diesen menschlichen „Entweder-Oder“ sein unerbittliches „Nein!“ gesagt. Die göttliche Gerechtigkeit hat gesprochen: Ihr habt gesündigt auf beiden Seiten, und durch Jahrhunderte habt Ihr für Eure Sünden zu büßen! Und so ist weder England, noch Irland, noch die Kirche in Irland zu Grunde gegangen. Aber welch' unermeßliches Elend unzählbarer Millionen ist in diesen 600 oder 300 Jahren erduldet worden! Hunger, Krankheit, Mord, Brand, Gräuel aller Art haben sich zu einem entsetzlichen Berge aufgethürmt, bloß weil die Menschen beider Parteien darauf beharrten „Entweder-Oder“ zu sagen, während die ewige Weisheit beschlossen hatte mitten hindurch zu gehen.

Und diese ewige Weisheit wird, so weit menschliche Kurzsichtigkeit es zu ahnen vermag, auch in dem Kampfe, welcher leider in unserem Vaterlande entbrannt ist, nicht „Entweder-Oder“ sagen, sondern mitten hindurchgehen, und wenn die Menschen beider Parteien auf ihrer eigensinnigen Logik beharren, so werden sie sich unendliche Leiden auferlegen, und Gott wird gleichwohl — seinen Willen thun.

In der That — und dieß übersehen unsere Feinde — die katholische Kirche in Deutschland hat einen Klerus und ein Laienelement, mit welchem fertig zu werden die Kräfte einer jeden Staatsgewalt übersteigen dürfte. Es gibt ja einzelne treulose und glaubenslose, es gibt auch manche bloß verirrte Priester; es gibt ja leider abgestandene katholische Laien in großer Zahl. Aber die große Masse der Priester ist glaubenswarm und fromm; und eine sehr große Masse katholischer Laien lebt und webt in der übernatürlichen Gnadensphäre der katholischen Kirche. Die Gegner werden natürlich auch diese meine Behauptung nicht verstehen; und doch wäre es vielleicht der Mühe werth, einen Augenblick darüber nachzudenken, warum wohl der nämliche Mensch, welcher politische Wünsche und Ideale eines halben Lebens mit der kaltblütigsten Gleichgiltigkeit als für immer gescheitert und verloren erkennt und aufgibt, mit ebenso unerschütterlicher Ruhe die

felsenfeste Zuversicht ausspricht: die katholische Kirche in Deutschland wird voraussichtlich viel zu leiden haben, aber sie wird nimmermehr zu Grunde gehen.

Allein — und dieß übersehen manche unserer Freunde — daraus folgt weder nach menschlicher Logik noch auch nach der göttlichen Logik der Weltgeschichte, daß nun gleich das deutsche Reich zu Grunde gehen muß. Diese politische Gestaltung ist das Endergebniß einer mindestens zweihundertjährigen Entwicklung. Wir ehemalige Großdeutsche haben uns dieser Entwicklung widersetzt, weil wir ihre politischen und kirchlichen Gefahren recht wohl einsahen. Wir haben Hülfe gesucht bei den deutschen Mittel- und Kleinstaaten; wir haben vor Allem Hülfe gesucht bei der großen habsburgischen Monarchie. Wir haben theils gar kein Verständniß gefunden, theils keine Kraft der Ausführung. Verständniß, Kraft und Einheit waren immer nur auf Seiten unserer Gegner. Die Vorsehung ist die von ihr beschlossenen Wege unaufhaltsam weiter gewandelt, und sie wird nicht umkehren. Mag es geschehen seyn zur Strafe unserer Sünden: es ist geschehen und bleibt geschehen.

Aber, sagt man, das ist lediglich Behauptung gegen Behauptung, sogar Prophezeiung gegen Prophezeiung gestellt. Gut; ich will die Richtigkeit meiner Auffassung auch auf einem anderen Wege beweisen.

Soviel wird Jeder zugeben: wer die Absicht hat, das deutsche Reich Preußens zu negiren und gelegenheitlich zu zerstören, der muß im Stande seyn zu sagen, was denn an dessen Stelle treten solle. Es ist dieß nicht nur im Allgemeinen ein Bedürfniß der gesunden Vernunft, sondern ganz insbesondere eine unabweisbare Forderung des deutschen Nationalgefühls. Dieses Gefühl, und der ihm entsprechende Einheitsdrang ist vorhanden und beherrscht große Massen. Es ist thöricht, vor solchen Wahrheiten die Augen zu verschließen; der eifrigste Katholicismus gibt Niemanden ein Recht hiezu. Und ich gehe weiter: ich danke Gott, daß dieses

Nationalgefühl und dieser Einheitsdrang vorhanden und wirksam ist; denn ich liebe mein Volk, auch wenn es nicht die von mir gewünschten Wege wandelt. Setzen wir nun den Fall, Preußen und mit ihm das Reich würden durch die Folgen der jetzt eingeschlagenen Politik in Bedrängnisse und Niederlagen verwickelt — wird dann das Nationalgefühl und der Einheitsdrang zurückkehren zu den Formen des Bundestages? Oder wird das todtgeborene Reformprojekt von 1863 lebendig werden? Oder welche andere denkbare Art der Gestaltung deutscher politischer Verhältnisse wird an die Stelle der jetzigen treten? Wahrlich, ich kann auf Ehre versichern: noch kein Gegner des gegenwärtigen Reiches hat es vermocht, mir auf die Frage, was denn eigentlich nach der „Zertrümmerung des Kolosses" an dessen Stelle treten solle, irgend eine verständliche Antwort zu geben. Und doch scheint es sonnenklar zu seyn, daß man zu besagtem Zwecke nicht bloß ein bestimmtes und positives Ziel aufstellen müßte, sondern ein solches Ziel, welches die Begeisterung und Hingebung der Menschen in hohem Grade für sich zu gewinnen im Stande wäre. Vergebens sehe ich mich nach solchen Gesichtspunkten um; da ist Alles tabula rasa, und ich erblicke nichts als die leider nur zu wohl begründete Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen, also ein rein negatives Princip, mit dem man nichts umwirft und noch weniger etwas aufbaut.

Allein, hat man mir entgegengehalten, die Dinge sind so weit gediehen, daß ein „Pakt" mit den gegenwärtigen Machthabern nicht mehr geschlossen werden kann. Als ob ich je auch nur ein Wort von einem „Pakt, „Compromiß" oder dergleichen gesprochen hätte. Was ich wünsche und für absolut nothwendig halte, es besteht ja nur darin, daß die deutschen Katholiken in Gedanken, Worten und Werken aufrichtig und vollständig verzichten auf jede Negation des bestehenden Reiches, und daß sie der naturnothwendigen Entwicklung desselben zum Einheitsstaat keinerlei Hindernisse in den Weg legen sollen. Es ist daher auch meinerseits gar keine Rede von

einem „Uebergehen in's unitarische Lager", wie man gesagt hat. Ich gehe nicht über, von Niemanden, zu Niemanden; ich anerkenne nur eine zu Recht bestehende Thatsache ehrlich und ohne Vorbehalt, aber mit allen ihren vernünftigen Consequenzen. Würde man meinem „Ruf in der Wüste" folgen, so würde man dem Gegner einen für ihn äußerst vortheilhaften Angriffspunkt entziehen, die eigenen Kräfte aber durch Concentration außerordentlich stärken. Aber die eigentliche politische Einsicht und Erkenntniß ist leider auf katholischer Seite vielfach unendlich schwach und selten. Man meint, durch religiöse Vertiefung und zuweilen durch religiöse Schwärmerei auch dieses Gebiet meistern zu können, wo der Verstand allein Meister ist. Man verläßt sich auf den lieben Gott, und vergißt, daß Gott vor Allem den Gebrauch des Verstandes von uns fordert.

Nun hat man aber, namentlich von Bayern aus, alles von mir Gesagte mit verächtlicher Miene als „Opportunitäts-Politik" bezeichnet, und sich für die Fortsetzung des partikularistischen Kampfes auf die „ewigen Gesetze des Rechtes und der Gerechtigkeit" berufen.

Wäre diese Einwendung begründet, so müßte selbstverständlich mein ganzes Gebäude zusammenfallen; denn daß die ewigen Gesetze des Rechtes und der Gerechtigkeit, oder christlich gesprochen, die zehn Gebote Gottes aller Opportunität und Zweckmäßigkeit unbedingt vorgehen, das versteht sich doch wohl unter uns Katholiken von selbst. Nun bestreite ich aber von vornherein, daß die Entwicklung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten mit den ewigen Gesetzen des Rechtes und der Gerechtigkeit irgend etwas zu thun hat. Es war eine geschichtliche Entwicklung, gegründet auf eine große Reihe meist trauriger Ursachen, gemischt aus Recht und Unrecht, aber in ihrer wesentlichen Tendenz auf Zerstörung des Reiches gerichtet, und deßhalb wesentlich ungerecht. Das gilt von Bayern, wie von allen anderen. Wäre das aber auch nicht so, dann dürfte man nicht ver-

gessen, daß Bayern wie ganz Süddeutschland unter Beobachtung aller staatsrechtlichen Formen in das deutsche Reich eingetreten ist. Meine verschiedenen Gegner sind nicht im Stande gewesen ihrer Behauptung oder Andeutung, daß Bayern sich rechtlicher Weise vom Reiche losmachen könnte, irgend eine juristische Handhabe anzuschmieden. Es fehlt eben in der That jede rechtliche Bedingung für ein Gelüsten, ganz abgesehen von der fehlenden Macht. Dasjenige Reich nun, in welches Bayern solchergestalt rechtlich eingetreten ist, mußte schon damals und muß noch heute von jedem politischen Meister oder Schulknaben als ein solches erkannt werden, dessen Uebergang zum Einheitsstaat genau mit derjenigen Nothwendigkeit erfolgen wird, mit welcher die Wasserbäche abwärts fließen. Wer in ein solches Reich eintritt, der muß mitgehen auf dem Weg der natürlichen und zugleich rechtmäßigen Entwicklung. Und so werden denn die ewigen Gesetze des Rechtes und der Gerechtigkeit, man mag die Sache drehen wie man will, ganz vollständig auf meiner Seite stehen.

Ich behaupte aber weiter: auch das Volk ist auf meiner Seite. Von Hannover und Kurhessen rede ich nicht, weil diese Länder Bestandtheile der preußischen Monarchie bilden. Es ist mir auch nicht bekannt geworden, daß irgend ein Gegner meiner „Glossen" so weit gegangen wäre, einen Aufstand dieser preußischen Provinzen empfehlenswerth zu finden. Von meiner engeren Heimath Baden will ich auch nicht besonders sprechen. Ich habe kein legales politisches Mandat mehr, und bin durch meine Lebensverhältnisse darauf angewiesen, von der badischen Regierung mein tägliches Brod zu beziehen. Deßhalb ist es mir zuwider, die badischen Zustände öffentlich zu besprechen, nicht aus Furcht, sondern um moralische Mißverhältnisse, Conflikte der Pflichten zu vermeiden. Uebrigens bestreitet meines Wissens Niemand, daß in Baden die von mir vertretene Meinung die herrschende ist. Ich habe ihr als Abgeordneter, auf dem außerordent-

lichen Landtag im Dezember 1870, in Uebereinstimmung mit meinen katholischen Parteigenossen, scharfen und bestimmten Ausdruck verliehen. Schon damals habe ich in diesen Blättern über den Gegenstand referirt (Januar 1871), und schon damals hat die verehrliche Redaktion dieser Blätter, mit meinem politischen Standpunkt ganz genau bekannt, keineswegs „aus Versehen" mir Gehör ertheilt. Was jetzt der „politische Einsiedler" sagt, das ist ganz genau identisch mit dem was damals der Abgeordnete gesagt hat. Damals fand ich auf keiner Seite Widerspruch: wenn ich jetzt sehr lebhaftem Widerspruch auf allen Seiten begegne, so könnte das für die Reichsregierung ein sehr deutlicher Wink seyn, wie sehr sie ihre Feinde in weniger als zwei Jahren zu stärken, wie sehr sie in der gleichen Zeit ihre Freunde zu entmuthigen und die Zahl derselben zu vermindern verstanden hat. Die Reichsregierung wird freilich ohne allen Zweifel viel zu vornehm seyn, sich um die Meinungen eines ultramontanen Einsiedlers irgendwie zu bekümmern; sie hat die Kanonen und Bajonette für sich, während ich immer nur auf beiden Seiten an den gesunden Menschenverstand appellire.

Württemberg, und nur Württemberg, ist dasjenige deutsche Land, in welchem eine partikularistische Volksgesinnung in gewissem Umfang noch als ziemlich fest begründet sich zeigt. Allein das Land ist zu klein, um ohne starke Bundesgenossen irgend etwas unternehmen zu können. Seine Regierung ist viel zu besonnen, um sich auf gefährliche Wagnisse einzulassen. Und endlich macht die national-liberale oder unitarische Partei von Jahr zu Jahr langsame, aber stetige Fortschritte. Haben wir doch aus Württemberg, wie aus Baden, nur je zwei Abgeordnete im Reichstag.

Bayern aber hat — darüber hege ich nicht den mindesten Zweifel — durch die Döllingerei seine Todeswunde empfangen. Man sagt mir immer, die katholischen Pfarrer Bayerns könnten unmöglich ihren Pfarrkindern zumuthen preußisch zu werden, was doch eigentlich die in's alltägliche

Deutsch übersetzte Consequenz meiner „Glossen" sei. Ich behaupte: wenn die Reichsregierung die katholischen Bauern Südbayerns darüber zu beruhigen verstünde, daß man sie nicht lutherisch machen wolle, so könnte sie das ganze Land heute oder morgen in die Tasche stecken. Ich behaupte: die Geschichte mit dem Altkatholicismus in Verbindung mit der ganzen bayerischen Regierungsweise seit 1869 hat dem bayerischen Volk das bayerische Sonderleben gründlich entleidet. Heute, wo ich dieß schreibe, am 29. Juli 1872, hat man in Bayern keinen Ministerpräsidenten; ich denke aber, bis diese Zeilen gedruckt sind, wird Seine Majestät der König von Bayern der Welt abermals bewiesen haben, daß er die Bestrebungen der „Deutschen Reichszeitung" und des Wiener „Vaterland" nicht theilt, sondern durch die Consequenz seiner Handlungen ganz vollständig auf der Seite des politischen Einsiedlers steht; das Innere der Menschen und der Majestäten kennt Gott allein.

So steht es mit dem Partikularismus: kein Fürst und kein Volk ist geneigt oder bereit für denselben in den Kampf zu treten. Und weil man weder Fürsten noch Völker hat, die zum Kampfe fähig oder entschlossen wären, darum soll die katholische Kirche so gut seyn, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Das ist es, wogegen ich mich aus Leibeskräften wehre. Die katholische Kirche hat keinerlei Ursache, mit den deutschen Mittelstaaten besonders zufrieden zu seyn, und ebensowenig hat sie einen vernünftigen Grund, die Kräfte der deutschen Katholiken in einem hoffnungslosen, aber auch absolut hoffnungslosen politischen Kampfe zu vergeuden. Darum steht Vernunft, Recht, Zweckmäßigkeit, Volk und Erfolg und Alles auf meiner Seite, wenn ich zum dritten und letzten Male in das katholische Deutschland hinausrufe: Lasset die Todten ihre Todten begraben!

Allein bei dieser Gelegenheit muß ich noch eines besonderen Punktes Erwähnung thun. Man hat mir nämlich auch zu verstehen gegeben oder geradezu gesagt, daß es von meiner

Seite recht ungeeignet und im vollsten Sinne des Wortes **mal à propos** sei, die Annäherung an den gemeinsamen Gegner zu empfehlen und einen Zankapfel unter die eigene Heerschaar zu werfen in einem Augenblicke, wo man erst recht anfange uns auf's Messer zu bekriegen, wo also einträchtiges Handeln die Hauptsache sei.

Daß meine Absicht einzig darauf gerichtet ist, uns mit concentrirter, durch keinerlei Nebenzwecke geschwächter oder mißbrauchter Kraft jedem möglichen Angreifer gegenüberzustellen, dieß habe ich zur Genüge hervorgehoben. Was aber den „Zankapfel" betrifft, so vermag ich vor Allem nicht in jeder Meinungsverschiedenheit einen solchen zu erkennen, am wenigsten dann, wenn ich nur ein Rufer in der Wüste bin, dem kein Mensch folgt. Das ewige Gewimmer über die bösen Freimaurer, das ewige Gejammer über die schlechten Zeiten, das ewige Herausfordern der göttlichen Strafgerichte ist zuweilen doch etwas langweilig; vergönne man doch einem armen Einsiedler die Erlaubniß, eine kleine Abwechslung in das Concert zu bringen.

Ich gehe aber weiter. Ich bin nicht nur, so ultramontan ich zu seyn die Ehre habe, auf jedem rein politischen Gebiete zu allem möglichen freien und selbstständigen Nachdenken befugt, sondern es gereicht unserer Sache und unserer Kirche ganz positiv zum Vortheil, wenn man darauf hinweisen kann, wie Leute, die schon vor dem Concil von der päpstlichen Unfehlbarkeit lebendig überzeugt waren und sich einer rechten Kohlenschwärze befleißigen, auf jedem Gebiete des Lebens und Denkens, das nicht die geoffenbarte ewige Wahrheit berührt, sich der entschlossensten Unabhängigkeit befleißigen, ja sogar auf diese Unabhängigkeit recht versessen und eifersüchtig sind. Durch die Hinweisung auf solche Beispiele kann man, wenn sie ächt sind und Probe halten, manches Mißverständniß und manche Lüge widerlegen.

Ich erkläre aber ferner, daß in der katholischen Presse zuweilen politische oder vielmehr sehr unpolitische Dinge be-

hauptet werden, gegen welche ich protestire und die ich mir schlechterdings nicht gefallen lasse. Wenn zum Beispiel die „Genfer Correspondenz“ vor einiger Zeit das gesammte Deutschland mit einem langsam verfaulenden Leichnam verglichen hat, so muß ich sagen, daß nur maßlose Leidenschaft oder großer Unverstand fähig seyn kann, den offenkundigen Thatsachen so impertinent die Faust in's Gesicht zu schlagen, und gleichzeitig dem Gegner das Messer in die Hand zu drücken, mit welchem er uns verwunden soll.

Solchen Ausbrüchen gegenüber erkläre ich, daß ich mein Vaterland liebe, daß ich es auch liebe in seiner jetzigen politischen Gestalt, daß ich es sogar liebe, wenn meine heilige Kirche darin verfolgt wird, und daß ich es liebe nicht um eines Vortheils oder um meiner Sicherheit und Ruhe willen, sondern um des Gewissens willen, weil es die Pflicht eines katholischen Christen so fordert. Und ich füge bei, daß es der katholischen Kirche auch in Frankreich oder in jedem anderen Lande, das etwas auf sich hält, nur Schaden bringen könnte, wenn katholische Organe die betreffenden Länder dergestalt verunglimpfen würden. Wir deutsche Katholiken haben den entbrannten Kampf mit allen seinen Uebeln und Wehen durchzufechten. Gott weiß, daß wir entschlossen sind treu auszuhalten bis zum Ende. Aber ich denke, wir verbitten es uns, daß man von Genf aus unsere Heimath beschimpfe, uns mit impotenten Zornausbrüchen schädige, und uns dann jeweils im aufgerührten Kothe stecken lasse.

Es gibt Leute, die immer hetzen und schüren, namentlich im eigenen Lager und solange es nur zu commandiren, nicht zu opfern gilt. Manchmal sind gerade solche Leute ganz „degenmäßig“, sobald sie mit einem Minister oder auch nur mit dem Fracke eines Diplomaten in Berührung kommen. Wir wollen solche nicht nachahmen; wir wollen entschlossene Glaubenstreue mit vernünftiger Mäßigung zu vereinigen streben, und vor Allem durch Beherrschung der eigenen Leidenschaften zeigen, welcher Kirche Kinder wir sind.

Unsere von großen geistigen Kämpfen bewegte Zeit bringt ganz naturgemäß auf beiden Seiten leidenschaftliche Erregung mit sich. Hoffentlich ist diese Erregtheit noch nicht so weit gediehen, daß meine freie und offene Sprache mich der Verdächtigung aussetzt. Zwar habe ich in letzter Zeit die betrübende Wahrnehmung gemacht, daß sogar ein so erprobter und geistreicher Mann wie Bernhard von Florencourt der Verdächtigung wenigstens vorübergehend preisgegeben war, bloß weil er in etwas origineller Weise sich in seiner vortrefflich redigirten „Schlesischen Volkszeitung" über das Niveau der gewöhnlichen Tagesschablone erhoben hatte. Derartige Verdächtigungen sind ein Partei-Terrorismus, gegen den man sich von allem Anfang an entschieden zur Wehr setzen muß. Uebrigens sei es Allen welche den „politischen Einsiedler" weder persönlich noch in seinen Lebensschicksalen kennen, hiemit noch besonders erklärt, daß er von allen Großen dieser Erde, diejenigen des deutschen Reiches nicht ausgenommen, Nichts will und Nichts wünscht, Nichts hofft und Nichts erwartet.

Ueberhaupt würde besagter Einsiedler seine „Glossen" vielleicht nicht den gelben Heften aufgedrängt, sondern vielmehr in Gestalt eines vertraulichen Promemoria dem Central-Ausschuß unserer Partei vorgelegt haben, wenn ein solcher existiren würde. Aber ein solcher existirt nicht, und darum werde ich nicht aufhören, als Rufer in der Wüste zu jammern um „Organisation", ein Jammer der mir viel begründeter und nothwendiger vorkommt, als jener um die Freimaurer. Und ich behaupte: so lange man noch, wie neulich in Mainz, bei Organisations-Planen nicht darauf kommt, sich auch der unschätzbaren Dienste und Hülfsmittel der Frauen und Jungfrauen planmäßig zu bedienen, solange ist einerseits die Gefahr, andererseits die Abwehr noch bei weitem nicht auf dem Höhenpunkte. Wenn es aber einmal dazu kommen sollte, daß wir anfangen Vorkehrungen zu treffen, dann möge die Organisation eine möglichst monarchische seyn. Das ganze

Weltall ist eine Monarchie, die Kirche Gottes ist eine Monarchie, das deutsche Reich ist eine Monarchie, und auch die katholische Partei im deutschen Reiche sollte, bis alle Gefahr vorüber ist, eine Monarchie seyn.

οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.

II.

Ich komme zum zweiten Punkte, zu meinen Ansichten über Oesterreich. Man hat es, ohne die von mir aus guten Gründen gewählte humoristische Form gehörig zu berücksichtigen, ganz entsetzlich gefunden, daß ich es dem Fürsten Bismark „zum Vorwurf" gemacht hätte, Deutsch-Oesterreich noch nicht erobert zu haben. Man findet wahrscheinlich in dem von mir Gesagten den treulosen Abfall eines früheren Anhängers der österreichischen Monarchie. Da ich sehe, daß das „Lesen zwischen den Zeilen" nicht Jedermanns Sache ist, so will ich mich ohne allen Humor mit derjenigen Derbheit und Freimüthigkeit aussprechen, wie sie einem ächten Einsiedler wohl ansteht.

Vor Allem wünsche ich dem schwergeprüften Kaiser Franz Joseph, daß auch nur ein Einziger seiner Minister für ihn so viel Herz haben möge, als ich für ihn habe. Sodann erkläre ich: die einzige Veränderung, welche in Bezug auf Oesterreich mit mir vorgegangen ist, kann ich nur als eine Veränderung der Thatsachen, nicht als eine solche der Gesinnung gelten lassen. Bis zum Eintritt Süddeutschlands in das deutsche Reich war es mir erlaubt, nach dem großdeutschen Reichsideale zu streben; seither ist es mir nicht mehr erlaubt, weil es jetzt Hochverrath gegen das deutsche Reich wäre. Aber alle Sympathie und Liebe, welche ich für ein fremdes Reich und Herrscherhaus haben darf, sie gilt nach wie vor in unveränderlichem Maße der österreichischen Monarchie und dem alten deutschen Hause Habsburg. Ich bin zwar überzeugt und habe es schon im *badischen* Landtag öffentlich ausgesprochen, daß Oesterreich

uns Großdeutsche seiner Zeit nicht so lebhaft und thatkräftig unterstützt hat, wie es nothwendig war, und wie wir es verdienten. Aber diese meine Ansicht ändert nichts an den Gesinnungen treuer, herzlicher Theilnahme für die Monarchie und ihr Haupt. Ich wünsche ihr und ihm nichts Böses, weder durch Bismark noch ohne ihn.

Richtig ist aber, daß das deutsche Reich durch das ihm innewohnende politische Princip gedrängt ist, nach Vereinigung mit den deutsch-österreichischen Ländern zu streben. Und diesem gewaltigen Drang kann Oesterreich nur dann erfolgreichen Widerstand leisten, wenn es sich seines eigenen politischen Princips wieder erinnert. In meinem Buche über den spanischen Staatsmann Francisco de Quevedo habe ich mich (S. 113) über diesen Gegenstand kurz dahin ausgesprochen: „Habsburg war damals (im 17. Jahrhundert) die Schutzmacht der katholischen Kirche, und Habsburg wird zu Grunde gehen, wenn es zu diesem seinem weltgeschichtlichen Beruf nicht zurückkehrt.“

Ich weiß es auch jetzt nicht kürzer und nicht besser zu sagen. Weit entfernt, der österreichischen Monarchie plötzliche und abenteuerliche Sprünge zuzumuthen, will ich nicht einmal auf die, jetzt ohnehin müßige Frage eingehen, was Oesterreich während des deutsch-französischen Krieges hätte thun können und sollen. Das aber muß gesagt seyn: das einzige Band des Friedens zwischen Oesterreichs Königreichen und Ländern, das einzige denkbare Mittel aus den staatsrechtlichen und nationalen Conflikten siegreich herauszukommen, das ist der Katholicismus und zwar der einzige Katholicismus, welchen die Geschichte kennt, nämlich jener der römisch-katholischen Kirche. Man sollte wahrlich meinen, nach allen seit 1848 gemachten Versuchen und Erfahrungen müßte schon einfach die Verzweiflung zu diesem Ergebniß führen, wenn sich die Menschen der überzeugenden Kraft der Wahrheit durchaus verschließen wollen. Welch große Schwierigkeiten der Rückkehr zu Oesterreichs Lebensprincip und welt-

geschichtlichem Beruf durch die gegenwärtige Stellung Ungarns bereitet werden, das sehe ich sehr wohl ein: es dürfte aber gleichwohl nicht unmöglich seyn, die Ungarn für eine ächt österreichische Politik zu gewinnen. Der Versuch ist noch nicht gemacht worden. Er kann mißlingen; wenn er aber gar nicht gemacht wird, dann ist die alte Monarchie sicherlich verloren. Es war Hohenwart's großer Fehler, daß er ohne Einverständniß mit Ungarn sein Werk vollenden wollte: sein Sturz hat seinem Nachfolger in der Zukunft deutlich gezeigt, wie die Sache anzugreifen ist und wie nicht. Es kann aber voraussichtlich nur noch ein einziger Versuch gemacht werden. Denn, trotz aller Auswanderungen und Militärexcesse, die Anziehungskraft des deutschen Reiches für die deutsch-österreichische Bevölkerung ist im Wachsen begriffen, wie sich Jedermann überzeugen kann, wenn er den Wanderstab ergreift und mit den Leuten spricht. Das deutsche Reich braucht diese Länder nicht, um groß und mächtig zu seyn; wenn aber von Wien aus kein Staatsgedanke die Glieder zu einem Ganzen verbindet, dann werden sie auseinanderfallen.

Ich bin überzeugt, daß diese meine Gedanken dem Kaiser Franz Joseph in allem Wesentlichen recht aus der Seele gesprochen sind, und ich möchte ihm nur die Kraft des Entschlusses wünschen, welche nöthig ist, um den allein richtigen Weg zu betreten, und sodann einen muthigen und einsichtsvollen Diener, um vor ihm her die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wie Fürst Bismark die seinigen vor dem Kaiser Wilhelm aus dem Wege geräumt hat.

So steht es mit meinen Gesinnungen gegen Oesterreich; man wird mich jetzt im Allgemeinen verstehen, und ich brauche für dießmal in kein Detail einzugehen. Nur das Eine möge noch zum Schlusse beigefügt werden: wenn die partikularistischen „Velleitäten", welche sich neuestens in deutschen und österreichischen Zeitungen geregt haben, etwa von der Hoffnung ausgehen, daß Oesterreich noch einmal mit den

deutschen Einzelstaaten gemeinschaftliche Sache machen werde, dann täuscht man sich gewiß. Bei allen möglichen Irrthümern kennt man doch in Wien den Todeszustand dieser Staaten ganz genau, und selbst Graf Beust, man mag sonst von ihm denken wie man will, hat sich in dieser Beziehung kaum einer Täuschung hingegeben. Und das ist auch einer der Gründe, weßhalb ich den deutschen Katholiken jede feindselige Stellung gegen das Reich als wahrhaft verderbenbringend bezeichnen und widerrathen muß: auf Oesterreich dürfen sie nun und nimmermehr rechnen. Selbst dann, wenn Oesterreich den von mir ersehnten Weg einer katholisch-habsburgischen Politik einschlagen sollte, selbst in diesem Fall wäre den deutschen Katholiken für ihre Verhältnisse nicht gedient.

Und nun danke ich schließlich der verehrlichen Redaktion dieser Blätter für den Raum, welchen sie mir großmüthig vergönnt hat. Wer die Geschichte Deutschlands in unserer Zeit künftig mit ernstem Streben nach Wahrheit schreiben wird, der wird die „Histor.-polit. Blätter" ohne Zweifel ansehen müssen. Dann erhält vielleicht der einsiedlerische „Rufer in der Wüste" nachträglich das ihm jetzt wahrscheinlich versagte Zeugniß, daß er zum Nachdenken mehr Zeit gehabt und verwendet hat, als manche Diplomaten.

Reinhold Baumstark.

XVIII.

Der letzte Concordats-Publicist in Bayern.

Ich meine den Herrn Dr. Strobl in München und seine neueste Schrift: „Zwei Sendschreiben an Se. Excellenz den k. b. Staatsminister Herrn von Lutz betreffend dessen Rede vom 27. Januar 1872 bei Gelegenheit der Kammer-Verhandlungen über die Beschwerde des Herrn Bischofs von Augsburg“ *).

Obwohl von Hause aus Philosoph, ist der Herr Verfasser doch frühzeitig in die Controversen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat im Allgemeinen und in Bayern insbesondere verwickelt worden. Zugleich tragen seine ersten Schriften in diesem Betreff „Staat und Kirche in Bayern unter dem Ministerium Abel“ (1849) und „das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern“ (1852) einen so tiefgehend zeitgeschichtlichen Charakter, daß sie geradezu als Quellen der neuesten Geschichte Bayerns angesehen werden müssen. Insoferne nimmt Herr Dr. Strobl auch einen ansehnlichen Platz unter den mittelstaatlichen Historikern ein, und er wird oft citirt werden in dem endgültigen Nekrolog auf den bayerischen Staat.

---

*) Bei Herder in Freiburg 1872. Stn. 93.

Als der Liberalismus in Oesterreich nach der Niederlage der Monarchie im Jahre 1866 das Heft vollends in die Hand bekam und seine Allgewalt in erster Reihe benützte, um den feierlichen Vertrag zwischen dem apostolischen Kaiser und dem heiligen Stuhl zu vernichten, da griff Herr Dr. Strobl abermals zur kirchenrechtlichen Feder und ließ die Schrift erscheinen: „Ueber Concordate, deren internationale und kirchliche Bedeutung im Allgemeinen, über das bayerische und österreichische Concordat insbesondere" *).

Oesterreich ging damals voran mit der Wiederbelebung des Josephinismus im parlamentarischen Gewande und unter dem klingenden Namen des „modernen Staats". Der Verfasser hatte dem Uebel ganz richtig auf den Grund geschaut. „Für die Kirche", sagt er, „als einen in der Welt sichtbar bestehenden Weltorganismus hatte Joseph keinen Sinn. Aber der Gedanke, die Kirche sei als solche nur Menschenwerk, durch die Herrschsucht der Hierarchie erzeugt, verfolgte ihn und so suchte er, aufgestachelt durch den Dünkel ein großer, sein Reich beglückender Regent zu werden, diese seine beschränkten Grundsätze in's Leben einzuführen, ohne auch nur fähig zu seyn die eigenen Vortheile und Nachtheile seiner Reformen abzuwägen . . . Josephs Grundsatz war, dem Staatsoberhaupt komme die Leitung sämmtlicher Kirchen zu, das Staatsoberhaupt selbst aber sei infallibel, keiner Fehle, keinem Irrthume ausgesetzt, wie es in dem merkwürdigen Hofdekrete vom 19. Dezember 1781 an den Nuntius Garampi heißt: „„Die Majestät werde nie sich in dem Falle befinden, noch können, irgend einem Ihrer Unterthanen etwas zu befehlen, welches wider das Gewissen seyn könnte.""

Als Dr. Strobl diese Worte niederschrieb, ahnte er wohl nicht, und ahnte auch sonst Niemand, daß dieselben in

---

*) Drei Vorträge von M. A. Strobl, Dr. der Philosophie. Hurter in Schaffhausen. 1868.

kurzen vier Jahren ganz genau — bis auf die parlamentarische Verbrämung die hoffentlich Keinen täuschen wird — auf Preußen anwendbar seyn würden und zwar auf ein zum kleindeutschen Reich vergrößertes Preußen. Die Katholiken in der Monarchie der Hohenzollern erfreuten sich damals noch des verfassungsmäßigen Rechts ihrer Kirche, und viele von uns hätten dafür ihre Concordate mit Vergnügen dahingegeben, das österreichische sowohl als das bayerische. Jetzt ist Alles anders. Kaiser Joseph hat sich an dem Todfeinde seines Reiches gründlich gerächt. Friedrich II. hat ihn einst als seinen „Bruder Sakristan" verspottet; käme der kaiserliche Sakristan jetzt wieder, so könnte er im Reichskanzleramt zu Berlin das Handwerk grüßen. Sein infallibles und omnipotentes System ist dort wieder auferstanden und durch den Fürsten Bismarck auf den zeitgemäßen Ausdruck gebracht: „Die Souverainetät kann nur eine einheitliche seyn und muß es bleiben: die Souverainetät der Gesetzgebung." Mit andern Worten: genirt irgend Etwas an der katholischen Kirche oder auch an einer andern, und hat man kein Gesetz, so macht man eins.

Bei dieser zunächst gegen die katholische Kirche in Deutschland verhängten Verfolgung ist es immerhin noch ein Trost, daß sie von protestantischen Ministern und von protestantischen Majoritäten ausgeht. Mag von anderen Gesichtspunkten aus das Schauspiel gerade deßhalb um so widerlicher erscheinen, auf uns macht die Thatsache den Eindruck eines mildernden Umstandes, und das dürfte noch bei manchem unserer Glaubensgenossen der Fall seyn, der in den bayerischen Verhältnissen lebt und alt geworden ist.

In Bayern besaß die katholische Kirche ein halbes Jahrhundert hindurch ihr positives und vertragsmäßiges Recht. Seitdem man aber daselbst den Anlaß des Concils benützt hat, um sich bei dem Liberalismus erst recht lieb Kind zu machen, und zu diesem Zwecke die schismatische Bewegung des sogenannten Altkatholicismus in der Weise heran-

gezogen worden ist, wie man es mit Warmpflanzen im Holländer-Kasten zu thun pflegt: seitdem mußten Concordat und Religionsedikt in den Abgrund einer Juristerei versinken, für welche es schwer ist den rechten Namen zu finden.

Dem König von Bayern steht das Recht des Placets zu, Rom selbst hat dieses Recht thatsächlich anerkannt und es erstreckt sich auch auf die Glaubenslehre der katholischen Kirche; der König hat nun aber den conciliarischen Dekreten das Placet verweigert; also haben alle diejenigen welche diesen Dekreten dennoch anhängen, das Recht verloren an den Rechtsschutz und die Garantien des Concordats und des Religionsedikts zu appelliren. Das ist im Kerne die juristische Argumentation, welche zur völligen Unterdrückung der katholischen Kirche in Bayern unter das Schisma geführt hätte, wenn nicht die Macht der Dinge stärker gewesen wäre als die ministerielle Logik. Nur aus Verlegenheit und weil der katholische Klerus und das katholische Volk den Erwartungen und Wünschen der höhern Regionen so viel wie gar nicht entgegenkamen, nur deßhalb reducirte man sich schließlich auf einen scheinbar unparteiischern Standpunkt, indem man sowohl diejenigen welche das Fundament der Kirche läugnen, als auch diejenigen welche an der kirchlichen Autorität festhalten, gleichmäßig als „Katholiken" betrachten und behandeln zu wollen erklärte.

Herr Dr. Strobl hat darob dem betreffenden Staatsmanne ein sehr getreues Spiegelbild vorgehalten, welches wir zugleich als Schriftprobe hier wiedergeben wollen:

„Sie behandelten bisher — wie Sie auch nicht anders konnten — nur die Gegner der Kirche als die wahren Katholiken, diejenigen aber welche mit der europäischen und außereuropäischen Welt an der römisch-katholischen Kirche halten, als die nicht eigentlichen, nicht wirklichen Katholiken. Demgemäß sprechen Sie auch wider alle Logik und wider alles Recht denjenigen die kirchlichen Rechte zu, welche von der Kirche sich losgesagt und nichteinmal noch eine Gemeinschaft

bilden, nicht bilden können, weil ihre Gemeinschaft nur eine negative ist, die des bloßen Protestes gegen ein Dogma; den wirklichen Katholiken, die alle Welt als solche betrachtet, weil sie die Kirche nur da erblicken, wo Papst und Bischöfe sind, entziehen Sie dagegen die Rechte, soweit Gelegenheiten, Umstände und Verhältnisse es erlauben. Denn wahrlich nur die Thatsache, daß der Erfolg des geplanten Abfalls weit hinter den gemäßigtsten Erwartungen zurückgeblieben, allein ist es, welche Excellenz bisher zurückgehalten, noch nachdrucksvoller vorzugehen und, anstatt zum Scheine die Nichteinmischung und gleiche Behandlung beider zu proklamiren, offen auszusprechen: „„Als Katholiken betrachten wir nur die Läugner des Dogma vom 18. Juli 1870““, und offen zu erklären: „„In dem Besitz der kirchlichen Rechte und des Kirchenvermögens stehen nur diese““, d. h. also das anzuerkennen, was die „„Altkatholiken““ in ihrer Eingabe vom 1. Juli 1871 großmaulig ausgesprochen: „„Diese repräsentiren allein die vom Staate anerkannte katholische Kirche““ *).

Uebrigens hatte Herr Dr. Strobl mit der Zerlegung und Zerfleischung des ministeriellen Syllogismus, den wir oben angeführt oder nachgebildet haben, nicht zugewartet bis zum Austrag der Sache am Landtag. Vielmehr hat er der Erklärung, welche von der bayerischen Regierung am 14. Okt. 1871 dem Landtag gegeben worden ist, eine geharnischte Widerlegung auf dem Fuße nachgeschickt unter dem Titel: „Die Verletzung der Staatsverfassung Bayerns durch den k. b. Staatsminister von Lutz. Eine staatsrechtliche Erläuterung seiner Beantwortung der Herz'schen Interpellation in der Kammer der Abgeordneten vom 14. Oktober 1871.“

Der Minister erwies dieser zunächst anonym erschienenen Schrift die Ehre sie in öffentlicher Kammersitzung zu citiren und einzelne Behauptungen derselben widerlegen zu wollen,

*) Zwei Sendschreiben 2c. S. 83.

was den Verfasser um so mehr veranlaßte nochmals zur Feder zu greifen und die Eingangs erwähnte Schrift zu publiciren. In beiden Schriften ist der ministerielle Syllogismus mit siegreicher Logik überwunden, wozu theilweise der Minister erst selbst noch das Material aus den Akten geliefert hatte. Dr. Strobl entfernt sich dabei nicht von dem philosophischen Hintergrund der alle seine Arbeiten deckt, ohne indeß mit einem modernen Staatsmann von der Basis katholischer Weltanschauung aus disputiren zu wollen. Er hält das mit Recht für vergeudete Mühe.

Hr. Strobl bringt in die wenig präcisen und scheinbar widerspruchsvollen Bestimmungen des Religionsedikts über das Placet eine ganz anständige Uebereinstimmung; überdieß widerlegt er die Behauptung, daß Rom selbst thatsächlich dieses Recht anerkannt habe, mit der Sicherheit, welche überhaupt überall da möglich ist, wo die Akten nur der Einen Partei zu Gebote stehen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Akten oft genug, wo sie für Dr. Strobl sprechen wollten, auf den Mund geschlagen werden mußten. Was insbesondere die Frage betrifft, ob auch Glaubenslehren der katholischen Kirche erst eines Passier-Scheines von Seiten der bayerischen Krone bedürften, so wird man daran bei den Concordats-Verhandlungen überhaupt nicht gedacht oder aber die Frage aufzuwerfen sich geschämt haben. Uebrigens scheint uns der Verfasser vom Standpunkt des Religionsedikts aus ganz richtig ein doppeltes Placet zu unterscheiden, und aus den ältern Generalmandaten den Unterschied zwischen einem Placet im formellen und im materiellen Sinne unwidersprechlich eruirt zu haben. Mußte ja auch die Regierung selbst, um den Anspruch auf ein materielles Placet gegenüber dem Dekret vom 18. Juli nicht gar zu monströs erscheinen zu lassen, zu der Fiktion die Zuflucht nehmen, daß diese Lehre „staatsgefährlich" sei!

Wir haben in der Ueberschrift den Herrn Dr. Strobl als den letzten Concordats-Publicisten in Bayern bezeichnet.

Wer wird sich in der That ferner noch mit derlei Controversen befassen wollen, nachdem nun auch das bayerische Concordat augenscheinlich daran ist zu den andern ausrangirten Vertrags-Papieren geworfen zu werden? Das Reich bereitet sich vor, ein neues allgemein-deutsches „Kirchenstaatsrecht“ aus sich zu erzeugen, vor welchem natürlich sowohl das Concordat als auch das Religionsedikt Bayerns bis auf ein paar Bruchstücke hinfällig werden müssen. Daß die bayerischen Kronrechte dabei nichts gewinnen werden, ist so klar, daß vielmehr dieser Weg schon an sich und principiell nichts Anderes bedeutet als die Abtretung der viel umworbenen „Kirchenhoheit“ an Preußen oder, wenn man will, an's Reich. Das ist das Ende von dem langen und traurigen Lied der Concordats-Controversen in Bayern.

Es zeigt sich nunmehr im ganzen Bereich der deutschen Nation, daß die katholische Kirche überall wo sie geschont worden ist, aus Politik und aus Furcht vor unangenehmen Consequenzen für weltliche Interessen verschiedener Art geschont wurde, nicht aber aus dem Gefühl der Gerechtigkeit oder gar aus Achtung vor ihrem Anspruch auf übernatürliche Herkunft. Kein Staat in der Welt wäre dringender veranlaßt gewesen als Bayern, die katholische Kirche wenigstens aus Gründen der Politik zu schonen. Doch wir wollen davon nicht weiter reden, sondern nur bemerken, daß es zum mindesten abermals wieder Gründe der Politik seyn dürften, welche der katholischen Kirche in dem umgestalteten Deutschland eine bessere Stellung zurückgeben werden, wenn der Sturm vorübergebraust seyn wird.

Gleichzeitig mit der letzten Veröffentlichung des Herrn Dr. Strobl ist noch ein anderer Conflikts-Publicist mit einer umfassendern, vielleicht etwas zu breit angelegten Schrift aufgetreten, welche auch bereits die drohende Zukunft in's Auge faßt*). Aus den Schlußsätzen derselben entnehmen auch wir unsern Schluß:

---

*) Der Conflikt zwischen Staat und Kirche in Bayern. Eine

„Wem das bisher Vorgetragene nicht genügt, um ihn zu überzeugen, daß zwar allerdings eine gründliche Revision der modernen Staatsgesetze unbedingt nothwendig sei, damit der katholischen Kirche Gerechtigkeit werde und die Societät den lange vermißten Frieden wieder erlangen könne, daß aber diese Gesetzesrevision das Unrecht nur vermehren und den Frieden weiter gefährden werde, wenn sie im Sinne des jetzigen Zeitgeistes, der Staatstheorien des modernen Liberalismus angestrebt wird — wer nicht aus dem Bisherigen schon diese Ueberzeugung zu gewinnen vermag, dessen Erkenntniß und Gesinnung wird auch für die Bedeutung göttlicher Anordnung und kanonischer Satzungen verschlossen bleiben. Würde ja doch die Möglichkeit zu einer solchen Ueberzeugung zu gelangen, die Anerkennung der Offenbarungs-Autorität, wie sie in der katholischen Kirche besteht, voraussetzen. Mit dieser Anerkennung hätte aber der ganze Hochmuth und Schwindel des Zeitgeistes und modernen Liberalismus ein Ende."

---

kirchen-staatsrechtliche Studie von einem katholischen Juristen. Dr.* Pfälzer. Regensburg. Pustet. 1872. Stn. 156.

XIX.

Der deutsche Kaiser in Ems und die Verhöhnung des Papstes.

Was vor Kurzem ein Berliner Schauspieler in einem Couplet sang:

„Papst, du wirst vogelfrei,
Wohl ärgert's dich, 's bleibt doch dabei",

scheint im neudeutschen Reiche immer mehr zur Wahrheit zu werden. Nationalliberale Blätter wetteifern förmlich in der äußersten Verhöhnung des Papstes, und es ist nur ein kleines Specimen aus den vielen Dutzenden von Artikeln dieser Art, die wir uns gesammelt haben, wenn wir aus dem Feuilleton der „Berliner Börsen-Zeitung" vom 21. Juli folgende Stellen anführen.

„Wir haben es dieses Mal", heißt es dort, „mit einem ganz neuen und aparten Fluche zu thun — beata sterilis, spricht hypothetisch Pius IX. und verflucht die Frucht im Mutterleibe. Die Frauen sollen aufhören zu gebären, wenn die Männer nicht aufhören die Jesuiten zu verfolgen. Das Menschengeschlecht soll aussterben, wenn es sich nicht bald entschließt, mehr Peterspfennige zu zahlen. Mag denn hernach das Geschlecht der Affen auf's neue die Cultur-Arbeit beginnen, und die besten seiner Racen zu einem neuen Menschengeschlechte sich veredeln: jedenfalls darf das letztere nur ein *Geschlecht* von Windthorsten seyn. Es liegt auf der Hand, daß

der Papst, wenn er diesen Fluch definitiv ausspricht, einen Competenz-Conflikt schlimmster Art provocirt, und zwar mit keinem Geringeren als mit unserm lieben Herrgott. Läßt Pius die Menschheit aussterben, so sind künftig weder für den Himmel Engel, noch Teufel für die Hölle zu erwarten, sondern nach der einen wie nach der anderen Seite hört der Nachschub gänzlich auf. Somit greift die päpstliche Sterilitäts-Bulle in Reiche hinüber, in welchen die Anerkennung seiner Obermacht und Unfehlbarkeit mehr als fraglich seyn dürfte." Man müsse sich darüber verwundern, fährt die Börsen-Zeitung fort, daß der Papst „im Greisenalter sich in Wochenbetts-Angelegenheiten" einmische. „Er führt uns dadurch die Pflichten seines Cölibats so lebendig vor Augen, daß Niemand dem Gefühle, wie unpassend die Bezeichnung „heiliger Vater" ist, sich wird entziehen können. Jenes Wort „Vater" läßt uns den Papst als permanent mit der Verletzung seines Gelöbnisses belastet erblicken, und das Beiwort „heilig" erhält dadurch geradezu einen spöttischen Klang. Wir möchten auf das dringendste befürworten, das Epitheton zu ändern und den heiligen Vater künftig, wenn es ohne die Heiligkeit nicht geht, zum wenigsten als „heiligen Onkel" zu bezeichnen. Eine interessante Frage ist die, wie sich die letzten Menschen befinden würden, wenn Pius seine Drohung ausgeführt und die Mutter Natur sich dem Verbote des heiligen Onkels gefügt haben möchte."

Das soll offenbar witzig und geistreich seyn, ebenso witzig und geistreich wie das Bild in einer der letzten Nummern des „Ulk", welches die Unterschrift trägt: „Bemooster Bursche zieh' ich aus". Dieses Bild stellt einen etwas hypochondrischen Greis vor, dessen Bild die carrikirten Züge Pius IX. trägt, für welchen Namen auch ein Paß auf der Erde liegt. Auf dem Tische liegen ein paar Schlüssel, und ein in geistliche Tracht eingehüllter Famulus ist eben im Begriffe eine schwarze Katze einzupacken. Auf dem Haupte hat dieser „bemooste Bursche" eine Nachtmütze, die tiaraförmig gegipfelt ist; so sitzt er in einem Sessel, hat die Soutane höchst unanständig zurückgeschlagen und zieht einen großen Reitstiefel an seine nackten Beine. Das Mainzer Journal vom 27. Juli

bemerkt treffend zu diesem Bilde: „Wenn der „Ulk“ der Carrikatur die Züge des deutschen Kaisers und seiner Zipfelmütze die Gestalt einer Reichskrone gegeben, so würde die Carrikatur zwar nichts an Geist gewonnen, aber an Gemeinheit etwas verloren haben; denn er hätte dann seinen schalen Witz wenigstens einem Manne gegenüber gezeigt, der in ausgezeichneter Weise des Schutzes der Gerichte genießt. So aber hat er sich als Zielscheibe einen Greis herausgesucht, der keine andere Schutzwaffe hat, als seine gänzliche Wehrlosigkeit, die freilich solch bubenhaftem Gesindel gegenüber nichts nützt.“

Viel ärger aber als die Verhöhnung des Papstes in den nationalliberalen Blättern ist eine in Gegenwart des deutschen Kaisers in Ems geschehene Verhöhnung desselben, worüber der „Rheinische Kurier“, ein in Wiesbaden erscheinendes nationalliberales, von der preußischen Regierung subventionirtes Blatt am 27. Juli Nachstehendes mittheilt. Wir waren auf einer Rheinreise an mehreren Orten Zeugen von der Entrüstung, die diese Mittheilung unter den rheinischen Katholiken hervorrief.

Der Correspondent des genannten Blattes beginnt mit einem harmlosen Bericht über das Curleben des deutschen Kaisers in Ems. „Die ehrfurchtsvolle Weise“, sagt er, „in der die aus allen Nationen zusammengewürfelten Fremden ihm begegnen, dokumentirt sich zwar allenthalben, nirgends aber so eklatant, wie im Theater, wo sich jedesmal bei seinem Erscheinen das ganze Haus wie ein Mann und wie auf ein gegebenes Zeichen zur Begrüßung vom Platze erhebt.“ Das Theater sei überhaupt in Ems das hervorragendste Zerstreuungsmittel. „Dasselbe cultivirt wegen des beschränkten Raumes unserer Bühne nur das Genre der kleinen Lustspiele, Possen und Operetten und bietet hierin in der That Vorzügliches. Ensemble und Einzelleistungen, Dekorationen und Garderobe lassen sowohl im Lust- und Singspiel, als auch in den hier so beliebten melodienreichen kleinen Offenbach'schen Operetten nichts zu wünschen übrig. Wiederholt schon hat der Kaiser selbst Herrn L'Arronge seine Anerkennung und hohe Befriedigung über die trefflichen Leistungen aussprechen lassen.“ Nun folgt die interessante Thatsache. „Helmerding,

der gefeierte Komiker des Wallner Theaters, gastirte während der letzten vierzehn Tage mehrmals. Er trat in kleinen Stückchen, als „Bädecker", „Zahnschmerzen", „Ein gebildeter Hausknecht", „Die Weinprobe" u. s. w. auf. Den meisten Beifall fand übrigens ein neues Stückchen von Moser und L'Arronge (Sohn des unserigen), betitelt „Papa hat's erlaubt", dem wir einen gleich günstigen Erfolg, wie ihn des Mitverfassers „Stiftungsfest" erzielt, allenthalben voraussagen zu können glauben. Helmerding gab in seiner Nebenrolle unserem sonst so vornehm reservirten Publikum Veranlassung zu einem demonstrativen Beifallssturm, wie wir ihn hier noch nicht erlebt haben; er sang nämlich in einem Couplet mit unvergleichlicher Komik:

> Papst Pius IX. ist zwar ein ganz guter Mann,
> Gewöhnt sich aber in neuerer Zeit das Fluchen etwas allzu sehr an.
> Und wenn ihm Jemand nicht Ordre parirt,
> Sofort wird er verflucht und excommunicirt.
> Ich kenne so Einen, der war, ach und weh!
> So 'n verfluchtiger Kerl vom Kopf bis zur Zeh!
> Den fragte ich, wie es denn jetzt mit ihm stund?
> „Nu, ich bin zwar verflucht, aber dabei recht gesund."

Der Kaiser, der bei dieser Aufführung zugegen war, „stimmte", so fügt der Correspondent hinzu, in den „demonstrativen Beifallsturm" über dieses Couplet „in heiterster Laune händeklatschend ein."

Bedarfs hiezu eines Commentars? Jedenfalls wäre es wohl „zeitgemäß", zu erfahren, ob der Correspondent des nationalliberalen Blattes bei dieser schaalen Verhöhnung des Papstes — was den Kaiser anbelangt — richtig gesehen und gehört hat. „Ich will bei dieser Gelegenheit daran erinnern", so schließt der Correspondent seinen Bericht, „daß, wie seiner Zeit die katholischen Kirchenfürsten von hier aus in den sogenannten Emser Punktationen eine deutschnationale katholische Kirche anzustreben versuchten, so auch der Kampf des neuen deutschen Reiches gegen den Ultramontanismus durch Sanktion des Jesuiten-Gesetzes hier inaugurirt worden ist."

Memorandum

betreffend das Werk

Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter,

durch

August Fr. Gfrörer,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Freiburg.

Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.

Schaffhausen, Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung. 1859 – 1861.
Sieben Bände in gr. 8. Mit 11 Karten.

Wenn ein großes literarisches Werk über einen wichtigen Gegenstand, außer seinem Inhalt und Werth, auch noch unsere Theilnahme für die Person seines Verfassers in Anspruch nimmt, so muß dieses doppelte Interesse um so mehr geeignet seyn, einem solchen Werke unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dieses ist aber der Fall bei dem obengenannten Werke Gfrörer's.

Das Leben und Wirken des großen Papstes wird immer eine der großartigsten Erscheinungen in der Geschichte bleiben, und unter den bedeutendsten literarischen Werken, welche der Darstellung der Geschichte dieses welthistorischen Mannes und seiner *Zeit* gewidmet sind, wird das Werk des genannten Geschichts-

forschers und Geschichtsschreibers einen stets bleibenden Werth behalten. Die ihm vorschwebende Ahnung, daß die Geschichte Gregors VII. und seiner Zeit, auf die er zehn Jahre — zum Theil unter herkulischen Arbeiten — verwandte, seine leibliche Existenz lange überdauern werde (wie er sich in der unbeendigten, durch den Tod des Verfassers unterbrochenen Vorrede des VII. Bandes ausdrückt) — diese Ahnung wird ihn nicht täuschen.

Aber auch sein Verfasser nimmt unsere besondere Theilnahme in Anspruch. Nach so manchen andern, durch Gelehrsamkeit und selbstständiges Urtheil, neue Ideen ausgezeichneten Werken, und nachdem die Resultate seiner historischen Studien dazu beigetragen hatten, ihn zu der katholischen Kirche zurückzuführen, wendete er sich zur Bearbeitung dieses reichhaltigen Stoffes, zu dem Leben Gregors VII. Kaum aber hatte seine große Arbeitskraft das Werk beinahe zu Ende gebracht, so wird er von dem irdischen Schauplatze abgerufen und seiner zahlreichen Familie in einem Lebensalter entrissen, nach welchem man zu erwarten berechtigt war, daß er derselben noch lange erhalten bliebe, und daß von ihm noch viele und große Leistungen zum Besten der Wissenschaft und der Kirche ausgeführt würden.

Das Werk Gfrörer's über Gregor VII. fand verdiente Anerkennung, und im Verhältniß seiner bedeutenden Ausdehnung und des dadurch bedingten Preises einen entsprechenden Absatz.

Dennoch aber wirkten der so unerwartet eintretende Tod des Verfassers und manche störende Zeitumstände in den letzten Jahren ungünstig ein auf den Absatz des Werkes, so daß die Auflage desselben nicht so vollständig und rasch verkauft wurde, als man unter andern Umständen zu erwarten berechtigt war.

Es handelt sich nun darum, die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Literaturfreunde überhaupt, insbesondere aber in den hier in Betracht zu ziehenden katholischen Kreisen, auf's Neue diesem ausgezeichneten Werke zuzuwenden, zu dem Zwecke, dasselbe durch größere Verbreitung gemeinnütziger

zu machen, zugleich auch, um die Früchte des gelehrten Fleißes des Verfassers, welche ihm selbst zu genießen nicht vergönnt war, seiner zurückgelassenen Familie zu sichern. Die Frau Wittwe des Verfassers ist bereit, zur Erleichterung der Anschaffung und dadurch zur allgemeinern größern Verbreitung und Benutzung des Werkes, von ihrer Seite ein Opfer zu bringen. Nach einer mit der Verlagshandlung getroffenen Uebereinkunft wird die Frau Wittwe allen denjenigen Abnehmern, welche sich wegen Anschaffung des Werkes unmittelbar an sie selbst wenden, dasselbe um den beträchtlich ermäßigten, weiter unten angegebenen Preis zusenden. Sie hat mit der Ausführung und Beförderung dieser Angelegenheit den Unterzeichneten betraut.

Der Unterzeichnete, welcher sich durch dieses ihm bewiesene Vertrauen sehr geehrt fühlt, hat diesen Auftrag bereitwilligst und sehr gerne übernommen. Außer der Hochachtung und Theilnahme für den seligen Verfasser des Werkes und für dessen verehrte Familie, außer den literarischen und kirchlichen Interessen, welche an das Werk geknüpft sind, bestimmt mich dazu auch noch ein persönliches, gewissermaßen collegialisches Verhältniß, da ich an derselben Universität Freiburg, welcher Gfrörer seine Lehrthätigkeit widmete, in früherer Zeit gleichfalls als Professor der griechischen und römischen Literatur eine Reihe von Jahren hindurch (vom Jahr 1821 bis 1836) lehrte.

Der Unterzeichnete, welcher sich der übernommenen Verpflichtung mit allem Eifer zu widmen gedenkt, erlaubt sich daher, an alle nach Stand und Würde zu verehrenden Personen, denen er so frei seyn wird, das vorliegende Memorandum mitzutheilen, die geziemende angelegene Bitte zu richten, daß sie dieser Angelegenheit ihre gütige Aufmerksamkeit, Theilnahme und thätige Unterstützung zuwenden mögen.

Vor Allem muß es als das wirksamste Mittel zur Erreichung des von uns angestrebten Zweckes gelten, wenn wir so glücklich wären, für unser Unternehmen die hohe Protektion des hochwürdigsten Episcopates zu erlangen.

Eine solche hohe Protektion, mit den daraus hervor-

gehenden entsprechenden Kundgebungen zur Empfehlung des Werkes, wäre gewiß am meisten geeignet, geistliche Behörden und Anstalten (wie die Bibliotheken hochwürdigster Domcapitel, Landcapitel, Ordenshäuser des hochwürdigen Regular-Klerus, Priester-Seminare, anderer geistlichen Lehranstalten), sowie einzelne Mitglieder des hochwürdigen Klerus, welche sich noch nicht im Besitze dieses preiswürdigen Werkes befinden, am wirksamsten auf die jetzt gebotene Gelegenheit einer erleichterten Anschaffung aufmerksam zu machen und sie zu veranlassen, daß sie von dieser Gelegenheit Gebrauch machen.

Bei dem wissenschaftlichen Werthe des Werkes, bei den übrigen literarischen Leistungen und Verdiensten des Verfassers, sowie in Anbetracht der oben schon angedeuteten individuellen Umstände, glauben wir eine solche Protektion von Seiten des hochwürdigsten Episcopates hoffen zu dürfen, und wir wagen es daher, eine darauf gerichtete ehrerbietigste Bitte hier auszusprechen.

Eine ähnliche geziemende Bitte glauben wir an hohe und in der Gesellschaft hochgestellte Personen richten zu dürfen, welche in der Lage und geneigt sind, wissenschaftlich bedeutenden Werken und verdienten literarischen Leistungen ihre Unterstützung und fördernde Theilnahme zuwenden zu können. Mögen sie in Berücksichtigung der oben von uns auseinandergesetzten allgemeinen und besondern Gründe, welche zur Empfehlung dieses ausgezeichneten Werkes dienen, demselben ihre fördernde Theilnahme schenken.

Das oben angedeutete Mittel, um die Anschaffung des Werkes zu erleichtern und dadurch die Verbreitung desselben zu befördern, besteht aber in folgender Maßnahme:

Es ist Veranstaltung getroffen, daß Gfrörer's Papst Gregor VII. und sein Zeitalter, sieben Bände, welches Werk im Ladenpreis zweiundvierzig Gulden kostet, nunmehr denjenigen Käufern, welche sich mit ihrer Bestellung unmittelbar an Frau Professor Gfrörer Wittwe, zu Freiburg im Breisgau, wenden, um den ermäßigten Preis von achtundzwanzig Gulden süddeutscher Währung abgegeben wird.

Diese Bestellung wird einfach durch Namensunterschrift des Käufers auf dem beiliegenden Bestellzettel und dessen Absendung durch die Post bewirkt.

Alle Anstalten, alle Personen, welche diesem unserem Memorandum ihre wohlwollende Aufmerksamkeit und thätige Theilnahme zuwenden, werden die dreifache Befriedigung haben: daß sie in den Besitz eines wichtigen und preiswürdigen literarischen Werkes gelangen; daß sie zu dessen Verbreitung, sowie zur Förderung der literarischen und kirchlichen Interessen, welchen dasselbe dient, beitragen; endlich, daß sie dazu mitwirken, damit die Früchte des gelehrten Fleißes, welche dem Verfasser zu genießen nicht vergönnt war, seiner zurückgelassenen Familie gesichert bleiben.

Freiburg im Breisgau im Mai 1872.

Dr. Karl Zell,
emeritirter Professor der Universitäten Heidelberg und Freiburg; vormals Mitglied der ersten und zweiten Kammer der badischen Landstände; Commandeur des päpstlichen Ordens vom hl. Gregorius; Ritter des großh. badischen Ordens vom Zähringer Löwen.

XX.

Reise-Erinnerungen an Sicilien.

Am Landungsplatze von Neapel, von wo das Boot uns eben schaukelnd zum Dampfer brachte, waren vor nicht viel weniger denn einem halben Jahrhundert unsere beiden Mütter gestanden: mit B.'s und meiner, der noch kinderlosen Frau, die junge Braut, welcher nachmals J. das Leben verdanken sollte; hier waren sie gestanden, mit Jubel das Schiff begrüßend, das nach langer, weil bedenklich stürmischer Fahrt meinen Vater im Gefolge seines hohen Herrn herüber von Sicilien brachte. Gemeinsam hatten die Freundinen die Reise durch Italien genossen, und nun war es uns, den nicht minder innig verbundenen Töchtern vergönnt, gemeinsam nicht nur die schöne Halbinsel gleich unseren Müttern, wenn schon flüchtiger zu durchstreifen, sondern auch in meines Vaters Fußstapfen die berühmten trinacrischen Gestade zu betreten. Denn, war er jenes eine Mal auch nur nach Palermo gekommen, so hatte er doch einige Jahre früher als Reisearzt des Kronprinzen den giro um Sicilien gemacht. Mit dem Treten in die Fußstapfen durften wir's freilich nicht so wörtlich nehmen; denn abgesehen von aller sonstigen Verschiedenheit der Umstände hatte die prinzliche Reisegesellschaft ihre Wege großentheils auf Maulthieren und in Sänften zurückgelegt,

sich hiefür aber zwei volle Monate vergönnt; uns standen zur Beförderung Post und Dampf zu Gebot, aber nur drei Wochen Zeit. So kam es, daß wir gar Manches nicht sahen, was Jene gesehen; nicht nur ließen wir von Anfang an die Tempel von Segeste und Selinunt außerhalb unseres Planes liegen; es fügte sich auch, daß wir auf einen der schönsten Theile, die Nordküstenstrecke zwischen Termini und Messina Verzicht zu leisten hatten.

Das Amt unseres Anführers und Beschützers fiel der getreuen Freundin getreuem Gatten anheim, dem ehrenwerthen Northumberländer Mr. S.

In später Nachmittagstunde rauschte der Dampfer Electrico aus dem Hafen von Neapel, an Capri vorüber, und bald sank eine sanft erhellte Nacht herein; es war wenige Tage nach Neumond, die feine Sichel ließ nur eine schmale Lichtbahn auf den Wellen erglänzen, schön genug um anmuthige Phantasien anzuregen, und in deren Gefolge stiegen Kindheits-Erinnerungen empor, Krippenbilder, zu ihrer Zeit nicht minder zauberisch als nun die südliche Wirklichkeit. Und so, während das Auge in die schillernde Lichtlinie auf den Wellen hinab- und hinausblickte, dem ewigen Gewoge des Wiederscheines folgend, und dann sich hob, die weite schwacherhellte Wasserfläche und den zartdurchschimmerten Himmel mit der schlanken Mondgestalt zu betrachten, trug der Geist eine der Stimmung entsprechende Staffage in das Seegemälde.

Da der Herr über die Wogen geht,
Jede Woge feierlich stille steht,
Wind flüstert ein seliges Nachtgebet,
Da er leis in heiligen Locken weht;
Mond gießt den herrlichsten Schimmer, o seht,
Da sein Schöpfer über die Wogen geht. —

Aber jegliche Stimmung, auch die feierliche, nimmt ein Ende. Es wurde kühler, der Schlaf meldete sich und wir zogen uns in die Kajüte zurück, um nach gutem Schlummer frühzeitig wieder aufzutauchen. Das Meer war ruhig; daß

wir von der Seekrankheit verschont blieben, dankten wir aber nicht diesem Umstand allein, sondern auch der friedlichen Gemüthsart des Schiffes. Es kann die stillste See nicht Frieden geben, wenn es dem bösen Schiffe nicht gefällt; das mußte ich später zu meinem Leidwesen erfahren. Unser erstes Verdeck war ursprünglich wenig besetzt; aber die zahlreichen Inhaber des zweiten, ein Trupp Soldaten, welche großentheils die kühle Nacht an der Luft zugebracht hatten, bloß auf wollene Kotzen hingestreckt, wimmelten fleißig herüber und die Offiziere sahen durch die Finger, denn da drüben steckten sie wie die Häringe aufeinander. Die Mehrzahl waren Bersaglieri, kleine Kerle, lebendig, meist kurznäsig. Die Tracht der Offiziere aber fanden wir unerlaubt häßlich, ja geradezu lächerlich; von Natur aus schon nicht groß gewachsen, erschienen sie breithüftig, weil die Rockschöße über den Pluderhosen in Falten gereiht sind; dazu der unbändig große, nach vorn hängende Busch gefärbter Federn auf dem Hut — ich sah nie eine unkleidsamere Uniform. Die Soldaten trappelten lustig durcheinander, verzehrten ihr bescheidenes Frühstück und sangen in der Morgenfrische recht hübsch im Chor. Vielleicht förderte es unseren Genuß, den Inhalt nicht zu verstehen; denn die Bersaglieri sind Haupt-Garibaldianer.

Der wunderbar malerische Hafen von Palermo nahm uns auf. Wahr bleibt wahr, die italienischen Beamten — die meisten mochten Piemontesen seyn — fanden wir fast überall von musterhafter Höflichkeit. „Haben Sie Mauthbares?" Nein. „Basta la sua asserzione", und das mit einem Ton, ob welchem ich in mancher deutschen Gegend mich zweimal umschauen würde, ob ich auch richtig verstanden habe. Die bunten, mit biblischen und anderen Darstellungen bemalten Karren, an welchen wir vorüberfuhren, sahen trotz einiger Aehnlichkeit mit unseren Bauerntruhen uns recht südlich an; die klingelnde Eselsbespannung kannten wir schon von Neapel her.

In der „Trinacria", dem chronologisch ersten Gasthof der Insel nach continentalen Begriffen, waren wir gut aufgehoben; der Wirth, Herr Ragusa, des Englischen kundig und stolz auf sein Unternehmen, das einige Ordnung in das Fremdenleben gebracht, erzeigte sich auf alle Weise gefällig. Was aber Brustleidende von einem Aufenthalt in der Trinacria Ersprießliches empfangen sollen, wurde uns wenigstens in unserem Stockwerk und unseren Zimmern nicht begreiflich, so gründlich war da für Unvermeidbarkeit des Zugwindes gesorgt. Bezeichnend schon lautete eine am Fenster angebrachte schriftliche Warnung des Wirthes, man wolle nicht versäumen dasselbe beim Oeffnen mit den Häkchen zu befestigen, um der Unannehmlichkeit des Zerschlagens und Schadenersatzes zu entgehen. Beim Aus- und Eintreten flogen die Thüren aus der Hand und schmetterten in's Schloß und wenn wir bei zugemachten Fenstern ruhig im Zimmer saßen, zog's durch den Kamin herein, daß Alles klapperte und das Nummerplättchen am Thürschlüssel unaufhörlich tanzte. Da überdem einmal Regen, Sturm und Kälte einfielen — in den Bergen von Monreale hatte es sogar geschneit — so zog sich J. Kopfweh zu und B. einen steifen Hals. Fast noch schlimmer aber als das schlechte Wetter ist es für den Nordländer, daß er hier schon im März in Schweiß von seinen Gängen nach dem Hause zurückkehrt, woran der gegen Hitze abgehärtete sicilianische Baumeister nicht gedacht hat. Und so mögen Aerzte und Leidende sich zweimal besinnen, eh' sie die vorsorgliche Heimath ob ihres rauhen Winters für bedenklicher halten als die so vielen Comforts entbehrende Fremde. — Das Hôtel de France leidet weniger an Zugluft, aber es hat auch nicht die Aussicht der Trinacria auf die unvergleichliche Bucht.

Wenn wir in schönen Stunden, welche die Wanderungen in und um Palermo uns übrig ließen, auf unserem Balkonchen weilten, da wußten wir in der That nicht, wohin lieber und länger und verschlingender die Blicke richten. Waren

uns doch nur wenige Tage vergönnt, den Anblick — und vermuthlich für Lebensdauer — in uns zu saugen! Rechts, weit gegen die Mitte des Bildes hereinragend und so die Bucht begrenzend, das herrliche Vorgebirg; daran sich schließend und in weit ausgebogenem Ring in blaue Ferne sich vertiefend die mächtigeren Gipfel, bis wo des Höhenkranzes Bogen, gen Palermo herum sich windend, dieses mit grünen Vorbergen umfängt. Zwischen der blauen Fluth aber und den blauen Gebirgen bettet sich in jene Ausbiegung wie eine zweite Bucht die weite lachende Landschaft. Es ward uns versichert, die fernsten blauen Geisterberge seien des Aetna Kinder, und obwohl mir dieß einige geographische Bedenken machte, so ließ mich doch die große Krümmung der Palermitanerbucht die Möglichkeit nicht verwerfen. Links ragte über der Stadt empor, entfernt genug um bis zum Fuße sichtbar zu seyn, den er in der Meerfluth badet, jener wunderbare Monte Pellegrino, der wie ein schönes Angesicht mit immer neuem Zauber die Blicke bannt. In seinen Klippen und Einbuchtungen liegt solch eine ruhige Harmonie, sie sind für Licht und Schatten so günstig gelagert, daß selbst die ungeübte Hand zum Stifte greift, im Versuch, ihn wiederzugeben, und so unvollkommen ein solches Kunstwerk an sich auch gerathen möge, dem Reisenden bleibt das Blättchen unschätzbar zur Erinnerung.

Wir verschoben es nicht lang, ihn zu besteigen. Die Scheu vor Erkältung in der Berghöhe nach erhitzendem Gang bewog uns Frauen, Esel zu bestellen, obschon die Anstrengung an sich nicht groß gewesen wäre. Es war Palmsonntag. Wir fuhren nach dem Gottesdienst an den Fuß des Berges; überall begegneten uns Reiter mit den üblichen großen Schießgewehren. Die Thiere und Führer erwarteten uns bereits; aber das ungewöhnte Aufsteigen gelang mühsam, weil die Eselchen nach unserem Dafürhalten nie genügend sich dem Mäuerlein nahten, von dem aus wir uns in den Sitz schwingen sollten. Endlich war der große Sprung mir gelungen, als-

bald fingen wir zu traben an, d. h. ich und mein Esel in Eins gerechnet, und kaum den eigenen Nöthen enthoben, blickte ich schon schadenfroh auf diejenige meiner Gefährtinen zurück, welche trotz der helfenden Anstrengungen des Führers am längsten und hülflosesten am Eselchen herumzerrte und hüpfte. Was hätte auch meine Theilnahme gefrommt? Mein Esel ging, wie er wollte, nicht wie ich. Es war ihm nicht zu verargen, er wollte der erste seyn und bleiben, und so blieb auch ich der reitenden Gesellschaft Primadonna und blickte zufrieden bei jeder neuen Krümmung des Weges auf meinen Nachtrab herunter. Denn im einfachgleichmäßigen Zickzack klimmt die breite, felsige, von niedrigem Gemäuer eingefaßte Straße in der weiten, der Stadt und Bucht zugewendeten Einbusung des Berges hinan, beim Hin und Her je dieselben zwei Bilder, jetzt see-, dann landwärts in immer größerer Vertiefung und Erweiterung dem Auge wiederholend. Längere Zeit lassen die Vorsprünge des ihr westlichgelegenen Pellegrino, vor den Abschluß des östlichen Vorgebirges sich schiebend, die Bucht zum Landsee begrenzt erscheinen. O welch ein schöner Weg! In welch sonntäglicher Stimmung ich — trotz jener unchristlichen Anwandlung — ihn genoß! Endlich auf der Höhe der einen Kuppe angelangt, welche von links die Einbusung begrenzt, bereichert sich das Bild um die Klippenfelder des Pellegrino selbst; noch weiter reiten wir und wie ein zweites Meer thut sich jener Theil des Gewässers auf, welchen der emporragende Hauptgipfel des Berges dem Auge von der Bucht und den in sie verlaufenden Fluthen abschneidet. Capo di Gallo und ich weiß nicht welche Stadt lagen malerisch vor uns. Die Grotte der heil. Rosalia mit dem von Göthe so sehr bewunderten lieblichen Marmorbilde zeigte uns einer der wenigen Laienbrüder, welche noch im anstoßenden Kloster verweilen dürfen. Gott hat es zugelassen, äußerten wir. Gewiß, erwiderte er sanft, es ist die Hand Gottes, eravamo divenuti noi troppo strambi. Ueberall dieselbe Sanftmuth, derselbe Ausdruck stillergebener Trauer, so

in Verona, so im Stammkloster des lieben heil. Franz in Assisi, so an vielen anderen Plätzen; wer könnte ohne schreiendes Vorurtheil davon ungerührt bleiben?

Nun gedachten wir noch einen eigens empfohlenen Bergvorsprung sei es gehend, sei es reitend zu erklimmen, um eine berühmte Fernsicht zu bewundern. Dießmal waren es nicht die Esel, sondern die Eseltreiber, die nicht wollten wie wir und uns eine Wunder wie große Entfernung vorspiegelten. Nachträglich erfuhren wir, daß wir dem Platze ganz nahe gewesen, von welchem aus die gesammte Fluth, die wir wie zwei getrennte Gewässer nacheinander rechts und links von uns gesehen, in Einem Halbkreis erscheint. „Es geschieht uns recht", murrten wir, und damit war die Sache leider abgethan.

Ein anderer Ausflug galt dem berühmten Monreale. Leichte Regenschauer geleiteten unsere Hinausfahrt. Ihnen und den über die Sonne gleitenden Wolken hatten wir entzückende Lichtwirkungen zu verdanken im üppigen Dunkelgrün des Thales und der Bergeinsenkungen, welche schluchtartig in dasselbe münden, und die berühmte Aussicht von der Bergaltane ließen die Wolken uns frei. Die prachtvoll großartige Kathedrale mit ihrer Mischung von Gothisch, Sarazenisch, Normannisch, den herrlichen Wandmosaiken, den ebenfalls musivischen Mustern des Fußbodens, stünde wohl noch mächtiger vor meiner Erinnerung, wenn nicht die von Styl ihr ähnliche capella palatina in Palermo selbst, obwohl sehr viel kleiner, jenen Eindruck durch die Harmonie der Erscheinung noch übertroffen hätte. Dieses Juwel einer Kapelle, schon in den architektonischen Verhältnissen von wundervoller Wirkung, fremdartig und doch anziehend, erhaben und doch nicht untraulich, hoch geschwungen, prächtig geschmückt mit Mosaikbildern auf jenem selber musivischen Goldgrund, der so viel wohlthuender wirkt als unsere glatten Goldflächen: dieses köstliche Heiligthum erscheint in der vollen ungestörten Patina der Jahrhunderte, welche glücklich dämpfend Bau und

Kunstwerke überzieht, so daß uns das Neue häufig bloß wegen der grellen Neuheit, wegen des Mangels dieser Patina nicht gefallen will. Was mich besonders ergriff an den Wandgemälden, die meine Unkenntniß im ersten Augenblick ob einer gewissen steifen Gebundenheit der Bewegung fälschlich für byzantinische gehalten hatte, das war bei näherem Beschauen eine merkwürdig mächtige Individualisirung der Gesichter. Namentlich ist mir die gewaltige Charakteristik des heil. Paulus in der Darstellung verschiedener Scenen der Apostelgeschichte noch lebhaft gegenwärtig.

An den Malern der Blüthezeit ist Alles selbst in den Zuthaten so vollendet, so erfreuend, daß der Beschauende nicht alsbald lebendig zur Erkenntniß gedrängt wird, worauf es in der Kunst vor Allem ankomme. An sich mag dieses das höchste Lob bedeuten; sie wirken ganz harmonisch und darum denkt man nicht zu fragen, worin die Gewalt denn liege; es versteht sich ja von selber: das Vollendete muß wirken. Stehn wir aber dem äußerlich Unvollkommenen gegenüber und empfinden doch so tiefgehenden Eindruck, da durchschauert uns erst recht das Gefühl, wie heilig die einfache aber stark empfundene Wahrheit, natürlich nicht bloß die äußerliche, sondern die geistige, in allen Gebieten des Lebens sei, und jeder Künstler, in welchem Kreis immer er sich bewege, vermag, so scheint es mir, vor diesen Bildern die rechte Richtung zu gewinnen, oder muß, so er sie bereits gefunden, darin sich bestärkt fühlen. „Sieht Sie", sagte Grillparzer zur großen Tragödin Sophie Schröder, die es uns selber erzählt hat und beifügte, das sei Grillparzer's Gewohnheit gewesen, sie in der dritten Person anzureden — „sieht Sie, Schröder, das gefällt mir an Ihr vor Allem, daß Sie immer geraden Wegs auf die Hauptsache losgeht ohne sich viel um rechts und links, um die Blümchen und bunten Steinchen am Weg zu kümmern."

Im Königsschlosse befindet sich auch die Sternwarte; wir begrüßten in einem der großen Instrumente unseren

Münchener Landsmann und schwelgten im vierseitigen Ausblick auf Stadt, See, Land und Berge. Die originelle Treppe und offenen Gänge des Haupthofes führen uns nochmal an der capella vorüber, welche schon außen durch alte Bilder gekennzeichnet ist, wir treten aus dem Schloß und weiter geht's über den großen Platz nach dem Toledo. Unser Stehenbleiben und Umherblicken dort und hier veranlaßt den nächsten Fiakerkutscher, uns seine Dienste anzubieten um zum palazzo reale zu fahren, als ob derselbe weit, weit weg von da. Wer dem Burschen in die Schlinge geht, hat die Ueberraschung, nach zweiminutenlanger Fahrt die volle Taxe zu zahlen wie wenn er hätte die ganze Stadt durchkreuzt. Wir aber wissen das besser und ein selbstzufrieden vielsagendes Lächeln bedeutet ihn, sich eine andere Beute zu suchen. Es geschah uns mehrmal daß drei, vier Wägen uns straßenlang vor- und nachfuhren und förmlich Corso neben uns machten, um uns zum Fahren zu bewegen.

Lenken wir unsere Schritte dem Dome zu, der in einer tiefen Platzausbiegung des Toledo liegt und hiedurch den großen Reichthum seiner einen Langseite zur vollsten Geltung bringt! Auch hier die Mischung all jener Einflüsse verschiedenartigster Volksstämme, eine südlich orientalische Gothik. Das Innere ließ uns kälter. Wir machten den schuldigen Gang an die Grabstätte der mächtigen Hohenstaufen, Friedrich's II., Heinrich's VI. und seiner Gemahlin; im dunklen Porphyre liegen die Leiber, in würdevoll ernster, ja düsterer Behausung. In der Gruft unter der Kirche ruht noch manch ein deutsches Gebein.

Im Dome beschlossen wir auch unsere Osterbeicht abzuhalten, denn es sei hier ein Signore Canonico, der alle Sprachen verstehe, meldete man uns, und auf Anfrage bestimmte er eine Stunde des anderen Tages. Sei es nun, daß er vergessen, sei es daß er eine Hinderung erfahren, er kam nicht und wir fanden Gelegenheit, die fürsorglich väterliche und doch kindliche Liebenswürdigkeit eines anderen alten

Canonico in Anspruch zu nehmen, der uns tröstete über die mißglückte Verabredung und verhieß, den Sprachkundigen auf nächsten Tag ganz sicher festzukriegen. Ich wäre nicht ungeneigt gewesen, mein Bischen Italienisch zu einer Beicht in der Landessprache zusammenzusuchen, um heute noch das gefaßte Vorhaben auszuführen; aber B., welche vor zwei Jahren in Sevilla nothgedrungen ihre Osterbeicht in spanischer Sprache abgelegt, schien fast in der Erinnerung noch der Schweiß darüber auszubrechen und sie warnte mich lebhaft, ohne Noth die heilige Handlung allen Gefahren eines solchen Wagnisses auszusetzen. Bald war auch unsere Andacht — deren Vorrath ohnehin auf der zerstreuenden Reise mancherlei Schaden gelitten — ausgeraucht und wir betrachteten von unseren gemietheten Stühlchen aus das Leben und Treiben im Dom. Es war im Ganzen nicht unerbaulich trotz des vielen Hin- und Hergehens der Domherren, Kirchendiener, Bettler u. s. w. Die halbellenbreiten, kaffeebraunen kostbaren Spitzen an den Chorhemden der geistlichen Würdenträger fielen in's Auge. Von bezaubernder Anmuth war ein kleiner Schelm von Ministranten, der in der Nähe der Sakristei leichten Fußes, beinahe tänzelnd in seinem langen rothen Würdenröckchen hin und her sich bewegte und mit leuchtendem Lächeln zu uns herüberblickend seinen großmächtigen Amtshut in der Linken vor sich hielt und mit der Rechten zierlich das Tamburin darauf schlug. Es war nicht gerade ehrerbietig in der Kirche, aber reizend. Dazwischen drängt sich eine Bettlerin mit ihrem Kind an uns und weil ich ihr gestern gegeben und heute lieber Anderen gebe, rückt sie sich so nahe zu mir heran, daß sie darauf zu rechnen scheint, es müsse entweder ihr bittender Blick in solcher Nähe mich bezwingen oder die Furcht vor Allem was etwa lebendig von ihr zu mir herüberwandern könnte, mir das erbetene Kupferstück entlocken. Endlich kommt ein Kirchendiener und herrscht sie weg.

Den anderen Tag gelingt es wirklich, unsere Beicht

deutsch abzulegen, worauf der sicilianische Beichtherr uns englisch ermahnt und lateinisch absolvirt.

In Kirchen und Landhäusern zerstreute Ueberbleibsel sarazenischer Baukunst, Gewölbe, zierliche Brunnenwerke u. dgl. m. erfreuten mich der Neuheit halber, meine Gefährten als Erinnerung an Spanien, obschon der Vergleich die palermitanischen Reste als sehr kümmerlich erscheinen ließ. Von San Giovanni degli Eremitani, dessen maurische Kuppel mit Abschrägung der Wandwinkel ihren Anfang nimmt, war es, wo das Glöckchen zum Zeichen der Mordvesper erscholl.

In der Gemäldesammlung schien der Custode ein Mann von höherer Bildung als die gewöhnlichen; es ist übrigens in Italien bei der natürlichen geistigen wie körperlichen Gewandtheit der Menschen uns Nordländern überhaupt schwerer, die Bildungsclassen zu unterscheiden. Rabbiater Sicilianer, erzählte er mit glühender Entrüstung, wie die Bourbonen die Kunstschätze der Insel nach Neapel gezogen hätten — rubare così le povere provincie! Inwieweit seine Entrüstung begründet gewesen, muß ich dahingestellt lassen, jedenfalls war er glühender Parteimann Garibaldi's, daher wir ablenkten, um nicht unnütz in Streit zu gerathen, wobei auch unser mageres Italienisch allzusehr in die Klemme gekommen wäre. Zu seiner Zeit, sagte er, habe man wenig fremde Sprachen gelernt, das Französische aber sei ganz verpönt gewesen. Die deutschen Siege schienen ihn sehr zu ergötzen oder richtiger die französischerseits empfangenen Schläge. „Wir haben ihnen die Vesper eingeläutet, die Deutschen aber das Hochamt gesungen", lachte er mit dunkelglühendem Blick. Sollt' es möglich seyn, fragten wir uns, daß dieses noch das Nachglimmen alten Hasses wäre, der sich schon so grimmig im Blute gefühlt? Das wäre ein wundersames Charakteristikum für südlich insularische Nachhaltigkeit der Gluth. Viele moderngesinnte Italiener aber grollten Napoleon III. und mit ihm den Franzosen wegen seiner (doch so

lahmen und unzuverlässigen) Unterstützung des Papstes; so mag des Signor Custode Schadenfreude wohl damit zusammenhängen. Uebrigens machte ihm unsere Theilnahme für die Bilder Vergnügen und mit einer Wonne die wiederum uns erfreute, zeigte er uns das Juwel der Sammlung, ein köstliches altdeutsches Flügelbildchen, wo um die Madonna mit dem Kinde sich Engelchen in jener drolligeckigen Grazie bewegen, wie sie unsere Vorfahren in einer Mischung von Humor und naiver Naturnachahmung so häufig beliebten. Unser Herr Custode zog das schützende Glas hinweg, damit wir's ja vollkommen sehen könnten; er zeige das nicht Jedermann, meinte er, die Leute hier verstünden's nicht. Von der Flügelrückseite sahen wir die Hälfte mit Adam und Eva; auf der anderen sei nichts als Wald, tröstete uns der Custode; in Wahrheit aber soll das Bildchen leider so verquollen seyn, daß es nicht ohne Gefahr des Zerbrechens kann herausgedreht werden.

Wir besuchten auch die bekannte Todtengruft bei den Kapuzinern. Ein eleganter Leichenwagen begegnete uns, sechsspännig, auf jedem der vier vorderen Pferde je ein Jockey. Ländlich sittlich. Ein freundlicher alter Pater führte uns hinab in die Gruft, wo die Leichen, nachdem sie in einer hiefür geeigneten Kammer ein Jahr lang aus- und eingetrocknet worden, mit Kutten angethan, hie und da auch mit buntem Gewand, in langen Reihen aufgestellt und zu grausigen Fratzen verzerrt den Rückgebliebenen sich zeigen. Am Tag besehen machte die Gruft, in welcher die Katzen lustig umhersprangen, mir, die ich schon auf den Anblick vorbereitet war, eher den Eindruck einer schaurigen Spielerei. Doch mag das bloße Memento mori vielleicht nicht der einzige Zweck dieser seltsamen Ausstellung seyn. Während uns der Gedanke entsetzt, daß wir oder die Unserigen in so schauriglächerlicher Gestalt in diesen Todten-Prangkästen erscheinen sollten, ist vielleicht in dem Palermitaner solches minder grauenerregend als die schreckliche Verwesung und der ekle Würmerfraß. Das Er-

gebniß war mir, daß der Tod mit seinen Folgen unter allen Umständen schauervoll und empörend bleibt für die menschliche Natur und daß es schwer sei, sich zu des Apostels Siegesruf hindurchzuringen: „Tod, wo ist dein Stachel? Abgrund, wo ist dein Sieg?"

Den Todten Palermo's ihr Recht lassend, wenden wir uns wieder den Lebenden zu. Schon in Neapel hatte es B. stark gelüstet, einem der vielbekannten öffentlichen Schreiber eine kleine Beschäftigung zu geben, aber im eiligen Gewirre jener brausenden Stadt war sie nicht dazugekommen; hier auf dem ruhigen Platze zu Füßen der hochthronenden Post lockte die Reihe der unter ihren großen Regenschirmen behaglich harrenden Federgewandten sie zur Befriedigung ihres Wunsches. Wir nahten einem gesetzten Manne, dessen klug höfliches Schmunzeln uns zeigte, wie er wohl begreife, es handle sich um einen Scherz; er ließ uns rechts und links von seinem Tische Platz nehmen und wandte sich artig fragend bald an die Eine, bald an die Andere. Wir begehrten, er möge den Unserigen in der fernen Heimath mittheilen, wie wir wohlbehalten in dieser schönen Stadt Palermo angekommen seien und wie wir wünschten, in Kürze ihnen von deren Sehenswürdigkeiten Bericht zu erstatten, wie aber unsere mangelhafte Kenntniß der italienischen Sprache, in welcher doch eine solche Schilderung am geeignetsten geschehe, uns veranlasse, zu einer kundigeren Feder unsere Zuflucht zu nehmen. Der Segretario löste seine Aufgabe, wenn auch mit einer gewissen steifen Förmlichkeit in der sehr summarischen Beschreibung, so gut, daß die „Unserigen in der fernen Heimath" sich die Köpfe zerbrachen, welcher sicilianische Freund uns diesen Dienst erwiesen.

Das Volk kam uns im Ganzen nicht einnehmend vor; aber von Zeit zu Zeit gab es entzückend schöne graziose Kinder zu bewundern; namentlich fielen uns die herrlichen von schwarzen Wimpern und Brauen eingefaßten blauen Augen auf.

Zum Schönsten an Naturgenuß während unseres Auf-

enthaltes rechneten wir einen Ausflug nach dem köstlichen Maria del Gesu mit seinem alten Kirchlein und dessen Friedhofmonumenten und mit dem leichterreichten nahen Aussichtspunkte, von dem aus das herrlichste Panorama sich entfaltet. Ueberall aber verfolgt das Gespenst der geschehenen Klosteraufhebung mit seiner öden Trauer den Reisenden — wenngleich viele sicilianische Klöster ihr Geschick vor Gott mögen verschuldet haben. Einige Laienbrüder zur Hut und Besorgung des Hauses, vielleicht ein und der andere Pater für den Altardienst der Kirche, pflegen in den ausgeraubten Räumen noch zu hausen.

Doch fanden wir eine größere Zahl von Klosterfrauen in einer prächtigen von Karl III. gegründeten Pfründeanstalt, in die wir, ein anderes Gebäude suchend, halb durch Mißverständniß und auf des Pförtners freundlich einladenden Wink geriethen. Sie liegt in jener breiten Vorstadtstraße von Palermo, welche die Fortsetzung des Toledo bildet. Von uns befragt, ob sie nicht der Ausweisung gewärtig seyn müßten, verneinte dieß die Oberin, sie seien nicht hier als Klostergemeinde, sondern als Leiterinen der Anstalt. Leider versäumten wir uns zu erkundigen, ob unter diesen Umständen noch ein Noviziat bestehe. Die Oberin war eine stattliche Frau von ruhigem Ernst mit dem Ausdruck der Welterfahrenheit, und ich glaube nicht zu irren, daß auch in ihrem Gesicht wie in dem der Klosterleute aufgehobener Genossenschaften eine gewisse Resignation ersichtlich war, während die anderen Nönnchen, die wir begegneten, den wohlbekannten Ausdruck klösterlich harmloser Fröhlichkeit zeigten. Sie sprach, da wir die Rede darauf brachten, mit ruhiger Theilnahme von dem vertriebenen Königspaar, schien jedoch von der Herrschaft des letztverstorbenen Monarchen nicht besonders viel Gutes zu glauben — mit wie vielem Recht, darf ich bei den parteigängerisch sich widersprechenden Urtheilen auch an Ort und Stelle mir nicht anmaßen zu entscheiden. Sagten uns seinerzeit doch die Blätter, es hätten

sicilianische Nonnen den wüthendsten Antheil an der Revolution bezeigt, indem sie gleich Anderen die königlichen Truppen mit siedendem Oel begossen. Dessen nun hatte ich unsere Oberin keinenfalls im Verdacht.

Die Anstalt selber zu sehen war uns recht erfreulich. Um einen sehr großen Hof schließt sich das Gebäude in drei prachtvollen Stockwerken von Bogengängen, darein die großen Gelasse münden. Wie bei uns Alles darauf absieht, auch für die harte Jahreszeit trauliche Wärme zu erzielen und man dafür sich lieber in den Sommer-Monaten einige Dumpfheit in den Stuben gefallen läßt, so will im Süden sich Jeder weit eher mit einiger Kälte im Winter abfinden und sorgt vor Allem für steten Luftzug; so auch hier in den Oberräumen der schier kirchenhohen Säle. Wenn daher bei uns ein wohleingerichtetes Pfründehaus das Bild freundlicher Vorsorge bietet und diesem häufig schon das gemüthliche Aeußere entspricht, wenigstens in den älteren Gebäuden, so erweckt in Italien der Anblick solcher Armenpaläste, an deren stattlichen Verhältnissen auch eine Architektur großen Styles sich entwickeln konnte, vielmehr den Eindruck jener Verehrung des Geringen und Hülfsbedürftigen, wie sie die Geschichte unserer Heiligen oft in mächtigen Zügen kundgibt. — Im Innern des Palastes sahen wir reges Leben sich entfalten. Von den Nonnen und den unter ihrer Leitung stehenden Waisenmädchen wird vielerlei Industrie getrieben. In einem Raum sahen wir sie die riesigen Walzen drehen, durch deren Druck die klafterlangen Maccaroni für den Bedarf des Hauses aus der Maschine hervorquellen, und es öffnen sich täglich in diesem Hause, die Alten ungerechnet, gar viele Schnäbelchen zur Atzung. In einem anderen Saale bewunderten wir mit aufrichtigem Munde die unvergleichlich schönen Steppnahten, von den kleinsten Händchen gefertigt, und die prächtigen landesüblichen Stickereien am Brusttheil der Männerhemden. Die Säle für Gewinnung der Seide aus dem Cocon, die Spinnereien, Webereien von Baumwoll-

stoffen erregten die Vorstellung eines höchst geordneten Triebwerkes von Arbeiten. Nur that uns leid, sie fast verlassen zu finden, weil eben die Essensstunde war. Dafür sahen wir die kleinen schwarz- oder blauaugigen, doch meistens schwarzhaarigen Herchen in langen Reihen an niedrigen Tischen mit ihren irdenen Schüsselchen sitzen, wir selber nicht minder Gegenstand ihrer Neugier als sie der unserigen. Die Krankensäle, die Herbergen der alten Weiblein, die Betten zeigten Reinlichkeit, wenn auch da und dort ein Gebrauch uns mahnte, daß wir gewohnt seien, in einer von deutschen Nonnen, z. B. von barmherzigen Schwestern geleiteten Anstalt einen noch höheren Maßstab der Sauberkeit bis in's Gebiet der bloßen Ideenverbindungen anzulegen. — Da wir nirgends einen Opferstock für etwaige Gaben wahrgenommen, erlaubten wir uns, nach einem solchen zu fragen, aber die Oberin lehnte dankend ab, was uns auf eine reiche Stiftung, entsprechend der Großartigkeit des Baues, schließen ließ. Um so liebenswürdiger, weil vollkommen uneigennützig, erschien uns die ausführliche Gefälligkeit, mit welcher uns die würdige Frau Alles gezeigt hatte. Weniger unzugänglich für ein Zeichen der Dankbarkeit erwies sich — wie billig — der Pförtner, dessen freundlicher Wink uns in die heiligen Hallen geladen hatte.

In unserem Gasthause wimmelte es von Deutschen, ächten und morgenländischen; dazwischen tönten die Laute des britischen Eilandes wie des westlichen Continents neben dem einheimischen Italienisch; in geringer Zahl fanden sich auch Franzosen ein — es war eben die Zeit der Friedens-Präliminarien — aber wenn ich auf einen solchen stieß, ging mir immer ein Stich durch's Herz, daß zwei große Nationen durch die Schuld von Wenigen nun sich gehässig gegenüberstehen, wobei es in der Natur der Sache liegt, daß der tiefere Groll auf Seite des Besiegten sei, besonders wenn dieser Besiegte das ehrgeizige Naturell des Franzosen hat.

Unter den deutschen Gästen war Einer, der vom Winter-

aufenthalt in Kairo zurückkehrte. Er gab eine beredte Schilderung der stürmisch grimmigen Ueberfahrt, die er von Neapel nach Palermo gemacht, so daß das Schlachtvieh auf dem Schiff an jenem Uebel zu Grund gegangen sei, das ihn selber in unerhörtem Maße bedrängt hatte. 'Es ward uns bei dieser Gelegenheit erzählt, der Schlachtbedarf für Palermo werde wegen ungenügendem Wieswachs und wegen Schwierigkeit des Transportes aus dem höchst fruchtbaren Innern der Insel, stets vom Festlande gebracht. Der Kairoreisende erwähnte als Ursache seines Winteraufenthaltes, er habe an Schlaflosigkeit gelitten. „Das glaube ich wohl“, warf ein Wiener dazwischen, der eine Weile sein Reisegefährte gewesen, „Sie reisen wegen Schlaflosigkeit, aber der anderen Menschen, denn bei Ihrem Schnarchen ist es ja eine Kunst, neben Ihnen zu schlafen.“

Eine Dame, mit welcher wir bei Tisch Gespräch angeknüpft hatten, theilte bei der Mahlzeit des nächsten Tages uns mit, daß sie zusammt ihrem jungen Neffen soeben ein kleines Abenteuer erlebt habe. In der großen Vorstadtstraße nächst der sogenannten Zisa, einem arabischen Landhaus, fuhren sie eben zwischen Mauern hin, als ihr Neffe bemerkte: „Wir sind angefallen.“ Wer ist angefallen? fragte sie ruhig, denn daß sie selber es sei, kam ihr kaum in den Sinn, aber mit drängenden Zeichen und ungeduldigem Presto presto machte der Signor Birbante, der mit Anderen den Wagen belagerte, während von den beiden Wegmauern her lange Gewehre sie bedrohten und der Kutscher bereits gehorsam auf der Nase lag, es ihr begreiflich, daß sie selber es sei, welche schleunigst Uhr, Geldbörse, Broche u. s. w. abzuliefern hatte. Sie riß die Uhrkette ab, um so schnell als möglich den unerwünschten Händen zu entrinnen, eine Brieftasche mit größerer Summe Geldes entzog sich glücklich den Späherblicken und Krallen der Plünderer, welche selbst sobald als möglich sie zu entlassen wünschten. Es berührte uns eigenthümlich, daß wir genau denselben Weg eine Viertel-

stunde vor den Beiden befahren hatten. Die Dame zeigte bei der Erzählung sich weniger aufgeregt als man erwarten konnte; merkwürdig aber und komisch war, wie alles was zur Literatur gehörte oder doch gern gehört hätte, auf sie einstürmte. „O wie beneid' ich Sie, meine Gnädigste, bedenken Sie doch, um so kleinen Preis den Vorzug eines solchen Abenteuers erlangt zu haben.“ „Ich schreibe das gleich in die Neue freie Presse und in die Gartenlaube.“ „Aber ich bitte Sie, meine Herren“, fuhr sehr wenig erbaut von dieser Verheißung der Wirthssohn dazwischen, der ein Jahr in Berlin zugebracht hatte und geläufig deutsch sprach, „ich bitte Sie, das ist ja seit zwanzig Jahren der einzige Fall und das waren offenbar keine Räuber vom Handwerk, sondern Dilettanten.“ „Mein Bester“, entgegnete der Zeitungs-Correspondent zu überzeugendem Trost, „seien Sie froh, wenn ich es thue, in die Blätter kommt die Sache doch und wer weiß wie übertrieben; ich aber melde den einfachen Thatbestand!“ So surrte es durcheinander. Den nächsten Tag waren die gestohlenen Gegenstände größtentheils der Dame schon zurückgestellt; denn der Gouverneur General Medici, sehr unangenehm durch den Vorfall berührt, hatte scharfe Nachsuchung aufgeboten und die Signori briganti schienen in der That noch sehr in der Anfängerschaft begriffen; denn bei Vertheilung der Beute hatten sie in fast kindlicher Unbefangenheit die Päckchen mit den Namen der Empfänger bezeichnet, so daß die Polizei nach einmal gefundener Spur nur hinzugehen und sie zu verhaften brauchte. Nun aber bemächtigte sich auch die Lokalpresse des Vorfalles und verwandelte die Dame und ihren etwa sechzehnjährigen Neffen in eine Vierzahl deutscher Studenten, welche vor den Angreifern in Angst und Zittern sollten gerathen seyn; so wollte man vielleicht, indem man die Angegriffenen lächerlich machte, das Odium des Angriffes in den Hintergrund drängen. Darüber gerieth wieder das palermitanische Deutschland in gerechte Entrüstung; Entgegnungen wurden berathen und durch-

gestritten, den Zeitungen zugesendet, kurz es ward eine Haupt- und Staatsaktion, deren ebenbesagter letzter Theil jedoch erst nach unserer Abreise vor sich ging; wir erhielten nur zufällig Kunde davon.

Eh meine Gedanken von Palermo Abschied nehmen, versetze ich mich nochmal zu stiller Abendstunde auf unser köstliches Balkonchen. Am Tage glühten in der Allee zu unseren Füßen bereits die ersten jener korallenfarbigen Baumblüthen, deren vollen als entzückend prächtig geschilderten Flor wir leider nicht mehr abwarten durften; am Abende genossen wir aber die milden Aprillüfte, deren Wirkungen wir im botanischen Garten und den reichen Pflanzungen der Villa Tasca bewundert hatten. Nun durchwehten sie die herrlichen Mondnächte und still versunken betrachteten wir Monte Pellegrino, Meer und südöstliche Berge. Der Strand war nur durch breite Wege, Alleen und niedrige Terrassen von uns geschieden und die Einsamkeit für die Nähe einer Landeshauptstadt auffallend groß. So durfte wohl die stille Stunde mehr als einmal uns zum Gesang in heimischen und fremden Weisen verlocken. Einmal auch erfreute uns eine vorüberziehende sehr schöne Männerstimme, die im raschen Wechsel italienische Arien und deutsche Lieder zum Besten gab.

Leb wohl, du wunderschöner Pellegrin, du holde Bucht, ihr zaub'risch fernen Berge — doch nein, euch ferne Berge sollten wir ja nun erst recht in der Nähe beschauen. Aber heut jedenfalls, da ich dieß schreibe, hat mein Lebwohl Berechtigung. Werd' ich euch jemals wieder sehen?

(Fortsetzung folgt.)

XXI.

Die norddeutsche Presse

ist mehr wie jede andere das folgerichtige Ergebniß, der treue Ausdruck der mit dem Protestantismus begonnenen Entwickelung, welche unter Mitwirkung des Hegelianismus und der preußischen Regierungsgrundsätze die jetzigen Zustände in Staat und Kirche, in Amt und Gesellschaft herbeigeführt hat. Die genuinen Blätter Norddeutschlands sehen es insgesammt als ihre „nationale" Aufgabe an, den Katholicismus der Vernichtung zuzuführen und so dem protestantisch-preußischen Staatszwecke zu dienen. Sie haben dieß von jeher gethan und dadurch wesentlich zu den gegenwärtigen Zuständen im neuen Reich, insbesondere zu dessen Gestaltung als centralisirter Militär- und Polizeistaat unter rein persönlicher Regierung beigetragen.

Die Ursache dieser Uniformität im Charakter der eigentlich norddeutschen Presse ist durchaus in der preußischen Staatserziehung zu suchen. Die preußische Volksschule hat nur den einen Zweck, königstreue Staatsbürger zu erziehen, welche dabei alle Einrichtungen Preußens, namentlich aber den allgemeinen Schul- und Wehrzwang, als ebenso viele Wunder der göttlichen Vorsehung und der höchsten menschlichen Vollkommenheit anzustaunen gewohnt sind. In den

höhern Schulen, welche fast ausschließlich von Jüngern Hegel's geleitet werden, wird die Jugend noch mehr auf den Staatszweck abgerichtet und in der Bewunderung für den protestantischen oder historischen Beruf Preußens und der „deutschen Wissenschaft" eingeübt. Die oft lächerlich beschränkte Voreingenommenheit der Preußen für ihr Staatswesen ist einzig und allein die Frucht der Staatserziehung. Was natürlicher, als daß alle Zeitungsschreiber genau in dasselbe Horn blasen und so das Werk der Regierung fortsetzen! Dafür ist aber auch gut leben für diese Zeitungen im Lande. Preußen bietet der Presse in allen Provinzen ein sehr ergiebiges Feld, während z. B. in Oesterreich außer Wien, wo die Zeitungschreiber mit den Ministern auf gleicher Stufe stehen, das journalistische Handwerk keinen besonders geldtragenden Boden findet. Kein Großstaat hat so viele und bedeutende Provinzialzeitungen als Preußen.

In zweierlei Hinsicht steht die norddeutsche Presse unbedingt über den Wiener Blättern: sie ist nicht so durchaus verjudet, deßhalb auch nicht so sittlich herabgekommen und der Börsencorruption verfallen, und zweitens sucht die Lüsternheit weniger Spielraum in der erstern. Die Ursache davon ist, daß sich die norddeutsche Presse auf ein ihr gleichgesinntes dem Staate ergebenes Volk stützt, während in Oesterreich die Vaterlandslosigkeit der maßgebenden Blätter, deren Redakteure zu den einflußreichen Männern im Staate gehören, eine nicht wegzuläugnende Thatsache ist. Deßhalb soll aber nicht behauptet werden, daß die norddeutsche Presse einen weniger schlimmen Einfluß ausübt als die österreichische. Ganz im Gegentheil, die Zuchtlosigkeit und Unsittlichkeit in Berlin sind unzweifelhaft zum guten Theile durch die Presse verschuldet.

Der Haushalt der norddeutschen Blätter stellt sich trotz der Stempelsteuer keineswegs schlecht. Die Anzeigen bringen bedeutende Geldsummen ein. In Berlin sind Blätter welche täglich mehrere hundert Thaler für Einrückungen einnehmen.

Nirgend wird mehr annoncirt als in Berlin. Alle gesellschaftlichen und persönlichen Verhältnisse, alle Bedürfnisse und Zustände des Lebens, zarte Neigungen wie Leidenschaften spiegeln sich in den Anzeigen der Tagesblätter ab. Diese Inserate bieten für den Culturhistoriker unendlich mehr Stoff als nicht selten der redaktionelle Inhalt der Blätter selbst. Jedes Dienstmädchen, jeder Laufbursche und Hausknecht, jeder Lehrling und Geselle sucht mittelst der Anzeigen seine Stelle oder Beschäftigung oder erhält sie auf demselben Wege angeboten; Angebot von Wohnungen oder Gelegenheit zum Miteinwohnen, Schlafstellen ꝛc. wechseln mit Gesuchen darum; Anerbietungen von Ammen lösen die öffentliche Zurücknahme von Beleidigungen ab; arme Familien, Wittwen oder Wittwer bieten eines ihrer Kinder zur Annahme an Kindesstatt an. Das genaue Verzeichniß aller öffentlichen Vergnügungen, Theater, Concerte, angefangen von den theuren Ballsälen zu einem Thaler Eintritt bis herab zur letzten Bänkelsänger-Tanzkneipe, dazu die Empfehlungen aller möglichen Speise-, Bier- und Weinwirthschaften, findet sich täglich in den Anzeigespalten. Jeder Kauf- oder Geschäftsmann, jeder Handwerker wirbt Kundschaft mittelst der Zeitung; Geldverleiher und Geldvermittler suchen den Unerfahrenen in ihr Garn zu locken. Alle möglichen Vereine und Genossenschaften bedienen sich desselben Mittels um Mitglieder zu werben, zu ihren Zusammenkünften und Festen einzuladen. Neben allen möglichen Unterrichtsanzeigen bieten sich auch täglich mindestens ein Dutzend Wahrsagerinen zur Enthüllung der Zukunft an, wohl der beste Beweis daß sich die gerühmte Intelligenz und Aufklärung der modernen Welt sehr gut mit dem Aberglauben verträgt.

Die materielle Stellung der Berliner Redakteure ist dem entsprechend eine sehr erträgliche. Die Hauptredakteure erhalten von 2 bis 4000 Thaler jährlich, die andern, je nach Fähigkeit und Verwendung, bis herab zu 600 oder gar zu 400 Thalern. Selten jedoch erhält ein solcher über 2000

Thaler. Der Abstand zwischen der Stellung eines ersten und derjenigen der anderen Redakteure ist demnach ein sehr bedeutender. Es kommt dieß nicht bloß von der Verantwortlichkeit her, welche der Hauptredakteur zu tragen hat, sondern auch von dem Umstande, daß er nicht nur Leitartikel zu schreiben und die Rubrik „Berlin", „Deutschland" allein zu redigiren hat, sondern auch die Arbeiten aller übrigen durchsehen und anordnen muß. Seine Zeit ist vollständig von der Zeitung in Anspruch genommen, während seine Mitarbeiter sich noch mit anderen Arbeiten, Correspondenzen ꝛc. beschäftigen können.

Hingegen läßt die gesellschaftliche Stellung der Zeitungsschreiber und Schriftsteller überhaupt in Berlin zu wünschen übrig, wo vor Allem der Titel und bureaukratische Rang gilt den man besitzt. Der letzte geheime Rechnungsrath, der kaum seine Lebensnothdurft bestreiten kann, der einfachste Lieutenant dünkt sich viel höher als die einflußreichsten und gelesensten Schriftsteller. Wird er doch zu Hoffesten befohlen, während nur selten einmal einer der Redakteure eines officiösen Blattes in die höchsten Gesellschaftskreise zugelassen wird. Nach dem Beispiele des Hofes aber richten sich alle anderen hohen Kreise, in welche selbst die angesehensten Kaufleute, Fabrikherren und Geldmänner nur Zutritt haben, wenn sie mit einem Commissions- oder Commerzienraths-Titel begnadigt sind. In Preußen sind Beamtenthum und Militär mehr als sonst in der Welt maßgebend; selbst ein Professor ist nur solange Mann der Gesellschaft als er eine Stellung hat. Er steigt im gesellschaftlichen Ansehen wenn er einen Geheimraths- oder Kanzleiraths-Titel erhält. Dasselbe ist mit den Aerzten und Künstlern der Fall. Auch der Adel, mit Ausnahme des höhern, tritt vor dem bureaukratisch-militärischen Range in den Hintergrund. Neben diesem festgeschlossenen, alle Lebensverhältnisse umfassenden Kasten- und Titelwesen stehen die Schriftsteller und Zeitungsschreiber sozusagen als Ausgestoßene, als eine unbestimmte Classe

ohne gemeinsamen Titel oder Rang da. Ursprünglich für den Staatsdienst oder für die anderen bezeichneten Stände erzogen, mitunter auch wegen irgend einer Ursache aus demselben geschieden, müssen sie in deren Augen mehr oder weniger als Leute erscheinen die ihren Beruf verfehlt haben. Als daher Fürst Bismarck einmal sagte, die Zeitungen werden von Leuten geschrieben die ihren Beruf verfehlten, sprach er nur einen Gedanken aus der bei der gesammten „Welt", d. h. dem preußischen Mandarinenthum jeder Gattung, gang und gäbe ist, der in Berlin gewissermaßen in der Luft schwirrt. Dieß hat aber den nachmaligen Fürst-Reichskanzler gar nicht gehindert, sich die bewährtesten Werkzeuge seiner Politik unter diesen „catilinarischen Existenzen" auszusuchen und sich überhaupt der Presse in einer Weise zu bedienen wie es früher nie ein deutscher Minister gethan. Wohlweislich ist er auch mit dem Beispiel vorangegangen die Zeitungsschreiber zu seinen Festen einzuladen. Es geht nichts über eine persönliche Begegnung, eine Einladung zu Tisch oder Thee, um Leute zusammenzubringen, kirre zu machen und auszubeuten. Feste und Festessen geben gehört auch zum Geschäft.

Doch ist die Ausschließung der Zeitungsschreiber aus den hohen Kreisen Berlins deßhalb noch lange kein überwundener Standpunkt. Daraus erklärt sich auch warum die Berliner Schriftsteller bei allem Talent es noch nicht dazu gebracht haben, das gesellschaftliche Leben und Treiben in jener umfassenden und anziehenden Weise zu schildern wie es die Pariser schon seit langer Zeit zu thun verstehen. Es fehlt eben die eigene Anschauung oder wenigstens das Mitleben und Mitgenießen. Der Mangel an der Gabe der Beobachtung, dieses eigenthümliche Kennzeichen der in bloßer Drillung des Verstandes bestehenden protestantisch-hegel'schen Bildung, mag auch seinen Theil an der Schuld haben. Denn auch die den Berliner Journalisten unbedingt zugänglichen mittlern niederen Classen, mit ihrem an Eigenthümlichkeiten so reichen und dabei so vielgestaltig sich äußernden Leben,

entbehren noch bis heute, trotz aller in Berlin herrschenden Schreibseligkeit und Schreibwuth, dennoch des ersten getreuen Zeichners oder Beschreibers. Nur Kossak hat in dieser Hinsicht etwas geleistet und Berliner Zustände und Charaktere in getreuen Farben geschildert, dabei aber den Fehler begangen, sich mit der Oberfläche zu begnügen und zu gekünstelt zu schreiben. Für den innern Menschen, für den in jedem Volksleben zu erkennenden höhern Zug, der auf die übernatürliche Weltordnung hinweist, haben unsere norddeutschen Verstandesmenschen kein Organ. Die vielgerühmte norddeutsch = protestantische Wissenschaft und Bildung (dieß versteht man doch hier immer wenn man von deutscher Wissenschaft und Cultur spricht) sind, trotz mancher wirklichen Leistungen, vorwiegend nur Abrichterei und Schablone. Herz und Gemüth, Charakter und Ueberzeugung haben dabei wenig zu profitiren. Noch niemals hat sich jemand charakterloser, unzuverlässiger gezeigt als es unsere „wissenschaftlichen Größen" und unsere Gebildeten überhaupt gegenüber dem „großen Staatsmann" gethan. In der Gelehrtenwelt ebenso sehr als unter den Parteien und bei der Tagespresse sind selbstständige Charaktere weiße Raben. Wo ist eine von allen diesen Zeitungen welche sich in letzter Zeit mannhaft und unabhängig gezeigt hat? Die paar katholischen, demokratischen und „welfischen" Gelehrten und Blätter welche dem allgemeinen Strom entwürdigender Liebedienerei nicht zu folgen vermögen, werden von dem Haufen der Lakaien des Landesverrathes und der Reichsfeindlichkeit angeklagt und zu Boden geschrien.

Gerade an der norddeutschen Presse läßt sich die verheerende Wirkung der letzten Ereignisse und des neudeutschen Reichssystems im Allgemeinen am gründlichsten nachweisen. Sie thut heutzutage nur mehr Schergen= und Büttelbienste bei dem Mächtigen des Tages, außerdem ist sie vielfach das Werkzeug des nichtsnutzigsten Börsentreibens geworden. Von Ritterlichkeit und Manneswürde im Einstehen für die an=

gebornen Rechte und die unveräußerlichen Güter des Volkes wie der Einzelnen ist keine Spur mehr zu finden. Nicht einmal die persönliche Freiheit findet noch Vertheidiger. Gewaltmaßregeln der Regierung und Polizei werden beschönigt und entschuldigt, ja als verdienstvolles Wirken für das allgemeine Wohl gepriesen, die Opfer aber welche davon betroffen sind, geschmäht, verhöhnt, mit den ehrenrührigsten Verläumdungen verfolgt. Die ehrenwerthen Ausnahmen kann man an den Fingern zählen. Damals, als die liberalen Zeitungsschreiber selber durch Gerichte, Censur, Polizei und Hunger verfolgt wurden, waren sie meist charakterfeste, ja — so viel es ein Liberaler überhaupt seyn kann — gerechte Männer. Heutzutage sind sie reine Geschäftsleute geworden, welche zwar die alten Redensarten und Schlagwörter weiter gebrauchen, sonst aber der gewöhnlichsten Selbstsucht fröhnen. Der Liberalismus ist die Flagge welche das Alles deckt. Man lese heutzutage eines der norddeutschen tonangebenden Blätter, etwa die „Nationalzeitung", und man wird finden daß jede ihrer Nummern mindestens Eine Denunciation enthält. Tagtäglich rufen viele hundert Stimmen den Arm der Polizei und der Gerichte gegen ihre politischen Gegner an, legen denselben die schwersten Vergehen und Verbrechen zur Last, ohne auch nur die Spur eines Beweises beizubringen.

Ein Volk muß tief gesunken seyn, wenn es eine Presse erzeugt und unterhält, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, einen Theil der Staatsbürger fortwährend und ohne Anlaß des Hochverrathes anzuklagen, wie dieß in letzter Zeit gegen die Katholiken geschieht; wenn man es thut, weil man dadurch dem Gewaltigen des Tages zu gefallen glaubt oder dafür bezahlt wird. Die jährliche Million Thaler, welche dem König von Hannover und dem Kurfürsten von Hessen weggenommen werden, ist freilich auch ein Mittel das schwer wiegt in unserer materiellen Zeit.

Die preußische Regierung hat gesetzlich 30,000 Thaler geheime Fonds, womit kaum die „Norddeutsche Allgemeine

Zeitung" unterhalten werden kann. Nun stehen aber bekanntlich mindestens 50 größere und über 150 kleinere Blätter in Deutschland und Oesterreich im Solde des Berliner Preßbureau's, das für sich allein schon eine hübsche Summe kostet. Dazu kommt die im Ministerium des Innern redigirte „Provinzial-Correspondenz", welche in 30, andere sagen in 40 tausend Exemplaren im Lande verbreitet wird. Die Schulzen haben den Befehl die Artikel derselben, welche auch in den „Amtsblättern" abgedruckt sind, bei den wöchentlichen Gemeindeversammlungen vorzulesen, gerade als wenn es amtliche Bekanntmachungen wären. Wir haben daher in Preußen auch eine Art von Preßzwang, abgesehen davon daß die Behörden durch Zuwendung von Anzeigen und durch unmittelbare Nöthigung, z. B. bei Schenk- und Gastwirthen, zum Halten der ihnen angenehmen Blätter bestimmen können.

Das von Dr. Hahn geleitete Berliner Preßbureau liefert an Zeitungen aller Richtungen geschriebene, also Original- und lithographirte Correspondenzen sowie Leitartikel unentgeltlich. Nur in katholischen, demokratischen und socialistischen Blättern habe ich noch wenig Spuren seiner Thätigkeit auffinden können. Manche Correspondenten welche sich den Redaktionen gegenüber als unabhängig geberden, stehen in engster Beziehung zum Preßbureau. Andere Blätter haben die falsche Scham glücklich überwunden, sie verlangen officiöse Berichterstatter und prunken mit denselben.

Die Summen, welche den liberalen Blättern aus ihrem Verhältnisse zur Börse zufließen, entziehen sich ebenfalls einer nähern Prüfung. Man kann sehr wohl annehmen, daß bei „Gründungen" mindestens 5 Proc. des Capitals für die Zeitungen selbst oder deren Mitarbeiter, und ebenso viel für Anzeigen und Reklamen ausgegeben wird. Bei einem Aktien-Unternehmen von 200,000 Thaler schickte einmal ein Gründer nebst dem Prospektus und einem höflichen Brief der Redaktion der „Tribüne" 200 Thaler für die Mühe-

waltung einen ersten empfehlenden Artikel darüber zu schreiben. Wie viel müssen da die großen, in Politik und Börsensachen tonangebenden Blätter erhalten haben? Die eigentlichen Börsenzeitungen stehen natürlich völlig im Dienst- oder Vertragsverhältniß zu den Aktiengesellschaften, die unter Form von Abonnements u. s. w. jährlich bestimmte Summen zahlen um von diesen Blättern unterstützt zu werden.

Die ersten Berliner Zeitungen erschienen unregelmäßig im Jahre 1626, frühere kennt man nicht, obwohl schon 1621 die erste Buchdruckerei in Berlin gegründet wurde. Das älteste, regelmäßig erscheinende Berliner Blatt war die „Vossische Zeitung", die 1722 entstand und seit 1824 täglich herauskommt. Der altfränkische Name des Blattes heißt „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen." Nur unter dem den Kopf zierenden preußischen Wappenschild findet man in kleinen Lettern die Andeutung, daß das Blatt im Verlage der Vossischen Erben erscheint. Der erste Inhaber des Privilegiums hieß Rüdiger; von ihm ging das Recht auf seinen Schwiegersohn Voß über. Jetzt befindet sich das Blatt im Besitz von dessen Nachkommen, welche jedoch die Namen Müller und Lessing tragen. Gottfried Ephraim Lessing arbeitete einige Jahre daran mit und die Redaktion hat seitdem sich öfters bestrebt in Lessing'schem Geiste (à la Nathan der Weise) in Politik und Religion zu machen. Von 1826 bis 1860 beherrschte Rellstab die Literatur-, Theater- und Kunstkritik Berlins durch seine Arbeiten im Feuilleton der Vossischen Zeitung, die dadurch ihr Uebergewicht über die Spener'sche Zeitung befestigte. Rellstab war das Orakel des Berliner Spießbürgers so gut wie der hohen Welt. Selten war ein Mann so einflußreich, so allgemein beliebt und verehrt in der Spreestadt wie er. Auch Gubitz arbeitete viel für das Blatt.

Seit 1867 steht die „Vossische" unter der Leitung des Dr. Hermann Klette, eines in weitern Kreisen bekannten Schriftstellers. Sie huldigt seit langer Zeit dem fortge-

schrittenen Liberalismus, etwa wie diese Richtung in der preußischen Fortschrittspartei sich verkörpert hat. Doch bewahrt sie stets eine gewisse Selbstständigkeit, sie ist kein ausschließliches Parteiblatt, sondern das Organ des Berliner Bürgerstandes, der wohl mindestens die Hälfte der 17,000 Abnehmer des Blattes stellen dürfte. Aus diesem Grunde hat auch die „Vossische" die meisten Anzeigen, und daher meist 5 bis 6, öfter aber noch mehr, bis zu 12 Beilagen, so daß man täglich einen dicken Pack Papier erhält. Die Zeitung ist daher dem Geschäftsmann wie dem einfachen Bürger, dem Künstler und Gelehrten in Berlin unentbehrlich. Auch gediegene Feuilleton-Arbeiten fehlen nicht, obwohl, wie bei allen großen Berliner Blättern, der Roman ausgeschlossen ist. Zum Verdienste müssen wir es der Vossischen Zeitung anrechnen, daß sie sich der katholischen Kirche und speciell den Berliner Katholiken gegenüber öfters gerecht bezeigt. — Trotz ihres verhältnißmäßig billigen Preises brachte die „Vossische" in frühern Zeiten jährlich 30,000 Thaler und mehr ein. Seit 1866, wo sich die Geldverhältnisse so ungewöhnlich verbessert haben, dürfte dieser Ertrag noch um ein Bedeutendes gestiegen seyn. Der Börse gegenüber sind Eigenthümer und Redaktion des Blattes sicher unabhängig; wenn indeß der eine oder andere Börsen-Berichterstatter sich mit den „Gründern" abfindet, so ist dieß leicht zu begreifen und fast nirgendwo zu vermeiden. Am 23. Februar 1872 feierte die „Vossische" ihr 150jähriges Jubiläum durch verschiedene Festlichkeiten, u. a. ein großes Festessen und Ball an dem über 400 Personen theilnahmen, darunter sämmtliche Mitarbeiter und Angestellten der Zeitung und die bedeutendsten Schriftsteller Berlins.

Die 1740 gegründete Spener'sche Zeitung heißt eigentlich „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" und hat eine ähnliche Geschichte wie die Vossische, deren erster Leitartikel 1844 erschien. Das Privilegium lautete ursprünglich auf den Namen Haude, ging aber dann

auf die Familie Spener über, zu welcher der bekannte protestantische Theologe, Urheber des Pietismus gehörte. „Onkel Spener“, wie dieses Blatt im Gegensatze zu „Tante Voß“ genannt wird, war stets mehr conservativ-liberal und theologisch-frommer als die Tante. In literarischer Hinsicht war das Blatt stets sehr gut gehalten, dabei aber nicht so populär und umfassend wie die „Vossische“, welche eine ähnliche Stellung zum Berlinismus einnimmt wie in England die „Times“. Die „Spener'sche“ stand deßhalb in den letzten Jahrzehnten keiner Partei sehr nahe, sie galt vielmehr als halbofficiös, oder in nähern Beziehungen zu dem Kronprinzen. Letzteres ist an sich nicht so unwahrscheinlich, denn der Hauptredakteur, Dr. Alexis Schmidt, ist Großredner der Loge deren Beschützer der Kronprinz ist. Die Mäßigung oder vielmehr Farblosigkeit der „Spener'schen“ hat auch ihre größere Verbreitung gehindert. Sie zählte höchstens 7000 Abnehmer in den letzten Jahren. Seit Anfang dieses Jahres ist die Spener'sche Zeitung nebst Druckerei, Haus und einer Papierfabrik für 400,000 Thaler in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen. Seit Juni erscheint sie in vergrößertem Format zweimal täglich unter Leitung des Abgeordneten Dr. Wehrenpfennig, frühern Direktors des literarischen Bureaus im Ministerium, als hochofficiöses Organ, das sich besonders, im Gegensatze zu der frühern Haltung, durch seine gehässigen und herausfordernden Artikel gegen die Katholiken auszeichnet. Es scheint daß die Regierung zum Zweck der Verfolgung der katholischen Kirche eines solchen Bundesgenossen zu den übrigen bedurfte. Selbstverständlich ist die religiöse Frage zugleich der Deckmantel für die Börseninteressen denen das Blatt zu dienen hat. Man gibt keine 400,000 Thaler für eine Zeitung aus, wenn man nicht die Sicherheit hat, mittelst eines solchen Opfers zehnmal größere Summen aus den Taschen der Zeitungsgläubigen zu nehmen.

Das eigentliche Organ der Freimaurer und der Börse ist aber die 1848 entstandene „Nationalzeitung“, welche

täglich zweimal erscheint und 12 bis 13,000 Abnehmer zählt. Unter Bismark ist auch ihr langjähriger heißester Wunsch in Erfüllung gegangen, sie ist officiös und zwar sehr officiös geworden. Ursprünglich durch eine Aktiengesellschaft gegründet, ging sie dann um einen geringen Preis in den Alleinbesitz des Juden Wolff über, der zugleich Eigenthümer des nach ihm benannten telegraphischen Bureaus und der „Bank- und Handelszeitung" ist, also alle Mittel besitzt um auf die Börse und die öffentliche Meinung zu wirken. Hauptredakteur ist Herr Zabel, ein Mann der von seiner Wichtigkeit überzeugt ist und das Talent hat Andern diese Ueberzeugung beizubringen. Herr Zabel ist von einem zahlreichen Personal von Redakteuren und Correspondenten unterstützt. Zwei Mitarbeiter des Blattes, Lothar Bucher und Michaelis, sind von Bismark zu Geheimräthen gemacht und in die Reichskanzlei berufen worden. Wohl kein Berliner Blatt ist mit solcher Absichtlichkeit und Ausnahmslosigkeit feindselig gegen alles Katholische. Die andern sind doch in einzelnen Fragen wenigstens unparteiisch und gemäßigt, die Nationalzeitung jedoch kann keine Zeile über katholische Angelegenheiten und Gegenstände schreiben, die nicht in Gift und Galle getränkt wäre.

Damit ist auch so ziemlich die Farbe des Blattes angedeutet. Dasselbe war früher bemüht sich als Organ der gebildeten, doktrinären Demokratie zu geberden, machte dann alle Häutungen des Nationalvereins und der nationalliberalen Partei durch, um jetzt auf die Brosamen zu lauern welche von dem Tische des Reichskanzlers fallen. Die National-Zeitung versteht die Winke die ihr zukommen; sie hat die Aufgabe die zweckdienlichen Maßnahmen gegen die Katholiken zu verlangen, die Regierung zu drängen, und sie erfüllt diese Aufgabe mit einer Dienstfertigkeit, welche einem jeden Spitzel und Büttel Ehre machen würde. Wie das Blatt die Grundsätze der Loge vertritt, so bringt es auch vorzugsweise die auf die Freimaurerei bezüglichen Anzeigen.

Nun, das Geschäft bringt's einmal mit sich, und das Geschäft ist nicht nur die Hauptsache, sondern es bringt auch viel Geld ein. Kein Blatt bethätigt die Unterstützung des Gründerschwindels, die Ausbeutung des Volkes durch die Börse mit einer solchen Schamlosigkeit wie die National-Zeitung. Ein Beispiel mag genügen. Als im Februar 1872 die Aktiengesellschaften, welche sich fast sämmtlicher Brauereien bemächtigt hatten, den Preis des Bieres steigern wollten, entblödete sich das Blatt nicht mehrere Feuilletons zu veröffentlichen, worin die Aktien-Industrie in überschwänglichster Weise gepriesen und frischweg behauptet wurde, dieselbe arbeite billiger, liefere namentlich billigeres Bier als der persönliche Unternehmer. Freilich, die Leitartikel dieser drei Feuilleton-Nummern waren überschrieben: „Die römische Priesterherrschaft", „geistliche Wahlumtriebe" und „der Wendepunkt der ultramontanen Bewegung." — Ueber die „Bank- und Handelszeitung" des Juden Wolff ist nur soviel zu sagen, daß dieselbe mit ihren 2 oder 3000 Abonnenten nicht bestehen könnte, wenn sie nicht eben ein Börsenblatt wäre.

Die „Berliner Börsenzeitung" erscheint täglich zweimal in einer Auflage welche 7 bis 8000 nicht übersteigen dürfte, und gehört einem Herrn Killisch, der sich von Horn nennen darf, seitdem ein alter dürftiger Hauptmann ihn gegen 40 Thaler monatliches Taschen- oder Zechgeld an Kindesstatt angenommen. Die Börsenzeitung bringt schmutzige Feuilletons und pöbelhafte Angriffe auf alles was katholisch ist. Ihre gewöhnliche Taktik besteht darin, die Aktiengesellschaften so lange zu benergeln, bis dieselben mit ihr Frieden schließen. Deßhalb bringt das Blatt auch viel Geld ein. Politische Ueberzeugung darf man bei ihm gerade nicht suchen. Es schillert in allen Farben des Fortschrittes und des Nationalliberalismus, bemüht sich auch öfters nach oben angenehm zu werden. Sonst hat das Blatt keine Bedeutung.

Die „Post" wurde 1866 von dem berüchtigten Strous-

berg begründet, natürlich um dessen „Geschäfte" zu unterstützen. Sie erscheint zweimal täglich und soll es bis zu 15,000 Abnehmern gebracht haben. Von Anbeginn an stand das Blatt in enger Beziehung zur Regierung oder wenigstens zum Preßbureau. Namentlich während des Concils brachte sie Leitartikel welche den An- und Absichten der Regierung entsprachen. Sonst ist die „Post" reichhaltig und manchfaltig, namentlich auch hinsichtlich des Feuilletons. Man sieht es dem Blatte auf den ersten Blick an, daß es vorab gelesen seyn will, und es ihm nicht darauf anzukommen braucht, ob es was einbringt oder nicht. Kürzlich ist dasselbe für 100,000 Thaler in den Besitz Hansemann's übergegangen, der als Director und Theilhaber der Diskonto-Gesellschaft ein Einkommen von über 200,000 Thalern hat. Natürlich wird das Blatt dadurch seine Eigenschaft als Börsenblatt nicht einbüßen.

Die Neue Berliner Börsenzeitung, von Dr. Treuherz Ende 1871 gegründet, geberdete sich Anfangs als völlig unabhängiges Blatt, welches sich zur Aufgabe gemacht habe das Börsentreiben und das Unwesen der „Gründer" gehörig zu enthüllen und zu geißeln. Sie brachte es dadurch im Handumwenden auf 7 bis 8000 Abonnenten. Seitdem aber hat sie sich beruhigt oder bekehrt; denn jetzt findet sie an den neuen Gründungen fast nur zu loben, und die Aktien-Gesellschaften wählen das Blatt zur Aufnahme ihrer Ankündigungen und Rechenschaftsberichte. Vielleicht wollte die Zeitung nur zeigen, wie's gemacht wird um Gimpel zu fangen. Wie alle Börsenzeitungen ist auch die „Neue" nach oben sehr unterwürfig, sehr bissig gegen Kirche und Religion überhaupt, und liberal oder nationalliberal und fortschrittlich wie es die Tagesströmung verlangt.

Ein ächter Mameluk ist der Berliner Börsencourier, der natürlich auch über alles Katholische mit wahrer Berserkerwuth herfällt. Auch in anderer Hinsicht ist das Blatt ziemlich gemein und schmutzig, wie es ja das

„Geschäft“ an der Börse mit sich bringt. Von Saling's Börsenblatt läßt sich auch nicht viel Anderes sagen. Beide Blätter haben einige Tausend Auflage, was man nicht mit Abonnenten verwechseln wolle.

Die „Staatsbürgerzeitung“ entstand 1865 unter Leitung des von 1848 her bekannten Held und auf Kosten des Apothekers Daubitz, der sich mittelst eines marktschreierisch angepriesenen Kräuterliqueurs ein jährliches Einkommen von 60 bis 80,000 Thalern verschafft hat. Das Blatt war entschieden atheistisch und an die Socialdemokratie streifend. Es brachte es bald auf 20 bis 25,000 Abnehmer, vielfach auf Kosten der Volkszeitung. Daubitz hatte einen Ertrag von 15,000 Thalern und mehr von der Zeitung. Held, der nur 3000 Thaler erhielt und einzig und allein den großen Erfolg hervorgebracht hatte, wollte nun Daubitz dazu bewegen, die von ihm in dem Blatte vertretene Socialtheorie in Wirklichkeit überzuführen, nämlich alle Mitarbeiter, Drucker, Setzer und Zeitungsträger als Theilnehmer am Ertrag anzunehmen. Daubitz aber fand daß es besser sei, durch Verbreiten einer solchen Theorie Geld einzunehmen, als durch Verwirklichung derselben Schaden zu leiden. Darüber gerieth Held in ungewöhnlichen Zorn; eines schönen Morgens im Juni 1871 wanderte er mit dem ganzen Redaktionspersonal aus, nach der Druckerei der „Post“, und gab dort sofort eine Staatsbürgerzeitung heraus, die er „alte Held'sche“ nannte und welche genau die Form der bisherigen hatte. Daubitz jedoch verschaffte sich andere Redakteure und führte sein Blatt ebenfalls fort. Von jetzt ab entstand zwischen beiden ehemaligen Freunden und Geschäftsgenossen ein wahres Wettrennen. Die Daubitz'sche Staatsbürgerzeitung sagte die ehrenrührigsten Dinge gegen die Held'sche, welche ihrerseits nichts schuldig blieb, denn es galt ja der Nebenbuhlerin die Abonnenten abzujagen. Bei jedem Quartalwechsel entbrannte dieser wenig rühmliche Wettkampf von neuem. Bestechung und die gröbsten Unsittlichkeiten warf man sich gegenseitig

vor. Held blieb hierin Meister, sein Blatt erhielt deßhalb auch die größte Leserzahl, trotzdem die Gerichte sich mehreremale in den Streit einzumischen hatten. Die sittlichen Eigenschaften des Publikums, welches eine solche Literatur bezahlt, sind leicht zu errathen. Die Wirksamkeit Held's war überhaupt eine höchst schädliche; trotzdem stand er gut mit der Regierung, war doch sein Wahlspruch: „Preußens Interessen über Alles." Daß beide Staatsbürgerzeitungen gemeine Feinde aller Religion sind, ist kaum noch besonders zu erwähnen. Jedoch bekämpfte Held früher öfters den Börsenschwindel mit wirklichem Scharfsinn und Einsicht; später aber, bei seiner Trennung von Daubitz, flüchtete er unter die Fittiche des ehemaligen Börsenkönigs selber. Jetzt soll Daubitz sein Blatt der Leitung von Alexis Schmidt anvertraut haben.

Die 1848 als „Urwähler" entstandene „Volkszeitung" gehört dem Abgeordneten Franz Dunker und wird von ihrer Entstehung an von dem ehemaligen Rabbiner Bernstein, einem Atheisten, mit Leitartikeln versehen. Sie ist das Organ der Berliner Werkstätten und zählte früher bis 36,000 Abonnenten, verlor aber durch ihre hartnäckige Augustenburgerei wohl ein Drittel und dürfte sich, wenn die Staatsbürger-Zeitungen fortbestehen, wohl niemals mehr von diesem Falle erholen. Bernstein schrieb auch naturwissenschaftliche Artikel für das Blatt, die natürlich gegen alles Uebernatürliche gerichtet waren. Mit einem wahrhaft jüdischen Hasse gab er alljährlich an jedem hohen christlichen Feste einen Festartikel, der das Christenthum als Märchen darstellte und der Festfeier eine naturalistische aus der Heidenzeit stammende Bedeutung unterschob. Wenn die Rohheit und Unsittlichkeit in Berlin maßlos zugenommen, so trägt die Volkszeitung daran einen guten Theil der Schuld. Sie schmeichelt dem süßen Pöbel anstatt ihm seine Unarten zu verweisen. In politischer Hinsicht huldigt die „Volkszeitung" dem Fortschritt und ist neben der „Vossischen" das einzige unabhängigere unter den verbreiteten Berliner Blättern. In der socialen Frage steht sie,

wie die meisten liberalen Blätter Norddeutschlands, auf dem Standpunkte Schulze-Delitzsch's. Sie hat sich übrigens einen eigenen Wühler und Redakteur für die sociale Frage in der Person des Juden Max Hirsch zugelegt. Die „Volkszeitung" ist Feind der katholischen Kirche, aber nur weil sie jegliche Religion ausgerottet wissen will. In einzelnen Fragen ist sie deßhalb hin und wieder günstiger für uns als andere Blätter welche, wie z. B. die „National"- und „Börsen-Zeitung" und die „Post", niemals ein Wort drucken das nur halbwegs zu Gunsten der katholischen Sache gedeutet werden könnte. Für die Börsengeschäfte hat das Blatt nur wegen seiner großen Verbreitung einiges Gewicht. Den Arbeitern ist es wegen der mittelst Anzeigen bewirkten Arbeits- und Stellenvermittlung noch vielfach unentbehrlich. Ihren Höhepunkt hat die „Volkszeitung" jedenfalls schon längst hinter sich.

Ein ganz entschiedener Bismarkianer ist das erst in letzter Zeit entstandene „Berliner Tageblatt", sonst nur wegen seiner Gemeinheit und rohen Rücksichtlosigkeit bemerkbar. Es dürfte kaum einige Tausend Auflage haben.

An der Spitze der Officiösen steht immer noch die Braß'sche Norddeutsche Allgemeine Zeitung, deren Auflage zwischen 7 und 8000 Exemplaren sich bewegt. Das Blatt ging 1861 aus dem „Norddeutschen Wochenblatt" hervor, galt damals als österreichisches Organ, konnte es aber, obwohl es mit Geist, Unabhängigkeit und Schärfe redigirt war, zu keiner Beachtung bringen. Angesichts der Vergangenheit seines Leiters, Augustin Braß, der nun conservative Principien und Einrichtungen mit Vernunftgründen in apodiktischer Form vertheidigte, hatte sich eine wahre Verschwörung gebildet das Blatt todtzuschweigen. Freilich, Braß trat damals dem beginnenden Nationalliberalismus, zur Zeit noch Nationalverein und Fortschrittspartei genannt, mit Entschiedenheit und satyrischer Lauge entgegen. Selbst als nach dem Eingehen der „Sternzeitung" die Norddeutsche Allgemeine

Zeitung officiös geworden, setzte sie diese Richtung noch eine Zeitlang mit Anstand und Geschicklichkeit fort. Es war bewunderuswerth, das Blatt, bis zum Kriege von 1866, Schritt für Schritt alle Thaten Bismark's durch sehr logisch gefaßte Artikel einleiten und zum voraus vertheidigen zu sehen. Sobald dieses Blatt etwas als nothwendig dargestellt hatte, konnte man auch sicher seyn, daß fragliches Etwas sehr bald sich in die Wirklichkeit einführen werde. Nun errang die Norddeutsche Allgemeine Zeitung Achtung und Erfolg, sie war der Prophet der Thaten Bismark's. Es war ein officiöses Blatt, wie man sich nur eins wünschen kann.

Die traurigste und wenigst ehrenvolle Epoche beginnt für die Norddeutsche Allgemeine mit dem Augenblicke, wo Fürst Bismark den Feldzug gegen die Katholiken einzuleiten für gut gefunden. Seitdem ist sie aber auch sehr schnell auf die unterste Stufe gesunken. Wo das Blatt nur Schmutz, Lügen und Verläumdungen gegen die Katholiken, deren Kirche und religiösen Einrichtungen finden kann, auch wenn es von der Unwahrheit selber überzeugt ist, wird das in seinen Spalten sorgfältig zusammengetragen. Selbst der Zwillingsbruder und Genosse bei diesem Geschäft, die „National-Zeitung", fand es mehreremale zu stark und erklärte einem solchen Beispiel, täglich mehrere Spalten mit klerikalen Unflächereien zu füllen, nicht folgen zu können. Die „Germania" hat dem saubern Blatte mehreremal absichtliche Fälschungen nachgewiesen, welche sonst ein halbwegs anständiges Blatt nie sich zu Schulden kommen lassen darf. Herrn Braß stört dieß nicht im mindesten, sein Blatt lügt wacker und unverschämt weiter. Man sprach deßhalb auch schon mehreremale davon, der Reichskanzler werde sich ein reinlicheres Mundstück anschaffen. Aber selbst die Bezeichnung „Düngerwagen", welche Herr Windthorst mit vollem Rechte auf die Norddeutsche Allgemeine Zeitung anwandte, scheint diesen Entschluß nicht zur Reife gebracht zu haben.

Die Neue Preußische Zeitung, gewöhnlich „Kreuz-

zeitung" genannt wegen des Kreuzes das sie an der Stirne trägt, ist wohl außerhalb Preußen das bekannteste Berliner Blatt. Die Auflage dürfte trotzdem 10,000 nicht übersteigen. Von einem Verein conservativer Männer 1849 begründet, betheiligten sich lange Zeit hindurch die bedeutendsten Fähigkeiten der Partei an deren Redaktion, welche von dem ehemaligen Justizrath Wagener geleitet wurde. Gleich im Anfange ihres Bestehens brachte sie die berüchtigten „Enthüllungen" über die 1848er Revolution, in deren Folge Waldeck in's Gefängniß gesetzt und vor das Gericht gestellt wurde. Ein paar traurige Subjekte, Hentze, Ohm und Piersig, spielten dabei eine wenig beneidenswerthe Rolle. Seither, bis 1866, war die Kreuzzeitung unzweifelhaft ein wirklich tüchtiges conservativ-christliches Organ, das trotz seines Protestantismus von Katholiken nicht ungern gesehen zu werden brauchte.

1866 jedoch siegte auch hier das „Interesse Preußens" über alle andern Grundanschauungen. Von nun ab war der Fall immer rascher. Juni 1871 gab sich das seit Jahren von Dr. Beutner geleitete Blatt dazu her, die zwei bekannten Artikel von der Hand Bismark's an der Spitze abzudrucken, mit welchen der Kampf der Reichsregierung gegen die Katholiken eröffnet worden ist. Die Ursache, warum gerade die Kreuzzeitung diese Artikel bringen mußte, wird Jedem wohl auch klar, wenn man weiß daß sie das einzige Blatt ist, das der Kaiser selbst liest oder las (von andern soll er nur Ausschnitte erhalten, die im literarischen Bureau bereitet werden). Die Kreuzzeitung ist vorzugsweise das Organ des Adels, der orthodoxen Pastoren, des Hofes und der Armee. Dabei war sie, wie schon angedeutet, so conservativ als es ein protestantisches Blatt überhaupt nur seyn kann. Dieß ist jetzt ein überwundener Standpunkt. Sie ist jetzt nur noch in gewissem Sinne officiös, wie ja auch der größere Theil der conservativen Partei nichts anderes mehr ist als ein Anhängsel der Reichskanzlei. Seitdem sie ihre Unabhängigkeit

verloren, ist die Kreuzzeitung auch geistig sehr zurückgegangen. Anstatt Schärfe und Klarheit findet man jetzt nur noch heftige Ausfälle gegen Jesuiten und Ultramontane neben kriechender Bewunderung des Allgewaltigen. An der Kreuzzeitung allein kann man schon ermessen, welch zerstörende Wirkung die Bismarkische Politik auf die innern Zustände in Preußen ausgeübt. Ob sich je wieder eine kräftige, regierungsfähige conservative Partei dort bilden wird, bleibt die Frage. Bis jetzt sind es nur noch die Katholiken.

Vor etwa einem Jahr ist in Berlin ein neues conservatives Blatt entstanden, die „Deutsche Landeszeitung", welche von Dr. Niendorf geleitet wird. Das Blatt hat sich die Wahrung der Interessen des Grundbesitzes zur Aufgabe gestellt, behandelt deßhalb auch die sociale Frage eifrig vom christlichen Standpunkt aus, und bekämpft die liberale Geldwirthschaft, vulgo Börsen- und Aktienschwindel, in kräftiger Weise. Es entledigt sich mit Geschick seiner Aufgabe und bekennt offen seinen christlichen Standpunkt. Natürlich macht es dabei weniger in allgemeiner Politik und in religiösen Fragen als die andern Blätter, welche stets auf der Höhe der Zeit stehen wollen. Mehrere preußische Landschaften haben deßhalb die Deutsche Landeszeitung durch Aktienzeichnung und Empfehlung unterstützt.

Das einzige nichtkatholische Berliner Blatt, welches dem herrschenden System entschieden den Krieg macht, ist die „Demokratische Zeitung", vor einem Jahre entstanden, nachdem die „Zukunft" aus Mangel an Theilnahme eingegangen. Die Auflage dieses und des vorigen Blattes dürfte 3000 nicht übersteigen. Die „Demokratische Zeitung" geißelt das System der Willkür und des den Absolutismus stützenden Scheinconstitutionalismus mit einem Muthe, der ihr schon mehrere Preßprozesse eingetragen. Sie kann übrigens ohne Zuschuß der Partei nicht bestehen.

Merkwürdig ist daß, während der Socialismus in Berlin reißende Fortschritte macht und jetzt schon in Arbeiter-

kreisen fast alleinherrschend ist, das bedeutendste Blatt dieser Partei in Deutschland, der „Socialdemokrat“, von H. von Schweizer und von Hofstetten gegründet, eine Zeitlang sogar aufhören mußte zu erscheinen. Die Uneinigkeit der Socialistenführer ist wohl hauptsächlich daran schuld. Herr von Schweizer wurde als „geheimer Söldling Bismark's“ in Verruf gebracht und lebt auch seit ein paar Jahren von aller Politik zurückgezogen in Berlin. Der Socialdemokrat hatte es nie über 2000 Abnehmer gebracht. Uebrigens ersetzen die beiden Staatsbürgerzeitungen, besonders die Held'sche, sehr wohl den Mangel eines ausgesprochen socialistischen Organs.

Die „Germania“ wurde am 1. Januar 1871 zum erstenmale ausgegeben. Gründer derselben sind die Berliner katholischen Vereine, deren Mitglieder Aktien zu 5 Thalern zur Unterhaltung des Blattes beitrugen. Später haben sich auch auswärtige Katholiken daran betheiligt. Die Wahl des ersten Redakteurs, des erblindeten Friedrich Pilgram, war entschieden unglücklich, trotz der geistigen Begabung und Bildung des Mannes. Vor Ablauf des ersten Quartals wurde daher der Kaplan Majunke aus Schlesien, eine Zeitlang Redakteur der Kölnischen Volkszeitung, mit der Leitung der Redaktion beauftragt. Seither hat das Blatt einen ungeahnten Erfolg gehabt und begann das Jahr 1872 mit etwa 7000 Abnehmern, worunter 6 bis 700 in Berlin. Einer ihrer Mitarbeiter, Hermann Kuhn, wurde, obwohl geborner Preuße, gewaltsam von der Polizei aus Berlin fortgebracht, „aus allgemeinen polizeilichen Gründen“, wie es hieß. In Elsaß-Lothringen, wo die „Germania“ in vier Monaten über 200 Abonnenten gefunden, ist dieselbe verboten worden. Ueber den Werth und die Haltung des Blattes ist es wohl unnöthig Weiteres zuzufügen.

Wir müssen jetzt auf die unteren Stufen der Berliner Tagespresse hinabsteigen, wo wir als Polizeiblatt vom reinsten oder schmutzigsten Wasser die „Berliner Gerichts-

Zeitung" finden, welche dreimal wöchentlich erscheint und über 20,000 Abnehmer hat. Selbst Held bezeichnete einst in einer Flugschrift über die Berliner Presse den Einfluß dieses Blattes auf die unteren Classen als sehr entsittlichend. Dasselbe beschäftigt sich nämlich mit gerichtlichen und polizeilichen Skandalen, welche es stets in einer bilderreichen, launigen und verführerischen Weise darzustellen sich bemüht. Stoff und Form üben daher einen ganz besondern Reiz auf die Ungebildeten aus. Gewerbmäßige Diebe, Verbrecher, Dirnen und Wohllüstlinge liefern nicht bloß den meisten Stoff für die „Gerichtszeitung", sondern sind auch ihre eifrigsten Leser. In allen, auch den bescheidensten Kneipen und Kellern liegt das Blatt auf. Sein Einfluß ist deßhalb ungemein groß. Die Verbrecher studiren sozusagen ihr Handwerk in dem Blatt, da es ja genaue Beschreibungen aller Missethaten, Einbrüche u. s. w. bringt, und auch zeigt, welche Strafe dafür ausgesprochen, wie der Missethäter sich verrathen und wie er sich hätte vor Gericht herausreden können. In engster Beziehung mit der Polizei bringt die Gerichts-Zeitung seit einiger Zeit auch in jeder Nummer eine politische Uebersicht, welche gemeiner und verbissener gegen Religion, Recht und Freiheit sich nicht auszudrücken vermöchte. Die empörenden Willkürmaßnahmen der Polizei gegen Kozmian, Westerwelle, H. Kuhn u. s. w. fanden in der „Berliner Gerichtszeitung" die eifrigste Vertheidigung. Und dabei trägt dieselbe das Bild der Gerechtigkeit am Kopfe!

Etwas anständiger und auch wohl unabhängiger ist ihre Nebenbuhlerin die „Tribüne", welche erst seit zwölf oder dreizehn Jahren besteht und 15 bis 16,000 Abnehmer zählt. Dieselbe hat sogar schon öfters in sehr eingehender und scharfer Weise die Großthaten der „Gründer" gegeißelt und blosgestellt. Jeden Sonntag sind der „Tribüne" die „Wespen" beigegeben, welche ein illustrirtes Witzblatt zu seyn vorgeben, was nicht Jeder einsehen will. Denn der Witz besteht zu ziemlich gleichen Theilen aus Dummheit, Bos-

heit, Gemeinheit und schnöden Schmähungen auf alles Höhere, Edlere.

Doch läßt der „Kladderadatsch" hierin die Wespen weit hinter sich. Derselbe gehört dem Buchhändler Hoffmann, der katholisch getauft seyn soll, und wird von dem ehemaligen Predigtamts-Candidaten Dohm, den Juden Kalisch und Löwenstein und dem Zeichner Scholz besorgt. Der unsittliche, verwildernde Einfluß des Kladderadatsch ist sicher noch größer als derjenige der beiden vorgenannten Blätter. Dafür zählt auch der Kladderadatsch über 40,000 Abnehmer und bringt seinem Eigenthümer, trotz des glänzenden Soldes für die Mitarbeiter, jährlich 35 bis 40,000 Thaler (andere sagen sogar 60 bis 70,000) ein. Zwanzig Jahre lang lebte das Blatt auf Kosten Napoleon's, um sich dann, seit 1866, der unterthänigsten Dienstbarkeit gegen Bismarck zu befleißigen. Seit zwei Jahren ist es von einer wahren Berserkerwuth gegen die katholische Kirche befallen, gegen welche es sich freilich auch früher manchmal in der schnödesten Weise verging. An seinem Abhängigkeitsverhältniß ist daher kaum noch zu zweifeln. Schon wiederholt hat dieses „Witzblatt" einfach zum Mord und Todtschlag der Katholiken aufgefordert, und fast in jeder Nummer ist irgend eine Aufforderung zu Gewaltthätigkeiten derart zu finden. Mit seinen überaus schnöden Bemerkungen und Gemeinheiten besudelt das Blatt überhaupt alles Höhere was es geben kann. Man möchte glauben, es habe sich zur besondern Aufgabe gestellt, Religion, Grundsätze, Sitte und Würde im Schmutz fader „Witze" zu ersticken.

Wenn Berlin mit seinem rohen Pöbel alle anderen Hauptstädte übertrifft, wenn dort bei den alltäglichen Keilereien so oft zum Messer gegriffen wird, so trägt die Berliner Presse, vornehmlich aber der Kladderadatsch, einen guten Theil der Schuld; und wenn in Berlin einmal ein durchgreifender Aufstand ausbrechen sollte, was bei den Fortschritten des Socialismus trotz des Heeres gar nicht so unmöglich wäre,

dann wird man Schauderthaten erleben, die an viehischer Rohheit und tigerhaftem Blutdurst die Gräuel der ersten französischen Revolution und der Pariser Commune noch hinter sich lassen dürften. Die Bestrebungen der Berliner Presse und Literatur gipfeln, mit geringen Ausnahmen, in der Vernichtung aller jener Ideale, all jener edlern Gedanken, welche dem Leben eines jeden Volkes die nothwendige Hinterlage geben müssen. Selbst das republikanisch-atheistische Ideal — wenn man das so nennen kann — geht ihr ab; die rückhaltlose Anbetung des Erfolges, welche jetzt epidemisch geworden, läßt nicht Dergleichen aufkommen.

(Schluß folgt.)

XXII.

Denkwürdigkeiten der Cultur- und Sitten-Geschichte Bayerns von 1750 bis 1850.

Kurfürst Maximilian III. Joseph.

II. Johann Adam Freiherr von Ickstatt.

Es war ein unschätzbares Glück für Bayern, schrieb unlängst ein bayerischer Schriftsteller*), daß Kurfürst Karl Albert, neben einem P. Stadler, dem damals schon berühmten Lehrer des deutschen Staatsrechts, Natur- und Völkerrechts, Johann Adam Ickstatt, die Erziehung seines Sohnes Maximilian Joseph anvertraute, einem Manne, den der

*) Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu. Leipzig 1870.

rühmlichst bekannte Philosoph Brucker aus Augsburg zu den Männern zählt, welche die göttliche Vorsehung ausersehen, die Wahrheit fortzupflanzen, das Studium in einen bessern Stand zu setzen, das Vorurtheil zu bekämpfen, und den wahren Grund der Erkenntniß sowohl der gelehrten Welt als der studirenden Jugend aufzudecken. -- Wenn Ickstatt ein solcher Mann wirklich war, wie Herr Dr. Zirngibl auf das Zeugniß des Herrn Brucker hin versichert, so muß Bayern in jener Zeit bei der „göttlichen Vorsehung" in hohen Gnaden gestanden haben, weil es das Glück hatte, diesen außerordentlichen Mann zu acquiriren und ihn mit der Aufgabe betraut zu sehen, nicht bloß seinen künftigen Regenten, sondern auch dessen Gehülfen in dem göttlichen Werke der Leitung und Beglückung des Volkes zu unterweisen und zu bilden. Ich erschrack, als ich dieses las, ordentlich über unsere Undankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung und ihren Missionär, indem mir der Mann und sein Name trotz seiner Berühmtheit fast gänzlich in Vergessenheit unter uns gerathen zu seyn scheint *), und ich beschloß sogleich, unsere Schuld und Verschuldung dadurch zu mindern, daß ich den so undankbar vergessenen großen Mann

*) Erst nachdem vorliegende Biographie fertig war, machte der Autor die Entdeckung, daß die Erinnerung an den berühmten Mann von dem Herrn Landtags-Archivar Pleichhard Stumpf, Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften, in seinem Werke: Denkwürdige Bayern (München, 1865) aufgefrischt worden ist. Da Hr. Stumpf zu befürchten scheint, daß seine Schilderung der Werke und Thaten Ickstatt's uns für den „weisen Mann" nicht Verehrung genug einflößen könnte, so deducirt er unsere Verpflichtung dazu auf eine originelle Weise. „Die hohe Achtung, sagt er, die vielen Beweise der Freigebigkeit gegen ihn (Ickstatt) und der tiefe Schmerz Maximilians, des Vielgeliebten, bei der Nachricht seines Todes bezeugen den Dank, den ihm dieser vortreffliche Fürst für seine Belehrungen zollte, ein Dank, dem sich Bayern für die Leitung des großen Stifters der Akademie der Wissenschaften mit Stolz anzuschließen verpflichtet ist."

und dessen Verdienste um Bayern unseren Zeitgenossen in's Gedächtniß zurückzurufen versuchen wollte.

Um den Lebenslauf des Berühmten kennen zu lernen, griff ich zu allererst nach den Annales Universitatis Ingolstadensis, wo ich über diese vieljährige Zierde der Universität die zuverlässigsten Angaben zu finden voraussetzen mußte, da der Verfasser derselben, Professor Mederer, als sein Collega sich in der günstigen Lage befunden hatte, aus erster Quelle schöpfen zu können. Hier las ich: „Im Herbste (des Jahres 1746) wurde endlich zur Reformirung der Universität geschritten. Das Hauptwerkzeug war Ickstatt, ein denkwürdiger Mann, dessen weiterhin oft mit Ruhm gedacht werden wird. Man wird es, denk ich, mir danken, wenn ich in Kürze sage, was er gewesen ist, ehe er zu uns kam. J. A. Ickstatt war zu Vockenhausen im Mainzischen am 6. Januar 1702 geboren. Die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache, sowie auch der Mathematik und Philosophie lernte er zu Mainz wider Willen seines Vaters, der ihn lieber zur bäuerlichen Arbeit verwendet hätte. Allein der junge Ickstatt ging von Wissensdurst getrieben nach Paris, wo er unter Varignon und Fontanelle jene Wissenschaften gründlicher studirte. Mitten unter dieser wissenschaftlichen Beschäftigung kam er, ich weiß nicht durch welchen Zufall (fato), in's Soldatenleben, erst bei den Franzosen, dann bei den Oesterreichern, wo er dem berüchtigten Bonneval bekannt wurde. Als er Schildwache stand, stellte er sein Gewehr bei Seite, und las in den Büchern; da wurde er von Bonneval erblickt und zur Rede gesetzt. Er suchte sein Vergehen mit seiner Liebe zu den Studien (erga optimas artes) zu entschuldigen, und da er seine literarischen Schätze, Homer, Horaz und Fenelon's Telemach vorzeigte, fand er leicht Glauben. Bonneval, welcher damals mit dem Plane umging zu den Türken zu gehen, glaubte, daß ihm Ickstatt als ein geistreicher und in der Literatur und der Sprache sehr erfahrener junger Mann nützlich werden könne, engagirte

ihn und nahm ihn nach Venedig mit. Allein Ickstatt riß sich fast auf dem Punkte, zu den Türken überzugehen, von diesem Menschen los, und faßte, zu seiner alten Neigung zu den Wissenschaften zurückkehrend, den Entschluß, nach England zu gehen. Da er die Reise durch Holland machte, so verkehrte er (conversalus) dort einige Zeit mit Gronovius und andern Gelehrten, und schiffte sich dann nach Großbritannien ein. Nachdem er die berühmtesten Akademien Englands, Schottlands und Irlands besucht hatte, so ist nicht zu verwundern, wie viel er im Umgang (societate) mit den berühmtesten Männern, Newton, Pope, Addison u. s. w. gewonnen hat. Er beschäftigte sich während seines Aufenthalts in England nicht allein mit dem Lernen sondern auch mit dem Lehren, insbesondere lehrte er, wie ich aus seinem eigenen Munde vernommen habe, Griechisch und Mathematik. Obgleich er auf diese Weise sein reichliches Auskommen hatte, so beschloß er dennoch nach Deutschland zurückzukehren, hauptsächlich gelockt von dem Rufe des großen Wolf, der zu jener Zeit Halle verlassen mußte (1723) und in Marburg ehrenvoll aufgenommen die Welt mit dem Ruf seines Namens und seiner Lehre erfüllte. Ickstatt kam also zu Ende des Jahres 1725 oder um Beginn von 1726 nach Marburg, repetirte dort unter Wolf nicht bloß den Cursus der philosophischen Wissenschaft, sondern wurde auch 1727 Magister und erlangte die Befugniß, Philosophie und Mathematik zu dociren. Indeß gerieth er auf den klugen Gedanken die Rechtswissenschaft zu studiren, wodurch er dem Vaterlande vielleicht noch nützlicher werden könnte, und er machte darin im Laufe von zwei Jahren Fortschritte, wie sie von einem an strenges Denken gewöhnten Schüler Wolf's zu erwarten waren. Im Jahre 1729 verließ er Marburg, und kam nach Mainz zurück. Zum Doktor der Rechte creirt konnte er die Erlaubniß darüber zu lesen dennoch nicht erhalten. Im Jahre 1731 erhielt er aber, hauptsächlich durch Vorschub seines Gönners, des Grafen von Stadion, in

dessen Hause er fast zwei Jahre gelebt, einen Ruf nach Würzburg."

Man wird sich, denke ich, nicht wundern, daß ein Mann, den der Wissensdurst schon als Jüngling nach Paris getrieben, der hier sich Varignon's und Fontenelle's Unterricht zu erfreuen, der Italien gesehen, in Holland mit Gronovius und andern Gelehrten Umgang gepflogen, in den drei brittischen Reichen die berühmtesten Universitäten besucht und mit Newton, Pope, Addison u. s. w. verkehrt hatte, eine Celebrität geworden ist, die zum Lehrer und Erzieher eines Prinzen alle denkbaren Eigenschaften besaß. Da mir dieser Ab- und Umriß des so reichen Jugendlebens unseres berühmten Mannes zu compendiös vorkam, so glaubte ich mich nach noch anderen zeitgenössischen Quellen umsehen zu müssen, und fand zu meiner Freude, daß das „Leben des Freiherrn von Ickstatt rc." bereits gedruckt existirte, und zwar geschrieben von einem seiner Zeit berühmten Schriftsteller, dem Dichter der Fürstengruft, M. Schubart (Ulm 1776), und daß ich mich folglich darauf beschränken könnte, das seit einem Jahrhundert existirende Buch bloß wieder an's Licht zu ziehen. Indem ich den Lesern einen wörtlichen Auszug aus Schubart's Buche vorlege, kann ich zu den Mittheilungen des Biographen hie und da Bemerkungen zu fügen, die für eilige Leser vielleicht nicht überflüssig seyn dürften, mir nicht versagen.

Johann Adam Ickstatt wurde am 6. Januar 1702 zu Bockenhausen, einem Dorfe unweit Königstein, in dem damals kurmainzischen Gebiete, geboren. Sein Vater war als Grobschmied dort ansässig, und bestimmte den Sohn zum gleichen Handwerke; allein der Knabe hatte, wie der Biograph erzählt, dazu keine Lust, entwich nach Mainz, und erwarb sich daselbst „durch sein einschmeichelndes Wesen und durch Durst nach Kenntniß Freunde, die ihn unterstützten", um das Gymnasium besuchen zu können. Nach den Angaben des Biographen machte der lernbegierige Knabe in den Studien

sehr rasche Fortschritte, „im zwölften Jahre hatte er schon die besten lateinischen Schriftsteller gelesen (!), und im dreizehnten war er im Griechischen so weit, daß er den Plutarch von der Erziehung in der Ursprache lesen konnte." Welche Frucht der eilfjährige Knabe aus „den besten lateinischen Schriftstellern", wenn er sie zu lesen wirklich im Stande gewesen wäre, hätte ärndten sollen, ist mir, aufrichtig gestanden, ein Geheimniß; allein der Biograph erzählt es so und bereitet uns auf diese Weise vor, die immense Wissenschaft und Weisheit, welche der Bockenhauser nach Bayern mitgebracht haben müsse, zu begreifen. „Mit einer gar geringen Unterstützung, erzählt unser Autor weiter, und einem Empfehlungsschreiben von einem seiner Lehrer in der Mathematik versehen ging er (der junge Gymnasist) zu Fuß nach Paris, um — daselbst die Weltweisheit in ihrem ganzen Umfange zu studiren!" Wann und wie der Mainzer Bettelstudent auf diesen interessanten Einfall gerieth und ihn ausführte, verschweigt der Biograph. Ob die Absicht, die „Weltweisheit in ihrem ganzen Umfange zu studiren", die Ursache dieses seltsamen Schrittes war, oder ob er, wenn dieß zu thun seine Absicht gewesen wäre, nöthig gehabt hätte nach Paris zu gehen, mag dahingestellt bleiben, da wir über die Jugendgeschichte des berühmten Mannes keine weitere Quelle besitzen als die Angaben des Biographen. Es versteht sich, daß ein Jüngling, der mit zwölf Jahren bereits „die besten lateinischen Schriftsteller" gelesen hatte, mit seinem Studium bald fertig wurde. „Des Cartes war damals, sagt der Biograph, der Abgott der philosophischen Schule in Frankreich, man sah nur ihn, seine metaphysischen Grillen — sonst nichts. Ickstatt begriff Descartes' System zwar bald; es war ihm aber, wie er zu sagen pflegte, zu poetisch und nicht gedacht genug. Er setzte sein Studium der Mathematik mit allem Eifer fort und fand, daß diese Wissenschaft mehr als alle Logiken den Kopf aufhelle, die Empfänglichkeit der Seele (!) stärke, und gleichsam den Vorhof zum Allerheiligsten

der gesammten Menschenkenntniß sei (!). Durch seine enthusiastische Verehrung der Alten wurde Ickstatt mit verschiedenen französischen Gelehrten, sonderlich mit dem berühmten Fontenelle bekannt, der ihn nicht nur mit den besten Ausgaben der Griechen und Römer versah, sondern ihm auch in der Aufklärung schwerer Stellen behülflich war. Dieß unaufhörliche Studium der Alten mit den Bemühungen der Neuern verglichen, dieser Forschergeist der alles ausspürte was ihm Nahrung gab, dieser unbefangene gerade Sinn, dieser ausharrende tiefe Blick in die Nacht hinein, bis es dämmerte, dieser Fleiß machte unsern Ickstatt immer fähiger, mit den Vorurtheilen, diesen Drachen vor dem Tempel der Wahrheit, zu kämpfen und die meisten zu erlegen" (!).

Aber „mitten auf diesem Wege, den der Jüngling so muthig und glücklich betrat, stand er, wie der Biograph erzählt, stille, oder ging vielmehr seitwärts, und ließ sich, ungefähr im achtzehnten Jahre seines Alters (er konnte folglich das „Studium der Weltweisheit" nicht lange betrieben haben, das ihn bereits fähig gemacht hat, mit den „Vorurtheilen" zu kämpfen und die meisten zu erlegen), wo er schon zum Manne der Erkenntniß emporstrebte, in französischen Kriegsdiensten als gemeiner Soldat anwerben (!). Ob es Mißmuth, Mangel an Geld, üble Laune, unglückliche Liebe oder sonst ein Zufall gewesen, der ihn so plötzlich zu einem der Wissenschaft so wenig günstigen Stande bewogen, das läßt sich hier nicht entscheiden; genug, er ward französischer Soldat, und dieser Dienste bald überdrüssig, kaiserlicher." Wir hätten gewünscht, der Biograph hätte die Ursache dieser Entschließungen des nach Weisheit strebenden und bereits so gelehrten Mainzer Gymnasisten erforscht und uns nähere Auskunft darüber gegeben, da man außerdem auf die Vermuthung gerathen könnte, sein mit dem Wissen der Alten und der Neuern genährter junger Gelehrte sei ein bloßes Phantasiebild, in Wirklichkeit aber nichts weiter ge-

wesen, als ein lockerer Bursche, den es weder in Mainz noch in Paris länger auf der Schulbank litt.

„Die Kaserne war nun, fährt der Biograph fort, sein Museum." Was Fontenelle's Schüler und der Freund mehrerer Gelehrten in diesem Museum studirt hat, sagt der Biograph leider nicht, sondern bemerkt bloß: „der selige Ickstatt pflegte sich oft an diesen Zeitpunkt seines Lebens mit Vergnügen zu erinnern und mit Lächeln zu sagen, daß in einem alten Homer, den er von einem Antiquar erhandelt, in einem Elzevirischen Horaz und einem Telemach damals sein ganzer Reichthum bestanden wäre." Warum nahm er denn die Alten und Neuern, die er bisher so fleißig studirt und miteinander verglichen hatte, nicht in sein neues Museum mit? Und wie konnten seine gelehrten Freunde ihn, der schon alle philosophischen Systeme hinter sich und als tapferer Kämpfer gegen die Vorurtheile sich bewährt hatte, so tief sinken lassen, daß er nur noch einen vergilbten Homer besaß? Uebrigens muß das Kasernen-Museum ihm doch nicht sonderlich gefallen haben, weil er, „dieser Dienste bald überdrüssig kaiserlicher Soldat geworden ist." — Baader (s. dessen Gelehrtes Bayern) scheint der Meinung gewesen zu seyn, Ickstatt habe sich in Oesterreich anwerben lassen, denn er sagt, derselbe sei „als k. k. Soldat mit seinem Regimente nach den Niederlanden gekommen"; Ickstatt war aber bloß über die Grenze gegangen und hatte dort den französischen Soldatenrock mit dem kaiserlichen vertauscht. Ob er Frankreich mit einem ordentlichen Abschied verlassen oder ob er desertirt ist, bemerkt Weidlich, sei nicht klar.

Die Art und Weise, wie sich Ickstatt in Brüssel dem Grafen von Bonneval bekannt gemacht haben soll, erzählt der Biograph wie folgt: „Die Musen übernachteten, reisten, lebten und webten mit ihm (Ickstatt), wie mit dem Tullius, ja sie zogen sogar mit ihm auf die Wache (nämlich der vergilbte Homer und der Elzevir'sche Horaz). Als er einst auf einem Posten Schildwache stand, wo er nicht bemerkt zu

werden glaubte (?), so stellt' er sein Gewehr auf die Seite und zog den Telemach aus der Tasche. Vertieft in seine Leserei bemerkte er's nicht, daß der berüchtigte Graf Bonneval nicht fern von ihm aus dem Fenster sah. Bonneval ließ ihn sogleich ablösen und forderte ihn zu sich. „Ihr habt euch sehr vergangen", fuhr er unsern Ickstatt rauh und zornig an, „und verdientet sehr strenge bestraft zu werden. Was habt ihr gelesen?" Ickstatt zog seinen Telemach hervor und übergab zugleich dem General seinen Homer und Horaz. „Sie nehmen mir Alles, wenn Sie mir diese nehmen", sagte er zu Bonneval. Bonneval, ein Sonderling der ersten Classe, fand an Ickstatt einen Mann, den er nie unter der Montur eines gemeinen Soldaten zu treffen hoffte, und weil er selbst ein Freund der Literatur war, so versprach er ihm, für ihn zu sorgen. Er hielt's auch, und macht' ihn von diesem Augenblick an wie zu seinem Vertrauten."

Wie viel an dieser Anekdote wahr oder erfunden, ist schwer zu entscheiden, wahrscheinlich ist aber, daß wenn etwas daran wahr seyn sollte, Ickstatt, weit entfernt zu glauben, auf dem Posten vor dem Palais des Gouverneurs unbemerkt lesen zu können, gerade dadurch die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu ziehen einen Versuch gemacht habe, der ihm gelungen seyn soll *). Damals wälzte, fährt der Biograph fort, der beleidigte Bonneval den Gedanken in seiner Seele, nach Konstantinopel zu gehen, den Turban aufzusetzen und sich für eine Privatbeleidigung an der Christenheit zu rächen. Etwas von diesem seinem Entschluß entdeckte er Ickstatt und versprach ihm, ihn als Sekretär mitzunehmen. „Ickstatt, froh, auf diese

*) Weidlich erzählt: Der Chef des Regiments, unter welches Ickstatt kam, war der allzu bekannte Graf von Bonneval. Dieser Herr gewann ihn wegen seines muntern und aufgeweckten Wesens lieb, und unterredete sich öfters mit ihm von gelehrten Sachen, vertraute ihm auch die Aufsicht über seine Bibliothek an. Ja sogar, wenn er Schildwacht stehen mußte, nahm er ein Buch mit, und las und schilderte zugleich.

Art die Fessel des Soldatenstandes abstreifen zu können, nahm den Vorschlag an und ging mit Bonneval nach Venedig. Solang Bonneval mit der Pforte in Traktaten stand, machte Ickstatt mit den Venetianischen Gelehrten Bekanntschaft, durchsuchte ihre öffentlichen und Privatbibliotheken, studirte die Denkmale der Kunst und fand überall Quellen zur Bereicherung seiner Kenntnisse... Nun war der Zeitpunkt vorhanden, daß Deutschland einen seiner größten Gelehrten auf immer verlieren sollte, denn Bonneval's Plan war ausgeführt, er ging in die Türkei; aber ein wohlthätiger Genius, vielleicht in weiblicher Gestalt (!), hielt unsern Ickstatt zurück, und bewahrte ihn vor einem Schritte, den er sehr bald hätte bereuen müssen. Bonneval, der sehr aufgebracht war, daß ihn sein Freund auf seiner neuen Laufbahn verließ, ging und ließ unsern Ickstatt ohne alle Unterstützung zurück." — Das war, wird man sagen, von dem angehenden Pascha von drei Roßschweifen gegen seinen liebenswürdigen Freund sehr unedel gehandelt, ihn erst bis nach Venedig mitzuschleppen und ihn dann — auf dem Trocknen sitzen zu lassen. Wenn der wunderliche Kauz nichts Schlimmeres gethan, von dieser Sünde erlaube ich mir ihn zu absolviren. Ob Ickstatt diesen Roman jemals selbst erzählt, oder ob der Biograph ihn von einem Dritten vernommen hat, ist mir nicht bekannt, gewiß aber ist, daß an der ganzen Erzählung kein wahres Wort ist. Zu der Zeit wo Ickstatt Bonneval's Vertrauter gewesen seyn soll, d. h. 1724, dachte dieser noch nicht im entferntesten an Konstantinopel, und zu der Zeit wo der Graf arm wie eine Kirchenmaus nach Venedig kam und Unterhandlungen mit dem türkischen Hofe anknüpfte, d. h. 1726 (nach Konstantinopel ging er erst im J. 1728), saß Ickstatt zu Marburg auf der Schulbank, ja es könnte sogar bezweifelt werden, ob Bonneval unsern Gelehrten im Soldatenrocke jemals gekannt habe, indem er bekanntlich erst im Spätherbst 1723 nach Brüssel gekommen ist, und Ickstatt folglich 1724 noch hätte Soldat seyn müssen, um dem General auf

[redacted]

die erzählte Manier bekannt werden zu können, da man im Winter nicht im offenen Fenster zu liegen pflegt. Ich würde von der ganzen Erzählung vielleicht keine Notiz genommen haben, wenn sich Mederer nicht das Unglaubliche hätte zu Schulden kommen lassen, dieselbe, wie man gesehen hat, in die Annales Academiae Ingolstadensis aufzunehmen.

„Mit dem dürftigsten Reisegeld verließ Ickstatt, erzählt der Biograph weiter, Venedig und begab sich nach England. Diese glückliche Insel war damals wie ein Olympus, darauf Götter und göttergleiche Menschen thronten. Newton lebte noch, an den man nicht hinaufblicken konnte, ohne die Größe und Würde der menschlichen Natur mit Schauer zu fühlen. Auch lebten dazumal Bolingbrocke, Shaftesbury, Addison, Pope, Swift und bildeten eine Geniegruppe, auf die die Welt mit Erstaunen hinblickte. Daher wurde der junge Ickstatt vom Ungestüm der feurigsten Bewunderung und Nacheiferung fortgerissen, um diese Menschen zu sehen und von ihnen Weisheit zu lernen“, was dem kaiserlichen Ex-Musketier natürlich nicht schwer werden konnte, da Bolingbrocke und Shaftesbury sich ohne Zweifel beeilten ihn in ihre Gesellschaft zu ziehen, und der achtzigjährige Newton ihm vermuthlich Privatvorlesungen hielt. Aber sie lebten in dem Lande das sein Fuß betreten sollte, und das genügte, auch auf sein Haupt einen Strahl ihres Ruhmes zu werfen, wie es scheint, wenigstens horchte man in Bayern hoch auf, wenn der Bockenhauser Ulysses von den Fahrten, Erfahrungen und Beobachtungen sprach, welche er in England gemacht haben wollte. Was aber die englischen „Götter und göttergleichen Menschen“ betrifft, von denen der Autor spricht, welche damals die glückliche Insel bewohnt haben sollen, so behauptet einer aus der Genie-Gruppe, Swift, daß zu jener Zeit „nirgendwo mehr Unglaube und eine größere Verdorbenheit der Sitten geherrscht“ habe, als in England und unter diesen „göttergleichen Menschen“.

Auf dem (etwas langen) Wege von Venedig bis zur Götterinsel zwangen unsern Bockenhauser „die Umstände, wie der Biograph angibt, sich einige Zeit in Holland zu verweilen, und sich durch Unterricht in den Sprachen und der Weltweisheit Geld zu erwerben“, was demselben gar nicht schwer geworden zu seyn scheint. „Er that dieß mit gutem Erfolg, und hatte zugleich das Glück, mit einigen damals lebenden großen Philologen in Holland eine vertraute Freundschaft zu errichten. Hier machte er sich den Schatz der griechischen und römischen Weisheit vollends eigen, und kam so ausgerüstet in England an.“ — Es ist Schade, daß unser Autor bei der Erzählung der Abenteuer des armen Bockenhausers die Chronologie ganz aus dem Spiele läßt und man folglich nicht weiß, wie lange dieser irgendwo verweilt hat. Ich nehme an, daß er sechszehn Jahre zählte, als er Mainz verließ, und wenn er, wie Weidlich angibt, „sich zwei Jahre unter P. Varignon in der Weltweisheit und Mathematik geübt hat“, mit achtzehn Jahren, d. h. 1720, zur Muskete gegriffen habe. Wann er Frankreich verließ und in kaiserliche Dienste kam, ist nicht gesagt. Wenn er in Brüssel vor dem Hotel des Grafen Bonneval Schildwache gestanden haben soll, so muß er 1724 noch den kaiserlichen Soldatenrock getragen haben. Wenn ich nun seinen Aufenthalt in Venedig ganz streiche und ihn von Brüssel gleich nach Leiden versetze, so bedurfte er doch, dünkt mich, einige Zeit um Schüler zu finden, mit verschiedenen holländischen Philologen eine „vertraute Freundschaft“ zu errichten und des „Schatzes der griechischen und römischen Weisheit“ vollends habhaft zu werden. Wir kämen damit in's Jahr 1725 und befänden uns nahezu außer Stande, ihm zu seinem Aufenthalt in England und der lehrreichen Reise durch die vereinigten drei Königreiche noch Zeit zu lassen, da er 1725 bereits wieder in Mainz erschienen ist.

In welchem Jahr unser Bockenhauser Anacharsis eigentlich in England gelandet, wissen wir demnach nicht,

der Biograph berichtet uns bloß über dessen Aufenthalt daselbst. „Um sich sein Auskommen zu verschaffen, erzählt er, so hing Ickstatt (in London) eine Tafel vor seinem Quartier aus mit der Aufschrift: Hier lernt man Mathematik, Griechisch und Latein." Diese Tafel scheint in der ungeheuern Stadt allgemeines Aufsehen erregt und Wunder gewirkt zu haben, wenn man dem Biographen glauben darf. „Die Neuheit dieses Einfalls, sagt er, und sonderlich Ickstatt's ausnehmendes Geschick im Unterrichten (wie die Engländer dieß der Tafel nur angesehen haben mögen!) lockten so viele Zuhörer herbei (der englischen Sprache scheint er demnach bereits mächtig gewesen zu seyn), daß er nicht bloß für sich seinen reichlichen Unterhalt fand, sondern noch so viel übrig behielt, sich Bücher anschaffen, den Vorlesungen der englischen Weltweisen (!) beiwohnen und seinen Durst nach Wahrheit und Erkenntniß (!) stillen zu können. Newton war der Mann, der ihn nach England riß, folglich suchte er mit dem möglichsten Eifer seine Bekanntschaft... Newton lag eben im Bette und die Vorhänge waren vorgezogen, als ihn Ickstatt besuchte; er mußte also mit dem Manne wie mit einer unsichtbaren Gottheit sprechen. Aber der Ton seiner Stimme verrieths bald, wie günstig der große Mann unsern Ickstatt aufnahm, und wie geneigt er war seine Erkenntnißbegierde zu unterstützen. Er wiederholte nach diesem die kostbaren Besuche bei Newton und hatte das Glück, aus dem Munde dieses großen Geistes selbst Erläuterungen über die dunkelsten Stellen seiner überhaupt sehr schweren Schriften vernehmen zu können. Die meisten Gelehrten staunen Newton an; aber Ickstatt stand an der Quelle, und schöpft' aus ihr selber."

Es ist sehr sonderbar und zu beklagen, daß unser bevorrechteter Schüler Newton's, dem der achtzigjährige Greis noch hinter den Bettvorhängen Vorlesungen „über die dunkelsten Stellen seiner Werke" gehalten zu haben scheint, nie etwas von dem was er aus dieser Quelle geschöpft, mitge-

theilt hat, wenn man nicht seine tiefsinnigen Bemerkungen über den „Apfelbaum der Früchte trug ohne zu blühen", welche seine Zeitgenossen gar nicht beachtet zu haben scheinen, als Frucht seines Studiums der Naturwissenschaft ansehen will. „Bisher hatte Ickstatt, fährt der Biograph fort, seine Zeit in's Unterrichtgeben und Unterrichtnehmen weislich vertheilt; aber sein zur Veränderung geneigter Geist fordert' ihn plötzlich auf, eine Reise nach Schottland und Irland zu machen." „Seine Absicht war, die politische, kirchliche und gelehrte Verfassung dieser Reiche zu studiren (!), und einige damals berühmte Gelehrte persönlich kennen zu lernen." Die erforderlichen Kenntnisse, um als Reisender solche „Studien" machen zu können, brachte der Mainzer Gymnasiast vermuthlich aus den Kasernen mit. In Schottland machte er die merkwürdige Entdeckung, „daß die Schotten keine Barbaren sind, und fand schon damals in Edinburg Mathematiker, Weltweise und Philologen vom ersten Rang", von deren Existenz die gelehrte Welt gar keine Ahnung hatte, was die Einsichten des Reisenden bedeutend erweiterte. „So reiste er weiter nach Irland, wo er zu Dublin das Glück hatte, die Trümmer (!) des großen Dechant Swift zu sehen, der schon damals taub und kindisch war", folglich für den lernbegierigen Touristen eine reiche Quelle der Belehrung. Bereichert mit den Beobachtungen und Erfahrungen, welche der junge Scholar auf dieser merkwürdigen Reise gemacht hatte, kam er im J. 1725 wieder nach London zurück, und „ob er gleich da Gelegenheit genug fand, sagt der Biograph, sich durch seine Geschicklichkeit lebenslänglichen Unterhalt zu verschaffen, so lockte ihn doch der große Ruf des unsterblichen Wolfs wieder nach Deutschland." „Hier soll, ruft der Biograph, ein Grenzstein stehen, worauf ich mit meinen Lesern ausruhen und mich in die stille Betrachtung verlieren will, wie die Vorsicht zuweilen einen Menschen vor andern aus dem Strom hebt, und ihn schon in der frühesten Jugend

in ein Getümmel von Begebenheiten hineinstürzt, wovon Leute von gewöhnlichem Schlage nichts erfahren. Ickstatt war nun ein Jüngling von 23 Jahren, und welche Laufbahn hatte er schon zurückgelegt! welche Schicksale bekämpft! welche Kenntnisse, welche Erfahrung gesammelt!"

Ich erlaube mir neben dem Biographen Platz zu nehmen und von seinem Grenzstein aus den Lebenslauf seines Helden gleichfalls zu überschauen. Wenn ich nun „das Getümmel von Begebenheiten" wegstreiche, weil ich dieselben nirgends erblicke, was bleibt da von den „Schicksalen" des jungen Vockenhausers noch übrig? Der Aufenthalt in den Kasernen zu Paris und Brüssel, eine Reise welche sein Held nie gemacht hat, und eine zweite, deren Zweck und Ausdehnung uns sehr räthselhaft erscheint. Was er an Kenntnissen und Erfahrungen heimgebracht hat oder bringen konnte, fertigt der Biograph mit Ausrufzeichen ab, anstatt es uns zu berichten.

Mit dem Jahre 1725 gewinnen wir endlich Grund und Boden zu einer wirklichen Lebensgeschichte Ickstatt's. In diesem Jahre bezog der gelehrte Schüler Fontenelle's und Newton's, der „Busenfreund Bonneval's", der Gelehrte welcher in Holland auf der Durchreise den „Schatz der römischen und griechischen Weltweisheit" zu sich gesteckt hatte, gleich andern Gymnasiasten die Universität Marburg, hörte dort Vorträge, wurde 1727 zum Magister promovirt und habilitirte sich zum Docenten, bei welcher Gelegenheit er eine Dissertation schrieb, betitelt Phaenomenon singulare de malo pomifera sine floribus ad rationes physicas revocatum, welche, wie die Tausende von Dissertationen die geschrieben werden, kein weiteres Interesse geboten zu haben scheint, als daß sie zur akademischen Feierlichkeit diente. Er wollte über Mathematik lesen, da es ihm aber nicht gelang ein Collegium zu Stande zu bringen, so folgte er gutem Rath und hörte bei Waldschmidt und Hombergh Vorträge über die Rechtswissenschaft. Im J. 1730 kam er nach Mainz zurück und ließ sich hier zum Doktor der Rechte promoviren. „So

groß nun und jedermann in die Augen fallend, sagt der Biograph, seine Gelehrsamkeit war, so ereigneten sich doch in Mainz Umstände die ihm sein Fortkommen erschwerten." Leider bezeichnet er diese „Umstände" nicht näher, sondern fährt bloß fort: „Man erlaubte ihm weder öffentliche Vorlesungen zu halten noch öffnete man ihm günstige Aussichten in die Zukunft. Dadurch wurde unser Ickstatt wieder so herabgebracht, daß es ihm beinahe an dem nothwendigsten Auskommen fehlte."

Indeß änderte sich nach Verlauf eines Jahres diese seine hoffnungslose Lage, und der junge Mann, der weder ein Buch geschrieben noch docirt hatte, wurde plötzlich ordentlicher Professor der Rechte an einer Universität! „Im Jahre 1731 wurde Ickstatt, erzählt Weidlich, mit dem Prädikat eines Hofraths als Professor des jus publicum Imp., jus Naturae et Gentium und der Institutiones Imperiales nach Würzburg berufen und trat im Herbst dieses Jahres sein Amt dort an. Er ließ eine lange und weitläufige Schrift drucken, in welcher er eröffnete, wie er künftig lehren würde, nämlich nach der mathematischen Lehrart" (!). Worin die „mathematische Lehrart" des jus publicum bestanden, weiß ich nicht zu sagen, vermuthlich verfehlte aber diese originelle Ankündigung ihre Wirkung auf die Studenten nicht. Wirksamer als die „mathematische Lehrart" scheint ein anderes Mittel sich erwiesen zu haben, durch welches er die Zuhörer lockte. „Es war in Würzburg, sagt der Biograph, beinahe ein Verbrechen, über protestantische Bücher zu lesen (d. h. nach protestantischen Autoren); aber die vernünftigen Vorstellungen eines Ickstatt drangen durch, und er erhielt die Erlaubniß, über einen Vitrian, Grotius, Pufendorf, Stryck, Ittre, Struve, Menken und andere protestantische Rechtsgelehrte Vorlesungen zu halten. Dadurch bereitete er Wolfen die Bahn, daß er auch in Würzburg erscheinen und die vortrefflichen Lehrer der Weltweisheit bilden konnte, die jetzt (1775) eine Zierde dieser hohen Schule sind."

[redacted]

„Allein für unsern Ickstatt war noch ein größerer Schauplatz offen (er sollte Fenelon's berühmten Roman nicht umsonst in der Patrontasche mit sich getragen haben); denn die Vorsicht hatte ihn auserſehen, der Lehrer eines der größten deutschen Fürsten zu werden. Der deutsche Kaiser Karl VII., damaliger Kurfürst von Bayern, suchte für seinen Kurprinzen einen Mann, der die Rechtsgelehrsamkeit in ihrem weitesten Umfang studirt hätte, der ihn vorzüglich im Staats-, Natur- und Völkerrecht unterrichten könnte, der das Feld der Geschichte, der Weltweisheit, der schönen Wissenschaft durchwandert wäre, der die alten und neuern Sprachen verstünde, der große Weltkenntniß und diejenige feine Sitte hätte, die den Führer eines Prinzen so gut kleidet: und dieser Mann sollte ein Deutscher seyn; denn der verewigte Kaiser sah es sehr wohl ein, wie schädlich es sei, einen deutschen Prinzen von einem Ausländer erziehen zu lassen, einem Ausländer, der für die wenige Weisheit, die er ihm beibringt, dem Lande den unwiederbringlichsten Schaden zufügt, indem er Vaterlandsliebe, die Mutter der größten und wohlthätigsten Handlung, durch kühles Gewäsch aus dem Herzen des Prinzen wegtilgt." Da sich's aber um einen bayerischen Prinzen handelte, so erachtete man, scheint es, diese Regel der Klugheit für überflüssig, und für noch überflüssiger, zu fragen, ob, da es sich um einen katholischen Prinzen und ein katholisches Land handelte, dieser Lehrer auch ein Katholik sei.

Ickstatt kam im Frühjahr 1741 (1. April) nach München, um seine Stelle anzutreten. Welche Qualifikationen brachte derselbe dazu mit? frägt der Leser, der den Mann noch nicht kennt. War er als ein Gelehrter von solidem Wissen und als ein Mann von edlem Charakter und jener sittlichen Bildung, welche den Menschen adelt, bekannt? War er in Staats- und Regierungsgeschäften erfahren, kannte er Bayern und die Mittel und Wege, wie das Volk zu regieren sei? War er bei der Regierung eines Landes, oder

auch nur einer Stadt jemals thätig gewesen? Nichts von all dem; er war seit einem Decennium Professor in Würzburg, hatte gleich seinen andern Collegen Vorlesungen gehalten und wie sie einige Dissertationen drucken lassen, in welchen die damals cursirenden Ansichten in lateinischer Sprache und in schwerfälligster Manier und Methode verarbeitet sind; deutsch hat er, wie seine in deutscher Sprache geschriebenen Reden beweisen, nie schreiben gelernt. Die Literatur verdankt ihm auch nicht ein einziges gelehrtes Werk. Besaß ganz Bayern damals keinen Mann, der sich dem fremden, welcher doch schwerlich ein bayerisches Herz mitbringen konnte, an Kenntnissen, Bildung und Rechtschaffenheit gleichstellen durfte? Schlimm, wenn es so gewesen wäre; man muß es aber vermuthen, da der Kurfürst ihn aus dem Auslande berufen, und den Eingebornen somit ein nicht sehr schmeichelhaftes Zeugniß ihrer Unfähigkeit auszustellen kein Bedenken getragen hat. Indeß wenn der wissenschaftliche Ruf des „Berufenen" auch kein ungewöhnlicher war, so waren es doch wenigstens seine Antecedenzen. Unser Autor versichert, daß „die Vorsicht Ickstatt zum Lehrer des Prinzen ausersehen habe", ist aber so ehrlich zu sagen, wer diese „Vorsicht" war.

Wir haben oben gehört, daß dem Schüler Wolf's, Waldschmidt's und Homberg's, dessen Gelehrsamkeit „jedermann in die Augen gefallen", in Mainz „besonderer Umstände" wegen nicht erlaubt worden ist, an der dortigen Universität zu lesen, und daß der junge Mann sich dadurch in sehr üble Lage versetzt gefunden habe. „Aber unvermuthet, erzählt der Biograph, fügte es sich, daß Ickstatt auf einem Spaziergang den Großhofmeister Graf Stadion traf — einen der größten Männer unseres Vaterlandes, der sich durch seinen großen Geist, seine vielumfassenden Kenntnisse, seinen Heldenmuth, mit dem er gegen die Vorurtheile kämpfte, und den Enthusiasmus, womit er Genie und Gelehrsamkeit unterstützte, unter uns unsterblich gemacht hat.

Graf Stadion's Adlerblick sah tief in Ickstatt's Seele, fand eben das Ringen nach Kenntniß, eben die Abneigung gegen das Vorurtheil, und eben den Thatendurst darin, den er selbst besaß. Dieß flocht unsichtbar die Bande der Freundschaft und Sympathie (!) um sie her, und Graf Stadion that bei sich den feierlichen Schwur, für seinen Freund zu sorgen." Und er hat's gehalten. „Von dieser Zeit an that Ickstatt's Glück, setzt der Biograph hinzu, Adlerflüge."

Wer oder was war denn dieser „große Mann", der so tief in Ickstatt's Seele geblickt und sogleich dessen „Abneigung gegen die Vorurtheile" entdeckt hat? „Stadion (Großhofmeister des Kurfürsten von Mainz) hatte, erzählt Niklas Vogt*), auf seinen Reisen Bekanntschaft mit Voltaire gemacht, und heimlich dessen Grundsätze angenommen, nicht nur in Rücksicht der Jesuiten, sondern der Religion überhaupt. Voltaire besuchte ihn auch zu Mainz. Aus seiner Schule sind der durch seine Einwirkung angestellte Kanzler von Trier, Laroche (Verfasser der Mönchsbriefe), Großschlag und Bentzel, die nach ihm das Ministerium theilten, und der zuerst fromme, dann schlüpfrige Schriftsteller Wieland hervorgegangen. Auf diese Weise wurde dieser kurmainzische Minister nicht nur der Beförderer einer freieren Denkart in den rheinischen Staaten", sondern durch seinen Schützling Ickstatt auch in Franken und in Bayern, denn er brachte diesen, nachdem er ihn ein Jahr lang bei sich behalten und endoktrinirt hatte, durch seine Empfehlung erst in Würzburg unter und dann in München. „Die Vorsicht", welche uns den Mentor für den armen Kurprinzen gewählt und spedirt hat, war, wie wir sehen, Niemand anders als ein Mann dessen Schlachtruf das Ecrasez l'Infame gewesen ist. Diese Thatsache, welche hoffentlich Niemand in Abrede stellen

*) S. dessen Rheinische Geschichten und Sagen. Bd. IV. S. 204.

wird, möge jeder Bayer wohl erwägen und seinem Gedächtniß einprägen.

Das sind die Antecedenzien des Erziehers und Lehrers unsers Max Joseph; ob sie ihn zu dem für unser theures Vaterland so wichtigen Amte, mit dem er betraut worden ist, empfehlen, bleibt dem Leser zu beurtheilen überlassen. Ich zweifle, ob Ickstatt, wenn er ein Bayer gewesen wäre und seine Jugend als Vagabund in fremden Kasernen zugebracht hätte, auch nur die Stelle eines Kanzlisten erhalten haben würde, und bin überzeugt, daß man den Sohn eines Grobschmieds aus Tölz oder Weilheim, und wenn er der gelehrteste und sittlichste Mann im Lande gewesen wäre, in solcher Stellung am Hofe für eine Unmöglichkeit erklärt und gehalten haben würde. Allein Ickstatt war ein Ausländer!

(Schluß folgt.)

XXIII.

Zeitläufe.

Das Reich nach außen und innen.

Erster Artikel: Die Drei-Kaiser-Conferenz in Berlin und ihre Umstände.

Bei der Eröffnung der zweiten Session des deutschen Reichstags, am 16. Oktober 1871, erwähnte Kaiser Wilhelm der Begegnungen, welche er im vorherigen Sommer mit den Monarchen Oesterreichs und Rußlands gehabt habe, als höchst erfreulicher Thatsachen, wobei er die freundliche Zusammenkunft mit dem österreichischen Kaiser noch besonders betonte. Die Worte der Thronrede, womit dieser Passus ein-

geleitet wurde, lauten wie folgt: „Meine Bemühungen bleiben dahin gerichtet das berechtigte Vertrauen zu stärken, daß das neue Deutsche Reich ein zuverlässiger Hort des Friedens seyn will. In dieser Richtung ist es eine besonders wichtige, aber mir auch besonders willkommene Aufgabe, mit den nächsten Nachbarn Deutschlands, den Herrschern der mächtigen Reiche welche dasselbe von der Ostsee bis zum Bodensee unmittelbar begrenzen, freundschaftliche Beziehungen von solcher Art zu pflegen, daß ihre Zuverlässigkeit auch in der öffentlichen Meinung aller Länder außer Zweifel stehe."

Aus diesen letzten Worten bezüglich der „öffentlichen Meinung aller Länder", welche zu dem Glauben an den unerschütterlichen Freundschafts=Bund der drei Reiche moralisch gezwungen werden solle, läßt sich unschwer herauslesen, der Kaiser habe selbst besorgt, daß es ein hartes Stück Arbeit erfordern werde eine solche Ueberzeugung allgemein zu begründen. Und das wäre der öffentlichen Meinung aller Länder am Ende auch nicht zu verargen, wenn sie in dieser Hinsicht etwas skeptisch und schwerhörig geworden wäre; sie brauchte nur alle die freundschaftlichen Begegnungen der gedachten Monarchen mit dem Franzosenkaiser Napoleon III. sich in's Gedächtniß zu rufen und zu erwägen, was aus dieser, seinerzeit wahrlich nicht weniger gepriesenen, Freundschaft geworden ist.

Ist doch gerade in dem Moment wo die Drei=Kaiser=Begegnung eine beschlossene Thatsache wurde, selbst in einem Blatte von so unzweifelhafter Correktheit national=liberaler Gesinnung wie die Wiener „Neue Freie Presse" eine derartige Erinnerung von der malitiösesten Art aufgetaucht. Zum Schützenfeste in Hannover hatten sich einige jener Wiener begeben, welche von der ungestillten Sehnsucht annexirt zu werden schon bis auf die Knochen abgemagert sind. Für ihre Hingebung wurden sie im norddeutschen Publikum und in einigen preußischen Blättern zwar nach Gebühr, aber nicht nach Wunsch behandelt, und im Zorne darüber fährt

das genannte Wiener Blatt heraus: „Wir wissen aus dem uns gestern zur Einsicht vorgelegten Privatbriefe eines ehemaligen, von den erwähnten Blättern viel gefeierten bayerischen Staatsmannes (Hohenlohe?), warum Fürst Bismarck dieses Treiben duldet, wenn nicht arrangirt. Die Ursache ist dieselbe aus welcher bis zum deutsch-französischen Kriege die preußischen Officiösen den Speichel des Dezember-Menschen lecken mußten. Es ist das eine treffliche Maske für politische Aktionen" *). Das heißt doch wohl nichts Anderes, als daß auch der Kaiser von Oesterreich nicht vorzeitig kopfscheu gemacht werden dürfe, man ihm daher schön thun müsse wie einst dem unseligen Imperator. Eine solche Andeutung wagt ein noch dazu preußenfreundliches Blatt sozusagen am Vorabend der Drei-Kaiser-Conferenz in die Welt hinaus- und dieser voranzuschicken!

Gerade vor einem Jahre hat die Begegnung des deutschen und des österreichischen Kaisers, auch in Beiseyn ihrer Minister, zu Wels, Ischl und Gastein stattgefunden. In demselben Augenblicke veröffentlichten die officiösen „Preußischen Jahrbücher" einen Aufsatz des Dr. Homberger in Florenz über die preußisch-italienische Allianz von 1866, mit folgender für den Fernblick des Herrn von Bismarck charakteristisch seyn sollenden Mittheilung. Wenige Wochen nach seinem Eintritte in das Ministerium gegen Ende 1862 habe der preußische Ministerpräsident bereits in Turin angefragt, welches die Haltung der italienischen Minister im Falle eines preußisch-österreichischen Krieges seyn werde? Die Antwort habe gelautet: Italien werde mit jedem Feinde Oesterreichs zusammenstehen. Hierauf habe Herr von Bismarck in Florenz lange nichts mehr von sich hören lassen. Es folgte im Gegentheile die erste Begegnung des Königs von Preußen mit dem Kaiser von Oesterreich in Gastein, und es folgte die österreichisch-preußische Allianz gegen Dänemark. Die italienische Regierung, hiedurch

*) Nr. vom 19. Juli 1872.

ganz irre geworden, ließ bei Bismarck anfragen, welcher dem italienischen Gesandten zu verstehen gab, daß „diese Allianz bloß vorübergehend sei.“ Das war die historische Enthüllung, mit welcher die „Preußischen Jahrbücher“ die berühmte Gasteiner Conferenz vom vorigen Jahre illustrirten!

Auch jetzt wieder fehlt es aus Berlin selbst nicht an Warnungen, daß man sich durch den Schein nicht täuschen lassen möge und daß man die Motive gewisser Unternehmungen nicht von der Oberfläche weg schöpfen solle. Es gibt dießseits wie jenseits der österreichischen Grenze genug Leute welche sich den Glauben nicht nehmen lassen, daß das jetzige deutsche Reich seinen Namen nicht erfülle, daß es unbedingt seiner Vollendung zustreben müsse und an einen Stillstand schlechthin nicht denken dürfe, bis es sich complettirt habe durch die Auflösung der Habsburgischen Monarchie. Auch solche Leute verdienen getröstet zu werden, und ihnen wird geheimnißvoll in die Ohren geflüstert: wie immer es sich mit den nächsten Zwecken der Drei-Kaiser-Conferenz verhalten möge, „die Anknüpfung mit Italien beweise, daß die Politik des Fürsten Bismarck in ihren Zielpunkten weit hinausgehe über eine deutsch-russisch-österreichische Allianz.“ Die bedeutsame Mittheilung fährt fort wie folgt: „Die Befestigung freundschaftlicher Beziehungen der drei Kaiserreiche ist eine Etappe, aber kein Ziel, ebensowenig wie die Gründung des Norddeutschen Bundes als Ziel der deutschen Politik Bismarcks jemals hat gelten können. Es genügt diesen Vergleich auszudenken, um den umfassenden europäischen und doch deutschen Charakter der Politik des Reichskanzlers zu erkennen“*). Deutlich gesprochen heißt das nichts Anderes als: der Norddeutsche Bund war der Anfang zur Einverleibung der süddeutschen Staaten, und das jetzige kleindeutsche Reich ist der Anfang zur Einverleibung von Deutschösterreich; fertig ist unser Reich erst dann, wenn es ein Oester-

*) Aus Berlin. Allg. Zeitung vom 3. August 1872.

reich nicht mehr gibt, sondern höchstens ein vergrößertes Ungarn!

Wenn nun Se. Majestät der Kaiser Wilhelm am 16. Oktober 1871 versprochen hat, die öffentliche Meinung aller Länder von dem Freundschaftsbund zwischen dem deutschen Reich, Rußland und Oesterreich zweifellos zu überzeugen, und wenn es dem Kaiser damit sicher ehrlicher Ernst war, so steht es hingegen dem officiellen Organ des Fürsten Bismark schlecht an von „kurzsichtigen Beurtheilern oder böswilligen Stimmen" zu reden, die vielfach angedeutet hätten, „Deutschland könne wegen seiner innigen Beziehungen zu Rußland nicht in ein Freundschaftsverhältniß zu Oesterreich treten, oder das Einverständniß zwischen Deutschland und Oesterreich sei nur mit einer Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland denkbar." Sagt ja die „Provincial-Correspondenz" gleich darauf selber, erst jetzt — „jetzt sei die Gewißheit gewonnen, daß die nach beiden Seiten hin gleich aufrichtige und vertrauensvolle Haltung Deutschlands auch den Boden für eine Annäherung zwischen Oesterreich und Rußland geebnet habe."

Wie bekannt ist anfänglich bloß von einem Besuch des Kaisers von Oesterreich in Berlin, und zwar am Sedan-Tage, die Rede gewesen; erst später ist die Welt von der Nachricht überrascht worden, daß der russische Czar der Dritte von der Partie seyn werde. Die Besuchsreise des österreichischen Monarchen allein wäre allerdings politisch von sehr geringer Bedeutung gewesen; denn zwischen dem deutschen Reich und dem alten Kaiserstaat war ja zufolge der Versicherungen der Officiösen längst Alles im Reinen, und wußte die Welt schon ein ganzes Jahr lang, daß „die Eintracht beider Regierungen zu einer festen Stütze für den Frieden Europa's geworden, und die thatsächlichen Verhältnisse wie der persönliche Charakter der Herrscher diese Verheißung mit Bürgschaften umgeben, über deren Gewicht die öffentliche Meinung Europa's nicht im Zweifel seyn

kann"*). Höchstens hätte durch einen wiederholten Austausch von Kundgebungen constatirt werden können, daß man in Wien nicht verdrossen sei über die demonstrativen Herzlichkeiten, welche im Frühjahre zu Berlin und sonst zwischen Preußen und Italien ausgewechselt worden sind. Allein in dieser Beziehung bestand ebenfalls ohnehin kein Zweifel mehr; das liberale und magyarisirte Oesterreich ist ja mit Jedem gut Freund, der auf seinen Tod wartet und sich in seinen Nachlaß zu theilen gedenkt, also namentlich auch mit Italien. Richtig war daher auch eine Begegnung des Kaisers Franz Joseph mit Viktor Emmanuel schon angekündigt, ehe von der Berliner Partie die Rede war, und die Berliner Veröffentlichung der preußisch-italienischen Entente hatte in Wien nur den heißen Wunsch erregt, daß man doch auch mit dabei seyn könnte.

Fast will es aber scheinen, als ob Fürst Bismark diesen seinen italienischen Schatz als die erste Liebe ganz appart für sich haben wolle. Es ließe sich sonst nicht gut erklären, warum der italienische König nicht ebenfalls nach Berlin gegangen oder hier bloß pro forma eingeladen worden seyn sollte. Jedenfalls dürfte er es längst verlernt haben, da wo ein Vortheil für ihn herauszuschauen scheint, „die Gefühle Frankreichs" zu berücksichtigen, und kann darin der Grund seines Fernbleibens nicht gesucht werden. Wahrscheinlicher wäre schon die Annahme, daß die Geschäfte Italiens sogar besser in Abwesenheit als in Anwesenheit seines Monarchen besorgt zu werden versprechen, da sonst der Eine oder der andere der hohen Herren sich doch etwas apprehensiv erweisen könnte. Daß der Geist Italiens dennoch dabei seyn werde, hat man uns in Berlin schon im Frühjahr versprochen. Als im Sommer vorigen Jahres verlautete, daß Graf Beust eine Zusammenkunft zwischen den Herrschern der drei Mächte,

*) Die Provinzial-Correspondenz in der Allg. Zeitung vom 19. August 1871.

welche einst die heilige Allianz gebildet haben, in der persönlichen Absicht betreibe, um eine Vereinigung zu Gunsten seines italienischen Schützlings herbeizuführen*), da wäre Viktor Emmanuel auch nicht körperlich mit dabei gewesen; im Gegentheile hätte die äußerliche Aehnlichkeit dieser Conferenz mit der Erscheinung der heiligen Allianz gerade den Zweck gehabt die geheimen Absichten zu verdecken und den Kaiser wie die Conservativen Oesterreichs für das Projekt günstig zu stimmen.

Das Gute hätte die körperliche Repräsentanz Italiens bei der jetzt bevorstehenden Zusammenkunft allerdings gehabt, daß man sich dann in Berlin die Mühe hätte ersparen können mit Beschwichtigung aller der überflüssigen oder auch erheuchelten Besorgnisse, als wenn es sich bei der Begegnung zur Feier der Sedan-Tage um eine principielle Wiederherstellung der heiligen Allianz handeln könnte. Dazu fehlt freilich nicht weniger als Alles, nämlich die Grundsätze, die moralische Anschauung vom Staats- und Völkerrechte, mit Einem Worte das Bewußtseyn von der gottgewollten Gemeinsamkeit der Nationen. Allerdings ist jetzt Preußen an der Stelle Rußlands gewissermaßen in die Rolle eines europäischen Polizei-Commissärs eingetreten. Es denkt aber dabei ausschließlich nur an sich und an nichts weniger als an höhere Grundsätze, die Anderen thun naturgemäß das Gleiche und so könnte jeder Versuch zu einer Allianz im weitern Sinne nur eine unheilige Allianz der „politischen Heuchelei" zum Endresultate haben.

Um uns deutlicher zu machen, gestatte man uns ein Beispiel. Wir bewahren seit mehr als einem Jahre eine Nummer der Augsburger Allg. Zeitung (vom 25. Juni 1871) wegen zweier inspirirten Correspondenzen aus Berlin, die sie enthält. Die Eine dieser Mittheilungen erklärt in wuthentbrannten Ausdrücken den Krieg gegen Rom, wie er

*) Genfer Correspondenz vom 18. Juli 1871.

denn auch, nach dem Zeugnisse Fabri's, in Berlin oder Varzin eben damals beschlossen wurde. Die andere Correspondenz betrifft Frankreich und erklärt die „innere Zersetzung" Frankreichs als den wahren Zielpunkt der deutschen Politik. „Wie die Sachen heute stehen, ist es gleichgültig, ob Thiers, der blau-weiße, d. h. blau im politischen Herzen und weiß auf dem politischen Kopf, herrscht, oder Graf Chambord, oder Graf von Paris oder Lulu. Auf europäische Sympathien kann keiner von ihnen mehr Anspruch machen als die Bebel'sche Commune." Diesen Standpunkt bezeichnet der Correspondent als den der „moralischen Nichtintervention". Wir wollen nicht fragen, ob auch der Umsturz in Italien heute oder morgen im Lichte einer solchen Moral angesehen werden würde. Aber das aus humaneren Zeiten stammende Gefühl wird man uns zu Gute halten, daß die hier exemplificirte Gesinnungsrohheit an und für sich allianz-unfähig sei.

In der That hat man in der ersten Zeit nach dem siegreichen Krieg im Reichstag und sonst nicht anders vernommen, als daß das neue Deutschland hinfür keiner Allianz mehr bedürfe; daß es für sich allein stark genug sei und, nach Moltke's bekanntem Wort, die Macht habe auch den Anderen den Krieg zu verbieten. So pfiffen damals die Spatzen von den Dächern; und jetzt ist mindestens in jedem Jahr eine pompöse Monarchen-Begegnung erforderlich und jedesmal wird die Welt in Kenntniß gesetzt, daß es sich da um eine frisch gewonnene Garantie für Erhaltung des Weltfriedens handle. Sollte darin nicht vielmehr ein Beweis liegen, daß Herr von Gerlach recht gehabt hat, wenn er sagte: „Dieser isolirte Friede scheint keine Sicherheit zu bieten?" Jedenfalls ist bei diesem System von Besuchen, Gegenbesuchen und Conferenzen das Bestreben Preußens ganz augenscheinlich, sich aus einer Isolirung herauszuarbeiten und dagegen für die unabänderliche Isolirung Frankreichs alles Mögliche vorzukehren. So begreift sich auch das argusäugige Mißtrauen der inspirirten Organe, die sich schon entsetzen und für die Befestigung des

europäischen Friedens zittern bei der Angabe, daß Oesterreich — wie es auch Graf Beust im vorigen Jahre gethan — beruhigende Mittheilungen bezüglich der Drei-Kaiser-Begegnung an verschiedene Regierungen, unter Anderm auch an die französische, habe gelangen lassen. Sie fürchten eben den eigenen Schatten an der Wand.

Was will man nun in Berlin mit der bevorstehenden Conferenz und was wird man mit ihr erzielen? Ich glaube, es müßte vor Allem Eines feststehen, nämlich wessen Werk die Zusammenkunft eigentlich sei. Ist die Veranstaltung aus der persönlichen Initiative des deutschen Kaisers hervorgegangen, dann wird man gutthun, sich der Kabinetsnotiz zu erinnern, welche am 6. August v. Js. der Gasteiner-Reise von Wiesbaden aus vorangeschickt wurde: „Die bevorstehende Zusammenkunft der beiden Kaiser ist ein beredtes Zeugniß für die innigen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Fürsten und Ländern, eine sonstige politische Bedeutung hat dieselbe, wie wir ausdrücklich wiederholen, jedoch durchaus nicht.“ Daß dießmal Rußland mit dabei ist, würde an der Sache gar nichts ändern. Es wäre vielmehr begreiflich, wenn Kaiser Wilhelm, selbst in hohen Jahren stehend, sich mehr als je des politischen Testaments erinnerte, welches sein königlicher Vater den Söhnen hinterlassen hat: unverbrüchliches Zusammengehen Preußens mit Oesterreich und Rußland; und wenn er zu guter Letzt das Vermächtniß noch erfüllen wollte.

In der That scheinen die Andeutungen welche über die Vorgeschichte der Conferenz in die Oeffentlichkeit gekommen sind, ganz entschieden für die alleinige und persönliche Initiative Kaiser Wilhelms zu sprechen. Wie gesagt, war Anfangs bloß von dem österreichischen Besuch in Berlin die Rede und kam die Nachricht von der Theilnahme des Czaren ziemlich überraschend hintendrein. Unmittelbar vorher galt Rußland noch als „verstimmt“; der Czar, hieß es, werde heuer überhaupt nicht nach Deutschland kommen. Da die freundliche Sendung des Erzherzogs Wilhelm nach St. Peters-

[redacted]

burg in die Zwischenzeit fiel, so tauchte sogar die Annahme auf, das russische Eis sei nicht von preußischer sondern von österreichischer Seite, insbesondere durch den Graf Andrassy, gebrochen worden. Wenn es aber da eine Schwierigkeit zu lösen und ein Hinderniß zu beseitigen gab, so konnte dieß begreiflich nur durch den kaiserlichen Wirth und Niemand sonst geschehen. Sollte nun die neueste Angabe sich bestätigen, daß Fürst Bismark nicht zu der Conferenz nach Berlin kommen werde, weil er wieder seine Nerven habe und dem ärztlichen Arbeitsverbot unterliege, oder sollte sein Kommen unter diesem Vorwand auch nur eine Zeitlang wirklich zweifelhaft gewesen seyn: dann dürfte die vorangegangene Schwierigkeit ziemlich durchsichtig erscheinen. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß Kaiser Wilhelm selber nicht immer von Herzen bei der Politik seines Minister-„Großveziers" ist; warum sollte dieß bei dem russischen Selbstherrscher nicht in noch höherm Grade der Fall seyn?

Ist die Conferenz aber wirklich „eine Etappe" in der europäischen Politik Bismarks, dann gewinnt die Sache ein anderes Gesicht, obschon auch für diesen Fall feststeht, daß von einem Abschluß von Verträgen und Uebereinkünften — dann vielleicht erst recht — keine Rede seyn wird. Auch in Gastein ist nichts Dergleichen geschehen; man hat zwar an allen Ecken und Enden ausposaunt, daß bestimmte Abmachungen bestünden und daß auch Italien diesen Gasteiner „Abmachungen" beigetreten sei; es hat sich aber jetzt zur Evidenz herausgestellt, daß solche Abmachungen überall nicht existirten, und selbst aus dem vagen Beschluß wegen Berathungen über die Internationale ist bis zur Stunde nichts geworden.

Wäre die Berliner Begegnung eine Zwei-Kaiser-Zusammenkunft geblieben wie im vorigen Jahre, dann hätte man wenigstens glauben machen können, daß es mit der preußisch- (resp. deutsch-)österreichischen Allianz, wenn auch einer ungeschriebenen, seine Richtigkeit habe. So aber, nämlich bei einer Drei-Kaiser-Zusammenkunft, dürften selbst

„dilatorische Verhandlungen“ — die bekannte Erfindung mittelst welcher Fürst Bismarck den Franzosen-Kaiser in's Verderben geführt hat — auf große Anstände stoßen. Denn es ist nicht leicht möglich den entgegengesetztesten Interessen und Strebnissen zumal zu schmeicheln, und versucht man es, so werden sich jedenfalls nicht zwei gläubige Napoleone finden, sondern höchstens Einer. In der That deuten auch die am weitesten gehenden Vermuthungen nur auf eine sehr schmale und beschränkte Basis der Verhandlungen; im Grunde scheint einfach der Statusquo das Schlagwort der Conferenz bilden zu sollen: Statusquo zwischen Deutschland und Oesterreich, Statusquo zwischen dem Reich und Rußland, Statusquo zwischen Rußland und Oesterreich im Orient. Aber die Welt wird nicht an diesen Statusquo glauben, und während zwei sich vielleicht selber belügen, wird immer Einer der Betrogene seyn. Wir brauchen nicht zu sagen: welcher.

Instinktmäßig dekretirt die öffentliche Meinung als einen der wichtigsten Berathungsgegenstände der Conferenz die orientalische Frage. Ganz mit Recht; denn von nun an, wo die Alttürken soeben schmählich abgewirthschaftet haben und die Jungtürken mit den Machtmitteln des Staats um die Herrschaft ringen können, dürften sich die Geschicke der Türkei nicht mehr ruckweise sondern stoßweise erfüllen. Diesem Proceß kann Rußland allerdings mit großer Gemüthsruhe zuschauen, denn seine Vorbereitungen sind getroffen. Aber für einen Dritten hat der Statusquo in der Türkei einen ganz andern Sinn, und für den Fall, daß die Krisis brennend wird, ist mit der gedachten Verpflichtung zum Statusquo gar nichts gesagt, weder von Seite Rußlands noch von Seite Preußens.

Erst vor einem Vierteljahr ist die Frage in ihrer wahren Gestalt angeregt worden. Serbien, das südslavische Piemont, mit seinem Gelüsten nach der Festung und dem Gebiet von Zwornik hatte dem Fürsten Bismarck Anlaß zu einer Erklärung gegeben, die in Rußland sehr übel aufgenommen

wurde. Den Russen war überhaupt seit dem Frieden von Versailles die Vorstellung geläufig geworden, daß jetzt Rußland in die Stelle Frankreichs zu Preußen seit 1866 eingetreten sei, und daß der Lohn für die geleisteten Dienste Rußlands, trotz der berühmten Danksagungs-Depesche des Kaisers Wilhelm, nicht besser seyn werde als der von Napoleon empfangene. In dem Auftreten des preußischen Ministers gegen Serbien fand man jetzt den schlagendsten Beweis dieser Auffassung. Er schien constatiren zu wollen, daß Preußen, nachdem es den russischen Forderungen bezüglich des schwarzen Meeres durchgeholfen, nur seine Schuld der Dankbarkeit abgetragen habe und sich Rußland gegenüber für quitt halte; man werde daher im Orient ferner nicht mehr Hand in Hand mit Rußland gehen, vielmehr seien die Interessen Deutschlands in diesem Punkte gemeinsam und identisch mit denen der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Ob das wirklich so ist oder nicht: so lautet in Wahrheit die Frage, und aus ihrer vorläufigen Beantwortung durch den Fürsten Bismarck erklärt sich die, jetzt angeblich überwundene, Verstimmung Rußlands ohne Commentar. Die definitive Beantwortung kann wohl verschoben, der Antagonismus kann vertuscht werden, und einem solchen Verschieben und Vertuschen sieht in der That Alles gleich, was man bis jetzt von den Geschäften der Conferenz gehört hat. Das wäre aber ein theurer Preis, für den die Verwandlung der Zwei-Kaiser- in eine Drei-Kaiser-Begegnung erkauft worden wäre. Denn dann bekämen wir auch keine Antwort auf die Frage, welche augenscheinlich für Preußen selber das allerhöchste Interesse hat und der alleinige Grund seiner Bemühungen um die „nächsten Nachbarn Deutschlands" ist; ich meine die Frage, ob Frankreich für seinen eventuellen Rachekrieg einen Alliirten finden wird oder nicht. Auch diese Frage bliebe dann vertagt und somit wäre es mit dem Ruhm neuer Garantien für die Erhaltung des Weltfriedens abermals nichts.

Ueberhaupt ist und bleibt es heute so wahr wie vor

zwanzig Jahren, daß Europa seine feste und dauernde Neugestaltung erst durch die definitive Lösung im Orient erhalten wird. Bis dahin spart man am besten sein Geld für neue Landkarten.

Man könnte nun einwenden, Preußen brauche sich zur Zeit ja nicht gerade auf die Eine oder andere Seite zu schlagen; es könne auch das Zünglein an der Wage bilden und in schiedlicher Weise beiden Theilen befriedigende Aussichten eröffnen, für den Fall daß der Statusquo im Orient nicht mehr haltbar wäre. Denkt man aber diesen Gedanken recht aus, so wird man erst begreifen, warum der Statusquo und der absolute Stillstand die einzige Basis der Conferenz seyn könnte. Die Orientfrage ist nichteinmal mehr, was sie vor achtzehn Jahren war; sie ist aus einer kirchlich-politischen Frage von der schwierigsten Art eine der verwickeltsten Nationalitäten-Fragen geworden. Jeder will, was der Andere haben zu müssen behauptet. Durch die Herstellung des Dualismus und der Centralisation in Oesterreich ist der Knoten erst recht unlösbar geworden; denn Ungarn, der tonangebende Theil der Monarchie, steht nun auf demselben Standpunkt wie Rußland, insoferne es gleichfalls den Statusquo vertritt, weil und solange es die Türkei nicht zu seinem Vortheil zertrümmern zu können fürchtet, dieser Fall aber schon aus dem Grunde der verfehlten eigenen Staatsform nicht mehr denkbar ist.

Oesterreich steht unter der doppelten Polizei-Aufsicht des Panslavismus und des Pangermanismus. Das ist die wahre Lage, und das ist auch die ehrliche Meinung, womit der moderne Nationalstaat das Princip der Nichteinmischung proklamirt. Als man in Wien Miene machte den Forderungen Galiziens gerecht zu werden, da nahm Rußland eine drohende Haltung an; zwischen den Souverainen von Preußen und Rußland fand zu Ems, unmittelbar vor dem Kriegsausbruch, eine Zusammenkunft in Beiseyn der beiderseitigen Minister statt, und sogar der Minister Englands sah sich veranlaßt Oesterreich vor den dortigen Abmachungen zu warnen. Als

hinwieder in Wien ein Ministerium gebildet wurde, das den Deutschliberalen unangenehm war, und als dieses Ministerium die Versöhnung mit den Slaven durch den „böhmischen Ausgleich“ anstrebte, da nahm man in Berlin, vorderhand durch die Presse, eine drohende Haltung an, als wenn es sich in Oesterreich um die Unterdrückung des deutschen Elements handle, was sich das deutsche Reich nie und nimmermehr gefallen lassen werde. Aus leicht begreiflichen Gründen ist das „wahrhafte Oesterreicherthum“ in Berlin ebenso unleidlich wie in St. Petersburg.

In seiner bekannten Delegations=Rede vom 1. Juli 1871 hat der damalige Reichskanzler in Wien, Graf Beust, geäußert: „Was unser Verhältniß zu Rußland betrifft, so können für dasselbe unsere Beziehungen zu Deutschland schon insoferne nur von Vortheil seyn, als es nicht leicht ist, gegen den Freund des eigenen Freundes zum Feinde zu werden.“ Graf Beust spricht sodann von dem „mitteleuropäischen Bollwerk des Friedens“, dessen Errichtung er betreibe, und er fügt bei: „Es geschieht im Hinblick auf diese Betrachtung, daß ich die von mir im Ausschuß gesprochenen Worte, unsere Beziehungen nach jener Seite hin hätten sich nicht verschlimmert, dahin vermehre und ergänze, daß sie sich mit der Zeit zu entschieden guten gestalten werden.“

Man weist jetzt in Oesterreich und anderwärts auf jene Rede zurück als den Beweis, daß Graf Andrassy durch die Drei=Kaiser=Conferenz nur erndte, was sein Vorfahrer gesäet. Wir sind bis auf Weiteres der Meinung, daß keiner von beiden mit dem „charakteristischen Fernblick“ des Fürsten Bismark sich messen kann, und daß es im eigenen Interesse Oesterreichs zu bedauern wäre, wenn es unter den drei „Freunden“ der einzige wäre, der den andern nicht gründlich mißtraut.

Es ist sicher, daß eine ehrliche und principielle Einigung unter den drei Mächten den äußern Frieden Europa's unbedingt verbürgen würde. Die drei Mächte brauchten aber dann auch nicht drei Millionen Soldaten bei sich zu unter=

halten, und sie könnten, ja sie müßten ihren Völkern die immer höher steigenden Rüstungen ersparen. Das wäre ein unumstößlicher Beweis des gesicherten Friedens. Sonderbarer Weise treffen aber gerade mit der Berliner Conferenz überraschende Entdeckungen vom entschiedensten Gegentheil zusammen. Preußen verdoppelt seine Artillerie-Macht und glaubt nichteinmal die Bewilligung des Reichstags abwarten zu können. Von Oesterreich erfährt man, welche Befestigungen es in den Karpathen ausführen zu müssen glaube gegen eine „russische Invasion“. Daß Rußland nicht müßig ist, weiß man ohnehin, obschon dort die Zeitungen weniger schwatzhaft sind. In Summa, es ist immer noch wahr, was Graf Beust während des deutsch-französischen Krieges seufzend bekannt hat: „es gibt kein Europa mehr“, auch nicht das kleinste.

Unter diesen Umständen möchte man es für sehr wahrscheinlich halten, daß diejenigen in der That Recht haben, welche erwarten und behaupten, der Friede Europa's und dessen Bedingungen werde die Kaiser-Conferenz viel weniger beschäftigen als — der Krieg gegen die katholische Kirche. Daß Preußen im Namen des Reichs dringende Aufforderungen an Oesterreich gerichtet hat an diesem Kampfe als Bundesgenosse theilzunehmen ist bekannt, und Rußland ist natürlich unaufgefordert dabei. Bei der Conferenz sollen nun, so hört man, zwischen Deutschland und Oesterreich gemeinsame Maßregeln festgestellt werden gegen die „Ansprüche Roms“, speciell für den Fall der Wahl eines Nachfolgers für Papst Pius IX., damit der künftige Papst, wenn es überhaupt noch einen Papst geben darf — eine dem Protestantismus und dem Liberalismus, den alten und den neuen Schismatikern genehme Person sei. Bei solchen Verhandlungen würde Preußen als Proponent auftreten, Rußland, als Experte und alter Praktiker in Sachen der Katholiken-Verfolgung, mit „weisen Rathschlägen“ zur Seite stehen, Oesterreich aber die betreffenden Ordres entgegennehmen zum getreuen Vollzug.

Allerdings hätte dieser Feldzugs-Plan gegen die katho-

lische Kirche auch eine sehr namhafte Beziehung auf den „Weltfrieden". In Berlin scheint man in mehr als Einer Hinsicht zu besorgen, daß der Kampf gegen die Kirche nur dann gefahrlos und mit sicherm Erfolge geführt werden könne, wenn Oesterreich ernstlich mitthue. Zunächst ist es begreiflich, daß man es sehr unangenehm fände, wenn Oesterreich das schlechte Beispiel geben wollte, auch gegen die katholische Kirche und seine Katholiken gerecht zu seyn, wenn auch nur Schanden halber und erst nach seinen Protestanten, Juden und Heiden. Das könnte zu mißlichen Vergleichungen Anlaß geben, die vermieden werden müssen. Aber noch mehr. Da Frankreich jedenfalls nicht mitthun will und sogar die preußischen Zumuthungen bezüglich der Terrorisirung der nächsten Papstwahl rund abgeschlagen hat, so ist es um so wichtiger, daß Oesterreich durch solches schlechte Beispiel sich nicht verführen lasse. Es könnte sonst unvermerkt eine gewisse Gemeinsamkeit der Richtungen sich auswachsen, die dem nimmer ruhenden Mißtrauen der im Krieg gegen Rom Commandirenden unerträglich seyn müßte. Um solches Unheil zu verhüten, kann man mit den thunlichsten Gefälligkeiten um so freigebiger seyn, als von dem „mächtigen Nachbar" Oesterreich ohnehin auf ewige Zeiten nichts mehr zu besorgen seyn wird, wenn er in die Allianz eintritt zum Kampf gegen die katholische Kirche.

Wir haben uns oben zu sagen erlaubt: Oesterreich stehe unter der doppelten Polizei=Aufsicht des Panslavismus und des Pangermanismus. Nur in seinen Erinnerungen als katholische Macht war Habsburg bisher noch frei. Jetzt soll Oesterreich auch unter die Polizei=Aufsicht des freimaurerischen Protestantismus und des byzantinischen Schisma gestellt werden. In vierzehn Tagen wird man vielleicht errathen können, wie Kaiser Franz Joseph solche Zumuthungen aufgenommen hat. Er steht abermals vor einer wichtigen Entscheidung. In Villafranca hat er gesagt: „Ich bin ein deutscher Fürst." In Berlin wird er herausgefordert seyn zu sagen: „Ich bin auch ein katholischer Fürst."

XXIV.

Zur Geschichtsliteratur.

Archiv für die schweizerische Reformations-Geschichte.

Zweiter Band.

Die Histor.-polit. Blätter haben seiner Zeit gemeldet, daß der schweizerische Piusverein die Herausgabe eines Archivs beschlossen, welches die Urkunden und Quellenschriften der schweizerischen Reformation mittheilen und so die Bausteine zu einer aktenmäßigen Geschichte des 16. Jahrhunderts liefern soll. Mit Interesse wurde denn auch in diesen Blättern der erste Band begrüßt, welcher zum erstenmal die wichtige handschriftliche Chronik des Zeitgenossen Salat und viele bis jetzt unbenützte Schriftstücke über die Religionswirren in Solothurn, über das Bündniß des Königs Philipp II. mit den sechs katholischen Orten, über die Reformation in Genf, im Jura, in Bünden, die Religions-Disputation in Baden u. s. w. veröffentlichte.

Heute haben wir das Vergnügen mitzutheilen, daß der zweite Band dieses Archivs die Presse verlassen hat und bezüglich der Wichtigkeit seines Inhalts dem ersten Band nicht nur gleichkommt sondern vorgeht. Es ist in der That überraschend, eine solche Anzahl denkwürdiger Aktenstücke hier vorzufinden, welche bisher unbenützt im Staube der Archive moderten und die nun zum erstenmal in diplomatischer Vollständigkeit das Tageslicht erblicken.

Der zweite Band bringt 135 Schreiben der Päpste an die schweizerischen Orte aus dem 16. Jahrhundert. Dieselben sind im lateinischen Originaltext aus dem Luzerner Staatsarchiv enthoben und mit einem chronologischen Sachregister mitgetheilt durch Gf. Scherer-Boccard.

Ferner 349 handschriftliche Aktenstücke aus dem Kriegsjahr 1531. Dieselben bilden die amtliche Correspondenz der katholischen Orte unter sich und mit ihren Truppenführern und Gesandten; mit den evangelischen Orten und deren Truppenführern und Gesandten; mit den Gesandten der verbündeten und friedestiftenden Fürsten und Städte; mit dem Papste, dem Kaiser und den auswärtigen Fürsten u. s. w., und enthalten sogar mehrere Schreiben, welche die Katholischen im Lager der Zürcher am Schlachttage erbeutet haben. Von diesen Akten fallen 140 einzig in den Monat Oktober und 106 in den Monat November des J. 1531, also in die zwei Monate, in welchen die Schlachten zu Kappel und am Gubel und die Friedensverhandlungen vor sich gingen. In diesen Akten liegt die Geschichte jener denkwürdigen Zeit aufgeschlossen, wie sie sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde entwickelte. Diese unschätzbaren Handschriften wurden ebenfalls aus dem Luzerner Staatsarchiv enthoben und mit einem chronologischen Sachregister mitgetheilt durch Gf. Scherer-Boccard.

Der zweite Band veröffentlicht ferner: Ein Memorial der Regierung von Unterwalden über den bewaffneten Zug der Obwaldner gegen die Berner und die daherigen Verhandlungen de a. 1527 bis a. 1531 (aus dem Landesarchiv von Obwalden von a. 1534). — Die Vorrede zu einer Schrift des dazumaligen Zürcher'schen Rathsschreibers J. v. Grübt, aus dem Stiftsarchiv von Einsiedeln durch P. Gall Morel mitgetheilt. — Beiträge zur Geschichte der Glaubensspaltung und Landestheilung Appenzells von Landesarchivar Dr. Ruesch verfaßt. — Akten zur Reformation und Gegenreformation in den freien Aemtern (Aargau) von Dompropst Fiala mitgetheilt. — Beiträge zur Reformation Zurzach's durch Stiftspropst Huber

von Zurzach. — Berichte über auswärtige Quellen für die Reformations-Geschichte der Schweiz a) Venedig b) Rom, aus den hinterlassenen Schriften des Schultheiß Siegwart Müller enthoben. — Präliminarakten zu einem Schutzbündniß zwischen Papst Clemens VIII., Kaiser Karl V. und den sechs katholischen Orten, aus dem Luzerner Staatsarchiv mitgetheilt durch Gf. Scherer-Boccard.

Es ist eine banale Phrase, ein Werk mit der Bemerkung vorzuführen, daß die Anzeige des Inhalts zur Beurtheilung seiner Wichtigkeit genüge, und doch nehmen wir keinen Anstand diese Phrase auf dieses Archiv anzuwenden. Schon diese Inhaltsangabe constatirt, daß in Zukunft keine Geschichte der Reformation geschrieben werden kann ohne Studium und Benützung der hier veröffentlichten Akten, und daß daher diesem „Archiv für die schweizerische Reformations-Geschichte" eine bleibende Stelle in jeder historischen Bibliothek gesichert ist, welche auf Vollständigkeit ihrer Quellenwerke Anspruch machen will.

Wir schließen für heute diese kurze Meldung mit der Bemerkung, 1) daß dieser zweite Band auch deßwegen ein besonderes Interesse gewinnt, weil er gewissermaßen die Aktenstücke mittheilt, aus welchen Salat seine Reformations-Chronik geschöpft hat, und daß so der zweite Band gleichsam die pièces justificatives zum ersten Band enthält, und 2) daß fortan die landläufige Angabe, als habe Papst Clemens VIII. und der Kaiser die katholischen Orte zum Religionskriege von 1531 aufgehetzt, sich als eine Geschichtslüge herausstellt, indem aus den hier veröffentlichten Aktenstücken im Gegentheil unbestreitbar hervorgeht, daß die fünf katholischen Orte gegen den Willen des Papstes und des Kaisers im Jahre 1531 zum Schwert gegriffen und die beiden Schlachten gegen die Zürcher geschlagen haben.

[redacted]

XXV.

Erinnerung an Marie Görres.

Als Joseph Görres, dem Rufe eines hochherzigen Königs folgend, von Straßburg nach München übersiedelte, schrieb er bei seinem Eintritt in die Hauptstadt des bayerischen Landes: „Es ist nun das sechste oder siebente Leben, das ich neu anfange." Es war zum Glück das letzte, das er neu anzufangen hatte und das, an Dauer die vorausgehenden Phasen übertreffend, in ruhigem Glanze sich abschloß, wie der Abend eines reichbewegten aber auch reichgesegneten Tages. Freilich auch gerade am Vorabend des Orkans der heute noch nicht ausgetobt hat.

Daß man diese verschiedenen Lebensphasen des großen Mannes, der so mächtig in die Geschichte seiner Zeit eingegriffen, heute in der Gesammtheit seiner Schriften und Briefe übersehen, daß man sie in ihren Motiven und Uebergängen der Nachwelt besser erläutern kann, ist ein wesentliches Verdienst seiner Tochter, die ihrem Vater in der Herausgabe seiner gesammelten politischen Werke ein Denkmal gestiftet hat.

Sie hat aber auch selber einen guten Theil dieser merkwürdigen Phasen mit durcherlebt, indem sie ihrem Vater durch seine Wanderstationen, von Heidelberg nach Coblenz, von hier, aus dem Frieden des heimischen Hauses, in die

Verbannung nach Straßburg, in die Schweiz nach Aarau, von dort zurück wieder nach Straßburg folgte, um endlich, immer an der Seite des Vaters, eine feste Stätte und neue Heimath in München zu finden. Und diese Tochter hat, wie Abt Haneberg am Grabe der Heimgegangenen so zutreffend sich ausdrückte, nicht bloß äußerlich durch die Nothwendigkeit des Familienverbandes den Vater begleitet, sondern „mit Geist und Herz". „Von allen Geschwistern, darf man sagen, hat kein anderes mehr vom Geiste des großen Vaters empfangen als sie. Alle jene öffentlichen Angelegenheiten, die diesen weitumschauenden Geist beschäftigten, gingen auch an der Tochter nicht ohne Theilnahme vorüber; dieselben erhebenden Ideen, welche ihn bewegten, wirkten auch auf sie mit freudiger Erregung; mit derselben Energie, mit welcher er das was er als wahr erkannt hatte, liebte, und was dem erkannten Guten entgegenstand, haßte — hat auch sie das erkannte Gute geliebt und das Gegentheil verabscheut."

Mit einem Worte: Marie Görres war die ächte vollbürtige Tochter eines unvergleichlichen Vaters, die ächte Tochter des geistesgewaltigen Wächters und Streiters für Freiheit, Wahrheit und Recht, und es ist darum aus mehr als einem Grunde gerechtfertigt, daß wir der Heimgegangenen ein Blatt der Erinnerung weihen.

Marie Görres ist eine geborne Heidelbergerin, und das Frühroth der Romantik strahlte mit seinem goldenen Schein auf ihre Wiege. Es war die Zeit, da Görres an der Heidelberger Universität seine geistesblitzenden Vorträge hielt und im brüderlich regen Verein mit Achim von Arnim und Clemens Brentano an der Wiedererweckung unserer alten Nationalliteratur arbeitete (1806 — 1808). Vielleicht das Dauerndste und Tiefgreifendste, was die Romantik geschaffen, ist damals entstanden. Denn in jenen Tagen, in der untröstlichen Zeit, während das tausendjährige deutsche Reich zertrümmert wurde und die Nation, wie nie zuvor dringender, das Bedürfniß hatte ihrer selbst nicht zu vergessen,

wiesen die Romantiker, die Hüter der „Trösteinsamkeit" in dem allgemeinen Zerfall, auf das unzerstörliche deutsche Volksthum in Geschichte, Lied und Sage hin: in jenen Tagen trat „des Knaben Wunderhorn" mit seinen ewigen herzerfrischenden Volksweisen hervor, in jenen Tagen zog Görres die „deutschen Volksbücher" an's Licht empor — ein wahrer Labetrunk aus dem vergessenen Born kerndeutschen Wesens; und diesen befreienden Schriften folgten verwandte Forschungen aus dem Gebiete der Heldensage und des Märchens, der Geschichte und des Rechts auf dem Fuße — dem deutschen Volke zum Trost und zur rettenden Einkehr in sich selbst. Kurz, der versunkene Hort altdeutscher Herrlichkeit wurde damals von poetischen Sonntagskindern gehoben.

Und eben diese edlen Seiten der Romantik, das grundhaft patriotische Gefühl, der tiefreligiöse Zug, der Sinn für das Ideale, jene unverwüstliche Sehnsucht nach dem Ewigen und Unvergänglichen, die durch die schönsten Poesien der romantischen Schule geht, sie wurden auch das Erbtheil Mariens, des in Heidelberg gebornen Kindes von Görres.

Marie war das jüngste der drei Görres-Kinder, die im Alter um je drei Jahre auseinander standen. Sophie, die ältere Tochter (geb. 1802) war um sechs, Guido (geb. 1805) um drei Jahre älter als Marie, welche am 28. Juni 1808 das Licht der Welt erblickte und am Sonntage darauf getauft wurde.

Heiter lautet die Kunde, welche Görres über den jüngsten Ankömmling von Heidelberg aus an seine Schwiegermutter, Frau von Lasaulx, nach Coblenz erstattet. „Alles ist nach Wunsch gegangen bisher", meldet er am 3. Juli. „Heute ist Kindtaufe. Gevatter sind: die Mutter Gottes, Benedikte, Achim von Arnim, Creuzer und meine Mutter. Wache halten die Tröster der Benedikt und die zehn Landshuter Studenten. Für Benedikte (Schwägerin von Görres) steht Frau Creuzer ein und so wird das Kind heißen: M a r i a - Benedikta - Luise - Friederike - Theresia. Arnim kann

übrigens bei der Taufe nicht selbst zugegen seyn, weil er ein Fieber hat, das in ein Wechselfieber überzugehen droht *). Die Kinder laufen dem Kuchen schon durch alle Zimmer nach. Jetzt haben wir Exemplare von allen Qualitäten: einen Braunkopf, einen Blondkopf, und dieses Kind hat lange dunkle schwarze Haare und Augen."

Etwa drei Monate später heißt es im Bericht über die Kinder an die Großmutter: „Dem kleinen Thierchen schmeckt es auch alle Tage besser und es wächst aus allen Kleidern heraus. Für den Marlborough hat es eine besondere Liebhaberei und singt oft mit, wenn die Kätty ihm vorsingt, schläft aber, einmal gesättigt, wie ein Ratze, und schickt sich überhaupt gut, wenn es gleich sehr eigensinnig und kurz aufgebunden ist" **). Das „Kurzaufgebundene" scheint ihr für's Leben verblieben zu seyn.

Die kleine Heidelbergerin verlebte indeß nicht viel mehr als drei Monate ihres jungen Daseyns in der palatinischen Universitätsstadt am Neckar. Es hat wenig gefehlt, so wäre sie schon als Kind in's Bayrische verpflanzt worden. Denn Görres stand damals in Unterhandlungen mit Landshut, von wo ihm, wie er sagt, „feurige Briefe" mit dem Anbringen zur Uebersiedlung an die bayerische Universität zuflogen, und wohin um diese Zeit auch Savigny im Geleite von Brentano zog. Der Plan kam indeß nicht zur Ausführung, und im Oktober 1808 wanderte Görres mit seiner Familie von Heidelberg wieder an den Rhein, in seine Vaterstadt Coblenz zurück.

Marie wuchs hier auf in der vollen Ungezwungenheit, die im Görreshause herrschend war. In den Familienbriefen findet sich da und dort ein Zuspruch des Vaters an die ältere Tochter aus etwas späterer Zeit; darin heißt es:

---

*) Arnim vergaß sein Pathchen nicht und läßt es, nach erfolgter Trennung, in seinen schönen Briefen an Görres fleißig grüßen.

**) S. Familienbriefe, herausg. von Marie Görres, S. 507, 509.

„Man muß überhaupt das Leben frisch und kurzweg nehmen, und es auf seinen eigenen Füßen und nicht in der Sänfte tragen.“ Ein andermal: „Das Leben lehrt besser als Wort und Buch, und mit der Noth macht man so wenig Umstände, wie sie selber mit uns.“ Im Geist dieser Maximen wurde die Erziehung geleitet, die dem Wesen Marie's nicht zum Uebel ausschlug. Schon als Kind war sie abgehärtet; nichts von Wehleidigkeit oder Furcht. Noch im Alter ergötzte sie sich an der Erinnerung, wie sie als kleines Mädchen im grimmigsten Winter — bei 20 und mehr Grad Kälte im leichten Kleid ohne Mantel — seelenvergnügt den schlittschuhlaufenden Knaben von Coblenz zugesehen und stundenlang selber mitgetummelt habe. Wild, ungeberdig, trutzig: das war der Charakter ihrer Kindheit.

Mit diesem derbfrischen, strammen, kurzangebundenen Wesen entwickelte sich aber schon frühzeitig auch das starke Gefühl, das ihr innewohnte und das sich in ungestümer Lebhaftigkeit gegen ihre Lieblinge kundgab, so daß sie — wie später ihre ältere Freundin, Frau Rath Schlosser, einmal äußerte — an Personen, denen sie zugethan war, mit „wärmerer Liebe hing, als Kinder ihres damaligen Alters pflegen.“

In den Briefen, die Görres aus der Fremde nach Hause schrieb, heißt sie „die kleine Schnipp“, und die Grüße an sie sind bezeichnend. Er sieht sie von der Ferne aus „die Gesichter schneiden, die sie macht, wenn sie den Gruß erhält.“ Ein andermal bekömmt sie, statt eines Grußes, „einen Schneller vor die Stumpfnase.“ „Die kleine Schnipp soll wohl bleiben und gedeihen“, heißt es dann wieder *). Und sie gedieh geistig wie körperlich vortrefflich.

Ein festliches Ereigniß in der Kinderstube war das Erscheinen der ersten Kinder- und Volksmärchen, welche die Brüder Grimm dem Coblenzer Freunde selber in's Haus schickten (1812). Das war eine neue Welt, und diese neue Welt

*) Familienbriefe S. 94, 130, 160.

verbreitete Freude und Aufregung bei Jung und Alt. In einem Briefe vom 27. Januar 1813 berichtet Görres darüber an Jakob Grimm, mit eigenem Beifall den Eindruck schildernd, den die so lange unbeachteten Schätze auf die frisch empfängliche Kinderwelt hervorbrachten. Darin kommt folgende reizende Stelle vor:

„Die Kindermärchen, von meinen Kindern mit Verlangen erwartet, sind seither ihnen nicht aus den Händen zu bringen. Mein jüngstes Mädchen, Arnim's Pathchen, weiß schon viele der Erzählungen und besonders die mit Reimen zu erzählen. Mein älteres hat sie schon in die Stadt unter die Kinder gebracht, und schon drei Tage nach der Ankunft des Buches kam ein Bube, um das Buch wo vom Blutwürstchen und Bratwürstchen stände, zu leihen. Abends mußte meine Frau immer sieben vorlesen, und nach dem Eindruck zu urtheilen, und der immer anhaltenden Aufmerksamkeit, hat sich Alles, wie auch natürlich, gar wohl bewährt." — „Sie haben", setzt Görres hinzu, „Ihren Zweck vollkommen wohl erreicht und in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken seyn wird."

Dann kamen die großen und bewegten Tage des Befreiungskrieges, die epochemachende Zeit des Rheinischen Merkur, wo das Görreshaus in Coblenz ein Centralpunkt der nationalen Bewegung war und Männer wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau dort aus- und eingingen. Dieser Zeit gedachte Marie Görres noch in alten Tagen mit freudig stolzer Sympathie, und als ein Zeugniß jener Tage bewahrte sie selbst in München noch mit zäher Beharrlichkeit einige alten Möbel in ihrem Gemach, welche niemals überzogen werden durften. So lange sie lebte, sollten die Sitze, auf denen ein Stein und Gneisenau geruht, unangetastet bleiben!

Schon früh nahm indeß für die Familie die Zeit der sorglosen Stätigkeit ein Ende, und weit ernstere Tage brachen an. Die finstere Zeit der Reaktion und der politischen Verfolgung nach den Befreiungskriegen warf ihre tiefsten Schatten

gerade in das Görreshaus zu Coblenz. Der streitbare Herausgeber des Rheinischen Merkur war durch seinen Freimuth, durch die „erschreckende Wahrheit“ seiner Worte mißliebig geworden und endlich genöthigt, sich der brutalen Gewalt und Polizeiwillkür Preußens durch die Flucht zu entziehen. Er ging nach Straßburg, während seine Frau einstweilen in Coblenz noch ausharrte und beflissen war, durch Vorstellungen und Eingaben an den König dem Verfolgten zu seinem Recht, wenigstens zu seinem gesetzlichen Richter zu verhelfen. Ueber Jahr und Tag mußten die Kinder, wie die Mutter in ihren eindringlichen Vorstellungen an den König klagte, „der Aufsicht und Sorge ihres Vaters entbehren“; über Jahr und Tag war sie bemüht „ihren Kindern ihr Vaterland und sie ihrem Vaterland zu erhalten.“ Erst nachdem die muthige Frau alle Mittel erschöpft sah und keine Besserung der Lage zu erwarten stand, da griff auch sie „mit dem Schmerz einer tief gekränkten, auf's Aeußerste getriebenen Gattin und Mutter“ zum Wanderstab, um ihrem Manne in die Verbannung nachzufolgen. Sie nahm — so schreibt sie dem preußischen Staatskanzler — ihre Kinder an die Hand, um bei denen, die wir sonst unsere Feinde nennen, das Loos des Gatten zu theilen und dort den Schutz der Gesetze zu finden, der ihm im Vaterland nicht werden konnte*).

Die Eindrücke dieser aufregenden Tage prägten sich auch in den Herzen der heranreifenden Kinder fest und blieben zumal in dem Gemüthe der damals zwölfjährigen jüngsten Tochter tief unverwischbar haften. Wie hätte auch der Druck sich nicht scharf abprägen sollen? Das eiserne Siegel wurde in das Wachs gedrückt, als es am wärmsten war.

Das Alles aber wurde von Allen ohne viel Klagen und Zagen hingenommen. Das Gottvertrauen, das Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache: das war es, was Görres und die Seinigen in der Trennung aufrecht hielt und

*) Vergl. Ges. politische Schriften Bd. IV. 605, 606, 608, 611.

stark genug machte, das zähe Ungemach mit gutem Muth zu tragen. Görres handelte damals nach dem Spruche: „wenn die Ruhe schimpflich ist, darf man die Unruhe nicht scheuen"*), und die Seinigen lebten sich in seine Denkweise hinein. Man findet in den Briefen dieser Zeit so gar nichts von Jammer, von weichmüthigen Klagen und Seufzern, die doch so begreiflich und verzeihlich gewesen; im Gegentheil, allzeit nur Unerschrockenheit, mannhafte Widerstandskraft und dabei ein so frischmuthiges Erfassen der neuen Verhältnisse, daß es eine Freude ist, so stahlkräftigen Naturen in's Herz zu sehen. „Sorgt ihr nur, daß nichts an euch kömmt, und habt keine Sorge um mich, denn ich bin gefeyt." „Haltet euch nur frisch auf und wohl und munter wie ich; Gott befohlen!" „Wenn man thut, was recht ist, findet sich das Uebrige wohl schon dazu." So lauten, in immer neuen Variationen, die Zurufe des Verbannten an die Seinigen in der Heimath, an denen er mit ganzer Zärtlichkeit hing. Denn das sei die einzige verwundbare Stelle, die er habe, setzt er hinzu: „Wenn euch etwas widerführe, dann käme ich über Berg und Thal gelaufen, und sie könnten eben mit mir nachher machen, was sie wollten. Das Andere verschlägt mir wenig" **).

Da mußte wohl auch das junge Geschlecht in demselben Geist der Herzhaftigkeit nachwachsen — und diese Feuertaufe hat bei keinem nachhaltiger gewirkt, als bei dem jüngsten Kind, bei Marie Görres. Zeiten der Kränkung und rechtslosen Druckes sind für die Entwicklung eines kräftig angelegten Charakters nur fruchtbar und stärkend: das zeigte sich gerade bei ihr. Denn Herzhaftigkeit und Geistesstärke bildeten einen Grundzug ihres Charakters. Das heitere Lob, das Görres seiner Frau in diesen schweren Probetagen ausstellte, vererbte sich am allermeisten auf diese Tochter: „Wie

*) Familienbriefe S. 99.

**) Familienbriefe S. 100, 110, 142, 145, 192 u. a

den Advokaten= und Doktorsweibern, sagt er, etwas von den Formen und Recepten, und den Pfarrerinen etwas von der Salbung ihrer Männer hängen bleibt, so hast du dir auch das Nöthige von Muth und kaltem Blut zu solchen Dingen erworben, was dann sehr lobenswürdig ist, und weßwegen du mit Recht auf dem Merkur die eine Urne der Mosel hältst" *).

Im Herbst 1820 kam Frau Görres mit den drei Kindern nach Straßburg, um ihren Mann von dort zunächst in die Schweiz nach Aarau zu begleiten, wo sie das Jahr 1821 bis zum Spätherbst verbrachten, dann aber mit ihm wieder rheinabwärts zu ziehen und für längere Zeit in Straßburg Wohnung zu nehmen.

Von dem zehnmonatlichen Schweizer Aufenthalt bewahrte Fräulein Marie noch manche freundliche Erinnerungen. Sie wohnten im Hause des Bürgermeisters Fetzer, wo sie wohl aufgehoben waren. In Aarau lebten damals, ebenfalls flüchtig und an der dortigen Kantonsschule thätig, Follen und Steingaß, mit denen sich ein geselliger Verkehr ergab und von denen der letztere drei Jahre später, zum Professor der Geschichte in Frankfurt ernannt, Görres' älteste Tochter Sophie als seine Gattin heimführte. Der treffliche Stadtpfarrer Vock in Aarau, nachmals Canonicus und Domdechant in Solothurn, wurde der Freund des Hauses, und besonders auch Mariens, an deren originellem Wesen und schlagfertiger Lebendigkeit er seine Freude hatte. Er wußte sie gar oft und leicht in eine Wortfehde zu verwickeln, zumal wenn es sich um eine Vergleichung der Vorzüge des Rheinlandes und der Schweiz handelte. Die junge Rheinländerin hielt dann mit glühender Tapferkeit die Ehre ihrer Heimath aufrecht und behauptete in solchen Augenblicken kühnlich, in Aarau sei das Leben dagegen so still und gleichförmig, daß da nicht bloß, gemäß dem Sprichwort, jeder Tag seine Plage, sondern „alle Tage

*) Familienbriefe S. 101.

die nämliche Plage hätten." In den nach Straßburg gerichteten Briefen nennt er sie scherzend seine kleine „Todfeindin". Marie war übrigens die einzige in der Familie, der das scharfe Klima nichts anhaben konnte, während alle andern den Wechsel büßen mußten.

Auch Laßberg und die Fürstin von Fürstenberg weilten in der Nähe, und verkehrten häufig mit Görres. Die leidende Fürstin, die zu Baden im Aargau während des Sommers die Kur gebrauchte und schon ein Jahr darauf starb, hatte großen Gefallen an der Familie und bewahrte ihr auch nach dem Weggang dankbare Anhänglichkeit, wie Laßberg am 18. Januar 1822 aus Aarau meldet: „Noch stets spricht die vortreffliche Frau, welche eine wahre Fürstin der Frauen ist, von Ihnen und den Ihrigen mit dankbarer Empfindung über die Theilnahme, welche Sie ihr zeigten, und gibt mir eine Menge herzlicher Grüße an Sie auf." Zum Abschied aber schreibt er den nach Straßburg Zurückkehrenden: „Leben Sie wohl, Sie und alle die Ihrigen, die ich alle zusammen von Herzen grüße und Ihnen tausendmal Glück wünsche; aber was ist Glück? Ich denke: wahr seyn, und treu und gerecht. Nun, das sind Sie ja wol von je gewesen. Vale."

Ungleich tiefere Eindrücke, als das kurze Aarauer Intermezzo, hinterließ, wie begreiflich, der sechsjährige Aufenthalt in Straßburg. Hier, in den Mauern der „wunderschönen Stadt", verlebte sie die schönsten Jahre der Jugend, und sie verlebte sie mit allem Glück freier Unbefangenheit, schwärmerischer Mädchen-Freundschaft, kinderseliger Gottesliebe.

Die Straßburger Periode war die Zeit ihrer vollen religiösen Entwicklung, die zu der frühzeitigen Verstandesentwicklung das regulirende Gegengewicht fügte. Eine Volksmission scheint dazu den Grund gelegt zu haben. Den Haupteinfluß aber hat in dieser Richtung Liebermann, der Freund ihres Vaters, auf sie ausgeübt; er hat ihr die bestimmt religiöse Richtung gegeben und ihre junge Seele mit dem frommen Enthusiasmus erfüllt, mit dem sie an allem

kirchlichen Leben daselbst so lebendigen Antheil nahm. Das Wahrzeichen der Stadt, das himmelanstrebende Meisterwerk Erwins von Steinbach, wurde der Zielpunkt ihrer liebsten und häufigsten Gänge und behielt für ihr Gemüthsleben eine Anziehungskraft, die auch noch in der Ferne ihren Zauber nicht verlor. Sie vergaß es nicht, daß sie im Münster zu Straßburg zur ersten heiligen Communion gegangen, daß sie dort das Sakrament der Firmung empfangen, wie auch im selben Münster ihre Schwester Sophie getraut worden ist. Und wenn später eine ihrer Straßburger Freundinen sie an diese glücklichen Jahre zurück erinnern wollte, so sprach sie von dem freundlichen Hause am Wall (wo Görres gewohnt) und von den gemeinsam verlebten seligen Stunden im Münster.

Dieser fromme Sinn prägte sich in ihrem Umgang aus, ohne die heitere Freiheit der Jugend zu beeinträchtigen. Ein Charakter wie der ihrige mußte unter ihren Altersgenossinen dominiren, aber diese hingen an ihr mit schwärmerischer Freundschaft und blickten bewundernd auf zu dem „liebsten und besten der Marienkinder.“ Sie hieß bei ihren Freundinen auch „die Großgläubige“, und eine dieser Jugendfreundinen, die ihr die liebevolle Anhänglichkeit lebenslang bewahrte, schrieb nachmals, in einem Rückblick aus viel späterer Zeit, an sie: „Du, meine Liebe, warst früh stark in der Hingebung und dem Gehorsam in Gottes Willen und in der Selbstverläugnung, und ich fühlte tief meine größere Schwäche, meine Zerstreutheit und Befangenheit durch's Irdische.“

Aber auch Andere nahmen mit Wohlgefallen die gleichmäßig schöne Entfaltung ihres Geistes wie ihres charaktervollen Wesens wahr. Vor allem diejenigen die als Zeugen und als Mitförderer der großartigen literarischen Wirksamkeit des Vaters Görres dem Hause näher traten und dabei Gelegenheit hatten, den frommen Eifer wie die theologische Streitbarkeit der aufgeweckten Tochter kennen zu lernen. Stadtpfarrer Bock in Aarau hörte mit Freuden aus den

Berichten von Brentano und Räß, daß seine kleine „Tod-feindin" in Straßburg mit den Jahren so gottgefällig sich entfaltet habe: „an Geist und Herz großgewachsen und die Lehrerin der geistlichen Herrn." Das letztere war auf ihre Disputirlust gemünzt, die schon damals munter ihre jugendlichen Schwingen regte. Namentlich führte sie auch mit ihrem Bruder Guido gern religiöse Dispute, und der schalkhafte Bruder lockte sie nicht selten durch absichtliche Opposition zur vollen Entfaltung ihrer überlegenen Verstandeskraft, um das wehrhafte Rüstzeug ihrer Argumente sich selber zu nutze zu machen und nachher gegen Andere in's Feuer zu führen. Liebermann wollte in der „herzguten Marie" sogar das Zeug und den Beruf zu einer barmherzigen Schwester sehen *), und leicht möglich, daß sie, wäre sie länger in Straßburg geblieben, am Ende den Schleier genommen und ihr Leben in einem Kloster beschlossen hätte.

Gewiß ist, daß der Aufenthalt in Straßburg die Zeit ihres reinsten Jugendglücks umschließt. „Sechs Jahre Aufenthalt an einem Orte", schrieb Görres, als es zum Scheiden kam, „ziehen Fäden, die man nicht sieht und nicht nennen noch zählen kann, die aber nichts destoweniger da sind und halten." Und für die Tochter waren es sechs Jahre der schönsten und lieblichsten Lebensperiode. Was Wunder, wenn der Name Straßburg ihr gefeit blieb, wenn die Erinnerung an das Straßburger Münster sie auch im Alter noch anmuthete wie trauter liebbekannter Glockenklang aus weiter Ferne!

II.

Es kam der königliche Ruf König Ludwigs I. von Bayern, und Görres siedelte mit seiner Familie „aus dem

*) Wenigstens schrieb er einige Zeit später an Görres: „Wenn ich mir ein solches Ideal (einer barmherzigen Schwester) bilde und dasselbe noch dazu in München suche, so kömmt mir ganz natürlich unsere liebe Marie vor die Augen."

gelobten Lande, wo zwar nicht Milch und Honig, aber genug Wässerlein fließen"*), im Herbst 1827 nach München über, der letzten und friedlichsten Station auf seiner Weltfahrt, von der er auf dem Sterbebette selber äußerte, es sei eine stürmische Fahrt gewesen, gleich jener des Dulders Ulysses.

Die Tochter fand sich in den Wechsel mit der geschmeidigen Elasticität der Jugend; physisch aber machte sich dieser Wechsel an ihr zuerst bemerklich. Denn sie mußte bald nach der Ankunft in München ihren „Einstand geben", indem sie den Winter über eine Acclimatisations-Krankheit durchzumachen hatte. Nachdem sie aber einmal den Naturmächten diesen Tribut entrichtet und, wie der Vater an die ältere Tochter meldet, sich „eine neue bayrische Haut angeschafft" hatte, fühlte sie sich schnell heimisch und bodenständig. Land und Volk in dem neuen Vaterland wurden ihr lieb und werth, und München ist ihr, nach dem nomadischen Leben der Exilsjahre, zur eigentlichen Heimath geworden, in der sie feste Wurzel faßte. Sie war und blieb Rheinländerin, aber das kernhafte Wesen des bayrischen Stammes sagte ihrem eigenen Wesen zu, die Grundfestigkeit seines religiösen und patriotischen Sinnes heimelte sie an, und an dem „angebornen Mutterwitz der bajuwarischen Nation" hatte sie, die selber dessen ein gutes Theil für's Leben mitbekommen, vollends ihre Freude.

Sie zählte bei der Ankunft zwanzig Jahre, und diejenigen welche sich dieser Zeit erinnern, sagen, sie sei hübsch und blühend gewesen, von Gestalt klein und zierlich, ein rundes Gesichtchen mit rothen Wangen und lebhaften Augen, die hell und froh in die Welt hineinblickten.

Und nun begann jene letzte glanzreiche, in ihren Wirkungen so weithin ausstrahlende Ehrenzeit des großen geistesmächtigen Mannes, die, über zwei Jahrzehnte während, auch in dem Leben der Tochter den denkwürdigsten Abschnitt um-

*) Familienbriefe S. 285; vergl. S. 277.

spannte. In diesen Tagen des Glanzes war das gastliche Haus ihres Vaters einer der geistigen Mittelpunkte in der aufblühenden Residenzstadt an der Isar, wo unter dem mächtig belebenden Impulse des fürstlichen Mäcenas ein freudiges Leben in allen Zweigen des geistigen Schaffens trieb und sproßte. Wie in den Befreiungsjahren das Görreshaus zu Coblenz ein Herd der patriotischen Bewegung gewesen, so wurde das Görreshaus in München jetzt ein Sammelplatz der gesinnungsvollsten Männer in Kirche und Staat, ein Wallfahrtsort der meisten in Wissenschaft und Kunst hervorragenden Namen. Besonders die Sonntag-Abende leben noch bei Vielen in freundlicher Erinnerung fort: da war offenes Haus und jeder Besuch willkommen. Man konnte bei solcher Gelegenheit an der Tafel, an der eine patriarchalische Gemüthlichkeit herrschte, fast alle Sprachen Europa's vernehmen. So traf Ludwig Clarus (Volk) dort einmal an einem Abend ein paar vom Sinai kommende Franzosen mit Italienern, Nordamerikanern und Engländern, denen Görres auf alle Anreden in ihrer Muttersprache antwortete*). Auch Böhmer redet mit sehnsüchtiger Erinnerung von dieser Zeit und den sommerlichen Gartengesprächen im Görreshaus.

Und mitten in diesem anregenden und angeregten Kreise bewegte sich die kenntnißreiche und geniale Tochter, mit der sprudelnden Lebendigkeit ihres Naturells, frisch und ungezwungen wie in ihrem Elemente. Hr. Abt Haneberg, der nunmehrige Bischof Bonifacius von Speyer, äußerte sich als Zeuge jener Tage: „Man darf sagen, daß selten ein in der katholischen Welt durch Wissenschaft oder Stellung bedeutender Mann hier durchkam, ohne Görres zu besuchen; und von diesen Vielen, die den einen oder andern Abend im schönen Kreise der Familie Görres verbrachten, hat wohl keiner die Tochter des verehrten Mannes vergessen, die, manchmal fast heraustretend aus den Schranken weiblicher

*) Simeon von L. Clarus, I. 313.

[redacted]

Anmuth, doch stets mit besonnener Haltung, fast in jeder Frage ein gutes Wort mitzureden verstand."

Ja, sie verstand allezeit ein gutes Wort mitzureden, schnell besonnen, grad und frank, ebenso streit- wie schlagfertig, und wo sie einmal in ein Wortgefecht sich eingelassen, da stand und stritt sie mit der Energie der feurigen Ueberzeugung. Es war der Lebensdrang einer außerordentlichen Geisteskraft, was in ihr pulsirte; es war die geniale Regsamkeit eines unter den Eindrücken der Verfolgung gestählten, frühzeitig den höchsten Interessen zugewendeten Gemüthes, was die ihrem Vater geist- und herzverwandte Tochter in so ungewöhnlicher Weise an den erregenden Fragen in Staat und Kirche theilnehmen ließ.

Mit derselben genialen Regsamkeit folgte sie auch der literarischen Bewegung, die von ihrem Hause in so befruchtender Weise ausging, und ihre Antheilnahme an derselben war nicht immer nur eine passive. Das Verhältniß zu ihrem Vater, wie auch zu ihrem Bruder, war das Schönste und Zarteste, was man sich denken konnte. Der alte Görres hatte großes Vertrauen zu der Geistesfreiheit seiner Tochter, und was er vornahm und literarisch schuf, liebte er mit ihr durchzusprechen; in seinen spätern Lebensjahren hat er kaum eine Abhandlung geschrieben, die er ihr nicht zur Durchsicht gegeben oder vorgelesen hätte. Der große Kirchenlehrer Hieronymus sagte von seiner geistlichen Tochter Marcella: „Was sich in mir durch langjähriges Studium von Kenntnissen angesammelt hatte, und was durch unausgesetzte Meditation mir in Fleisch und Blut übergegangen war, das hat sie gekostet, gelernt und sich zu eigen gemacht." Dieses Wort konnte der alte Görres in gewissem Sinne auf seine Tochter anwenden.

Ein ähnliches Verhältniß bestand zu ihrem Bruder, an dem sie mit schwesterlicher Innigkeit hing und dem sie bei seinen vielfachen schriftstellerischen Unternehmungen treulich zur Seite stand, rathend und kritisirend, spornend und helfend.

Unter ihren Augen und ihrem anregenden Beifall entstanden seine periodischen Schriftwerke: der „Festkalender", im Freundeskreise scherzhaft als das „beliebte Königsmehl" bekannt*), das gehaltvolle „Deutsche Hausbuch", und Anderes. Das Jahr 1837, mit dem berühmten Kölner Kirchenstreit, drängte dann den Dichter auf die publicistische Laufbahn, und auch hier war der Einfluß der Schwester ein wenig im Spiel. Sie hat es einmal selbst erzählt, wie ihr Bruder Publicist geworden. Es war an einem Sonntag des genannten (oder des nächstfolgenden) Jahres, wo Guido gewöhnlich nach der Kirche noch Besuche machte. Er kam von einem Besuch bei dem in München weilenden Regierungsrath Brüggemann, der im Gespräch die Aeußerung hatte fallen lassen, daß der Erzbischof Clemens August von Köln dem Staate gegenüber in Sachen der gemischten Ehen ein Versprechen gegeben habe, das er nun hinterher nicht halten wolle. Von dieser Anschuldigung erzählte Guido zu Hause. Da fuhr seine Schwester voll Entrüstung auf: „Diesen Menschen sei viel erlaubt, aber daß man ehrlichen Leuten auch noch ihren guten Namen antaste, das gehe zu weit! Wie er nur ein solches Gerede gläubig und ohne Widerspruch habe hinnehmen können?" Guido war eine empfängliche edle Natur und das Wort der klugen Schwester hatte allezeit Gewicht bei ihm. Er trug die Sache mit Schweigen. Nach einiger Zeit erschienen in einer bayerischen Zeitung eine Folge schöner Artikel über die Kölner Kirchensache, „vom Fuße der Alpen" datirt, welche dem Fräulein so wohlgefielen, daß sie mehrmals äußerte, sie möchte doch wissen, wer diese Artikel geschrieben haben könne. Da sagte ihr der bei Tisch anwesende Professor Phillips: „Sie können Ihrem Bruder die Hand dafür küssen — da sitzt der Verfasser." Dieß war der Anfang von Guido's publicistischer Laufbahn.

---

*) S. Familienbriefe S. 358, 376, 380, 382, 391. — Der Scherzname rührt von Windischmann.

Bald darauf traten die „Histor.=polit. Blätter“ in's Leben. An der Gründung derselben, zu der hauptsächlich Jarcke und Phillips den Anstoß gegeben, hatte Fräulein Görres keinen direkten Antheil, wohl aber indirekt durch Zureden, da Guido einige Bedenken hatte, die vornehmlich darin gründeten, daß seine Freiheit und Reiselust durch die Redaktionsthätigkeit eine Beschränkung zu erleiden drohte. Marie Görres übernahm mit schwesterlicher Bereitwilligkeit die Correktur der neuen Zeitschrift, und Guido blieb durch dieses Auskunftsmittel in seinen Wanderfahrten auch ferner ziemlich unbehindert. Nur wenn der reiselustige Bruder es in diesem Hang zum „immer weiter schweifen“ einmal gar zu arg trieb, dann kam wohl zur guten Stunde dem Fahrenden ein Mahnruf oder literarischer Auftrag nachgeflogen, kurz und munter, in dem scherzhaften Ton gehalten, der im ganzen Hause üblich war — und der Ruf der gestrengen „Redaktrice“, wie Guido sie zuweilen nannte, verhallte nicht ungehört.

Die Buchdruckerkunst befand sich damals in München noch auf einem ziemlich niedern Standpunkt*), und die neue Beschäftigung hatte darum für das Fräulein allerlei unerwartete Nöthen im Gefolge, über die nur ein resoluter Humor hinweghalf. Daran gebrach es ihr nicht, und gutmüthig ließ sie die Neckereien über sich ergehen, wenn die Kobolde des Setzerkastens ihr durch tückische Druckfehler oder andere kühne Absonderlichkeiten einen Streich spielten. Böhmer, der vieljährige Freund des Hauses, nannte solche Druckfehler in heiterer Laune ihre „geheime Correspondenz“, indem er behauptete, dieselben seien nur geheime Lebenszeichen, die sie den Freunden in der Ferne gebe. Später aber, bei

*) Die Giesser'sche Druckerei, in der die Zeitschrift ihren Anfang nahm, war in einem kleinen Häuschen, das seitdem von dem „Bayrischen Hof“ verschlungen ward.

einem Besuch in München, wo er täglicher Zeuge ihrer Thätigkeit wurde, brachte ihn die Betheiligung an dieser Correkturarbeit selber in ergötzliches Gedränge, und dieser Stunden gedenkend, sandte er ihr auf Weihnachten den „kleinen Adelung" (Adelungs Kleines Wörterbuch) „als scherzhafte Erinnerung", wie er launig sagt, „an unsere gemeinschaftlichen Correkturarbeiten im Herbste 1851, bei denen meine Weisheit versagte, weil ich kein Buch hatte, aus dem ich schöpfen konnte."

Guido Görres hielt große Stücke auf das Urtheil seiner Schwester auch in politischen Dingen; er hörte sie gerne an und in manchem strittigen Punkte war ihre Ansicht ausschlaggebend. Sie weckte und trieb manchen guten Gedanken in ihm zur Entwicklung, und wenn er, wie ein Freund ihm nachgerühmt, „in den letzten bösen Jahren so fest und ungescheut das Schlechte strafte und dem Rechten die Fahne vortrug", so freute sich niemand inniger darüber als die herzhafte Schwester, die mit ihrem Wort und Zuspruch dicht hinter ihm stand und in ihrer Weise redlich nach allen Seiten ihr Scherflein beitrug. So wirkte Marie Görres an dem Unternehmen, das ein Zeitbedürfniß geworden, an ihrem Theile wacker mit, und hat damit ihren Namen mit denen des Vaters und Bruders für immer verflochten.

Bei alledem haftete dieser für ihr Geschlecht ungewöhnlichen Bethätigung nichts Störendes an, eben weil dieselbe so naturgemäß aus den Strebungen und Gepflogenheiten des Hauses hervorwuchs und nicht unmittelbar über den Familienkreis hinausgriff. Fräulein Görres versäumte dabei in keiner Weise die häuslichen Pflichten und noch viel weniger die schönen heiligen Pflichten kindlicher Pietät. Schon seit dem Anfang der dreißiger Jahre war ihr noch eine besondere Aufgabe zugewachsen, das Amt mütterlicher Stellvertretung bei ihrer kleinen Nichte und Namensverwandten. Marie Steingaß, die Tochter ihrer in Frankfurt lebenden Schwester, war etwa ein Jahr alt, als sie in das Haus der Großeltern

nach München kam (1831), wo sie durch ihre ganze Jugendzeit verblieb. Marie Görres übernahm ihre Erziehung, und die eigene Mutter hätte nicht liebe= und aufopferungsvoller sich ihr widmen können. Die kleine „Maus“, wie das Mädchen im Familienkreise hieß, war ein sehr schwächliches Kind, das in den ersten Jahren der sorgsamsten Pflege bedurfte, wenn es emporkommen und gedeihen sollte — und es gedieh, Dank der ausdauernden Hingabe und wahrhaft mütterlichen Obhut der treuen Tante. Diese erlebte aber auch nur Freude an ihr. Denn das aufgeweckte Mädchen, der Liebling des ganzen Hauses, entwickelte sich in der schönsten Weise und wurde in vielen Dingen ihr geistiges Ebenbild *).

Der Tod des Vaters und dann des Bruders übten eine erschütternde Wirkung auf Marie Görres; sie hatte beide außerordentlich geliebt. Die Annäherung an den Vater war mit den Jahren stets im Zunehmen begriffen gewesen; zwischen beiden herrschte das innigste Verständniß. Das zeigte sich besonders noch auf dem letzten Krankenlager des alten Görres. Sie war seine getreueste Pflegerin, die sich von Niemand an hingebender Ausdauer und liebevoll zarter Fürsorge übertreffen ließ. Und der Kranke gab zu erkennen, was sie ihm sei, indem er sie während dieser schmerzlichen Leidenszeit nicht von sich lassen wollte: die drei letzten Tage kam sie fast nicht mehr von seiner Seite; ihre Nähe war ihm so wohlthuend, daß, als sie einmal zu einer kurzen Ruhe sich ablösen ließ, er sich liebreich über die Entbehrung ihrer Anwesenheit beklagte. In ihrem Gedächtniß und ihrem Herzen waren darum auch die gewaltigen, inhaltschweren Prophetenworte des Sterbenden unauslöschlich eingegraben.

Es herrschte überhaupt eine lebendige Gemeinsamkeit

*) Kleine heitre Züge aus ihrem Kindesleben sind in den „Familienbriefen“ an zerstreuten Stellen mitgetheilt: S. 323, 324—25, 326, 328, 330, 331—32, 335—36, 345, 348, 401.

im ganzen Familienleben, und darum ward auch jede Lücke, die der Tod riß, doppelt schmerzlich empfunden. Und wahrlich, es fehlte nicht an schneidendem Contrast. Das Haus, in dem so reiches Leben aus= und eingewogt, entleerte sich mit erschütternder Raschheit, und in die Räume, wo vordem soviel Frohsinn und frische Thätigkeit geherrscht hatte, zog die Trauer und die Stille ein. Es folgte Schlag auf Schlag. Im J. 1852, nur vier Jahre nach dem Tode des Vaters, ward Guido Görres im kräftigsten Mannesalter dem Kreise der Seinigen entrissen. Kaum zwei Jahre später starb die ältere Schwester, Frau Sophie Steingaß, nachdem ihr wenige Monate zuvor der Gatte, Professor Steingaß in Frankfurt, vorangegangen. Und schon ein Jahr darauf, 1855, folgte auch die Mutter.

Das war eine Kette von Schmerzen und Schicksalsschlägen, die auch das stärkste Herz zusammenschnüren und einen Augenblick betäuben können, wenn nicht eine höhere Kraft entgegenwirkt. Wohl mögen diese ernsten Tage zu jenen gehört haben, von welchen sie einmal, bald nach dem Tod ihrer Mutter, gegen Böhmer sich äußerte: es seien dem Menschen Augenblicke beschieden, in denen er alles irdischen Trostes entbehren müsse, wie sie es nur zu deutlich schon gefühlt habe. „Mir war dann zuweilen", bemerkt sie, „als werde man von einer starken eisernen Faust gepackt und dem ganzen Ernst des Lebens gegenübergestellt; das sind dann freilich Momente, in denen man in kurzen Augenblicken um viele Jahre älter wird" (Brief vom 3. Juli 1855). Aber es war auch ein Satz von ihr, daß „was unser Herr Gott schickt, Er einem auch tragen hilft" — und in diesem Gottvertrauen trug sie mit Starkmuth das Schwerste.

Stille war es nun freilich geworden in dem einst so belebten und aller Welt bekannten Gartenhause an der Schönfeldstraße, wo Fräulein Görres nun mit der Wittwe ihres Bruders in geräuschloser Zurückgezogenheit dahinlebte. „Sie führen ein Weltleben im Vergleich zu unserem einsied-

lerischen Leben“, schreibt das Fräulein um diese Zeit an Böhmer; und über seine Reisepläne sich freuend, fügt sie hinzu: „wenn sie auch nicht alle zur Ausführung kommen, so ist schon das Planmachen an sich ein Zeichen geistiger und körperlicher Frische; das fühle ich am besten, da meine Plane so ziemlich mit den poetischen Träumen eines alten Fiackerrößleins übereinstimmen würden.“

Indeß, auch das änderte sich, und die Zeit brachte neue Aufgaben und erneute Thätigkeit. „Defessa, non diffisa“! lautet eine Devise unter dem Bild der wandermüden Schwalbe. „Ermüdet, nicht verzagt“: dieses Wort konnte von ihrem damaligen Zustand gelten. Bald wächst die erschöpfte Kraft nach, und die Schwalbe erhebt sich zu neuem Flug.

III.

Der Geist des unvergleichlichen Vaters lebte auch in dem einsam gewordenen Hause fort. Marie Görres war nun die Trägerin der Familientraditionen geworden, das vermittelnde und belebende Bindeglied zwischen der großen Vergangenheit des Görreshauses und der Zukunft der in gleicher Gesinnung heranwachsenden Kinder und Enkel ihrer beiden Geschwister. Der Gedanke dieser Aufgabe erfüllte sie und bestimmte regelnd ihre fernere Lebensordnung. „Für das Andenken ihres Vaters fortzuwirken, und auf die Enkel, in dem Maße als sie dafür empfänglich, die Art der Eltern und Großeltern zu übertragen“ *): das erkannte sie als ihren Beruf. Und der ganze Rest ihres Lebens war der pietätsvollen Erfüllung dieses Berufes vorzugsweise gewidmet.

Das Denkmal, das Marie Görres ihrem großen Vater zu stiften unternahm, sollte in der Herausgabe seiner ge=

*) Worte Böhmers. Vergl. auch Janssen, Böhmers Leben und Briefe. III. 143.

sammelten Schriften und Briefe bestehen. Schon Guido Görres hatte sich in seinen letzten Jahren mit diesem Gedanken getragen, wie die Schwester in dem Vorwort berichtet. Er wollte — so vermeldet sie — die Herausgabe der Werke mit einer Biographie einleiten, welche das Verhältniß des Gelehrten und Publicisten zu seiner Zeit darlegen sollte: „wie er aus deren Lage und Ereignissen Bildung und Richtung gewonnen, wie er sich in seinen Schriften ausgesprochen, und wie er durch diese Schriften hinwieder auf die Zeitgenossen gewirkt habe." Allein, setzt sie hinzu, „mein Bruder wurde nachdem er diese Biographie nur eben begonnen und ihre Anfänge in den Histor.-polit. Blättern mitgetheilt hatte, aus dieser Welt abgerufen. Damit ist jene Herausgabe mir überkommen."

So meldet sie kurz und einfach in dem Vorwort zum ersten Bande der „Politischen Schriften" Josephs von Görres. Sie unterzog sich der überkommenen Aufgabe, und die nächstfolgenden Jahre waren fast gänzlich der Durchführung dieses nichts weniger als mühelosen Unternehmens gewidmet. Denn es handelte sich dabei nicht bloß um die Sammlung eines räumlich weit zerstreuten, zeitlich über ein halbes Jahrhundert auseinander liegenden, zum Theil in Zeitschriften versteckten Materials, sondern auch um eine wohlüberlegte Sichtung, eine Sonderung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, da manche Arbeiten, die durch neuere Forschungen überholt oder ihres vorübergehenden Interesses ledig geworden waren, nur im Auszug oder in einer Auswahl mitgetheilt werden sollten, „nach dem Maße wie sie für des Verfassers Entwicklungsgeschichte oder durch ihren innern Gehalt noch heute von Werth sind", und endlich auch um Hinzugabe von Ungedrucktem, nebst den entsprechenden unentbehrlichsten Erläuterungen.

Das Alles erforderte umsichtigen Fleiß und verständnißvolle Hingabe. Wie sie dieser Aufgabe und diesen Erfordernissen Genüge leistete, liegt seitdem in den sechs Bänden der

„Politischen Schriften“ von Joseph v. Görres vor, welche in den Jahren 1854 bis 1860 erschienen, und denen sich dann noch ein Band „Familienbriefe“ anreihte*).

(Schluß folgt.)

XXVI.

Unsere Lage.

(Von einem preußischen Katholiken.)

Man hat der katholischen Tagespresse einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie in so bedrängter Zeit, wie die unserige es ist, sich damit begnüge, immer und immer wieder jene unerhörten Vergewaltigungen aufzuzählen, welche die katholische Kirche gegenwärtig in Preußen und auf bekanntes Commando in ganz Deutschland zu erdulden hat; man glaubte es als eine unerläßliche Pflicht dieser Presse bezeichnen zu sollen, daß sie die Mittel angebe, durch welche die der Kirche zugefügten Schäden auszubessern seien, und daß sie die Kampfesweise erörtere, durch deren Anwendung die schon angedrohten, in naher Aussicht stehenden Angriffe hoher und niederer Kirchenstürmer könnten abgewehrt werden.

Wir sind der Ansicht, daß die deutsche katholische Tagespresse im Allgemeinen ihre Pflicht redlich erfüllt, und vermögen weder jenen Tadel als gerechtfertigt, noch auch die

*) Das Zutreffendste, was über die Bedeutung der „Politischen Schriften“, ihren ethischen Charakter, ihren wunderbar reichen Gedankengehalt, ihren Werth für die Gegenwart geschrieben ist, scheint uns der geistreiche Publicist gesagt zu haben, der in Bd. 43, S. 162 ff. der Histor.-polit. Blätter sein Urtheil niedergelegt hat.

daran geknüpfte Forderung als vollkommen zulässig anzuerkennen. Warum sollen denn die famosen kirchen-politischen Akte jüngeren Datums, welche die innere Entwicklung des neuen Reiches so merkwürdig illustriren, dem Publikum nicht möglichst oft in Erinnerung gebracht werden? Je unbequemer den Lobrednern des modernen Staatswesens die Constatirung gewisser Thatsachen und die genaue Darstellung ihrer Genesis seyn mag, desto nothwendiger ist sie jedenfalls; und wer die Leicht- und Schnelllebigkeit unseres Publikums kennt, das heute vergißt was gestern sich ereignet hat, und wer die allzu vertrauensvolle Sicherheit — um nicht zu sagen die Lethargie — so vieler Katholiken erwägt, die für die bedrängte Kirche einzutreten sich nicht eher zu entschließen vermögen, als bis die Drangsale ihrer eigenen Person fühlbar geworden sind, der dürfte auch von diesen Gesichtspunkten aus einen öfteren Hinweis auf das Unrecht, welches wir deutschen Katholiken bisher schon erlitten haben, wenigstens nicht ganz zwecklos finden.

Die katholische Tagespresse stiftet unzweifelhaft großen Nutzen, wenn sie das Recht der heiligen Sache in muthiger und würdevoller Weise vertheidigt; wenn sie die genau beobachtete Taktik der Gegner offen enthüllt; wenn sie auf die Gefahren, welche der Kirche von innen oder von außen drohen und welche den Bestand der christlichen Gesellschaft gefährden, mit allem Freimuthe aufmerksam macht und vor denselben warnt; wenn sie schwachen Gemüthern durch das Beispiel ihres eigenen unerschrockenen Auftretens Muth einflößt, ohne jener Gereiztheit Raum zu geben, welche nur erbittert und die Gegensätze schärft und zuspitzt, anstatt sie zu versöhnen; wenn sie endlich zur Lösung der schwebenden Fragen das Ihrige beiträgt durch Klarlegung jener Heilmittel, die in den heiligen und ewig unumstößlichen Principien des Rechtes gegeben sind und die nur der rechten Anwendung bedürfen, um ihre regenerirende Kraft zu erweisen. Aber Alles und Alles nur von der katholischen Tagespresse verlangen, ihr

wohl gar eine Verantwortlichkeit aufbürden wollen für Eventualitäten die sie nicht verhindern kann: das heißt denn doch die Bedeutung dieser allerdings großen Hülfsmacht unrichtig auffassen und ihr in dem großen Kampfe der Gegenwart eine Stellung anweisen, die für sie ungeeignet ist.

Ueberschauen wir doch die Lage, in die man uns Katholiken gebracht hat, nicht von den Wolken aus, sondern erwägen wir mit praktischem Blicke die Verhältnisse, wie sie sich thatsächlich von Tag zu Tage gestalten, und dann fragen wir uns: Was kann die katholische Presse thun und was darf sie? Wie weit reicht die Grenze ihrer Macht, ihre Befugniß, ihr Beruf?

Ist es nicht eine Zwangslage, in der wir uns befinden? Ist es nicht eine Unterdrückung und Fesselung des materiell Schwächeren durch den Stärkeren? Und in solchem Falle soll die Presse helfen! Sie soll die Mittel angeben — und doch wohl auch verantworten — durch welche die Angriffe des Feindes zurückzuweisen und die schon erlittenen Schäden zu repariren seien?

Nun wohl! Wenn im Sommer 1866 die österreichische und 1870 die französische Presse es noch so laut verkündet hätte, daß nur ein wirksames Mittel gegen den siegreich heranrückenden Feind mit Erfolg anzuwenden sei, nämlich seine Uebermacht durch eine noch größere Uebermacht zu erdrücken: welchen Nutzen hätte denn dieser weise Rath gestiftet? Woher nimmt denn der unvorbereitete Schwache die „erdrückende Uebermacht?" Und doch war dort das Verhältniß noch ein ganz anderes, als das unserige heute ist. Es stritt Land gegen Land, Regierung gegen Regierung. Aber hier handelt es sich gar nicht um einen „Kampf", so steif man auch gegnerischerseits diese Phrase festzuhalten sucht; nein, hier handelt es sich um eine Knebelung, welche von oben herab an ruhigen, unbewaffneten Staatsbürgern vollzogen wird.

Darf die katholische Presse in diesem Falle zu Gewalt-

maßregeln auffordern, d. h. darf sie Rebellion gegen die Obrigkeit predigen? Oder ist es ihr erlaubt, eine Verbindung mit fremden Bundesgenossen und Hülfstruppen anzurathen, d. h. darf sie den Verrath empfehlen? Keines von beiden! Ein drittes Abwehrmittel aber gibt es für den Schwachen nicht, der einer ebenso ungerechten wie grausamen Unterdrückung sich preisgegeben sieht, einer Verfolgung, die sich auf keinen andern Titel zu berufen vermag, als auf den der Uebermacht und der unersättlichen Streitsucht. Nein, in den Zeiten solcher Verfolgung gibt es keine andere Wehr und Waffe, als das pflichtgetreue, muthige, ausdauernde Auftreten jedes einzelnen Katholiken in Wort und That, und dieser christliche Mannesmuth muß seine Stütze und seine Kräftigung suchen einerseits im Gebete und andererseits im geduldigen Ertragen jener Uebel, die sich auf erlaubte Weise nicht abwenden lassen.

„Et *facere* et *pati* fortia: Romanum est.“

Wie jeder Einzelne, wie ganze Stände, Vereine u. s. w. eintretenden Falles ihr pflichtmäßiges Verhalten zu regeln haben: darüber Specialweisungen zu erlassen, kann der Tagespresse selbstverständlich nicht zugemuthet werden. Es ist das Verstandes- und Gewissensache jedes Einzelnen und, wenn man will, auch Fachsache; letzteres nämlich insofern, als es den Oberhirten der Diöcesen zukommt, Worte der Belehrung, der Ermahnung, der Tröstung und Ermuthigung an die Gläubigen zu richten. Wir sind dabei nicht der Ansicht, als empfehle es sich für die Bischöfe, Verhaltungsbefehle in detaillirten Programmen zu erlassen; aber die Richtung kann bezeichnet und wiederholt angegeben werden, in welcher die Gläubigen je nach ihrem Stande und ihrer Berufsart zum Heile der Kirche zu wirken haben; die Maßregeln, welche zu unserer Unterdrückung getroffen werden, können mit apostolischem Muthe in ihrer Unrechtmäßigkeit dargestellt, die Lügen, welche über uns und unsere heilige Sache ausgestreut werden, können als solche gebrandmarkt,

und die Preßorgane endlich, welche das unsaubere Geschäft der Verläumdung besorgen, können namhaft gemacht und den Katholiken verboten werden. Kurz, es gibt Vieles, was das katholische Volk zwar weiß und vielleicht auch übt, was aber die Weihe der Kraft erst dann empfängt, wenn es durch den Mund Derer verkündigt worden, „die der heil. Geist gesetzt hat zu Bischöfen, die Kirche Gottes zu regieren.“ Ein Eingreifen der Tagespresse wäre hier mehr nur ein anmaßender Uebergriff in fremdes Gebiet, der um so mehr Unsegen stiften würde, als eine verschiedenartige Auffassung und Darstellung der Verhältnisse nur zum Schaden einer gemeinsamen und gleichartigen Aktion ausschlagen müßte.

Noch weniger aber wird man den Pflichtenkreis der katholischen Tagespresse so weit ausdehnen wollen, daß man ihr die Zumuthung stellt, sich in Conjekturen über etwa bevorstehende Operationen des Feindes zu ergehen und auf diesem unsicheren Grunde ein System von Vorsichtsmaßregeln zu construiren. Wir befinden uns ja in der Defensive. In solcher Lage lassen sich aber die Punkte, auf welche der Feind seine Angriffe lenken wird, nicht mit Sicherheit vorausbestimmen. Und selbst diesen Fall angenommen, hieße es wohl klug handeln, gewisse Vorkehrungen, welche bei einer Ueberrumpelung uns vielleicht einigen Schutz gewähren könnten, durch vorzeitige Veröffentlichung unwirksam zu machen? Und wie viele Vorsichtsmaßregeln endlich bleiben uns besten Falles wohl übrig, die der Gegner nicht schon vorweg in seine Berechnungen könnte gezogen haben? Gott und unser Gewissen gestatten uns nicht, daß wir in den Mantel politischer Heuchelei gehüllt mit geheimen Kriegsplänen umherschleichen, allerhand unerlaubte Waffen bei uns führen und im Augenblicke der Gefahr auf unseren Gegner losstürzen und ihn mit dem Ausrufe erschrecken, daß wir in Sachen der Kirche kein Recht kennen; sie gestatten uns nicht, daß wir durch eine Rebellionsproklamation ihm seine Bundesgenossen abtrünnig machen und ihm endlich den tödtlichen Stoß in's

Herz versetzen. Das Alles, ja noch mehr, selbst den Gedanken an einen Krieg gegen die Obrigkeit, und noch dazu geführt mit unerlaubten Waffen, verbietet uns unsere Religion. Daher kommt es denn auch, daß die Zeugen des christlichen Glaubens ihren Verfolgern stets gegenüber gestanden haben nicht wie streitende Krieger gegen Krieger, sondern wie wehrlose Lämmer gegenüber reißenden Wölfen. Und das ist heute unsere Lage.

Aber wie hat denn, so muß billigerweise Jeder fragen dürfen, wie hat denn diese gut geplante Verfolgung der deutschen Katholiken in's Werk gesetzt werden können?

Sehr einfach! Auf dem Wege der Verordnung und auf dem der Gesetzgebung. — Das Mittel der nackten schamlosen Verläumdung, wie es Anno 66 vor dem deutschen Bruderkriege und während desselben von bekannter Seite und mit gewohnter Energie zur Massenaufreizung gegen die Katholiken verwendet worden war und welches trotz der stark verbrannten Finger, trotz der erlittenen moralischen Niederlagen und trotz der unerschütterten Loyalität und Aufopferung der Katholiken dennoch während des französischen Krieges von derselben Seite wieder versucht werden wollte, war denn doch zu plump und zu gemein, als daß es einen irgendwie nennenswerthen dauernden Erfolg hätte erzielen können. Die Herren Staatsanwälte und Richter hatten Anno 66 durch ihre amtliche Thätigkeit zwei Wahrheiten wohl oder übel darthun müssen, zunächst, daß die unter einheitlicher Leitung colportirten Verläumdungen der Katholiken, als seien sie Vaterlandsverräther, durchweg erlogen waren, und zweitens die, daß die preußischen Katholiken, so lange ihnen der Rechtsweg für die Vertheidigung ihrer angegriffenen Ehre noch übrig gelassen wird, diesen Weg zu beschreiten wissen.

Indessen hatte jenes grundschlechte Mittel doch so viel gewirkt, daß die erbitterten Gegner des Katholicismus, schon durch Bildung und Erziehung geneigt gemacht, alle Schandthaten, die diesem Aschenbrödel aufgebürdet zu werden pflegen,

als baare Münze hinzunehmen, immer fanatischer wurden und daß in jenen Kreisen, wo erfahrungsmäßig das Wort „Gerechtigkeit“, wofern es sich um die Katholiken handelt, verpönt ist und wo in guten Zeiten das bekannte „Wohlwollen“, in schlimmen das noch bekanntere Mißtrauen allen kirchen-politischen Aktionen zur Basis dient, dieses Mißtrauen immer kräftiger gedieh, bis es sich zu der offenen Feindseligkeit entfaltete, der wir heute gegenüberstehen.

So war denn die ungesetzmäßige Katholikenhetze von 1866 eine Vorstufe für die „gesetzmäßige“ von 1870/71. Und was für eine würdige Vorstufe!

Es gibt keine schnödere Mißhandlung des Unschuldigen, als die welche im Namen des Gesetzes ausgeübt wird, weil hier das Recht, diese geheiligte Waffe die zum Schutze des Schwachen dienen soll, dieses einzige und letzte Asyl, dessen Schwelle die brutale Gewalt ungestraft nicht überschreiten darf, profanirt und mit höhnischer Gleißnerei in ein Werkzeug der Ungerechtigkeit verkehrt wird. Zu allen Zeiten hat es blutdürstige Tyrannen und unmenschliche Gesetze gegeben; aber indem man die letzteren erließ, suchte man wenigstens den Schein zu retten, als geschehe dieß nach den unumstößlichen Principien des Rechtes. Unserer Zeit war es vorbehalten, der Welt das traurige Schauspiel darzubieten, daß Gesetze von Kammer-Majoritäten, über deren Befähigung man wohl bisweilen einen Zweifel aussprechen darf, „mit Hochdruck“, „mit Dampfkraft“ „fabricirt“, daß Gelegenheits-, Verlegenheits-, Ausnahms- und Tendenzgesetze oft „durch eine ermüdete Kammer gejagt“, ja noch mehr, daß Gesetze, die tief in das Leben des Volkes eingreifen, die in ihrer Ausführung von den ernstesten Folgen begleitet seyn müssen, „hinter den Coulissen der Kammern vorweg abgemacht“ und nach ungenügend kurzer öffentlicher Scheindebatte im Fluge fertig gestellt werden — Gesetze, welche mit der Verfassung des Landes nicht im Einklange stehen, Gesetze, deren volle Begründung wohl Niemandem ersichtlich ist, die ihr Zustande-

kommen der Gehässigkeit und dem Servilismus gewisser Parteien, anstatt einer weisen Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des Landes verdanken — Gesetze endlich, welche den Sinn für Recht und Gerechtigkeit im Volke ersticken und die gute Sitte untergraben, statt sie zu heben.

„Makellos ist des Herren Gesetz; den Kleinen vermittelt es die Einsicht" — sagt der Psalmist. Die gesetzgebende Thätigkeit, welche nach christlicher Lehre und Anschauung auf die göttliche Gewalt zurückgeführt werden muß, deren Ausfluß sie ist, erhält sich nur dann „makellos" von allem Unrecht, wenn sie das geoffenbarte Gesetz Gottes als ihm unverrückbare Grundlage und Richtschnur festhält; ihre hohe civilisatorische Aufgabe aber, die Völker zur Gerechtigkeit zu erziehen, ihnen den Sinn für das Recht einzuprägen und die gute Sitte durch stete Angewöhnung ihnen zur zweiten Natur zu machen (intellectum dans parvulis), diese wahrhaft civilisatorische Aufgabe wird sie nur dann erfüllen, wenn ihre Träger und ihre Organe aufrichtig, voll und ganz jenen sittlichen Grundsätzen ergeben sind, auf denen das Gebäude des Christenthums ruht.

Wie Viele von denen, die an der Gesetzgebung sich zu betheiligen haben, besitzen wohl ein Verständniß für die genannte Aufgabe derselben? Wäre es bei solchem Verständniß möglich gewesen, das sogenannte „Kasemattengesetz" gegen den Klerus, das Schulaufsichtsgesetz, das Jesuiten-Verbannungsgesetz zu fabriciren, d. h. den katholischen Klerus auf der Kanzel überwachen, aus der Schule verdrängen und seine eifrigsten Glieder, obwohl ihnen nicht einmal ein Mangel an Loyalität zum Vorwurf gemacht werden konnte, aus dem Lande weisen zu lassen? — Diejenigen welche so bereitwillig Schergendienste leisten, wenn es gilt die katholische Kirche in Fesseln zu schlagen, führen übrigens stets das schöne Wort „Freiheit", „Liberalismus" im Munde und scheuen sich durchaus nicht der Welt vorzureden, daß sie eine wahrhaft nationale freiheitliche That vollbracht haben, indem sie

[redacted]

dem neuen deutschen Reiche solche Ausnahmsgesetze in den Schooß legten.

Man nennt das politische Charaktere! Wenn solche Kammercharaktere sich einmal in der Majorität wissen, so unterdrücken sie mit heroischem Muthe jede schwächliche Regung ihres Gemüthes; das Bewußtseyn ihrer Souveränität scheint ihnen zu gestatten, über allgemein anerkannte Forderungen der Gerechtigkeit sich hinwegzusetzen; uns wenigstens ist die Praxis neu, daß man ehrenrührige Anklagen öffentlich gegen gute Staatsbürger schleudert, ohne den geforderten Beweis der Wahrheit zu erbringen, und daß man die empfindlichsten Strafen verhängt, ohne daß eine Untersuchung und gerichtliche Verurtheilung stattgefunden hätte. Sie (diese Kammerhelden) haben den beispiellosen Muth, in die Besprechung und Aburtheilung religiöser Angelegenheiten sich einzumischen, die ihnen ferner liegen, als dem Frosch das Trompetenblasen; sich aber wenigstens über katholisch-kirchliche Lehren und Einrichtungen ein wenig informiren, das verschmähen sie als die größte Albernheit. Wie könnten sie sich denn blamiren, so lange sie zur Majorität gehören, die immer Recht hat! Es läßt sich leicht ermessen, wie viel Heil für die Kirche aus solcher gesetzgeberischen Thätigkeit ersprießt. Indem man ihr Hände, Füße und Hals einschnürt, ruft man ohne zu erröthen das große Wort in die Welt hinaus: „Regelung, Neuorganisirung der kirchlichen Verhältnisse auf dem Wege der Gesetzgebung!"

Uns bringt da eine eigenthümliche Ideenassociation ein Wort Hirscher's in Erinnerung, das er in seinen Fastenbetrachtungen ausspricht: „So lange noch irgend ein besseres Gefühl in unserem Gemüthe lebt, regt und wehrt dieses sich gegen das Unwürdige, das wir thun; wir üben letzteres mit innerem Widerstreite, wir thun es im Verborgenen, wir lassen uns durch die Gegenwart zumal edler Menschen davon abhalten, wir möchten, wenn es geschehen ist, uns vor uns selbst verbergen. Aber der tiefste Verfall des Menschen liegt

in der Schamlosigkeit, womit er das Schlechte übt vor den Augen Gottes, seines Gewissens, seiner Mitmenschen."

Zur Verfolgung der katholischen Kirche oder vielmehr zur „Regelung der kirchlichen Verhältnisse" bieten sich stets verschiedene Mittel und Wege dar; man wählte aber den Weg der Gesetzgebung, weil er nach menschlicher Berechnung am sichersten und nachhaltigsten zum Ziele führen muß. Am nachhaltigsten, weil zur baldigen Wiederaufhebung so beliebter Ausnahmsgesetze gegen die Katholiken nach den gegenwärtigen politischen Constellationen wenigstens keine Aussicht vorhanden ist; am sichersten, weil man unter Festhaltung der Fiktion, daß jedes Gesetz ein Ausfluß des Rechtes sei, denjenigen als einen Uebelthäter, als einen Rebellen bestrafen kann, der in die Lage kommt einem Gesetze, dem das Brandmal des Unrechtes anhaftet, Widerstand entgegenzusetzen, um nicht seiner höheren Gehorsamspflicht gegen das Gesetz Gottes untreu zu werden.

Wir wissen recht gut, daß die Gesetze heilig sind, daß sie nächst Gott am meisten das Heil der Nationen begründen, und Niemand kann eine größere Ehrfurcht vor dem Gesetze haben, als der bekenntnißtreue Katholik. Aber wenn die Gesetze eines gottlos gewordenen Staates mit dem göttlichen Gesetze in Widerspruch stehen, dann darf sich der Schüler des göttlichen Meisters vor solchen gottfeindlichen Gesetzen ebensowenig erniedrigen, als sich der Erlöser selbst vor dem Synedrium oder vor der römischen Staatsgewalt erniedrigte. P. Lacordaire hatte nicht Unrecht, als er (im J. 1831) vor dem Assisenhofe zu Paris sagte: „Ich vermag für die Gesetze meines Landes jene gefeierte Liebe, wie sie die alten Völker für die ihrigen hegten, nicht zu empfinden. Als Leonidas fiel, schrieb man auf sein Grab: Wanderer, gehe hin und sage den Spartanern, daß wir gestorben sind um seinen heiligen Gesetzen zu gehorchen. Ich aber, meine Herren, ich möchte nicht, daß man diese Inschrift auf mein Grab setzte; ich möchte für die Gesetze meines Landes nicht sterben. Denn

die Zeit ist hin, wo das Gesetz der ehrwürdige Ausdruck der Ueberlieferungen, Sitten und Gottheiten eines Volkes war. Alles ist jetzt anders — und es hieße Ruhm und Schande zugleich anbeten, wenn man für solche Gesetze sterben wollte."

Die Debatten im deutschen Reichstage und die Stimmen der officiösen Presse haben uns tausendmal darüber zu belehren versucht, daß dem höchstgefährdeten Staate zur Abwehr der unerhörten ultramontanen Uebergriffe in seine Macht- und Rechtssphäre, zur Niederschlagung der offensiv gegen ihn auftretenden ultramontanen Macht kein anderes Mittel übrig bleibe, als eine energische Bekämpfung dieser Rebellion durch die scharfe und zugleich wuchtige Waffe der Ausnahmsgesetze.

Katholischerseits hat man seinem Erstaunen über eine so maßlose Verdrehung der Wahrheit, über einen so kecken Versuch, die Schuld des gebrochenen Landfriedens von sich auf Andere zu wälzen, vielfach Ausdruck gegeben. Wir sind an diese Taktik unserer Gegner schon gewöhnt, daß wir uns durchaus nicht über dieses Vorgehen wundern; wir finden im Gegentheil derartige Expektorationen ganz natürlich und sind der Meinung, daß in ihnen, wie in den Verläumdungen von 1866, weniger die Verlogenheit ihre Triumphe feiere, als das schlechte Gewissen die seinigen.

Man hat uns von jeher gefürchtet und unseren aufrichtigsten Gesinnungen Mißtrauen entgegengebracht, weil man sich nur zu sehr bewußt ist, uns niemals gerecht behandelt zu haben; man trägt die peinliche Erinnerung an eine gute Anzahl feierlich gegebener und nicht gehaltener Versprechen mit sich herum; man schließt von seiner eigenen Stimmung, die sich durch jede auch noch so geringe, ja selbst scheinbare Verletzung erbittern und zur Rache anstacheln läßt, auf die Stimmung derjenigen die man niedergedrückt und in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt hat. Man kann sich unmöglich zu der wahren Vorstellung eines katholischen Gewissens erheben, das Beleidigungen um Gotteswillen zu

ertragen und aufrichtig zu verzeihen versteht; und weil man das nicht kann, so prägt die Furcht vor dem „Sklaven der die Kette brechen könnte" dem Gewissen unserer Gegner das Schreckbild des schon rebellisch gewordenen Sklaven ein, und dieselbe Furcht diktirt Gesetze, die dem Gefürchteten unzerbrechliche Handschellen und Fußeisen anlegen sollen. Und indem man aus purer Seelenangst zu den alten Ungerechtigkeiten immer neue hinzugefügt, steigert sich auch der Haß gegen den Verfolgten ganz naturgemäß. Man kann den Getretenen nicht sehen, dessen Leiden denjenigen der ihn unterdrückt hat, unaufhörlich an seine Schuld erinnern wie ein äußeres Gewissen. „Facile est odisse, quem laeseris!" So haben denn die Furcht und der Haß zusammengewirkt um uns in eine Lage zu versetzen, die, menschlich gesprochen, ganz verzweifelt und irreparabel erscheint.

Vielleicht wird man uns der Uebertreibung und der Schwarzseherei beschuldigen. Bis zur Stunde, so sagt man uns, haben ja die Regierungsmaßnahmen noch nicht einen derartigen Einfluß auf das kirchliche Leben geäußert, daß man von einer verzweifelten Lage reden dürfte, und jenes Berliner Papier, das in dem Glücke seines hochofficiösen Berufes schwelgt, hat uns ja gütigst versichert, daß erst in nächster Zukunft mit den reichsfeindlichen Ultramontanen „bitterer Ernst" gemacht werden solle. Was bisher geschehen, war also nur Spaß. — Das ist nun freilich eine sehr sonderbare Berufsauffassung. Nach christlicher Lehre ist den Mächtigen der Erde niemals und nirgends erlaubt, mit Staatsbürgern die ihre Pflicht erfüllen, ein derartiges Gespäß zu treiben, wie es etwa die Spinne an der Fliege ausübt, und ebensowenig, ja noch weniger haben sie ein Recht, „bitteren Ernst" anzudrohen oder ihn gar auszuführen gegen diejenigen welche nicht durch strenge und unparteiische Untersuchung verbrecherischer Handlungen überführt sind. Aber das ist eben nur christliche Lehre, auf die es heute wenig ankommt...

Liberalerseits weiß man dem geschickten Strategen, der

den Feldzugsplan gegen die katholische Kirche entworfen, nicht genug Lobeserhebungen zu spenden. Uns will bedünken, er mache seiner Erfindungsgabe nicht gerade überflüssige Ehre; denn dieser Plan ist nach der uralten Schablone, die schon von den römischen Kaisern — blutigen Andenkens — verwendet worden war, einfach abgeklatscht worden.

Es hat immer nur einer einzigen Anklage gegen die Katholiken bedurft, nämlich daß sie unpatriotisch, besser daß sie reichsfeindlich, daß sie Vaterlandsverräther seien. Diese Anklage wird zunächst an maßgebender Stelle erhoben und von den Preßbengeln gesinnungstüchtiger Blätter als eine unwiderlegliche Wahrheit nach den vier Winden der Erde hin ausgebreitet. Mehr bedarf es nicht. Ist nur erst das Axiom von der Reichsfeindlichkeit der Katholiken festgestellt, so macht sich alles Uebrige von selbst.

Es war eine Perfidie ohnegleichen, die Anklage der „Reichsfeindlichkeit" gerade zu solcher Zeit in die Massen zu werfen, wo die patriotische Begeisterung zu einer Art gemäßigten Wahnsinnes gestiegen und getrieben war. Klugheit zeigte sich dabei weniger. Man mußte ja voraus wissen, daß die geschmähten Katholiken mit unzähligen und zwar glänzenden Beweisen ihrer Vaterlandsliebe aufwarten würden, namentlich durch den Hinweis auf ihre aufopfernde, hingebende Thätigkeit während der letzten großen Kriege; man mußte sich im voraus sagen, daß aus dem katholischen Lager die höchst verfängliche Frage würde aufgeworfen werden: wenn wir für Vaterlandsverräther galten, wen trifft dann die Schuld eines Verbrechens, uns, denen man bisher noch kein Unrecht nachgewiesen hat, oder euch, die ihr uns trotz des auf uns lastenden Verdachtes nicht nur im Staate geduldet, uns nicht nur tausendmal, wenn es euch gerade opportun schien, Wohlverhaltungszeugnisse ausgestellt, sondern sogar in blutigen Kriegen uns an die wichtigsten Posten gestellt habt, uns, diese gemeingefährlichen Verräther?!

An maßgebender Stelle war man sich vollkommen darüber klar, daß diese Fragen gestellt werden würden; aber noch weit genauer wußte man, daß die Gegner der beleidigten, an ihrer Ehre schwer gekränkten Katholiken die Parole von der „Reichsfeindlichkeit" mit wahrer Gier entgegennehmen würden, daß sie, Dank der anerzogenen blinden Gehässigkeit gegen alles Katholische, sich nicht einen Deut darum kümmern würden, ob jene schwere Anklage auch nur ein Gramm Wahrheit enthalte, daß endlich die Klagen aus dem katholischen Lager über den unerhörten erlittenen Schimpf auch nicht das leiseste Echo in der gesinnungstüchtigen Presse finden würden. Hatte sich also in jenem perfiden Vorgehen wenig Klugheit gezeigt, so doch um so mehr Schlauheit, die zu rechnen versteht. Und sie hat sich, wie zu erwarten stand, nicht verrechnet. Man hat auf der ganzen katholischen Linie jene Schritte, die zur Knechtung des Katholicismus bisher geschehen sind, nicht nur mit stillem Beifall, sondern mit ostentirender Begeisterung aufgenommen und man wird voraussichtlich auch den „bitteren Ernst", der noch bevorsteht, mit lebhaftem Bravo begleiten. Wer unsere Behauptungen für übertrieben hält, der nehme doch nur die „liberalen" Zeitungen zur Hand und studire den Ton, in welchem die Präambula des noch zu erwartenden „bitteren Ernstes" besprochen werden. So überflüssig es auch scheinen mag, wollen wir doch an dieser Stelle die nennenswerthesten vorläufigen Maßregeln, durch welche man die katholisch-kirchlichen Verhältnisse zu „regeln" begonnen hat, in aller Kürze notiren, nicht etwa als einen Gewissensspiegel für die liberalen Kirchenstürmer und ihre Handlanger (wir suchen dort kaum noch das was man Gewissen nennt), sondern als Gedenkblatt für eine bestimmte Species von Katholiken die, nach dem äußeren Scheine wenigstens, nicht nur an Gedächtnißschwäche, sondern am Starrkrampf laboriren.

Hier also ein Register, das übrigens auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht! Die Sanktionirung des Nichtinter-

ventionsprincips zu Ungunsten des Papstthums gegenüber der energischen Durchführung des Interventionsprincips zu Gunsten der gefallenen Rumänier-Obligationen; die Proklamirung der Staatsomnipotenz gegenüber der Kirche in der Grundrechtsdebatte; die von hoher Stelle herabgeschleuderten Injurien der Vaterlandslosigkeit und der Reichsfeindlichkeit der Katholiken; die unerhörte Terrorisirung der Centrums-Fraktion und der traurige Römerritt behufs ihrer Discreditirung; der an den ermländischen Katholiken verübte Gewissenszwang zu Gunsten des excommunicirten Wollmann; die Drangsalirung des Bischofs Dr. Crementz; die Aufhebung der katholischen Abtheilung im preußischen Cultus-Ministerium, d. h. jenes Institutes welches dazu bestimmt war, „das Verhältniß des Staates zur Kirche in befriedigender Weise zu ordnen und ein von gegenseitigem Wohlwollen und Vertrauen getragenes Zusammenwirken zu fördern"; die Begünstigung des schmählichsten Denunciantenthums durch das Wahlschutzgesetz für Bayern, alias Lutz-Gesetz; die Hätschelung der neuprotestantischen „unwiderleglichen" Sekte; das Verbot der religiösen (marianischen) Congregationen an den höheren Lehranstalten; die Verkümmerung der Feldseelsorge; die höheren Aufforderungen an die katholischen Militärmannschaften, sich über die Form ihres Glaubens zu erklären, ob alt-, neu- oder wer weiß wie-katholisch; die Beeinträchtigung des kirchlichen Schul-Aufsichtsrechtes; die .... Behandlung der theologischen Fakultäten; die Mundtodtmachung des katholischen Elsaß; die Vertreibung der Ordensleute aus der Volksschule nach langjähriger, aufopfernder, von den Staatsbehörden vielfach belobigter Thätigkeit; die Verjagung der Jesuiten ohne Untersuchung und Urtelsspruch unter vollkommener Mißachtung der Stimme des katholischen Volkes und seiner Bischöfe und das zu einer Zeit, wo allenthalben Kinder raubendes Zigeunergesindel frei umherstreift und wo in der Reichshauptstadt allein eine Bevölkerung von 70,000 Köpfen, die sich

notorisch durch Unzucht und die gemeinsten Verbrechen ernährt, den Schutz der Gesetze anrufen darf; 2c. 2c.

Wir wollten nur notiren; eine Kritisirung etwa in Rücksicht auf die das Rechtsbewußtseyn des Volkes schwer schädigenden Wirkungen liegt uns gegenwärtig fern.

Auch scheint es uns minder nothwendig die Schäden, welche der Kirche zugefügt worden sind, im Einzelnen zu erörtern. Wir schreiben nämlich nicht für jene starrkrämpfigen Katholiken, die sich ein Glied nach dem anderen abhauen lassen, ohne dadurch in ihrem Befinden alterirt oder auch nur in ihrer Ruhe gestört zu werden; wir schreiben nicht für Jene die, nach Allem was geschehen ist, noch immer von einer ungestört weitergehenden vollkräftigen Wirksamkeit der Kirche träumen, gleich als ob das was man ihr schon genommen, nur ganz unwesentliches Außenwerk gewesen sei. Diese Art Schläfer, in deren Herzen der Pulsschlag katholischen Lebens erstorben ist, aufzurütteln sind wir ebenso unfähig als unlustig. Den Anderen aber, die mit gesunden Sinnen, mit klarem Blick die kirchen-politischen Ereignisse der neuesten Zeit betrachten, brauchen wir nicht erst des Breiten auseinanderzusetzen, welch hemmenden, beeinträchtigenden Einfluß die der Kirche angethanen Vergewaltigungen auf die volle Entfaltung ihrer Wirksamkeit zu üben geeignet sind.

Weit wichtiger erscheint uns die Frage, *wie der schon erlittene Schaden reparirt und noch größerem Unheil vorgebeugt werden könne.*

Aber indem wir uns diese Frage vorlegen, die uns nöthigt, vor allem Anderen einen prüfenden Blick auf uns selbst, auf die Stellung, auf die Führung, auf die Ausrüstung, auf die Disciplin derjenigen zu richten, denen man den Kampf bis auf's Messer angedroht hat, empfinden wir nicht jene kampfesfreudige Stimmung, wie sie dem Streiter für eine heilige Sache geziemt und welche so unentbehrlich ist, um den Beschwerden und Strapazen eines gefahrvollen

Feldzuges muthig die Stirn bieten zu können. Nicht, als ob uns die Zuversicht auf den Sieg der Sache Gottes mangelte; aber die Zuversicht fehlt uns heute noch, daß gerade bei uns, wo der Krieg am heftigsten zu entbrennen droht, eine „blitzende" thebaische Legion das heilige Erbe Gottes mit unerschütterlichem Muthe schützen und die Ehrenkrone der Unsterblichkeit sich erringen werde.

Wir sprechen uns deutlicher aus. Indem wir Musterung halten über das Heer deutscher katholischer Christen, ziehen zwei eigenthümliche Classen sogenannter guter, tadelloser Katholiken unsere Aufmerksamkeit auf sich: die *inutiliter flentes* und die *insipienter fidentes.*

Die Ersteren glauben ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie den Gefühlen ihres Schmerzes über die Leiden der Kirche fort und fort Ausdruck geben, bisweilen wohl auch ein bitteres Wort in ihre Trauerklagen mischen; daran aber denken sie nicht, daß durch Händeringen und Klagegesang noch Niemand etwas Ersprießliches ausgerichtet hat, daß durch ein derartiges Auftreten am allerwenigsten der verfolgten Kirche ein wirksamer Trost bereitet wird. — Die Anderen sitzen mit gekreuzten Armen unter ihrem Feigenbaume; sie tragen den Glauben an die Unüberwindlichkeit und den ewigen Fortbestand der Kirche mit sich herum, wie man ein Amulet am Halse trägt; sie glauben der hereinbrechenden Verfolgung keinen anderen Damm, keine andere Schutzwehr entgegensetzen zu sollen, als die Hoffnung auf ein wunderbares rechtzeitiges Eingreifen von Oben. Und sagst du ihnen, daß Hannibal vor den Thoren stehe, daß es die höchste Zeit sei, die Wälle der heiligen Stadt Gottes zu besteigen, um die Angriffe ihrer Feinde abzuwehren, so werden sie dir mit dem lächerlichen Pathos des Unverstandes entgegnen, es sei der Kirche nützlich und heilsam durch die Stürme der Verfolgungen geläutert zu werden.

Man darf niemals aufhören, nach beiden Seiten hin mit lauter Stimme zu rufen, wie verderblich die Irrthümer

sind, denen diese sogenannten tadellosen Katholiken sich überlassen.

Den Einen muß man mit P. Lacordaire sagen: „Wer etwas für die Kirche thun will und nicht von dieser Ueberzeugung ausgeht, daß das Schwächste in Gott noch immer stärker ist als alle Macht der Menschen, wer nicht in jener Kühnheit, welche die ersten Christen begeisterte, seine Hülfsquelle sucht, wer nicht daran denkt, daß das Christenthum seine Erhaltung und Ausbreitung in der Welt namenlosen Leuten verdankt, Taglöhnern, Handwerkern, Philosophen, Senatoren, Kleinen und Großen, die sich zusammengefunden, um trotz aller Gesetze der römischen Kaiser dem Evangelium zu folgen, wer endlich nicht jene Mittel anwendet, die ihm die Zeitverhältnisse an die Hand geben — der wird immer untauglich seyn für ein Werk Gottes. Die ersten Christen sind nicht bloß für Christus gestorben, sie haben auch geschrieben, gesprochen und sich bemüht das Volk und die Kaiser von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen... Immer gibt es im Herzen des Menschen, im Bildungsstande der Geister, in der Strömung der öffentlichen Meinung, in den Gesetzen, in den Verhältnissen und Zeiten einen Anknüpfungspunkt für Gott. Die große Kunst besteht darin, diesen Punkt herauszufinden und zu benützen, ohne daß man darum aufhört in der verborgenen und unsichtbaren Kraft Gottes den Grund seines Muthes und seiner Hoffnung zu suchen. Nie hat das Christenthum die Welt mit Trotz herausgefordert, nie hat es der Natur und der Vernunft Hohn gesprochen, nie hat es seinem Lichte gestattet durch ein Uebermaß des Reizes das Auge zu blenden; sondern allzeit hat es ebenso milde als kühn, ebenso ruhig als kräftig, ebenso zart als unwiderstehlich sich in das Herz der verschiedenen Geschlechter einzudrängen gewußt, und Alles, was ihm noch treu bleibt bis zum jüngsten Tage, wird ihm nur auf demselben Wege gewonnen und erhalten werden."

Den Anderen aber, die sich in unverantwortlicher Sicher-

heit und Ruhe wiegen, sagen wir: So wahr es ist, daß die Kirche nicht untergehen wird, ebenso wahr ist es auch, daß der Leuchter plötzlich aus den Grenzen eines Landes hinweggerückt, daß ein heute noch blühender Zweig des großen herrlichen Kirchenbaumes morgen schon abgehauen und dem Verdorren preisgegeben werden kann. Und was kann einfältiger seyn, als ein Wunder zu erwarten, solange noch Mittel, um der Kirche nützlich zu werden, in unseren eigenen Händen liegen; wie können wir, zumal wenn wir unsere Pflicht vernachlässigen und der Ruhe pflegen, Wunder verlangen, während wir gar nicht wissen, ob es im Rathschlusse Gottes liegt, seiner Kirche die äußersten Drangsale zu ersparen! — Wie Viele endlich fassen den an sich ganz richtigen Erfahrungssatz, daß die Verfolgungsstürme zur Läuterung der Kirche dienen, ihr also Nutzen bringen, in einem durchaus falschen Sinne auf, so nämlich als müsse sich diese Läuterung naturgemäß wie eine von behutsamer, rücksichtsvoller Hand besorgte Hinwegräumung der schlechten Elemente vollziehen, ohne daß irgend Jemand oder irgend Etwas davon mitberührt werde, wer oder was mit der Kirche in einem wenn auch nur losen Zusammenhange stehe. Bossuet sagt irgendwo sehr schön, daß das Mißgeschick, das Unglück wahrhaft edlen, großen und tugendhaften Charakteren das Gepräge der Vollkommenheit auf die Stirne drückt. Das ist wahr und gilt in noch höherem Sinne von der Kirche. Die Stürme läutern sie, sie prägen das Siegel der Vollendung auf ihre Stirn; aber doch sind diese Stürme ein „Unglück“. Sie schädigen nicht den Gesammtorganismus, sie kräftigen ihn vielmehr; aber sie stürzen dort, wo gerade ihre Wirbel brausen, die segensreichsten Institutionen über den Haufen, sie begraben die monumentalen Werke jahrhundertelanger Mühe und Arbeit und das Glück und den Frieden vieler guten und treuen Kinder der Kirche unter dem Schutte der Ruinen, die sie hinter sich lassen, sie betäuben und verwirren oft auch solche Geister, an deren Festigkeit Niemand

zu zweifeln wagte, solange der Himmel noch frei war von drohenden Gewitterwolken.

Wir haben hier auf einige Gebrechen unseres Heeres hingewiesen, die „im Falle des Ereignisses" von recht verderblichen Folgen für die Sache der Kirche seyn können. Unsere Heeresmusterung ist aber nur sehr oberflächlich. Wir haben der Entnervten nicht gedacht, die durch sinnliche Genüsse ihr Mark vergiftet und sich kampfunfähig gemacht haben; nicht der Klugen und der allzeit Vermittelnden, die durch schlaues Paktiren und Laviren die göttliche Providenz ersetzen zu können glauben; nicht der versteckt freisinnigen, innerkirchlichen Gegner des „starren Kirchenthums", die mit dem Feinde verständnißvolle „Bruder"-Liebe wechseln und unter dem Tische ihm die Hände reichen; nicht der Unzufriedenen und Verletzten, die wegen thatsächlicher oder scheinbarer Zurücksetzung im Schmollwinkel sitzen, endlich nicht einmal der Feisten und Behäbigen, die mit dem hoch gezogenen Brodkorb in die Luft fliegen. Wir erwähnen absichtlich auch diese Kategorien, aber wir haben Grund, sie nicht ausführlicher zu besprechen.

Nur eine Bemerkung wollen wir an diese Heeresmusterung knüpfen. Die Verheißung „super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et draconem" ist nur demjenigen gemacht, „qui habitat in adjutorio Altissimi"; nur von ihm heißt es: „in protectione Dei coeli commorabitur."

Wer nicht voll und ganz der Sache Gottes sich ergeben hat, wer nicht die schadhafte Rüstung der Halbheit in Gesinnung und That, das zu Boden ziehende Gewicht des Eigennutzes, die allzeit hemmenden Fesseln der Furcht und Muthlosigkeit weit von sich geworfen hat, der wird den Löwen und Drachen nicht nur nicht niedertreten, sondern von ihnen zerrissen werden. Alles Schlechte ist schwach gegenüber dem Guten; aber es ist stark genug, um die Halbheit zu überwinden.

Vielleicht haben wir durch so offene, nicht mißzuverstehende Hinweise, die nicht verletzen sondern anregen wollten, den Vorwurf jener Tadelsucht uns zugezogen, die nur zu verwunden weiß, aber sich wohl hütet durch positive Besserungsvorschläge ihre Unfähigkeit zu constatiren.

Diesem Vorwurfe zu begegnen, wollen wir in aller Kürze wenigstens unsere unmaßgebliche Meinung über die vielseitig gewünschte Heeresreform und Truppenorganisirung aussprechen.

Es ist gewiß gut gemeint und zeugt von vertrauensvoller Gesinnung, wenn man von den geborenen Führern des katholischen Volkes, d. h. von den Bischöfen eine Art Tagesbefehl erwartet, wenn man ein nach allen Seiten hin laut erschallendes Commando verlangt, das die streitbaren Massen einigt, geordnet placirt, einheitlich bewegt und nach einem wohldurchdachten Plane resp. nach dem jeweiligen Bedürfnisse verwendet. Wir glauben jedoch, daß diese Forderungen, soweit sie Specialbefehle der leitenden Kreise erheischen, auf einer minder richtigen Auffassung unserer Situation beruhen.

Es handelt sich nicht um eine offene Feldschlacht, sondern um die Erstürmung einer Festung, in der wir uns befinden. Nicht einem Glaubenssatze, nicht einer kirchlichen Institution, nicht einzelnen Folgerungen des kirchlichen Rechtes gilt der angedrohte und schon begonnene Kampf, sondern der Kirche in ihrem ganzen und vollen Umfange und Wesen. Man hat die Belagerungstruppen aus allen Winkeln bereits zusammengezogen, man hat die Parallelen schon gegraben, die Minen gegen das „innere Düppel“ schon längst angelegt und die Feuerschlünde in Richtung gebracht; um was es sich noch handelt ist der Sturm und eventuell die Aushungerung.

Wir haben lediglich uns und unsere Sache zu vertheidigen, den Feind abzuwehren und unsere Position zu halten; nicht Ausfälle und Angriffe sind unsere Sache, sondern der Widerstand. Daraus folgt daß die Forderungen, welche man an einen Heerführer im offenen Felde stellt, an unsere Führer nicht wohl in derselben Weise gestellt werden

dürfen. Ja, wir behaupten noch mehr; selbst die Befehle, welche ein umsichtiger Festungscommandant zu ertheilen hat, sind dem größten Theile nach schon gegeben, insofern nämlich, als Jedem von uns durch seine Berufspflicht und durch die freiwillig übernommenen, besonderen religiösen Verbindlichkeiten, z. B. durch Vereinsvorschriften 2c. eine bestimmte Thätigkeit zugewiesen ist. An einer Truppenorganisation im gewöhnlichen Sinne scheint es uns demnach nicht zu mangeln. Die hauptsächlichste Pflicht der Führer aber wird unzweifelhaft zunächst in jener unausgesetzten Wachsamkeit bestehen, welche nicht nur die Stellungen und die Veränderungen der feindlichen Macht zu beobachten, sondern noch weit mehr darauf zu achten hat, daß im Innern Jeder seine Pflicht thue und Keiner unbesonnen handle; sodann aber in der ununterbrochenen Aneiferung der Angegriffenen zur muthigen und geduldigen Ausdauer. Denn das ist das Eigenthümliche dieser Festung, daß ihre Ringmauern nicht von Stein aufgeführt sind, sondern durch die muthigen Bekenner der christlichen Religion selbst gebildet werden. Laßt nur Männer, deren sittlicher Werth über jeden Zweifel erhaben ist, die aus dem Vollbewußtseyn des Rechtes ihren Muth und aus der demüthigen Bitte zu Gott ihre Kraft schöpfen — solche Männer laßt lückenlos, Schulter an Schulter gereiht das Heiligthum der Kirche umringen — und es wird der wüthendste Anprall von Rossen und Streitwagen nichts vermögen gegen die Demant-Härte und Festigkeit einer solchen Mauer! — Aber lückenlos sei die Reihe! Ist sie es?

Indem wir nun unsere Meinung dahin aussprechen, daß die Heeresreform, deren Nothwendigkeit wir vollständig anerkennen, nicht durch strenges Commando von oben eingeleitet und betrieben, sondern aus freiem Antriebe von unten, besser von innen heraus, d. h. von jedem einzelnen Katholiken an sich selbst vorgenommen werden müsse, haben wir kaum nöthig zu versichern, daß uns nichts so fern liege als ein Anlehnen an den protestantischen Subjektivismus,

der zu planlosem eigenmächtigen Handeln und dadurch zur Verwirrung führen könnte. Wir sind aufrichtige Freunde der wahren, von Gott gewollten und gesetzten Auktorität. Aber da wo es sich um Pflichterfüllung und um die Ausübung heroischer Tugenden handelt, glauben wir nur von der freien Willensbethätigung jedes Einzelnen das Heil erwarten zu dürfen, nicht von straffer Massenorganisation, nicht von äußerer Dressur und strengem Commando. Die treue Pflichterfüllung des Katholiken hat den Gehorsam gegen die geistlichen Führer zu ihrer Voraussetzung und an diesem augenblicklich organisirenden und disciplinirenden Gehorsame wird es gegebenen Falles dort nicht fehlen, wo man sich einer gründlichen Selbstreform unterzogen hat.

Wie vollständig und fast ausschließlich in den Kämpfen unserer Tage aller Erfolg oder Mißerfolg für die Kirche von dem moralischen Werthe ihrer Streitkräfte, d. h. von unserer eigenen Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit und nicht von irgend welchen äußeren Verhältnissen abhänge, darüber wollen wir nicht weitläufige Erörterungen anstellen; aber einige Winke dürften nicht überflüssig seyn.

Täuschen wir uns nur keinen Augenblick darüber, daß der Plan der liberalen Kirchenstürmer auf schlauer Berechnung beruht. Man hat seine Erfahrungen. Man weiß recht gut, was aus einem Volke wird, dem man die natürlichsten Menschenrechte Jahrelang beschränkt und verkümmert, aus einem Volke, dem man selbst die Freiheit raubt, ein Gott gemachtes Versprechen zu halten, dem man den Mund verschließt, um nicht klagen, die Augen, um sein Unglück nicht übersehen zu dürfen, dem man sogar das Gewissen, da man es nicht annektiren kann, mit den Fesseln einer unerbittlichen Tyrannei knebelt. Schon Julian, der Apostat, wußte es, daß eine Jugend ohne christliche Erziehung heidnisch werden müsse in ihrem Glauben und in ihrer Gesittung, und heute weiß man ebenso gut, daß Mütter, in deren Herzen der Glaube frühzeitig erstickt wurde und hinwelken mußte,

eine Nachkommenschaft erzeugen werden, die nicht einmal mehr ein Bedürfniß nach diesem Glauben empfinden wird.

Man weiß es ferner, daß ein Klerus, den „der Staat ohne Gott" von Jugend auf in atheistischen Schulen erzogen, durch „freisinnige", d. h. schwach- oder ungläubige Theologen wissenschaftlich ausgebildet, den er vor den ultramontanen Einwirkungen der Seminarluft sorgfältig behütet und gleichsam nur im Fluge zu den heiligen Weihungen getrieben hat, um ihn alsbald wieder unter seine allergnädigste Ober-Obhut und Naturalverpflegung zu nehmen — man weiß es, daß ein so gedrillter Klerus die hohe Idee des katholischen Priesterthums in ihrer Reinheit gar nicht erst zu erfassen, viel weniger sie zu repräsentiren vermag, daß ferner sein Einfluß auf das Volk in dem Maße sich verringert, als sein heiliges Amt zu einer Art Büttelthum herabgewürdigt wird.

Endlich kennt man auch die Schwäche vieler gutgesinnten aber wenig kaltblütigen Katholiken, die unter dem Joche eines energischen Verwaltungsdespotismus zu Boden sinken, die Urtheilsunfähigkeit der Ungebildeten, die vor einer entthronten, depossedirten und ruinirten Kirche den Respekt verlieren, und die — wir wollen sagen Naivetät gewisser kirchlicher Organe welche, wenn ein Rettungswunder von Oben zur eingebildeten Stunde ausbleibt, ihre Hoffnung den Mächtigen der Erde zuwenden und sich blenden und berücken lassen von dem Scheine wurmstichiger Versprechungen, die man niemals acceptiren kann, ohne sich wegzuwerfen und die heilige Sache Gottes zu verrathen.

Alles was wir angeführt, und vielleicht noch weit mehr, ist bei dem Entwurfe des feindlichen Belagerungsplanes mit in Berechnung gezogen worden. Aber einige Faktoren hat man dabei ganz sicher außer Ansatz gelassen.

Für's Erste gehen die Kirchenstürmer allzeit von dem Gedanken aus, sie vermöchten die Kirche in ihrer Wurzel zu vernichten. Das ahnen sie gar nicht daß, wenn sie auch

die wichtigste Position erstürmt, wenn sie geplündert, gemordet und von dem erstürmten Gebäude keinen Stein auf dem anderen gelassen haben, das Ewige und Unsterbliche, was in diesen Mauern wohnte, von ihren Händen weder getödtet, noch gefesselt, noch besudelt worden ist. Sie können eine lokale Lebensäußerung der Kirche unterdrücken; ihr Leben vermögen sie nicht zu ertödten.

Sodann haben sie keinen Begriff von der abwendenden und zuwendenden Macht des Gebetes und von der übermenschlichen Kraft, die der gläubige Katholik aus den Gnadenmitteln seiner Kirche schöpft, zwei Hülfsmächte, die dem Blicke des Ungläubigen vollständig entgehen und die, wofern sie mit in volle Aktion treten, uns den Feinden um so viel überlegen machen, als Gott der Herr selbst überlegen ist den Unverständigen, die sich gegen seinen heiligen Namen empören. „Hi in curribus et hi in equis, nos autem in nomine Domini.“

Endlich haben sie ihre Rechnung zwar mit des Wirthes leiblichem Bruder, aber doch nicht mit dem Wirthe selbst gemacht. Was nämlich ihre angeborene Keckheit zur Insolenz steigert, das ist die Hoffnung, welche sie auf die Unthätigkeit oder auf die Mißgriffe unserer Schwachen, Krüppel und Marodeurs bauen. Das sind aber lauter Kranke, die geheilt werden und erstarken können. Wie denn, wenn wir all' unsere Kraft aufböten, um uns und unsere Brüder insgesammt in gute Soldaten umzuwandeln! Unmöglich ist das nicht und nothwendig ist es über alle Maßen. Freilich setzt solche Thätigkeit eine Begeisterung für die Sache Gottes, einen Heroismus der Hingabe und Selbstaufopferung voraus, wie ihn die Martyrer übten; aber wir wandern ja auch auf dem königlichen Wege des Kreuzes, der mit dem Siege auf Golgatha seinen ersten ruhmreichen Abschluß findet.

Ein specielles Programm solcher Thätigkeit läßt sich aus dem Grunde, weil es allumfassend seyn müßte, nicht aufstellen; aber eine Andeutung läßt sich geben. — Man

kann z. B. unsere geistlichen Schulinspektoren und Revisoren beseitigen und sie durch Löffelfabrikanten und Schankwirthe ersetzen. Das ist dann ein Unglück, wenn unsererseits Niemand in die Lücke tritt. Wenn aber von dem Augenblicke eines solchen Ereignisses an jeder katholische Vater und jede katholische Mutter ihre Inspektions- und Revisionspflicht verdoppeln, ja verzehnfachen, so werden an die Stelle eines jeden beseitigten mehr als tausend unabsetzbare Schul-Inspektoren treten und weiterem Schaden vorbeugen.

Man kann dem angehenden Theologen die Gelegenheit rauben, eine gesunde Theologie zu hören; aber wer in aller Welt wird den freien akademischen Bürger, den für seinen Glauben und für die Ehre des Priesterthums begeisterten jungen Mann zu hindern vermögen, eine gesunde Theologie zu studiren? Wer wird einem wohlwollenden Mentor verbieten dürfen, sich des Gefährdeten anzunehmen und den Einfluß zu paralysiren, den ein Unwürdiger auf die unerfahrene Jugend ausüben könnte?

Man kann die Ordensleute verjagen; aber man kann keinen Katholiken, er sei Laie oder Priester, hindern, den Ordensgeist sich anzueignen und in diesem Geist überall zu wirken, wo dieß seinem Berufe entspricht. — Mit Einem Worte: wir dürfen dem hereinbrechenden Sturme ohne Bangen und Zagen entgegensehen, wenn wir die Gewißheit haben, daß Jeder aus uns den Platz, welchen ihm die göttliche Fürsehung angewiesen hat, muthig, ausdauernd und allseitig ehrenhaft behaupten werde; im entgegengesetzten Falle ist uns bange.

Wir sind weit entfernt davon, jenes „amicable Verhältniß" zwischen Staat und Kirche zurückzuwünschen, wie es in Preußen bis zu den Kölner „Irrungen" hie und da bestand, wir wünschen durchaus nicht, daß der Staat die Kirche mit einer Art von Schutzmannszärtlichkeit wie sein Opfer umarme; denn wir wissen nur zu gut, daß dieses Bündniß, welches die absolute Controlle mit der ehrerbietigst ersterben-

den Obedienz geschlossen hatte, eine Stagnation des kirchlichen Lebens erzeugt hat, die bei noch längerem Fortbestande den völligen Ruin der katholischen Kirche in Preußen resp. in Deutschland herbeigeführt haben würde. Aber wir verkennen andererseits auch die Gefahren eines Sturmes nicht, der, aus glühender Wüste daherbrausend, das Land nicht erfrischt, sondern verheert und die Luft vergiftet.

Unsere Meinung ist die, daß die nächsten Folgen, welche aus der Unfreiheit der Kirche hervorgehen, in beiden Fällen gleichmäßig traurig und auch formell einander sehr ähnlich sind, mag die Kirche mit Ketten und Stricken oder mit seidenen Schlingen gebunden seyn. Die Kirche, dieser lebenskräftige Organismus mit der göttlichen Verheißung ewigen Fortbestandes wird, wir wiederholen das, zwar auch unter den drückendsten Fesseln der Tyrannei nicht entnervt werden, und wenn sie bis auf's Aeußerste beraubt, getreten und verstümmelt wird, sie wird sich niemals entehren, niemals die blutigen Krallen eines herrschgewaltigen Despotismus feige küssen, niemals von dem Unrechte Gnade erflehen; sie wird triumphiren. Aber einen Antheil an diesem Triumphe wird nicht Jeder haben, der den Namen eines Kindes dieser Mutter trägt, sondern nur der Muthige, der mit ihr und für sie im Namen Gottes treu gestritten und gelitten haben wird.

XXVII.

Die norddeutsche Presse.

(Schluß.)

Die gesammte norddeutsche Presse hängt geistiger Weise von Berlin ab. Jedes Blatt unterhält daselbst einen oder mehrere Correspondenten und sonstige Mitarbeiter, besonders Feuilletonisten. Wir brauchen deßhalb auch nur die bedeutenderen von den nicht in Berlin erscheinenden Blättern zu berücksichtigen.

Die „Kölnische Zeitung" übertrifft hinsichtlich der ihr zu Gebote stehenden Quellen, Correspondenten und sonstigen Beihelfer, deren sie so ziemlich in allen Städten Deutschlands und allen Hauptstädten des Auslandes zählt, wohl jedes andere deutsche Blatt. In Berlin wie in Paris, am Hofe Viktor Emmanuels wie in Petersburg und Madrid hat sie stets mehrfache officiöse Verbindungen. In allen Preßbureaus und bei allen Gesandtschaften scheint sie ihre besonderen Freunde zu haben. Welche Verbindungen sie mit den Redaktionen der Pariser Blätter besitzt, beweist die Thatsache, daß sie deren Artikel öfter schon ankündigte, ehe dieselben erschienen. Mehrfach ist es auch vorgekommen, daß sie die Thronrede Napoleon's III., mit dem sie lange Zeit in engster Freundschaft stand, vor den Pariser Blättern geben konnte. Dank der geographischen Lage Kölns und dem Gange der Eisen-

bahnzüge kann die Kölnische Zeitung Auszüge aus den französischen Blättern gleichzeitig mit dem Original nach Berlin bringen und so umgekehrt für Paris. Deßhalb ist die Kölnische für den größten Theil der deutschen Blätter die Hauptquelle bezüglich der ausländischen Nachrichten. Das Blatt hat über 20,000 Abnehmer und wird von dem Pommern Heinrich Kruse, und zwar jetzt von Berlin aus, geleitet; es bringt seinem Eigenthümer Dumont-Schauberg jährlich 40 bis 50,000 Thaler ein, vielleicht auch mehr, besonders wenn man die warme Freundschaft der Kölnischen Zeitung für die jeweiligen Inhaber der grünen Sessel erwägt.

Von Gesinnung und Haltung kann bei diesem „Weltblatte" -- so nennt es sich selber gern -- kaum die Rede seyn, man müßte denn den bissigen Haß gegen die katholische Kirche als so etwas annehmen. Palmerston, Napoleon III., Cavour, Garibaldi, Auerswald-Schwerin, Bismark, ja selbst Schmerling und andere Geister verschiedenster Richtung genossen nacheinander oder selbst auch gleichzeitig des Vorzuges, von dem Blatte vergöttert und mit Weihrauch umwölkt zu werden. Auch weiß sich die Kölnerin auf billige und gefahrlose Weise das Ansehen der Unabhängigkeit zu geben, wobei freilich oft auch andere gewichtigere Gründe im Spiele seyn konnten. So vertheidigte sie lange Zeit hindurch die Abtretung Nordschleswigs an Dänemark und sträubte sich in deutschnationaler Entrüstung gegen die Vereinigung des französischen Metz mit Deutschland, um schließlich dem Thun der Gewalthaber nur um so kräftiger Vorschub leisten zu können. Wie kaum ein anderes Blatt hat die Kölnische Zeitung zur Verallgemeinerung jener feigen Charakterlosigkeit beigetragen, welche jetzt im neuen deutschen Reich so herrlich in's Kraut schießt.

Wie leicht begreiflich, ist es neben einem solchen altbegründeten (die Kölnische Zeitung erscheint seit 1813), mit allen Mitteln ausgerüsteten Blatte für ein neues Zeitungsunternehmen nicht leicht aufzukommen. Hat doch die Kölnische Zeitung mit den Correspondenz-Bureaus verschiedener Hauptstädte

eigene Verträge abgeschlossen, denen zufolge den anderen in Köln erscheinenden Zeitungen keine telegraphischen Nachrichten übermittelt werden dürfen. Ein bedeutendes liberales Blatt ist ihr deßhalb auch noch nicht als Nebenbuhler erstanden. Die „Rheinische Zeitung" mit ihren 3000 Abnehmern kann wohl nur durch die Zuschüsse der fortgeschrittenen Parteigenossen bestehen. Dieselbe hat immerhin etwas mehr Charakter als ihre alte Nebenbuhlerin, obwohl auch sie jetzt ganz im Bismarkischen Fahrwasser schwimmt, besonders wenn es gegen die Kirche geht.

Daß die „Deutsche Volkshalle" durch die preußische Polizei zu Tode gemaßregelt wurde, ist eine Thatsache, deren sich das katholische Deutschland unter den jetzigen Verhältnissen um so mehr erinnern wird. Die „Volkshalle" hat immerhin der katholischen Presse Bahn gebrochen. Deßhalb konnte die jetzige „Kölnische Volkszeitung" (früher „Kölnische Blätter"), um so eher auf dem vorbereiteten Boden gedeihen. Damit soll aber gar nicht gesagt werden, daß diese eine Nachfolgerin jener sei. Die Kölnische Volkszeitung ist sachlich sehr wohl und mit Geschick redigirt, wenn es auch mitunter an Entschiedenheit und leitenden Grundsätzen fehlte. Die Haltung des Blattes bei der österreichischen Concordats-Hetze, der Barbara Ubryk-Geschichte und besonders gegenüber dem Concil war unverzeihlich. Seit der Beseitigung Fridolin Hoffmann's von der Redaktion ist es jedoch wesentlich besser geworden. Jener Mangel an Festigkeit ist auch mit die Ursache gewesen, daß in letzter Zeit neben der Köln. Volkszeitung in den meisten Städten des Rheinlandes größere katholische Blätter entstanden sind, die mehr als eine lokale Bedeutung haben. Wir werden dieselben übersichtlich am Schlusse unserer Abhandlung besprechen. Die Kölnische Volkszeitung hat zwischen 7 und 8000 Abnehmer, und bei ihrer jetzigen Haltung wird sich deren Zahl hoffentlich noch vermehren

Das einzige wichtige Blatt liberaler Richtung in den beiden preußischen Westprovinzen ist die starr protestantische

„Elberfelder Zeitung“, früher ziemlich conservativ im Sinne der Kreuzzeitung, jetzt der reine Bismark, dabei aber stets bitter feindselig gegen alles Katholische, und reichlich mit Stoff aus dem Berliner Preßbureau versorgt. Auflage etwa 3000.

Noch mehr als die Kölnische Zeitung die Provinzen Rheinland-Westfalen beherrscht, geschieht dieß von der Breslauer Presse in der Provinz Schlesien; nur daß hier mehrere bedeutende Blätter sich in die Herrschaft theilen. Die 1741 behufs Verpreußung der Provinz gegründete „Schlesische Zeitung“ steht dabei immer noch voran. Sie zählt 11 bis 12,000 Abnehmer und ist reichlich mit Correspondenzen, Feuilleton u. s. w. versehen, überhaupt gut redigirt. Täglich bringt sie, wie alle anderen Breslauer Blätter, eine reichhaltige Sammlung von Provinzialnachrichten, welche gewissermaßen die Lokalblätter ersetzen können. Früher altliberal mit conservativem Anflug, ist das Blatt dem allgemeinen Strome gefolgt und in's Bismark'sche Fahrwasser gerathen. Doch hat die Zeitung, trotz mancher officiösen Mittheilungen, mitunter noch ein unabhängigeres Urtheil bewährt. Finanziell dürfte das Blatt bei den vielen Anzeigen sehr gut stehen. Der Eigenthümer ist einer der bedeutendsten Verleger Deutschlands.

Die „Breslauer Zeitung“, über deren Gründung durch Karl Schall uns K. von Holtei in seinen „Vierzig Jahren“ erzählt, hat manche Schicksalswendungen durchgemacht. Nach 1848 war dieselbe mehrere Jahre hindurch conservativ, kam aber schließlich, nach mehrfachen Schwankungen, Anfangs der sechziger Jahre zu der Ueberzeugung, daß scharfe Opposition mehr Geld einbringt. Seitdem ist sie äußerst liberal und jetzt auch sehr erbittert gegen alles Katholische. Auflage 7 bis 8000.

Die billige „Breslauer Morgenzeitung“ zählt über 20,000 Abnehmer und zeichnet sich durch Gemeinheit aus. Es ist beachtenswerth für unsere norddeutsche Bildung,

daß gerade die rohesten und gemeinsten Blätter, welche für das Volk bestimmt sind, den meisten Erfolg haben.

Die „Schlesische Volkszeitung“ hat diesen Namen gegen den ursprünglichen der „Breslauer Hausblätter“ vertauscht. Sie entstand als Wochenblatt unter der Leitung des verdienstvollen Pfarrers Wick, nachdem, seit dem Scheitern eines nach 1848 gemachten Versuches, die Provinz längere Jahre ohne katholisch-politisches Blatt sich behelfen mußte. Auflage 5000. Der jetzige Redakteur ist Bernhard v. Florencourt. Hinsichtlich ihres entschiedenen Charakters kann das Blatt nur gelobt werden, obwohl in den letzten Jahren der öftere Wechsel der übrigens stets tüchtigen Redakteure ihm nicht zum Vortheil seyn konnte. Auch hierin ist Beständigkeit zu empfehlen.

In Königsberg erscheint die sehr alte „Hartung'sche Königsberger Zeitung“ in einer Auflage von 6 bis 7000. Das Blatt ist sehr liberal, weßhalb ihm 1848 die Regierung das Recht aberkannte den preußischen Adler am Kopfe zu führen. In letzter Zeit kämpft sie natürlich für die „nationalen Errungenschaften“ Bismark's. Neben ihr hat die conservative, natürlich im Sinne der Kreuzzeitung conservative, „Ostpreußische Zeitung“ nur etwas über die Hälfte ihrer Abonnentenzahl. Beide Blätter gehören aber, obwohl verschiedener Richtung, seit einem Jahre einem jüdischen Börsenmanne, der sie beide zu seinen „Geschäfts“-Zwecken ausbeutet. In Königsberg, der Stadt der reinen Vernunft, ist also ein Fortschritt verwirklicht, der in gar vielen deutschen Städten am Platze wäre, indem man in jeder derselben die meisten nichtkatholischen Blätter als reine Geschäftsorgane an Einem Strange ziehend sich zu denken hat. — Ganz so ist es in Stettin, dessen vier große Blätter hauptsächlich nur dem Geschäfte dienen. Doch zeichnete sich die „Ostseezeitung“ (wie öfters auch die Breslauer Zeitung) durch gute, meist polenfreundliche Nachrichten aus Polen aus. Das rotheste der Stettiner Blätter ist die

„Neue Stettiner", die conservativste die „Pommersche Zeitung"; daß alle vier bismärkisch gesinnt sind, ist selbstverständlich.

Die Provinz Sachsen besitzt größere Zeitungen in Magdeburg, Halle und Erfurt. Die verbreitetste darunter ist die „Magdeburgische Zeitung", welche dem fortgeschrittenen Liberalismus huldigt und mit der Regierung, namentlich zu jetziger Zeit, auf gutem Fuße steht; Auflage 9 bis 10,000.

Die Stadt Hannover besitzt das gemein liberale „Hannover'sche Tagblatt" als Lokal- und Klatschorgan mit 10,000 Abnehmern. Das eigentliche Organ der preußischen Regierung, die „Neue Hannover'sche Zeitung" hat keine 1200 Abonnenten; die viel verfolgte conservative, welfische „Hannover'sche Landeszeitung" über 3000. Letzteres Organ ist so ziemlich das einzige größere nichtkatholische Blatt Norddeutschlands welches unsere Kirche mit Anstand und Gerechtigkeit behandelt. Die Bennigsen'sche „Zeitung für Norddeutschland" (2400 Abonnenten), die „Hannover'schen Anzeigen" mit 4300, und der Hannover'sche Courier (5800 Abnehmer) sind durch eine Aktiengesellschaft mit 350,000 Thaler Capital zusammengekauft und verschmolzen worden. Doch ist sofort ein Concurrenzblatt entstanden. Daß ein Blatt, bei dem Herr Bennigsen, weiland Nationalvereinler und nunmehr erbitterter Bismarkist, die erste Violine spielt, nicht anders als sehr neudeutsch-jesuitenfresserisch geschrieben seyn kann, hat der Leser wohl schon selbst herausgefunden.

In Bremen erscheint die in einer Auflage von 9 bis 10,000 Exemplaren verbreitete „Weserzeitung", welche stets sehr stark unter Berliner Einflüssen gestanden, gegenwärtig also nicht anders kann als dem Reichskanzler durch Dick und Dünn die Schleppe zu tragen. Doch fühlt man in einzelnen Artikeln und Correspondenzen durch, daß nicht alle Mitarbeiter von der fürstlichen Sonne des Berliner

Horizontes geblendet sind. Auch treffliche Artikel aus England und über englische Zustände hat das Blatt schon gebracht.

Hamburg besitzt den „Hamburger Correspondent", ein altes 1730 gegründetes Blatt das früher als conservativ galt, jetzt aber unter dem Winde steht der aus der Reichskanzlei weht. Die „Hamburger Nachrichten", welche im Format mit den größten Blättern sich vergleichen können, haben 12,000 Abnehmer, sind sehr liberal, preußisch und stets katholikenfeindlich. Reichhaltige officiöse und sonstige Nachrichten aus Berlin. Die mehr als Handels- oder Börsenblatt zu betrachtende „Hamburger Börsenhalle", und die ziemlich gemeine und rohe „Hamburger Reform" (mit 20,000 Auflage) sind ebenso katholikenfeindlich. Es ist überhaupt eine merkwürdige, nicht genug hervorzuhebende Thatsache, daß Blätter welche in Hamburg, Bremen, Stettin, Leipzig, Königsberg, Magdeburg und anderen Städten mit fast ausschließlich protestantischer Bevölkerung erscheinen, sich täglich gar viel mit der Befehdung und Verläumdung der katholischen Kirche zu schaffen machen. Es mag dieß auch daher kommen, daß die Protestanten nun einmal dieses Krieges nicht entbehren können, daß sie hiedurch das Bewußtseyn im Unrecht gegenüber der alten Kirche zu seyn, das immer noch bei ihnen fortlebt, in sich niederkämpfen wollen.

Die „Leipziger Zeitung" erscheint seit zwei Jahrhunderten in der Buchhändlerstadt, zählt 7 bis 8000 Abnehmer, hat als Lokalblatt die meisten Anzeigen und bringt deßhalb viel Geld ein. Sonst hat sie sich noch wenig anders als durch einige Nachrichten über Freimaurerei bemerklich gemacht, gehört also ohne Zweifel der Loge an, was man freilich von allen liberalen Blättern sagen kann. Auswärts viel bekannter ist die „Deutsche Allgemeine Zeitung", dem bekannten Verleger Brockhaus zugehörig. Das Blatt ist von jeher durchaus preußisch gewesen und hat sich stets durch seine Denun-

cianten-Dienste gegen alles Katholische ausgezeichnet. Es ist einer der erbittertsten und bösartigsten unserer Feinde. Die Auflage dürfte 6 bis 7000 nicht übersteigen, wozu noch kommt, daß die Zeitung in Preußen viel gehalten wird.

Unzweifelhaft steht auch die Dresdener „Constitutionelle Zeitung" in preußischem Solde. Sie hat kaum einige Tausend Auflage, obwohl sie schon alle Mittel aufgewandt hat, um sich bemerklich zu machen, und die verwandten preußischen Blätter ihr hierin beistehen. Das „Dresdener Journal" ist halbamtlich, gut und gemäßigt gehalten und, aus Rücksicht gegen den Hof, auch nicht sehr feindlich gegen die Katholiken. Weiland Reichskanzler Beust soll früher öfters Leitartikel für das Blatt geschrieben haben, das überhaupt schon manche interessante Arbeit veröffentlicht hat.

Von den in Leipzig und Berlin erscheinenden Monatschriften sind die Leipziger „Grenzboten" die älteste. Dieselben standen von jeher in ungemein freundschaftlichem Verhältnisse zu Preußen, zählten 15 bis 1600 Abonnenten und können sich hinsichtlich der Gediegenheit der Arbeiten keinenfalls mit den „gelben Heften" messen. Seit einem Jahre sind sie von Dr. Hans Blum, Sohn Robert Blums, redigirt, nachdem Gustav Freitag als Concurrenzorgan sein „Im neuen Reich" gegründet hat. In Berlin gibt Paul Lindau die „Gegenwart" heraus. Keine dieser Zeitschriften erhebt sich über die nationalliberale Mittelmäßigkeit. Höchstens durch schmähliche Anklagen und Verdächtigungen der „Reichsfeinde", Jesuiten und Ultramontanen haben sie einigemale von sich reden gemacht.

Auch unter der preußischen Herrschaft ist die alte Kaiserstadt Frankfurt a. M. einer der wichtigsten Mittelpunkte für die deutsche Presse geblieben. Ja, mehrere wichtige Blätter sind gerade seither zu größerer Geltung gekommen. So vorab die dem Bankherrn Sonnemann zugehörige „Frankfurter Zeitung", das bestredigirte und verbreitetste Organ der

Demokratie in Deutschland. Freilich mag das Blatt auch viele seiner 10,000 Abnehmer den reichhaltigen Handelsnachrichten verdanken. Gegenüber dem jetzigen Treiben des militärischen und polizeilichen Absolutismus bewahrt es eine mannhafte Unabhängigkeit und offenes Auge. Es bekämpft den Bismarkismus mit Muth und Geschick von seinem Standpunkt aus. Während des letzten Krieges hatte die „Frankfurter Zeitung" allein einen Berichterstatter beim deutschen Heere (Hermann Voget) der offen und ehrlich auch die Fehler und Gewaltthätigkeiten der Oeffentlichkeit überantwortete, welche unsere Heerführer und Krieger in Frankreich begangen. Ueberhaupt ist die Zeitung reichlich mit guten Correspondenzen versehen. In ihr verkörpert sich der Widerstand der alten reichsstädtischen Bürgerschaft Frankfurts sowie der neuern Demokratie in den mittlern Rheingegenden. Daß sie auch den Katholiken feindlich, ja sehr feindselig ist, braucht kaum weiter erwähnt zu werden; so was ist heutzutage selbstverständlich.

Neben ihr kann das 1617 gegründete „Frankfurter Journal" mit 9 bis 10,000 Abnehmern fast nur als ein Geschäfts- und Neuigkeitsblatt in Betracht kommen, das nach und nach allen Regierungen sich ungemein unterwürfig erwiesen (man denke an seine plötzliche Schwenkung 1866 nach dem Einrücken der Preußen) und nur in seiner über allen Anstand sich hinwegsetzenden und unaufhörlichen Maltraitirung der katholischen Kirche, ihrer Diener und Anhänger eine wenig rühmliche Beständigkeit zeigt. Gegen Priester, Ordensleute, kirchliche Anstalten und einfache Gläubige geschleuderte Anklagen, böswillige Lügen und hämische Verdächtigungen füllen täglich ganze Spalten. Das Blatt ist ein Schandfleck für eine Stadt, welche sich ihrer Gesittung, deutschen Treue und Ehrlichkeit rühmt. Aber leider, das Gleiche könnte man in diesem Augenblicke von gar so vielen deutschen Blättern sagen.

Namentlich müßte dieß auch von der „Frankfurter

Presse" gelten, die dazu noch das anerkannte Organ der preußischen Behörden (namentlich des Polizeidirektors) ist. Die Presse sucht es dem F. J. hinsichtlich der nichtswürdigen Angriffe auf die Kirche noch zuvorzuthun. Außer den Zwangsabonnenten (Gasthöfe, Bierhäuser, Beamte u. s. w.) dürfte das ehrenwerthe Blatt deßhalb auch wenig zahlende Abnehmer besitzen. Die übrigen Tageblätter Frankfurt's haben meist nur eine mehr lokale Bedeutung, zeichnen sich aber fast sämmtlich durch gemeine Schmähungen gegen die Katholiken aus.

Wir haben hier eine Menge Blätter übergangen, welche in andern bedeutenden Städten erscheinen und nicht ohne Einfluß sind, bei denen allen man aber nur das Gleiche wiederholen müßte, was wir bei denjenigen sagten, die hier besprochen worden sind. Wenn man sich der sittlichen Entrüstung erinnert, welche die liberale Presse Deutschlands gegenüber der Verkommenheit der französischen Tagesliteratur unter Napoleon und der jetzigen Republik bezeugte, dann muß man sich wirklich fragen, wie es kommt, daß es bei uns gegenwärtig fast noch schlimmer aussieht. Die blinde Anbetung des Erfolges, welche der gallische Cäsar in Uebung gebracht, ist von Frankreich auf Deutschland übergegangen. Die Vergötterung des Fürsten Bismark ist zu einer gefährlichen politischen Leidenschaft geworden. Eine solche Verläugnung aller jener Grundsätze, für welche sie früher so lange gestritten, wie die deutsche liberale Presse es sich zu Schulden kommen läßt, ist selbst in der Geschichte Frankreichs unerhört.

Die katholische Presse Norddeutschlands machte in den letzten Jahren unerwartet rasche Fortschritte. Dabei ist die bemerkenswerthe Thatsache hervorzuheben, daß jetzt die meisten kirchenfreundlichen Blätter in Städten erscheinen, die man früher nie als bedeutende Mittelpunkte katholischen Lebens angesehen haben würde. Hingegen fehlt es guten altkatholischen Städten wie Trier, Fulda, gänzlich an einer

Vertretung in der Tagespresse. Andere, wie Münster, Aachen, Mainz, haben eher Rückschritte gemacht und besitzen nicht mehr was sie früher hatten.

Vor 1848 bestand in ganz Norddeutschland nur eine einzige politische Zeitung, welche unsere Sache vertrat, der in Münster erscheinende „Westfälische Merkur", ganz ebenso wie Süddeutschland nebst Oesterreich einzig und allein die alte „Augsburger Postzeitung" besaßen. Der Westfälische Merkur ist schon über 50 Jahre alt, war aber anfangs der sechziger Jahre so heruntergekommen, daß ein Eingehen des Blattes zu befürchten stand. Eine Auffrischung der geistigen Kräfte hatte jedoch sofort den Erfolg, den Merkur wieder in Blüthe zu bringen, obgleich, Dank der früheren Vernachlässigung, neben ihm ein „Münsterscher Anzeiger" entstanden war, der als Lokalblatt fast alle Anzeigen an sich zog. Vor einigen Jahren ging der Westfälische Merkur in den Besitz des Gesellenpräses Bödinghaus über. Seitdem hat er sich wiederum von der zeitweilig eingetretenen Schwäche erholt, ist mit mehreren gerichtlichen Verfolgungen ausgezeichnet worden, und hat jetzt wohl über 3000 Abonnenten.

In Aachen ist das „Echo der Gegenwart" mit 4000 Auflage das verbreitetste Blatt. Der Verleger behandelt dasselbe jedoch zu sehr als Geschäftssache, scheut sich, trotz des guten Ertrages, einen tüchtigen Redakteur zu besolden, so daß die Spalten fast nur mit Ausschnitten gefüllt werden müssen. Bei städtischen, Land- und Reichstagwahlen fehlten die nöthigsten Aufschlüsse und Ermunterungen. Eine zeitlang schien das Blatt sogar den Gegnern verfallen. Doch ist seitdem die Haltung wieder besser, wenn auch stets das Anregende, Selbstständige fehlt, was heute bei einem Blatte die Hauptsache ist. Materiell gesichert, könnte das Echo der Gegenwart durch geistige Kräftigung zu einem bedeutenden, einflußreichen Organe werden.

Die vor mehreren Jahren entstandene „Essener Volks-

zeitung" hat es auf 4000 Abnehmer gebracht, trotzdem der öftere Wechsel in der Person des geistigen Hauptes nicht vortheilhaft war. Sie hat dadurch das liberale Blatt der Stadt überflügelt, nebenbei auch in den „Essener Blättern" einen Nebenbuhler erhalten, der jedoch dem Socialismus gänzlich in die Hände fallen oder eingehen dürfte.

Meist innerhalb der letzten zwölf oder achtzehn Monate sind gegründet worden: die „Deutsche Reichszeitung" in Bonn, welche unter Matzner und Birnich eine bedeutende Regsamkeit und Selbstständigkeit entfaltet, Originalarbeiten in Menge bringt und viel Entschiedenheit zeigt. Auflage wohl über 3000. Die „Coblenzer Volkszeitung", unter Leitung von Dr. Helle, schon mit mehreren Monaten Gefängniß, verschiedenen Haussuchungen und sonstigen Verfolgungen heimgesucht. Auflage 2500. Die gleiche Auflage hat auch die „Duisburger Volkszeitung", welche allein im zweiten Quartal 1872 fünf Haussuchungen und Prozesse auf den Hals bekam. Die „München-Gladbacher Volkszeitung" hat es sogar binnen sechs Monaten auf 3000 Abnehmer gebracht. In demselben Verhältnisse steht auch die „Dortmunder Volkszeitung". Die „Niederrheinische Volkszeitung" in Crefeld, aus einem farblosen Lokalblatt hervorgegangen, hat über 4000 Abnehmer. Als das Blatt sich umgestaltete, brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in Berlin einen wuthsprühenden Artikel über das unerhörte Aergerniß, daß in einem ultramontanen Blatte die amtlichen Anzeigen erscheinen sollten. Auf diese Anklage wurde der Nothstand auch sofort beseitigt; der „Niederrheinischen Volkszeitung" wurden die amtlichen Einrückungen entzogen.

Die jüngste der katholischen Volkszeitungen — es gibt deren jetzt acht oder neun in Preußen — ist die in Bochum unter Leitung von Joseph Blum erscheinende „Westfälische Volkszeitung". Außerdem gibt es ein „Frankfurter Volksblatt", in Elberfeld ein „Wupperthaler"*, in

Düsseldorf ein anderes „Volksblatt", in Osnabrück „Neue Volksblätter", in Braunsberg „Ermeländische Volksblätter", außerdem noch verschiedene „Volksfreunde". Man wird zugestehen, daß diese stetige Wiederholung desselben Namens denn doch sehr eintönig ist. Waren denn keine anderen Namen zu ersinnen, welche ansprechen konnten?

Kleinere nicht täglich erscheinende katholische Blätter existiren in Cleve, Emmerich, Xanten, Opladen, Bucholt, Paderborn („Westfälisches Volksblatt", 3000 Auflage), Höxter („Weserbote"), Euskirchen, Münstereifel, Heiligenstadt („Eichsfelder Blätter", 2600 Aufl.), Limburg („Nassauer Bote"), und Leipzig („Sächsisches Kirchenblatt", auch politisch). Das wackere, auch stark in Politik machende Berliner „Märkische Kirchenblatt", von dem verdienstvollen Missionsvikar und Reichstags-Abgeordneten Müller herausgegeben, ist ursprünglich durch den Ronge-Schwindel hervorgerufen und hat jetzt gegen 2500 Auflage. Die eigentlichen Kirchenblätter können wir füglich übergehen, machen auch keinen Anspruch darauf im Uebrigen ganz vollständig zu seyn.

Ueber die polnischen Blätter der Provinzen Posen und Westpreußen, welche der katholischen Sache günstig sind, ist nicht viel zu sagen. Zu Königshütte in Schlesien erscheint der „Katholik" in polnischer Sprache, von dem frühern Lehrer Miarka so trefflich redigirt, daß er sich einer großen Beliebtheit und Verbreitung (4 bis 5000 Exemplare) unter dem Volke erfreut und überdieß die Auszeichnung zu genießen bekam, daß ihn Fürst Bismark im Reichstag zum Gegenstand einer seiner heftigen Reden gegen die Katholiken machte.

Obwohl Mainz eigentlich nicht zu Norddeutschland zu rechnen, gehörte doch das „Mainzer Journal" hinsichtlich seiner Verbreitung demselben zum guten Theile an. Seit dem Tode seines Gründers (Franz Sausen) hat das Blatt eine Aenderung erfahren. Aber während sonst überall neue katholische Zeitungen kräftig und frisch emporblühen,

ist es hier dahin gekommen, daß es anstatt sich zu erweitern, mit dem „Mainzer Abendblatt" sich verschmelzen, also eine Verkleinerung vornehmen mußte, und so fast zum Lokalblatt herabsank. Hoffen wir, daß es bald gelingen möge, dem Mainzer Journal die Stellung wieder zu verschaffen, die ihm in Anbetracht seiner Vergangenheit und der Lage der Stadt gebührt. Mainz ist ein Mittelpunkt, welcher einem gut geleiteten größern katholischen Blatte einen bedeutenden Leserkreis sichert, und der schon aus allgemeinen Rücksichten um keinen Preis aufgegeben werden darf. Wir haben in Deutschland außer Mainz nur Augsburg, Berlin, Breslau und Köln, welche eine ähnliche Wichtigkeit besitzen. In diesen fünf Städten müssen große politische Blätter bestehen, welche so angelegt sind, daß sich ihre Verbreitung und Wirksamkeit weiter als über eine Provinz oder den heimischen Staat erstrecken kann. Dabei ist Berlin als Hauptstadt des neuen Reiches der Mittelpuntt für ganz Deutschland geworden. Eine Partei die dort nicht vertreten ist, hat keine rechte Geltung.

Diese größere Presse wird sich auch leichter von jener Einseitigkeit fern halten, wie sie sich an dem traurigen Beispiel einiger süddeutschen Blätter zeigt, welche durch ihren einseitigen Eifer nicht wenig dazu beigetragen haben, daß wir Katholiken täglich der „Vaterlandslosigkeit" und des „Landesverrathes" beschuldigt werden. Die Schuld solcher Einseitigkeit liegt meist an dem Nichtweitherumgekommenseyn der betreffenden Redakteure, welche stets nur die Verhältnisse ihres engern Vaterlandes im Auge haben, eben weil sie das übrige Deutschland nicht aus persönlicher Anschauung kennen. Für einen katholischen Preußen ist es peinlich, in bayerischen sich katholisch nennenden Blättern Urtheile und Angriffe über und auf sein Vaterland lesen zu müssen, wie sie sonst nur die rohesten liberalen Blätter über katholische Länder auszusprechen pflegen. Solange derlei Mißstände noch stattfinden, kann eine gemeinsame und darum kräftige Wirksam-

keit der katholischen Presse und Partei — denn letzteres sind wir wider unsern Willen auf politischem Gebiete nun doch geworden — mit Sicherheit nicht erwartet werden. Und doch muß Einigkeit und Organisation unser erstes und letztes Wort seyn.

XXVIII.

Der Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands und seine fünfte Generalversammlung zu Bonn.

(29. Juli bis 2. August 1872.)

Vor ungefähr einem Jahre erschien in diesen Blättern ein Bericht über die vierte Generalversammlung der katholischen Studentenvereine Deutschlands, welcher die Leser der gelben Hefte zuerst mit den katholischen Studentencorporationen bekannt machte, die einzelnen Phasen der Entwickelung studentischer Associationen überhaupt und insbesondere der katholischen schilderte. Die folgenden Zeilen wollen jene Darstellung vervollständigen durch kurzen Rückblick auf die Geschichte des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands und auf ihre jüngste Generalversammlung.

Der Grund zu dem heute bestehenden Verbande ward gelegt durch Abschluß eines Correspondenzverhältnisses zwischen der 1851 gegründeten Verbindung „Aenania“ in München, dem 1853 entstandenen „Katholischen Leseverein“ zu Berlin und der 1855 gegründeten Verbindung „Winfridia“ in Breslau.

Nachdem Gerbl, der Stifter der „Aenania“, es bereits

1859 auf der Generalversammlung zu Köln versucht hatte die katholischen Studentencorporationen dem großen Verbande sämmtlicher katholischen Vereine einzugliedern, beschlossen „Aenania", „Winfridia" und „Leseverein" im Sommer 1863 nach lebhafter Correspondenz zu der im Herbste desselben Jahres in Frankfurt a. M. tagenden Generalversammlung Vertreter zu senden. Die Vertreter der „Aenania" und des „Lesevereines" kamen, nachdem sie Rücksprache mit hervorragenden Führern der katholischen Sache genommen, bei Freiherrn von Hertling, ehemaligem Aenanen und Mitglied des Lesevereines, zusammen und wählten letzteren zum Sprecher für ihre Interessen. Freiherr von Hertling erfüllte seine Aufgabe mit jener Herrschaft über die Sprache, mit jener warmen Begeisterung die jeden, der ihn einmal zu hören Gelegenheit hatte, so sehr erfreute. Er mahnte die Versammlung in beredten Worten den Corporationen katholischer Studirender Theilnahme und Förderung nicht zu versagen; sodann forderte er die katholischen Studenten selber auf, nicht länger dem großen Geisterkampfe fern zu stehen, den bestehenden Vereinigungen katholischen Charakters sich anzuschließen und neue zu gründen, damit bald auf allen Universitäten Deutschlands das katholische Vereinsleben mächtig erblühe. Der Ruf, den Freiherr von Hertling unter dem Beifall der Versammlung erschallen ließ, hatte bald in allen deutschen Landen ein Echo gefunden und Kräfte die bis dahin geschlummert hatten oder isolirt waren, zur Sammlung oder frischer Thätigkeit angespornt; so zahlreich entstanden in den nächsten Jahren die Associationen katholischer Studenten. Schon hatte sich am 4. März 1863, Dank der auf der Generalversammlung zu Aachen angeregten Idee einer freien katholischen Universität, ein „katholischer Studentenverein" gebildet. Direkt auf Veranlassung der Frankfurter Generalversammlung entstand am 6. November 1863 der katholische Studentenverein „Arminia" zu Bonn, gegründet von neun Studirenden verschiedener Fakultäten. Am 7. März 1864 wurde zu Münster in einer Versammlung katholischer Studenten über die Gründung eines katholischen Studentenvereines berathen und einer Commission die Abfassung der Statuten übertragen; am

14. März wurden diese bestätigt und angenommen. Der Verein nahm den Namen „Akademischer Verein" an, den er im Januar 1865 mit der Benennung „Katholischer Studentenverein Germania" vertauschte. Nach häufigen Versuchen und gewaltigen Stürmen constituirte sich am 3. Mai 1864 zu Tübingen eine schon seit 1857 bestehende Verbindung „Guestphalia" als katholische Studentenverbindung. Einen Monat später erstand in Innsbruck die katholische Studentenverbindung „Austria". Und am Ende des Jahres, am 17. November 1864 bildete sich in Würzburg anläßlich der dort abgehaltenen katholischen Generalversammlung ein katholischer Studentenverein, der im Januar 1865 unter dem Namen „Walhalla" in die Oeffentlichkeit trat.

Wie schon früher erwähnt wurde, schlossen im Sommer 1863 „Aenania" und „Leseverein" ein Correspondenzverhältniß, um Erfahrungen auszutauschen und einander zu stärken in der Wahrung und Ausbreitung gemeinsamer Grundsätze. Ihnen schlossen sich nach und nach an die „Arminia", „Germania", „Katholischer Studentenverein zu Breslau" und „Walhalla". Außerdem gab es damals schon einen engeren Verband der oben genannten Verbindungen. Alle diese Corporationen beruhten auf denselben Principien und strebten nach demselben Ziele. Darum war es gewiß ein schöner Gedanke, sie in einem großen Verbande zu vereinigen, in welchem jedes Glied bei der Berathung und Entscheidung gemeinsamer Angelegenheiten gleichberechtigt seyn sollte. Dieß geschah auf der Generalversammlung zu Würzburg. Hier beschloß man auch, ein Correspondenzblatt für den Verband zu gründen und alljährlich bei Gelegenheit der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands einen Bundestag abzuhalten, zu dem jedes Glied des Verbandes einen instruirten Vertreter senden solle; die von der Mehrheit der Convente genehmigten Beschlüsse des Bundestages sollten für den ganzen Verband bindend seyn; endlich faßte man den Beschluß einen Vorort zu wählen, welcher die Einheit des Organismus wahre und repräsentire. Erster Vorort wurde „Aenania". Allein schon damals trat zwischen Verbindungen und Vereinen eine Rivalität

hervor, welche auf der folgenden Generalversammlung zu Trier eine förmliche Trennung beider zur Folge hatte. Einsender will nicht untersuchen, wer diese Trennung zu verantworten hat; er glaubt, daß beide Theile gleiche Schuld tragen. Darum versagt er sich auch eine Besprechung des unseligen Streites, der jeden katholischen Studenten mit tiefem Schmerze erfüllen muß und ein dunkles Blatt in der Geschichte der Verbindungen wie der Vereine bildet.

Nachdem der Gesammtverband der katholischen Studenten-Corporationen ein so rasches Ende gefunden, schlossen die Verbindungen unter sich einen Bund und ebenso die Vereine. Beide Verbände beruhen auf den gleichen Principien (Religion, Wissenschaft, Frohsinn). Sie unterscheiden sich bloß in der Form, indem die Verbindungen studentische Abzeichen tragen, die Vereine nicht.

Berlin, welches in Trier zum Vororte gewählt worden war, richtete, um dem Verbande der katholischen Studenten-Vereine eine Rechtsgrundlage zu geben, an die Vereine zu Bonn, Breslau, Münster und Würzburg folgende Fragen: 1) Sollen die fünf in Trier vertretenen Vereine in engerem Sinne einen Verband bilden? 2) Sollen für ihn die in Trier entworfenen und genehmigten Statuten des früheren Gesammtverbandes gelten? 3) Soll der Berliner „Katholische Leseverein" für 1865/66 Vorort seyn?

Alle Vereine beantworteten die Fragen mit „Ja", und so trat Ende Januar 1866 der „Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands" in's Leben. Kaum gegründet wurde derselbe in seiner Entwicklung durch die Ereignisse des Jahres 1866 gehemmt. Die Generalversammlung mußte ausfallen. Allein nach Abschluß des Friedens ging man wieder mit frischen Kräften an's Werk. Seitdem hat sich der Verband nach Innen und nach Außen entwickelt und ist auch durch die religiösen Kämpfe der letzten Jahre in seinem Wachsthume nicht beeinträchtigt worden. Gleich zu Anfang des Jahres 1867 stellte der zu München im Jahre 1866 auf Grund der Principien des Verbandes constituirte „Allgemeine Studentenverein", der im Mai 1867 sich in den „Katholischen

Studentenverein" umwandelte, ein Gesuch um Aufnahme in den Verband. Die zu Berlin im Herbste 1867 tagende Generalversammlung genehmigte dasselbe. Der folgenden Generalversammlung in Münster blieb es vorbehalten, den inneren Ausbau und die Organisation des Verbandes durch endgiltige Berathung der Verbandsstatuten zu vollenden. Nicht weniger als drei Vereine hatten einen Statuten-Entwurf ausgearbeitet. Mit Eifer und Gründlichkeit wurden die Berathungen gepflogen. Nunmehr war eine feste Grundlage vorhanden, auf der man weiter bauen konnte.

Die Grundzüge der endgiltig angenommenen Statuten sind etwa folgende: Der Verband besteht aus deutschen katholischen Studentenvereinen, welche sich auf Grund der drei Principien: „Religion, Wissenschaft, studentische Geselligkeit" constituirt haben. — Ein Studentenverein ohne Ideal kann unmöglich sich eine hohe und edle Aufgabe stellen, geschweige denn erfüllen. Darum haben sich die katholischen Studentenvereine ein Ideal gesucht, und zwar ein Ideal so hoch und hehr, wie kein zweites ist: die Religion. Dieses erste Princip ist das durchaus maßgebende, welches die anderen durchdringt und bestimmt. Ein Ausfluß aus ihm ist das zweite, denn die Studenten als Träger der geistigen Bewegung der Zukunft sind vor Allem bestimmt, nicht ferne zu bleiben dem religiös-wissenschaftlichen Kampfe der Gegenwart. Wenn die beiden Principien die Grundlage des einzelnen Vereines bilden, dann wird von selbst das dritte hinzutreten. Denn wo ein gemeinsames Ziel Alle vereint, wo wissenschaftliche Bestrebungen der Unterhaltung eine geistige Würze geben und der religiös-sittliche Ernst Alles fern hält, was die reine Freundschaft trüben könnte, dort wird ächt studentische Geselligkeit und Frohsinn im schönsten Maße blühen. — Der Zweck des Verbandes ist gegenseitige Förderung in der Verwirklichung dieser Principien innerhalb der verbündeten Vereine und in weiteren studentischen Kreisen. Alle Vereine stehen zueinander in gleichem Verhältnisse, sowie auch in inneren Angelegenheiten und lokalen Anordnungen jeder Verein vollkommen frei ist. Zur Herstellung größerer Einig-

keit, zur persönlichen Annäherung, zum Austausche von Erfahrungen und zur Berathung und Beschlußnahme in gemeinsamen Angelegenheiten findet jährlich einmal eine Generalversammlung der im Verbande stehenden Vereine statt. Zur Leitung der Verbandsangelegenheiten wählt diese für die Zeit bis zur nächsten Generalversammlung einen der verbündeten Vereine zum Vororte, welcher den Verband nach Außen zu vertreten, seine Interessen zu wahren, seine Beziehungen zu erweitern hat. Jährlich zweimal erscheint unter seiner Redaktion ein Correspondenzblatt, welches einen allgemeinen Bericht über die Generalversammlung, Berichte der einzelnen Vereine und Mittheilungen des Vorortes enthält.

Mit der zu Münster erwählten Vorortscommission trat im Laufe des Jahres 1869 eine in Innsbruck von katholischen Studenten gegründete „Norddeutsche Landsmannschaft" in Verbindung, welche in den Verband aufgenommen zu werden wünschte. Allein da dieser Verein auch politische Zwecke verfolgte, der Verband aber jede politische Thätigkeit principiell ausschließt, so konnte jenem Gesuche nicht entsprochen werden. Erfolgreicher waren die Bemühungen Karlsruhe, wo sich am Polytechnikum ein katholischer Studentenverein gebildet hatte, welcher auf der dritten Generalversammlung zu Würzburg 1869 als siebenter in die Reihen der verbündeten Vereine trat, später aber seine Thätigkeit einstellen mußte. Die dritte Generalversammlung brachte die Statuten zum Abschlusse. Im Studienjahre 1869/70 erhielt der Vorort Kunde von der Gründung eines katholischen Studentenvereines „Winfridia" in Göttingen. Ihrem Gesuche um Aufnahme in den Verband ward, weil im Sommer 1870 keine Generalversammlung stattfinden konnte, während des Wintersemesters 1871 entsprochen. Was in München 1871 angestrebt und erzielt wurde, wie sich der Verband hier um ein neues Glied, den „Katholischen Leseverein" in Tübingen erweiterte, das wissen die Leser dieser Blätter aus dem Eingangs erwähnten Berichte. Zum Orte der nächsten Generalversammlung wurde Bonn bestimmt.

Ehe aber Bonn die Vertreter und Gäste aus den Brudervereinen in seinen Mauern sah, waren im Schooße einzelner

Vereine Mißhelligkeiten ausgebrochen; hier und da krankte oder stagnirte das Vereinsleben in Folge der Ereignisse, welche seit 1870 das katholische Deutschland erschüttern. Am 16. Nov. 1871 wurde der Vorort mit einer Resolution des „Katholischen Studentenvereines“ in Breslau überrascht, wonach eine schwache Majorität dekretirt hatte, daß der Verein „die vatikanischen Dekrete von der absoluten Gewalt und Unfehlbarkeit des Papstes als glaubensverbindliche Dogmen nicht anzuerkennen vermöge.“ München that, was seine Pflicht war, und stellte den Antrag auf Ausschließung des Breslauer Vereines. Alle übrigen Vereine traten demselben rückhaltslos bei und unterließen ihrerseits nichts, um sich falscher Elemente zu entledigen. In Bonn war man schon früher genöthigt vier „altkatholische“ Mitglieder zu dimittiren; ähnlich erging es in München. Berlin hatte sogar den Schmerz ein Ehrenmitglied aus seinen Listen streichen zu müssen. Uebrigens gründete die ausgeschiedene Minorität in Breslau sofort einen neuen Verein „Unitas“, welcher bereits im Wintersemester 1871/72 kräftig wuchs und dem Verbande ein treues und tüchtiges Glied ist. Auch die anderen Vereine haben in Folge ihres festen Auftretens keine Abnahme ihrer Mitgliederzahl zu verzeichnen gehabt, im Gegentheil, dieselbe wächst stätig und gerade fast ausschließlich aus den drei weltlichen Fakultäten, nicht etwa durch Theologen, die vielmehr sehr spärlich in den Listen der meisten Vereine vertreten sind.

So konnte denn die Bonner „Arminia“ auch nur mit frohen Hoffnungen der Generalversammlung entgegensehen; denn es galt einerseits in ernster Berathung die wichtigen Fragen, welche vorher von den Einzelconventen erörtert worden waren, zu erledigen, andererseits aber rheinische Gastfreundschaft zu pflegen und den überaus zahlreich aus nah und fern, insbesondere aus Würzburg, Münster und Aachen erschienenen Gästen zu zeigen, daß in Bonn das Gute und Treffliche, was die althergebrachten studentischen Formen an sich haben, noch nicht erstorben ist, sondern vielmehr geadelt und geläutert durch den katholischen Gedanken.

Am 29. Juli trafen die Vertreter und Gäste zum Be-

grüßungscommers ein. Am anderen Morgen wurde die Generalversammlung durch ein feierliches Hochamt eröffnet; gleich darauf begannen die Berathungen. Zunächst wurde die Aufnahme der am Polytechnikum zu Aachen enstandenen „Karolingia" bewerkstelligt. Dagegen konnte dem Aufnahmegesuch eines in Innsbruck entstandenen Vereines keine Folge gegeben werden, weil seine Statuten der Versammlung nicht die Bürgschaften geben konnten, welche vonnöthen sind, um einen Studentenverein rein studentisch zu entwickeln. Sobann verhandelte man über die mehrerseits angeregte Beseitigung des oben berührten Zwistes zwischen den Verbindungen und den Vereinen. Wenn an den deutschen Hochschulen die Burschenschaften ihr schwarzrothgoldenes „Princip" und die Corps ihre Principlosigkeit in gefährlichen Lagen zusammen zu halten vermag, so wäre es himmelschreiend, wenn die großen katholischen Corporationen trotz ihrer gleichen Principien, die wirkliche Principien sind, alte Wunden stets von neuem aufreißen und sich befehden sollten in einer Zeit, wo es mehr denn je gilt alle Kräfte zu einigen. Es brauchen ja nicht beide ihre Eigenart aufzugeben, es soll ja keine Einerleiheit, sondern eine wahre Einheit geschaffen werden, in der jeder Theil seine berechtigten Eigenthümlichkeiten behält. — Von solchen Erwägungen geleitet beschloß die Generalversammlung dem Verbande der katholischen Studentenverbindungen ein freundschaftlicheres Verhältniß, gelegentliche Correspondenz und Austausch der Correspondenzblätter anzubieten. Hoffen wir, daß die Verbindungen die dargereichte Bruderhand annehmen!

Gleichwichtig ist das Projekt, ein eigenes Commersbuch für katholische Studenten herauszugeben. Die Commersbücher, welche man bisher zu benützen gezwungen ist, enthalten manches in sittlicher und religiöser Beziehung anstößige Lied; und manchesmal mußte man sich schämen, daß auf der Kneipe eines katholischen Studentenvereines solche Bücher aufliegen. Darum trug die Generalversammlung dem künftigen Vororte (Bonn) auf, die nöthigen Schritte zur Herausgabe eines eigenen Commersbuches zu thun. Ferner wurde der Beschluß

gefaßt, nach dem Vorbilde der schweizerischen katholischen Studentenvereine, mit der Gründung eines eigenen Blattes vorzugehen, worin die Interessen von katholischen Studenten-Corporationen erfolgreicher als bisher durch die Correspondenz-blätter vertreten und weiter verbreitet werden sollen.

Und manches noch andere Projekt fand seine Erledigung auf der Bonner Versammlung oder wurde daselbst angeregt. Besondere Freude erregte die frohe Kunde, daß im nächsten Jahre eine abermalige Vermehrung und Ausbreitung des Verbandes an anderen Hochschulen in sicherer Aussicht steht.

Drei volle Tage haben die Berathungen gedauert. Es waren für alle Betheiligten mühevolle aber auch schöne Tage. Fremd waren die meisten einander, als sie ankamen; aber schon längst kannten sie sich der Gesinnung nach. Denn sie Alle strebten und streben nach demselben Ziele mit denselben Mitteln. Und so kam es, daß die persönliche Bekanntschaft genügte, um Alle miteinander vertraut zu machen und Freund-schaften zu schließen, die nicht wie ein flüchtiger Rausch ent-schwinden, sondern unzerstörbar sind, weil sie auf unzerstör-baren geistigen Fundamenten beruhen.

XXIX.

Zeitläufe.

Das Reich nach außen und innen.

Zweiter Artikel: Politischer und kirchlicher Unfriede im Reich.

In wenigen Tagen werden zwei Jahre verflossen seyn, seitdem die bayerischen Minister zu München sich mit Herrn von Delbrück zu den bekannten Conferenzen vereinigten, welche sich im Verfolg, und zwar gegen alle ursprüngliche Absicht und Erwartung des Einen Theils, zu der Gründung des jetzigen Deutschen Reichs ausgewachsen haben. Bei dem tumultuarischen Proceß, wie er unter dem Getümmel der Waffen aufgenommen und im Feldlager vor der feindlichen Hauptstadt abgewickelt wurde, konnte Ein Uebelstand von vornherein nicht ausbleiben: daß nämlich die verschiedenen Theilhaber an der neuen Gründung auch von ebenso verschiedenen Vorstellungen darüber ausgingen, was die neue Gründung seyn und aus dem projektirten Reiche eigentlich werden solle.

Ich glaube fest, daß damals die obersten Träger der Reichsgewalt selber das Reich, dessen inneres Wesen und Charakter, sich keineswegs so vorgestellt haben, wie es nun nach kurzen zwei Jahren geworden ist. Daher die lange Reihe nicht erfüllter Zusicherungen und getäuschter Hoffnungen. Selbst

wir, die wir unsere instinktive Furcht und Besorgniß vor der Entwicklung eines so begründeten und so verfaßten Reiches nie verhehlt haben, selbst wir gehören zu den Ueberraschten und Getäuschten. Denn das wäre uns doch im Traume nicht eingefallen, daß in diesem Reiche zwei Jahre nach seiner Geburt Dinge möglich wären, wie wir sie jetzt vor Augen sehen, wo vermöge Reichsgesetz katholischen Priestern verboten werden kann das heilige Meßopfer zu feiern und die Sakramente zu spenden.

Von allen bei der Gründung des Reichs näher oder ferner Betheiligten scheint uns nur Eine Kategorie ganz genau gewußt zu haben, was sie damit erreichen wollte und was das Reich in ihrem Sinne werden müsse. Ich meine den modernen Liberalismus in allen seinen Schattirungen, die nichts Göttliches auf Erden glauben, die Ordnung des Uebernatürlichen hassen und alle conservativen Lebensmächte in Kirche, Staat und Gesellschaft ersticken zu müssen glauben, um auf dem rasirten Terrain die unumschränkte Herrschaft der Classen von „Besitz und Intelligenz“ zu etabliren*). Auch diese Kategorie war aber zunächst ihrer Sache nicht sicher. Sie hat in den Kammern den Schafpelz über die Wolfshaut angezogen; sie hat uns geschworen, daß kein ernster Anlaß zum Streit der Parteien mehr vorhanden seyn werde, sobald die nationale Frage durch die Gründung des Reichs gelöst seyn werde. Ihre Vermummung haben diese Leute erst abgeworfen, als sie das Reich in ihrer eisernen Gewalt wußten. Sie haben zwar gelogen und betrogen, aber sie haben triumphirt; sie allein zählen nicht zu den Getäuschten.

Es ist sehr natürlich, wenn jetzt alle diejenigen, welche von dem Reich, dessen Wesen und Charakter, ganz etwas

*) Gemeinhin wird die obenerwähnte Kategorie kurzweg als „Freimaurerei“ bezeichnet. Wir haben gegen den concretern Begriff nichts einzuwenden, insoferne derselbe als pars pro toto verstanden wird, drücken uns aber lieber „wissenschaftlich“ aus.

Anderes erwartet haben; alle diejenigen welche sich im guten Glauben von der Vorstellung leiten ließen, daß ein in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gegründetes Reich deutscher Nation, und zwar gegründet nicht von einem neuen Frankfurter Parlament und dessen rabiaten Parteien, sondern von den Königen und Fürsten Deutschlands, keine andere Basis haben könne als die der ehrlichen Freiheit und der unparteiischen Gerechtigkeit — wenn alle diese ihre damalige Anschauung zu rechtfertigen und die Schuld an dem Mißerfolg verschiedentlich zu vertheilen suchen. Immerhin geht daraus die interessante Thatsache hervor, wie leicht es dem Reich geworden wäre die ursprünglichen Gegner seines Entstehens der falschen Voraussage zu überführen und für immer unschädlich zu machen.

Unsererseits, die wir nur in unseren Befürchtungen übertroffen worden sind, hätten wir heute dieses Thema nicht wieder berührt, wenn uns nicht ein äußerer Anlaß darauf zurückgeführt hätte. Ich meine die vielbesprochene Ministerkrisis in Bayern. Denn man vermag diese Erscheinung am deutschen Reichshimmel schlechthin nicht anders richtig zu würdigen, als wenn man sie unter dem Gesichtspunkt der bei der Gründung des Reichs allseitig untergelaufenen Täuschungen und Mißverständnisse betrachtet. Man hat sich die Sache anders und jedenfalls nicht so gedacht: damit ist eigentlich Alles gesagt, was sich auch über die bayerische Ministerkrisis sagen läßt.

Zu der Zeit als die süddeutschen Unitarier noch nicht sagen konnten, daß ihre Tendenz geltendes „Recht" sei, ihr Treiben vielmehr von Rechtswegen als Hochverrath vor das Criminalgericht gehört hätte: da bedienten sie sich des Vorwands, daß sie den einzig möglichen Weg zur Erhaltung des deutschen Fürstenthums eröffnen wollten; sie nannten sich die „dynastisch Conservativen". Wir verstanden den Bauplan der Herren damals schon so, daß es sich um Herstellung eines Kaiserpalastes handle, an dessen Ecken man die restiren-

den Dynastien als zierliche Erker anbringen wolle. Nun hat aber ein Erker keine Bedeutung, wenn er nicht einen freien Zugang aus dem Hauptbau gestattet, so daß man von dort aus die Straße besser übersehen und je nach den Umständen zum Volke sprechen und vom Volke sich beklatschen lassen kann. Daß aber unter den gleichen Umständen die Lage eines Erker-Bewohners eine sehr genirte seyn muß, das leuchtet ebenfalls ein.

Nur den deutschen Unitariern will das nicht einleuchten. Sie erkannten in der plötzlich zum Ausbruch gekommenen Ministerkrisis in Bayern zwar den Versuch aus einer beengten Lage herauszukommen, aber sie sahen darin nicht die natürliche Reaktion gegen ihre willkürliche Tendenz, sondern eine Auflehnung gegen Kaiser und Reich. Bei dem wunderlichen Begriff von einem „Reich", wie er nun einmal gang und gäbe geworden und von dem Begriff des „Staats" gar keinen Unterschied mehr zuläßt, liegt eine solche Auffassung freilich sehr nahe. Wer immer noch ein selbsteigenes Recht geltend machen will oder sich auch nur mit der Idee eines Verhältnisses trägt, welches der gegenwärtigen und zukünftigen Reichsgesetzgebung unzugänglich und von ihr zu respektiren wäre, der ist „reichsgefährlich" und „staatsgefährlich", ob er nun in einem Jesuiten-Collegium oder in einem deutschen Fürstenschlosse hause. Felonie ist alles, was noch Charakter und Selbstbewußtseyn zeigt. Die liberalen Organe unterscheiden sich somit in der Beurtheilung der bayerischen Ministerkrisis nur insoferne, als die Einen ihren ehrlichen Ingrimm drohend an den Tag legen, die anderen mit erheuchelter Verachtung über den „Sturm im Wasserglase" höhnen.

Zwar sind uns die Verträge mit der Versicherung eingeschmeichelt worden, daß die neue Reichsverfassung die Souveränetät der Einzelstaaten bestehen lasse und es somit nach wie vor ein reichliches Maß von berechtigtem „Partikularismus" geben werde. Auch von dieser Unterscheidung

ist jetzt keine Rede mehr. Kein neues Ministerium in Bayern hätte in dem Sinne partikularistisch seyn können, daß es seine Aufgabe gewesen wäre die Zustimmung zu den Verträgen oder zur Reichsverfassung zurückzunehmen oder nachträglich einzuschränken. Dazu fehlt das Recht, ob es uns nun lieb oder leid sei. Aber das Recht hätte Bayern allerdings, z. B. eine authentische Interpretation des famosen Art. 78 zu fordern, und zwar eine Auslegung, welche von der bisherigen Praxis ab= und auf die bei der Gründung des Reichs gegebenen Zusicherungen zurückgeführt hätte, mit andern Worten dem eingeschmuggelten Unitarismus einen föderalistischen Riegel zu schieben. In den Augen der herrschenden Parteien ist indeß der Eine Partikularismus oder Föderalismus wie der andere gleich hoch verpönt; und die Parteien wissen sehr wohl, warum sie es so haben wollen!

Sie haben hiefür schon den principiellen Grund, daß der Begriff von „Recht" gegenüber der gesetzgeberischen Willkür schlechterdings nicht mehr aufkommen darf. Wie viel dem modernen Liberalismus gerade daran liegt, daß die Unterdrückung des Rechtsbegriffs im Unterschied von der formalen Legalität eine vollständige und definitive werde, davon haben wir in dem Jesuiten=Gesetz und den Vollzugsmaßregeln zu demselben den besten praktischen Beweis vor Augen. Wer die Achtung des eigenen Rechts von Anderen fordern wollte, der konnte zu solchen Maßregeln nie und nimmermehr seine Zustimmung geben; wer es aber doch that und die Hand zur Ausführung bot, der sprach hiemit aus, daß für ihn selber das Recht nur ein „mittelalterlicher Begriff" sei, der im neuen deutschen Reich in die Rumpelkammer gehöre. Gibt es überhaupt kein Gesetz mehr, welches als lex injusta bezeichnet werden dürfte, so ist nicht abzusehen, warum nicht jedes Majestätsrecht einschließlich der Civillisten auf dem Wege der Gesetzgebung rechtmäßig sollte confiscirt werden können. Den liberalen Parteien ist die Consequenz nicht verborgen geblieben.

Im Herzen glauben die Herren selbst nicht daran, daß ein partikularistisches Ministerium in Bayern den verfassungsmäßigen Bestand des Reiches irgendwie gefährden könnte, wie sie ja auch im Herzen an die „Reichsgefährlichkeit" der Jesuiten und Ultramontanen keineswegs glauben. „Aber uns sind alle diese gegnerischen Existenzen gefährlich und Reich und Staat sind wir": das ist die wahre und stolze Logik der liberalen Parteien. Nun sehen sie sehr wohl ein, daß ein partikularistisches Ministerium in Bayern auf eine solche Anschauung unmöglich eingehen könnte. Und wenn auch das neue Kabinet aus lauter Protestanten bestünde, so könnte es sich doch nicht zum Werkzeug der nationalliberalen Parteileidenschaft hergeben und die Verfolgung der katholischen Kirche, so wie angefangen, weiter treiben helfen. Das neue Kabinet könnte dieß nicht thun, wenn es auch hiebei von gar keinem andern Motiv geleitet wäre als von dem ganz äußerlichen der Competenzfrage und beziehungsweise der Selbsterhaltung. Sah sich ja doch selbst die bisherige Regierung in Bayern durch faktische Erwägungen dieser Art wie durch unsichtbare Fesseln und Bande behindert ganz nach ausgesprochener Neigung zu handeln*).

Die Liberalen erinnern jetzt selber höhnisch daran, welche Früchte das seinerzeitige „Schaukelsystem zwischen Wien und Berlin" der bayerischen Politik eingetragen habe,

---

*) Bekanntlich mußte sich deßhalb der leitende Staatsmann von liberaler Seite unbillig harte Urtheile gefallen lassen. „Wir haben", sagt die Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern vom 11. Aug., „wir haben einen Minister, der sich in Berlin seiner staatsmännischen Sprache entkleidete und mit den schärfsten Parteiausdrücken das ultramontane Gebahren in Bayern geißelte, doch diesen vielversprechenden Worten jede That fehlen ließ. Während er sich in Berlin über die Eingriffe des „spiritus familiaris" beschwerte, that er in München nichts, sich solcher unberechtigten Angriffe thatsächlich zu erwehren." Als bestimmte Person, glaube ich, wollte der Minister selbst den „spiritus familiaris" nicht verstanden wissen.

und sie fragen, ob man mit dem Schaukelsystem zwischen Berlin und Rom weiter zu kommen glaube? Ganz richtig. Die bisherige Haltung Bayerns in den kirchlichen Dingen hat nach allen Seiten hin die verderblichsten Wirkungen geübt. Unter allen Ursachen, welche das Reich in die Bahn einer förmlichen Verfolgung gegen die katholische Kirche hineingeleitet haben, steht sicherlich das Vorgehen Bayerns obenan. Jetzt erst, als in München der große Fehltritt geschehen war, glaubte man in Berlin den geheimsten Trieben und bis dahin sorglich versteckten Antipathien ungefährdet die Zügel schießen lassen zu dürfen. Es ist am Reichstag deutlich genug gesagt worden, daß die seit **1848** in den katholischen Angelegenheiten eingehaltene Politik Preußens ihren Hauptgrund in der schuldigen Rücksichtnahme auf Süddeutschland gehabt habe. Man hatte die Stellung Bayerns in den Kölner Wirren nicht vergessen. Erst als die Dinge hier in ihr diametrales Gegentheil umgeschlagen hatten und der eiserne Reif der Reichsverfassung bis an die Alpen ausgedehnt war, glaubten die Mächtigen in Berlin jeder weitern Rücksichtnahme endgültig überhoben zu seyn.

Man müßte aber staarblind seyn um nicht zu sehen, wie in ganz natürlicher Wechselwirkung die antikirchliche Tendenz des Reichs jene Strömung unendlich gestärkt hat, welche über das partikulare Recht der Einzelstaaten mit Naturgewalt hinausdrängt. Es sind dieselben Leute welche die Katholiken-Hetze in Bayern betreiben, und welche heute von Augsburg aus ungescheut drohen: ein neues Ministerium von der muthmaßlichen Farbe würde von den Nationalliberalen bald gestürzt werden und es würde dann ein Ministerium von einem Charakter kommen, „der bei dessen Zusammensetzung einem königlichen Willen kaum mehr einen maßgebenden Einfluß ließe."

Es wäre zum Heile des Reiches selber gewesen, und es könnte möglicherweise heute noch zum Heile des Reiches seyn, wenn man in Berlin zu der Ueberzeugung käme, daß

Bayern doch nicht vollständig die Domaine jener Partei sei welche in dem Reich nur das unfehlbare Machtmittel zur Befriedigung ihrer finstern Leidenschaften verehrt. Schwerlich wäre es dahin gekommen, daß die Annalen des jungen Reichs heute bereits von Ausnahms- und Proscriptions-Gesetzen berichten, wenn man in Berlin hätte besorgen müssen, daß ein großer Reichsfürst seine Unterschrift nicht zu Maßregeln geben werde, wodurch Landesangehörige schlimmer als entlassene Zuchthäusler behandelt werden sollten, denen man schlechthin keine Schuld nachweisen kann als daß sie, wie alle ernsten Katholiken, immer noch an der „mittelalterlichen Vorstellung von der Kirche“ hängen.

Das Reich hat uns verfassungsmäßig den Frieden mit der Kirche versprochen; die Verträge haben sich mit der beruhigenden Zusicherung eingeführt, daß die confessionellen Verhältnisse davon gar nicht berührt seien. Wie leicht wäre es gewesen diesen Standpunkt zu erhalten und zu befestigen! Kürzlich hat ein Hauptorgan der liberalen Katholiken-Hetze in Wien der officiösen Journalistik in Berlin vorgeworfen, daß sie selber noch vor einem Jahre schwankend vor der Frage gestanden sei, ob der jetzt sogenannte „innere Reichsfeind“ nicht vielmehr als der beste Freund Preußens und des Reichs zu betrachten und zu behandeln sei. In der That möchte man schwindlich im Kopfe werden, wenn man die heutige Lage der Dinge mit der Sprache vergleicht, welche ein durch seine hohen Beziehungen so bedeutsames Blatt wie die „Spener'sche Zeitung“ noch im August 1871 vernehmen lassen konnte. Es sind wahrlich goldene Worte, die wir aus dem Berliner Organ hier wiedergeben wollen.

„In den letzten Wochen haben wir wieder in vielen Zeitungen das keineswegs erfreuliche Schauspiel täglicher Zänkereien mit der katholischen Kirche gehabt, gegen deren Uebergriffe man die Rechte und Interessen des Staates wahren müsse. Lassen wir die Experimente! Wir denken, die Lehren sind schon traurig genug, die wir durch liberale Parteien er-

halten haben welche die Führung der Arbeiterklassen in ihren Ansprüchen unternommen und dabei die religiöse Erziehung derselben durch „„Bildung““ und „„Naturwissenschaft““ ersetzen wollten. Die Früchte dieser Verkehrtheit sehen wir aufgehen im Atheismus, Communismus und cynischer Brutalität. Das freilich haben sich die Herren nicht gedacht, aber die Folge lag doch nahe genug. Verfolgen wir also weiter keine falschen Wege aus Eifersucht auf die Kirche, aus Besorgniß vor einer überwuchernden Macht der Hierarchie! Wir vermögen in unsern Zeitläufen diese schwere Besorgniß nicht zu theilen. . . Gewiß, wir würden nach ungeheuern und folgeschweren Mißgriffen die Kirchen bitten müssen, ihren ganzen Einfluß und die ganze Strenge geistlicher Disciplin aufzubieten, um eine moralisch verwüstete Bevölkerung wieder zu Zucht und Ordnung zu bringen, und den Kirchen die ganze Autorität des Staates zum Beistand anbieten müssen“*).

Mit einer solchen Anschauung konnte man noch im August 1871 beim Kaiserhofe zu Berlin aufwarten, während im Kabinet des Fürsten Bismark, allen Nachrichten zufolge, schon seit einigen Wochen der Reichskrieg gegen Rom beschlossen und förmlich erklärt war. Wir wollen uns nicht abermals den Kopf zerbrechen mit der Räthselfrage, wie das so plötzlich kommen konnte und der Reichskanzler im entscheidendsten Punkte sich mit dem Nationalliberalismus völlig identificiren durfte. Sicher ist allerdings, daß der von Bayern aus hochgehaltene „Altkatholicismus“ eine große Rolle unter den Motiven der Verführung gespielt hat, und diese Thatsache dürfte gerade jetzt besonderer Betonung werth seyn. Denn nachdem die geweihten Apostel der „ächten Katholicität“ bereits anfangen sich zu verloben und zu heirathen,

*) Es ist die „Neue Freie Presse“ welche am 19. Juli 1872 der „Spener'schen Zeitung“ obige Aeußerungen vom Jahre vorher in die Erinnerung zurückgerufen hat. Inzwischen war das Berliner Blatt der Erfinder des „bittern Ernstes“ geworden, welchen die Staats- und Reichsregierung gegen die katholische Kirche in Petto habe.

so muß nach allen Regeln der dramatischen Kunst das Ende der Komödie bereits nahe seyn.

Um so mehr drängt sich aber die Frage immer wieder auf, was man denn mit dem Reichskrieg gegen Rom positiv zu erzwecken gedenke? Als die römischen Imperatoren blutige Verfolgungen über die junge Christenheit verhängten, da wußten sie positiv, was sie wollten. Sie wollten die olympische Götterwelt in ihren Würden und Ehren erhalten. Aber was will man bei der vorerst noch unblutigen Verfolgung, die von Reichswegen wider unsere Kirche verhängt ist, denn eigentlich „erhalten"?

Wir lesen täglich von gewaltsamen Eingriffen in die religiöse und bürgerliche Freiheit auf dem Gesetz- und Verordnungswege des Reichs. Man hat auf letzterem Wege dem Jesuitengesetz eine nachträgliche Auslegung gegeben, welche mit der Expatriirung der ehrwürdigen Väter gleichbedeutend ist. Denn es wird den Priestern verboten innerhalb der deutschen Grenzen Priester zu seyn. Nebenbei gesagt könnte man fast vermuthen, es sei den preußischen Kanonisten bei der Auslegung des bundesräthlichen Ausdruckes „Ordensthätigkeit" eine Verwechslung der Begriffe „Orden" und „Ordo" begegnet; man könnte so meinen, wenn nicht andererseits ganz naiv eingestanden würde: sobald es dem Belieben der Bischöfe überlassen bliebe, die Jesuiten auch ferner als Priester zu verwenden, so wäre das ganze Jesuitengesetz illusorisch. Also nicht bloß die Orden wollte man verbieten, sondern auch die Personen welche eine vorzügliche Tüchtigkeit in Lehre und Unterricht bewährt haben. Insbesondere soll die Jugend dem Priesterthum möglichst ferne gerückt werden, weßhalb ihr auch verboten wird sich in religiösen Vereinen zu stärken und zu erquicken. Die Absicht aller dieser Maßregeln ist leicht zu errathen; aber was dabei „erhalten" werden soll, das ist nicht zu entdecken. Nur die Zerstörung sieht man offen an der Arbeit.

In den prophetischen Worten des Berliner Blattes,

welche wir oben angeführt haben, ist es bemerkenswerth, daß der Artikel im Beginn von „der (katholischen) Kirche" spricht, dann aber unwillkürlich sich der mehrfachen Zahl bedient und von „den Kirchen" zu reden fortfährt. Es äußert sich darin ein vollkommen richtiger Instinkt. Im Bunde mit den treibenden Elementen des heutigen Tages kann man nicht der Einen Kirche wehe thun ohne alles was „Kirche" heißt, mitzutreffen. Es liegen allerdings mannigfache Projekte vor, wornach das Unmögliche möglich gemacht werden sollte. Eine neue Species von „Hofkanonisten" beschäftigt sich mit Supremats-Studien und sucht aus den protestantisch-josephinischen Folterkammern alle Fesseln und Bande zusammen welche der katholischen Kirche in Deutschland anzulegen seien, bis ihr der Athem ausgehe; selbst der Testeid ist in ihren Vorschlägen nicht vergessen. Diesen Herren — ihre Namen brauchen wir nicht zu nennen — kommt andererseits eine Sorte verbissener Pietisten ergänzend zu Hülfe, welche meint, es müsse zugleich „ein evangelisch-conservatives Princip an die Stelle des jetzt geltenden liberalen Principes treten"; mit anderen Worten, der Staat müsse den Orthodoxismus der protestantischen Landeskirche erst recht warm unter die Flügel nehmen, während er die katholische Kirche für vogelfrei erkläre*). Aber die gnädige Miene, welcher die Herren der erstern Species beim Liberalismus begegnen, wird finster drohend beim Anblick der letztern Sorte.

Daß es so wirklich nicht gehen kann: darüber dürfte Fürst Bismarck selber sich nicht täuschen. Er hat bei der Verhandlung des neuen preußischen Schulaufsichtsgesetzes allzu eindringliche Erfahrungen gemacht mit dem Versuche, die liberalen Parteien einträchtig mit den protestantisch Conservativen gegen die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche in's Feld zu führen. Es wird aber noch besser kommen, und zwar bei jedem Schritte mehr, der in dieser Richtung vor-

*) Vergl. z. B. Kreuzzeitung vom 14. Juli 1872.

wärts gemacht werden soll. Man hat sich viele Mühe gegeben der Welt, und vielleicht auch sich selber, glauben zu machen, daß der „Reichskrieg bis auf's Messer" nur gegen die Jesuiten, die Ultramontanen und das von beiden beherrschte Papstthum, bewahre nicht gegen die katholische Kirche als solche, gerichtet sei. Das Vorgeben hat so wenig Glück gemacht, daß man den Versuch als aufgegeben betrachten darf. Je weiter man aber vorschreitet auf der betretenen Bahn, desto weniger wird es sich verhehlen lassen, daß der Krieg der Verbündeten auch nicht bloß gegen die katholische Kirche als solche gerichtet ist, sondern gegen den Begriff „Kirche" an und für sich.

Die erste und höchste unter den verpönten „mittelalterlichen Vorstellungen" ist der Kirchenbegriff selber. Eine objektiv gegebene Ordnung der Uebernatur auf Erden seyn wollen: das ist die „unerträgliche Anmaßung", gegen die der Liberalismus ankämpft. Wie könnte auch die liberale Doktrin und Herrschaft ihre Alleinberechtigung im Reiche der Geister behaupten, solange man noch Menschen sagen hört: „die Kirche lehrt", „die Kirche will", „die Kirche befiehlt"? Es bedarf eines Ariadnefadens, um sich in dem Phrasenschwall des losgelassenen Hexensabaths heutiger Tage zurechtzufinden; versuche man es einmal mit dem Kriterium des Kirchenbegriffs! Darum hat auch der sogenannte Altkatholicismus trotz des weiten Sacks von Dogmen und Mysterien, den er vor der Oeffentlichkeit mit herumschleppte, dem Zeitgeist so ungemein wohlgefallen, weil die Sekte als die concreteste und unmittelbar praktische Verläugnung des Kirchenbegriffs an und für sich auftrat.

Das Schlagwort von den „protestantischen Jesuiten" hat bereits eine kleine Literatur hervorgerufen *). Niemand anders

---

*) Vergl. die Schrift: „Protestantische Jesuiten. Eine Berichtigung von L. Clasen, Pastor in Bröckau. Halle 1872." Der Verfasser behandelt sein Thema in origineller Weise. Er gibt nämlich alle

ist damit gemeint als alle diejenigen gläubigen Protestanten, welche sich noch mit der Idee einer göttlich gestifteten Kirche auf Erden tragen. Ob sichtbar oder unsichtbar*), das scheint unter diesem Gesichtspunkt einen großen Unterschied nicht zu machen. So ist es z. B. zu verstehen, wenn das amtliche Organ des bayerischen Liberalismus über das Jesuitengesetz sich nur in der Zuversicht freuen will, daß noch einschneidendere Maßregeln nachfolgen werden, insbesondere aber „in der Erziehung das jesuitische Gift, das wahrlich nicht ein ausschließliches Kennzeichen wirklicher Mitglieder der Gesellschaft Jesu ist, sondern die katholische Kirche überhaupt stark angefressen hat, und auch in protestantischen Kreisen in unverkennbarer Weise vorhanden ist, gründlich beseitigt und unser ganzes Unterrichtswesen von einem neuen Geiste geleitet werde" **).

Auch in dieser Richtung können die entsprechenden Maßregeln allerdings nicht ausbleiben. In Berlin ist bereits eine Schulgesetz-Conferenz versammelt zu dem ausgesprochenen Zwecke, um Ansichten zu berichtigen, welche „seit Jahrzehnten allgemein für unumstößlich richtig" gehalten worden

---

landläufigen Lügen und Verläumdungen der Gesellschaft Jesu für baare Münze aus; dann kehrt er den Stiel um und sagt: die „protestantischen Jesuiten" — das seid Ihr, Ihr Herren vom „Protestanten-Verein".

*) Indem die „Kreuzzeitung" vom 16. August der preußischen Regierung zu bedenken gibt, daß sie im Kampfe gegen die römische Kirche „eines starken Rückhalts in der evangelischen Bevölkerung nicht entbehren könne", fährt sie sehr bezeichnend fort: „Dazu gehört aber, daß die evangelische Kirche — eine Kirche, d. i. eine auf objektive Wahrheit gegründete und geordnete Institution bleibe, fähig ihre Glieder und das nachwachsende Geschlecht im Glauben und Gehorsam zu erhalten, und daß der Auflösung derselben in lauter Subjektivitäten von dem Regimente in Kirche und Staat entschieden entgegengetreten werde." Hic haeret aqua!

**) Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern vom 23. Juni und 4. August 1872.

seien. Was dabei erhalten werden soll, ist abermals nicht zu entdecken; wohl aber sieht man die immer weitergreifende Hand der Zerstörung auch hier an der Arbeit.

Was die Treiber positiv wollen, das scheint uns ein beim Universitäts-Jubiläum in München aufgekommenes Schlagwort zu besagen. Wie auf gegebene Losung und Commando hat man dort den „deutschen Glauben" betoastet. Selbst der Begriff einer „Nationalkirche" scheint schon anrüchig geworden zu seyn, weil es doch auch dabei immerhin noch „kirchelt", während der „deutsche Glaube" allerdings das subjektivste Ding von der Welt wäre. Denn Christus hat zwar die Welt erlöst und ist als der Heiland aller Völker vom Himmel herabgestiegen, aber es ist nichts bekannt von einem „deutschen" Evangelium das sein göttlicher Mund verkündet hätte. Soll nun dennoch ein „deutscher" Glaube eruirt werden, so kann die Auflösung der auf objektive Wahrheit gegründeten Institution in lauter Subjektivitäten unmöglich ausbleiben.

Wir halten das Reich und die Loge für sehr stark, aber die Logik der Thatsachen halten wir mit der „Spener'schen Zeitung" vom vorigen Jahre für noch stärker. Als die rührende und ächt christliche Ansprache, die der heilige Vater am Johannistag an die Deutschen in Rom gehalten hat, diesseits der Alpen bekannt wurde, da entbrannte der liberale Zorn in hellen Flammen. Papst Pius hatte sich des biblischen Bildes aus dem Traum Nebukadnezars bedient von dem Steinchen, „das ohne Hände von der Höhe sich loslöst und den Fuß des Colosses zertrümmert." Wir wurden wild angefahren, was es für eine Bewandtniß haben solle mit diesem „Steinchen"? Meine man etwa gar die Franzosen? Wir glauben, daß damit gar nichts Anderes gemeint sei als die natürliche Logik der Dinge, wonach die feindliche Verfolgung der Kirche, über die der Papst geklagt hat, schlechthin nichts erhalten, nichts gründen, sondern nur zerstören kann, schließlich auch sich selber.

XXX.

Zur Geschichtsliteratur.

Lehrbuch der Weltgeschichte von Dr. J. B. Weiß, Professor der Geschichte in Gratz. Fünfter Band. Wien 1872. (1134 Seiten).

Was diese Blätter schon beim Erscheinen des zweiten Bandes der Weltgeschichte von Prof. Weiß gesagt: daß selbe die beste sei die bisher erschienen, und daß Jahre vergehen können bis dieselbe übertroffen werde, das bestätigten die folgenden Bände und bestätigt nun auch der jüngst ausgegebene fünfte Band. Nachdem wir vor zwei Jahren dem dritten und vierten Bande eine ausführliche Besprechung gewidmet (Bd. 66, S. 919—44), dürfen wir uns dießmal auf wenige kurze Notizen beschränken.

Der fünfte Band behandelt den dreißigjährigen Krieg, die Revolution in England, das Zeitalter Ludwig XIV. und Leopold I.

Voraus geht ein Abschnitt über Philosophie, Poesie und Kunst in Frankreich und Deutschland, welcher die Ausführungen über Literatur in den frühern Bänden abschließt. Das Weiß'sche Werk zeichnet sich vor andern gerade dadurch aus, daß es die Ideenbewegung im Leben der Menschheit ebenso sehr in's Auge faßt, als die Schlachten und die politischen Schachzüge der Kabinete. So verweist gerade dieser Abschnitt auf die Urheimath gewisser Formen und Stoffe der Dichtung,

und gibt dem keltischen Stamm vielfach das Eigenthum wieder zurück, was deutsche Literarhistoriker, die über die Grenzmarken ihrer Heimath nicht hinausgeblickt, dem Germanen allein zugesprochen haben. Wir verweisen hier nur auf den Abschnitt über die Poesie der Troubadours, der Kelten, den Einfluß der Mabinogien (keltische Volkserzählungen), über Abälard und seinen Einfluß auf die Bildung der französischen Sprache. Bei dem Abschnitt Scholastik und Mystik wird der Einfluß, den Aristoteles auf das geistige Leben des Abendlandes ausgeübt hat, hervorgehoben und der merkwürdige Umweg geschildert, auf welchem dieser Philosoph zu den Abendländern kam, und bei dieser Gelegenheit ein Abriß der philosophischen Entwicklung der Araber und Juden gegeben, welche im Mittelalter die Vermittler des geistigen Verkehrs waren.

Hervorragende Persönlichkeiten auf allen Gebieten sind eingänglich gewürdigt und getreu gezeichnet, philosophische Systeme für jeden Gebildeten in schlagenden Sätzen faßlich dargestellt, so daß ein Kenner des Stoffes augenblicklich die reichen Studien herausfühlt, auf welchen die Darstellung beruht. Die Darstellung selbst aber zeichnet sich wieder durch eine so schöne und fließende Sprache aus, daß man nicht anstehen darf zu sagen, das Lehrbuch der Weltgeschichte verdiene ein Hausbuch aller Gebildeten zu werden.

XXXI.

Ueber Centralisation und Föderation, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Verhältnisse.

Es gehörte gewiß keine Sehergabe dazu, um nach den Ereignissen des Jahres 1870 und bei der Art wie sie vorbereitet wurden, ein Deutschland unter „Preußens Führung" zu erwarten. Was das zu bedeuten habe, wußte jeder der preußische Geschichte kennt. Es war indeß nach geschlossenem Frieden die Stimmung, selbst unter den Conservativen Süddeutschlands, einer preußischen Hegemonie nichts weniger als ungünstig; sie führte im Gegentheil zu sehr sanguinischen Hoffnungen. Alles das war durch die letzte ruhmreiche Vergangenheit erklärt. Seither ist aber offenbar geworden, in welchem Geiste die Reichscentralgewalt die Beziehungen zur Kirche zu regeln sucht, und da hat es mich allerdings nicht wenig überrascht, in den letzten Heften dieser „Blätter" eine Stimme zu vernehmen, die zum Schutze, wenn nicht zur Rettung, katholischer Interessen eine Opportunitätspolitik empfiehlt, die mit den Lehren der liberalen Schule eine so nahe Verwandtschaft zeigt, daß die „Allg. Zeitung" in ihrer Herzensfreude ausrief: sie möchte die betreffenden Artikel aus den gelben Heften „am liebsten ganz abdrucken".

Es ist auch nicht der Ton dumpfer Resignation der aus den „Glossen eines Einsiedlers" herausklingt; diese zeigen viel-

mehr eine gewisse Frische und Vertrauensseligkeit die, angesichts der eben sich vollziehenden Thatsachen, wenigstens den Schein des Geheimnißvollen kaum abzustreifen vermag. Hingebung, volle und vorbehaltlose Hingebung an den preußisch-deutschen Centralisationsgedanken, als eine Naturnothwendigkeit — das Weitere, der wirksame Schutz der Kirche, werde sich dann schon finden! Das ist wohl das Wesentlichste der Ausführungen des „Einsiedlers".

Die Reinheit der Motive, wofür Blatt und Autor bürgen, erhöht mein Bedenken, daß hier das Gemüth der Leser mehr Anregung erfahren dürfte, als der ruhig prüfende Verstand, und das ist bei einer Situation wie die gegenwärtige, und einem Politiker wie Bismarck gegenüber, kaum sehr empfehlenswerth. Es wird demnach nicht nutzlos seyn zu untersuchen, ob in den wichtigen Fragen die in jenen Artikeln berührt werden, nicht auch andere Gesichtspunkte berechtigt seien. Das Bild von der Stange mit der die Gegner des „Einsiedlers" im Nebel herumfahren, hat mich recht nachdenklich gestimmt, und ich will versuchen die Nebel zu zerstreuen die mich umgeben.

Die dichtesten Nebel erzeugt bisweilen der allzu große Respekt vor der herrschenden Macht. Nach den Anschauungen denen wir in den „Glossen" begegnen, gibt es „in diesem Reich (Deutschland) keine Macht mehr, welche Preußens ausgesprochenem oder nicht ausgesprochenem Willen auf die Dauer widerstreben könnte", und, nach den Erfahrungen der katholischen Landtagsmehrheit Bayerns, habe sich „der Druck der in Deutschland allein noch vorhandenen wirklichen Macht im Einzelnen und Ganzen übermächtig erwiesen." Der Zaghafte wurde noch niemals dadurch zum entschlossenen Handeln bestimmt, daß man ihm dieses Handeln als nothwendig erfolglos, den Gegner als übermächtig schilderte. In dem Aufsatze: „Das deutsche Reich und das Königreich Italien", wird darüber Klage geführt, daß die deutschen Katholiken ohne alle Organisation dem beginnenden Kampfe gegen die Kirche ent-

gegengehen. Was soll denn aber eine solche Organisation, wenn die Ueberzeugung feststeht, daß die „wirkliche Macht" unter allen Umständen auf des Gegners Seite sei?

Den Fürsten Bismarck haben seine Studien über die Bedingungen politischer Macht jedenfalls über die „Armee-Statistik" hinausgeführt, sonst hätte er dem föderativen Element in der Verfassung des norddeutschen Bundes und später des deutschen Reiches keinen Raum gegönnt, sonst hätte die Existenz von kaum zweihundert wehrlosen Priestern seine Ruhe nicht gestört. Ich denke die Katholiken Deutschlands hätten vollen Grund, in der Beurtheilung der Gegenwart und Zukunft dem Beispiele dieses Staatsmannes zu folgen. Oder wäre es vielleicht ihre Aufgabe ein Princip zu verläugnen, dem selbst preußischerseits, im Hinblick auf die Verschiedenheit der Religion und Geistesrichtung, einige Lebenskraft beigemessen wird? Sind die Katholiken berufen einem „evangelischen Reiche" als Mörtel zu dienen?

Diese naheliegenden Erwägungen genügen freilich nicht, mich von der Besorgniß eines nebelhaften Geisteszustandes zu befreien. Ich glaube zunächst einen Standpunkt gewinnen zu müssen der, in gehöriger Entfernung von den überwältigend großen Erscheinungen der letzten Jahre, einen freien klaren Ausblick gestattet. Durch Recriminationen überzeugt man sich und Andere ebensowenig, wie durch Lobpreisung des Erfolges mit scheinbar patriotischem Verzicht auf selbstständiges Denken und Forschen.

Nicht der Staat und die herrschende Macht in demselben, sondern der sociale Zustand im Allgemeinen ist das Erstbestimmende im öffentlichen Leben. Der Staat ist ja selbst nur eine, wenn auch naturnothwendige, Institution der menschlichen Gesellschaft. Seit Jahrzehnten ist die Lockerung der Bande in allen Lebensvereinen der vorherrschende sociale Charakterzug. Das Individuum, von Selbstsucht geleitet, soll der Construktion neuer Lebensverhältnisse zum Mittelpunkt dienen. Die politische Frucht dieser Gedankenrichtung ist der

Liberalismus, der daher nicht als etwas künstlich Gemachtes betrachtet werden darf, das durch eine kraftvolle conservative Regierung zerstört und vernichtet werden könnte. Was einem geschichtlichen Entwicklungsproceß sein Entstehen verdankt, kann nimmermehr durch Gewalt, sondern nur durch eine bessere Einsicht, die als Faktor in die Geschichte eintritt, überwunden werden. Die Einsicht wird aber erst dann eine volle seyn, wenn sie nicht bloß die Verirrung enthüllt und bekämpft, sondern auch den Wahrheitskern, der in den liberalen Tendenzen enthalten ist, von den Schlacken befreit und für eine höhere menschenwürdigere Lebensordnung zu verwerthen weiß. Irren ist menschlich, aber vom Irrthum zur Wahrheit leiten ist göttlich, denn Gott will nicht das Verderben der Menschheit. Deßhalb gibt es keinen Irrthum der die ganze Gesellschaft beherrscht, ohne einen damit verbundenen Wahrheitsbestandtheil als heilende Kraft.

Die Individualität ist von Gott gesetzt, wie die Gemeinschaft; in der einseitigen Potenzirung der ersteren bis zum rohen Egoismus als „civilisatorischem Princip", liegt der Irrthum; in der Achtung der Individualität in Harmonie mit der Gemeinschaft, liegt die Wahrheit. Der föderalistische Gedanke hat an dieser Wahrheit seinen werthvollen Inhalt, der ungleich höher steht als alle Erfolge der von eiserner Hand zusammengefaßten Gesellschaftsatome. Die volle Harmonie jener beiden Lebensmächte, der Individualität und Gemeinschaft, bleibt freilich ein Ideal, aber ein solches dem die Menschheit entgegenstreben muß, wenn sie nicht verderben soll. Jede Stärkung eines corporativen Verbandes auf sittlicher Grundlage, jede Achtung und Schonung geschichtlicher Individualitäten als lebendiger Glieder eines höheren Ganzen, wird zum Baustein für eine würdigere gottgefälligere Ordnung der Gesellschaft, und es macht einen peinlichen Eindruck, wenn selbst Gegner der liberalen Richtung jede föderalistische Regung durch den Hinweis auf die Triumphe centralisirter Macht zu ersticken suchen. Ohne irgendwelche Gemein-

schaft läßt sich das menschliche Leben nicht denken und es ist keine Frage, daß die jetzige Zwangsgemeinschaft als eine nothwendige Folge socialer Verhältnisse hingenommen werden muß. Ein gewaltiger Unterschied liegt aber darin, ob die gegenwärtige Zustandsform nur als Durchgangsmoment hingenommen und eben deßhalb die Keime eines besseren Zustandes erhalten und gepflegt werden, oder ob man diese letzteren mit bewußter Rücksichtslosigkeit zertritt, damit sie den Gestaltungen des Tages ihr Gedeihen nicht stören.

Ich täusche mich ganz und gar nicht darüber, wie gering das Verständniß für föderalistische Bestrebungen selbst in jenen Ländern ist, wo Natur und Geschichte denselben die Wege bahnten, wie gering selbst in jenen Gesellschaftsschichten wo religiöser Glaube noch die Herzen erwärmt. Um so mehr weiß ich aber ein solches Streben zu schätzen, wo immer es erkennbar wird, und bin weit davon entfernt es als nutzloses Gedankenspiel zu verlachen.

Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst! Hier ist der Bund mit Gott mit einem lebensvollen Menschheitsbund zugleich in unlösbare Verbindung gebracht. Ohne den Menschen in seiner ewigen Bedeutung aufzufassen, läßt sich kein Bund flechten, der durch innere Kraft seine Genossen einer sittlichen Vervollkommnung zuführen würde. Nur wo die Menschen als Kinder Gottes, gleich an Würde und Bestimmung, zu inniger Gemeinschaft sich vereinen, ist das Band das sie umschlingt, wahrhaft sittigend und unlösbar, weil es nicht an der Oberfläche haftet, sondern in die innerste Tiefe der Menschennatur hinabreicht. Die Familie ist es, in der die Menschenliebe erwacht und sich zu ihrer reinsten Form, der Selbstentäußerung, erhebt; hier wird der Boden bereitet, dem die edelste Frucht, die Gottesliebe, entstammt. Auf der Grundlage der Heiligkeit des Familienlebens und der anerkannten Selbstständigkeit des örtlich begrenzten Familienvereins, der Gemeinde, baut sich aber die föderative Ordnung auf und nur diese baut auf solcher

Grundlage. Ihre nahe, ja nächste Beziehung zum religiösen, zum positiv christlichen Glauben, ist leicht erkennbar, wird aber dennoch oft auch von den Gläubigsten gänzlich verkannt.

Es ist keine bloß theoretische Verirrung, wenn die moderne Zwangsgemeinschaft, „Rechtsstaat" genannt, in der Ehe nur die vertragschließenden und -lösenden Individuen erblickt; wenn sie die innere Ordnung der Gemeinde der staatlichen Fürsorge überantwortet und den Steuergulden zum Regulator des Gemeindelebens macht. Der Rechtsstaat kann gar nicht anders handeln, denn sein Lebensprincip ist die „freie Individualität" d. h. die individuelle Willkür, von Selbstsucht getragen und beschirmt. Alles organische Einen und Binden ist ein Attentat, das an diesem Staatsprincip verübt wird. Eine solche Gemeinschaft drängt naturgemäß zur Centralisirung der Machtmittel hin, denn wenn sie auch nur in dem niedersten Lebensverein die freie Entfaltung sittlicher Kräfte gestattet, so schafft sie sich hiedurch Negationen ihres Grundprincipes, deren Wirkung sich von der Wurzel über Stamm und Wipfel verbreitet.

Auch die Stellung der Kirche ist dadurch unabänderlich gegeben; nicht nur die auf festem Glaubensgrunde ruhende Autorität und hierarchische Gliederung haben feindliche Angriffe zu erdulden — gegen die Religion selbst wird der Vernichtungskrieg gerichtet. Denn diese trennt nicht, um der politischen Zwangsgemeinschaft ein gefügiges Material zuzuführen; die Religion bindet im Gewissen, in der Gesinnung, und in dieser Verbindung und in keiner anderen ist die „wirkliche" dauernde Macht zu suchen. Die Religion entkleidet das Individuum seiner angemaßten Souveränetät, unterwirft es einer höheren Ordnung und ruft Institutionen hervor, die mit der Herrschaft des Individualitätsprincipes in Widerstreit treten.

Die Erkenntniß, wie weit die Dinge im Staatsleben bereits gediehen sind und wohin sie noch führen werden, sollte die glaubenstreuen Christen bestimmen, der modernen

Staatskunst jede, direkt oder indirekt, fördernde Theilnahme zu entziehen, und auch ein passives Zuwarten mit der Bezeichnung und Erstrebung eines größeren Zieles als des bisherigen zu vertauschen. Es sollten doch mindestens die Positionen vertheidigt werden, die das Gesetz gewährt und deren Behauptung einem künftigen Vorschritt auf föderativer Bahn dienlich ist. Wir sind aber leider noch lange nicht zu dieser Einsicht gelangt; heute kann noch nicht von klarer Erkenntniß, höchstens von dunkler Ahnung die Rede seyn.

Die katholische Bewegung und beginnende Einigung ist nicht durch das in seinem Wesen erkannte politische System der Gegenwart, sie ist durch einzelne verletzende Maßregeln desselben hervorgerufen worden, und die Abwehr gilt mehr diesen Maßregeln als dem System selbst. Es ist dieß nichts anderes als eine, noch unerkannte, Sisyphusarbeit. Sogar der Rath, die früher erwähnten Positionen freiwillig aufzugeben, kann noch ungescheut ausgesprochen werden, so unschuldsvoll steht man dem Plan und Werk der Gegner gegenüber. Die richtige Erklärung dieses unerfreulichen Zustandes glaube ich darin zu finden, daß auch wir Katholiken nicht über die Einflüsse des individualistischen Zuges der Zeit erhaben sind. Der Zusammenhang des Glaubens mit dem Leben wird auch von uns vielfach verkannt; man ist einig im Glauben, bleibt aber atomistisch getrennt im Leben und gibt hiedurch den Glauben selbst ernsten Gefahren preis. Welche Schwierigkeiten sind zu überwinden, um die gläubigen Christen, um auch nur die Katholiken zu einer gemeinsamen Aktion im kirchlich-politischen Kampf, und demgemäß vor allem zu einer Organisation zu bestimmen! Der Grund liegt nicht im politischen Partikularismus (worauf ich später noch zurückkommen werde), er liegt tiefer, nämlich im socialen Atomismus. Während die Anhänger des liberalen Systems sich dieser Geistesrichtung willig hingeben, darin eine Machtquelle finden, da ihnen offene und verschämte Sympathien in Hülle und Fülle entgegenkommen — sieht sich der gläubige

Christ, durch dieselbe Zeitrichtung, im Kampfe gegen die erwähnte Partei gehindert, seine Kraft geschwächt, weil die auf ihn eindringenden Einflüsse jener Geistesatmosphäre und sein Glaube *für* und *wider* streiten.

Vor fatalistischer Auffassung schützt den Christen die Religion, aber sie enthebt ihn nicht der Mühe einen Einblick in die Grundursache alles Uebels zu erlangen und die erkannte Wahrheit für seine Mitmenschen fruchtbar zu machen. Der Gewinn dieser Einsicht ist zugleich der Wiedergewinn der ganzen Kraft im Handeln. Die Aufgabe des Menschen bleibt es, die Mahnungen und Wahrzeichen der Vorsehung in eigener freier Thätigkeit zu begreifen und zu befolgen. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen! Diese Mahnung gilt wohl auch für den „Geist der Zeit"?

Vorwurfsvoll wendet man oft den Blick zurück in die Zeit absolut monarchischen Waltens; denn in dieser Zeit habe sich der Liberalismus zur Macht erhoben. Richtig ist, daß damals noch weniger als jetzt die Gefahren erkannt wurden, die der sociale Atomisirungsproceß mit sich bringt. Man hielt es noch für eine Art von Regierungsweisheit, die Unterthanen durch Verhinderung jedes gemeinsamen Thuns und Schaffens in ihrem Egoismus zu verhärten. Wenn man eine Corporation nicht zerstören konnte, hat man sie wenigstens durch Hineinregieren in ihrem Bestande zu erschüttern, in ihrem Wirken zu schwächen gesucht. Allein das Verdienst welches wir für unseren Theil in Anspruch nehmen können, ist doch kaum ein anderes, als daß wir um einige Jahrzehnte älter und an bitteren Erfahrungen reicher sind.

Auch in altconstitutionellen Staaten, wie England, hat die liberale Richtung stetig an Macht gewonnen und, was das Bezeichnendste ist, besonders rasch hat sie sich in Republiken zur Macht erhoben. Auf die Zustände in den nordamerikanischen Freistaaten will ich kein besonderes Gewicht legen; die Unabhängigkeit dieser Staaten datirt erst von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und ihre Begrün-

dung fällt in den Beginn einer Sturmperiode die der Atomisirung den nachhaltigsten Vorschub leistete. Dort gibt es zur Zeit kaum mehr einen Unterschied zwischen Privat- und Staatsinteresse, und die föderative Gestaltung die noch aufrecht steht, ist fast allein das Verdienst des weiten Raumes. Meine Aufmerksamkeit ist vorzugsweise auf die Schweiz gerichtet, wo die Unabhängigkeit von Kaiser und Reich (und großentheils auch von „Herrn" und Stiftern) nach Jahrhunderten zählt, wo die mächtigsten Faktoren für eine föderative Ordnung eintreten, und wo dennoch der centralisirende Liberalismus seit dem Jahre 1830 immer größere Fortschritte macht und in seiner Hauptfrucht, der Verfolgung der katholischen Kirche, alle anderen europäischen und die außereuropäischen Staaten weit überbietet. Mehreres hierüber ein anderesmal, denn dieser Stoff ist so lehrreich, daß er eine ausführliche Behandlung verdient. Eines aber möchte ich gleich hier erwähnen. Eine Ordnung des Staatslebens, die in der Beschaffenheit des Landes, im Wesen des Volkes begründet ist, läßt sich eine Zeit hindurch zurückdrängen, wenn eine ihr feindliche, durch sociale Verhältnisse begünstigte Geistesströmung die Menschheit durchzieht, und so auch ab errato die Einheit des Menschengeschlechtes außer Zweifel stellt; aber dauernd besiegen läßt sich diese Ordnung nicht. Naturam furca expellas!

Das Gesagte gilt für die Schweiz, es gilt aber auch, den Verhältnissen angepaßt, für Deutschland und Oesterreich, welche alle berufen sind gleichsam die Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft in erster Reihe zu vollziehen. Oesterreich ist seinem Ursprunge nach ein Staatenverein, in welchem fast durchgehends die freie Vereinbarung zwischen Land und Herrscher den Rechtstitel bildet; durch die Achtung dieses föderativen Charakters, Jahrhunderte hindurch, hat sich das Band das die Länder und Stämme verknüpft, befestigt, und als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bureaukratische Nivellirung die Eigenart der Bestandtheile

mißachten zu können vermeinte — was hat sie da erreicht? Die Erscheinungen des Jahres 1848 und 1861 bis zum heutigen Tage beantworten diese Frage. Obwohl der Schlummerzustand ein Jahrhundert währte, so zeigte doch die endlich wachgerufene Volkskraft, daß ein österreichischer Einheitsstaat im 19. Jahrhundert nicht minder ein Gedankending sei, wie in einer früheren Zeit. Kaum irgendwo anders arbeitet der Liberalismus so im Schweiße seines Angesichts wie in Oesterreich, und doch zittert er auch heute noch vor dem kommenden Tage und die liberale Regierung läßt durch ihre Blätter verkünden, daß sie für ihr präparirtes Heilmittel, die direkten Reichsrathswahlen, „den Strudel der Diskussion" fürchte!

Was Deutschland betrifft, werde ich nie begreifen, wie auch der ruhmvollste Kriegszug das Wesen eines Volkes umwandeln könne. Die große herrliche Leistung ist doch nicht denkbar ohne adäquate Kraft, und diese nicht ohne ein wirkendes Etwas, wozu die Volksnatur wohl auch gehören wird. Nun kann ich einer so kühnen Combination nicht folgen, wornach die Wirkung ihre Ursache aufheben und aus diesem wunderbaren Proceß ein Ganzes erstehen soll, das nicht nur lebt sondern die Herrlichkeit früherer Leistungen in Schatten zu stellen berufen ist!

Der deutsche Enthusiasmus entzündete sich an den Siegesthaten deutscher Krieger. Bevor dieser Anlaß zur höchsten (auch dauernden?) Gefühlserregung sich darbot, hat das deutschnationale Streben nie ein anderes Ziel gekannt, als die innigere föderative Einigung deutscher Länder und Stämme. Vor jener Gefühlserregung herrschte noch Ruhe und Besinnung, und ein solcher Zustand pflegt einem richtigen Urtheil günstiger zu seyn, als stürmisch hervorbrechende Gefühle, geweckt durch Erfolge die alle Erwartungen übertreffen.

In seiner „Denkschrift zum Frieden — An das preußische Königshaus", bemerkt Gervinus: „Noch 1863, als Oesterreich

den Fürstenrath nach Frankfurt berief, hatte sie selbst, die preußische Staatskunst, voll ächter Weisheit gelehrt: daß nicht wenige Tage einer unvorbereiteten Berathung, nicht der edelste Wille der Fürsten ein Werk zum Abschluß bringen würden, dessen Schwierigkeiten in Verhältnissen lägen, die tief im Wesen des Volkes wurzelten und seine Geschicke durch Jahrhunderte bestimmt hätten; drei Jahre später aber brachten wenige Tage des Siegesrausches extemporirend den neuen Bund zum Abschluß, der die alten Fundamente und den alten Boden des deutschen Staatsbaues zugleich verließ." Sein eigenes Urtheil faßt Gervinus an anderer Stelle in die Worte: „Der Grundriß des deutschen Staatsbaues war von jeher föderalistisch und nicht einheitlich, und wer für die Gesetze die der Griffel der Geschichte schreibt, nur einigen Verstand und einige Ehrfurcht hat, der nennt es nicht Zufall, daß alle größeren germanischen Staatsverbände von Uranfang bündisch geordnet waren, daß die in den großen Strom des Weltlebens gestellten germanischen Stämme einen Einheitsstaat nie und nirgends, außer im Altern und Ableben, ertragen haben!... So ist auch in Deutschland, wie früh oder spät es seyn möchte, und je später je entschiedener, eine föderalistische Reaktion gegen die unitarische Aktion dieser Tage unausbleiblich, so wenig das jetzt glaublich dünkt. Im Jahre 1848, ja noch im Jahre 1865, war das Häuflein der Unitaristen selbst mit keinem bewaffneten Auge zu entdecken, in kürzester Zeit sind sie Legion geworden; so klein wie jenes damals ist die Schaar der Föderalistischen heute nicht, wie sollte der Umschlag in einer kürzesten Zeit in dem dauernden Streite dieser so himmelweit auseinander gehenden Staatsordnungen nicht wieder erfolgen? In dem Streite dieser Ordnungen, von denen die föderalistische — um noch einmal in den Worten der preußischen Regierung selber zu reden — so tief in dem Wesen des deutschen Volkes wurzelt und durch alle Jahrhunderte seine Geschicke bestimmt hat? von

denen die föderalistische allein der ganzen Eigenheit dieser nach regsamer Freiheit und vielbewegter Bildung ringenden Zeit gemäß ist?"

Niemand wird bestreiten wollen, daß Gervinus mit deutscher Natur und deutschem Geschichtsleben gründlichst vertraut war. Er gehörte zu den Wenigen die auch unter dem unmittelbaren Eindrucke der letzten Kriegserfolge (zu dieser Zeit ward die erwähnte Denkschrift verfaßt) ihre Ruhe, Besinnung und Geschichtskenntnisse nicht verloren haben. Sein Ausspruch ist demnach höchst bedeutsam, und ein Politiker der seine Sorge nicht auf den flüchtigen Augenblick beschränkt, vielmehr Gegenwart und Zukunft in Betracht zieht, wird den Schlüssen die auf richtige Erkenntniß deutscher Volksnatur gebaut sind, das größte Gewicht beizumessen gezwungen seyn.

Fürst Bismarck ist ein großer Mann, aber es kann doch Niemanden beifallen ihm eine wunderwirkende Thätigkeit zuzuschreiben.

Meine bisherigen Erwägungen bezeichnen wohl schon zur Genüge die Stellung, die ich den „Glossen eines Einsiedlers" gegenüber einnehme. Diese Erwägungen sind aber großentheils allgemeiner Natur; vielen Lesern sind sie vielleicht gar zu allgemein gehalten, so daß die concretere Fassung, wie sie die „Glossen" durch das scharfe Hervortreten specieller Momente eigen ist, wirksamer erscheint. Dieses Bedenken bestimmt mich einzelne wichtigere Momente als: das Verhalten Oesterreichs, den deutschen Partikularismus und den kirchlichen Kampf im centralisirten Reich, noch besonders zu beleuchten.

(Schluß folgt.)

XXXII.

Erinnerung an Marie Görres.

(Schluß.)

Bei der Herausgabe unterstützte sie mit Rath und That der gelehrte Frankfurter Freund, Böhmer, der dem Hause Görres von Jugend an mit großer Verehrung zugethan, besonders aber mit Guido Görres durch die innigste Freundschaft verbunden gewesen war. „Kein Mensch auf Erden war meinem Herzen lieber als er", äußerte Böhmer selber von Guido*). Nach dem Tode „dieses Guten und Liebreichen, dieses Begabten und Tüchtigen", dessen Verlust, wie Böhmer in dem schönen Nachruf**) klagt, so herb in sein Leben und in seine Vorsätze einschnitt, war Marie Görres in das Erbe dieser edlen Freundschaft eingetreten. Denn er empfand nach eigenem Geständniß einen Trost darin, die ganze Liebe, die er für den Dahingeschiedenen im Herzen trug, auf seine Hinterbliebenen zu übertragen. Hatte nun schon vorher ein wohlwollendes, in den Grundfragen einträchtiges Verhältniß zwischen ihnen bestanden, so war jetzt dieses gegenseitige Wohlwollen „durch den gemeinschaftlichen

---

*) S. Janssen, Böhmers Leben und Briefe. III. 74.
**) Ebenda III. 65.

Schmerz geheiligt", und jeder neue Todesfall in dem immer kleiner werdenden Kreis knüpfte das Band unter den Ueberlebenden noch fester. Als Frau Sophie Steingaß, nachdem sie eben das Vaterhaus in München wieder betreten, so schnell den Ihrigen entrissen wurde, schrieb er an die trauernde Schwester: „Ihr Andenken soll uns zusammenhalten und unter uns fortdauern. Die Uebrigbleibenden müssen schon wieder enger zusammenrücken. Lassen Sie alle sich doch nicht niederdrücken von diesen Verlusten, sondern fassen Sie sich, wie es die Zeit doppelt verlangt. Besonders Sie, liebe Freundin, erhalten Sie sich uns Allen." Und ebenso herzlich lautet sein Zuruf an die Freundin, als im folgenden Jahr darauf auch ihre Mutter aus dem Leben abberufen wurde, die treffliche Frau von Görres, die ihm persönlich so theuer gewesen, daß er ausruft: „Für diese Herzen gibt es keinen Ersatz" *).

Dieser freundschaftliche Verkehr bethätigte und belebte sich nun am meisten in den gemeinsamen literarischen Interessen, wie sie die Herausgabe von Görres' Werken von selbst darbot. Böhmer unterstützte die Herausgeberin sowohl bei der Auswahl als bei der Correktur der Görres-Schriften, und auch die mehreren Bänden beigegebenen Vorworte gingen nicht in den Druck, ohne zuvor die Frankfurter Censur passirt zu haben; ein Wort von dort war in der Regel entscheidend, gleichwie ein Lob aus Böhmers Munde Vollwerth besaß. Ueber die Vorrede der Herausgeberin zum „Ungedruckten Nachtrag" des vierten Bandes (S. 667 — 68) bemerkte Böhmer: sie sei „scharf und gut gefaßt. Man erkennt in dem sehr ernsten, aber doch auch wieder — wenn ich so sagen darf — schalkhaften Schlußsatze, die Coblenzerin." (Brief vom 2. September 1856). Nur der Schlußband der politischen Schriften wurde ohne Böhmers Mithilfe veröffentlicht, weßhalb er auch in seinem Briefe vom 5. März 1860

*) Vergl. auch Janssen a. a. O. III. 127, 144.

äußert: er empfange diesen Band „mit einiger Beschämung“, weil er ihr „nicht bis zuletzt geholfen habe“.

Um so thätiger konnte er wiederum bei der Herausgabe der „Familienbriefe“ sich erweisen, wo seine Mitwirkung besonders förderlich war. Denn gerade dieser Briefwechsel, von welchem sie leider nur den ersten Band zur Veröffentlichung bringen konnte, während ein zweiter, die „Freundesbriefe“ noch der Erlösung harren, machte ihr bedeutend zu schaffen. Insbesondere die Frage über die anfänglich nicht beabsichtigte Hereinziehung und Aufnahme der Briefe ihres Bruders Guido schuf ihr viel Sorge und Nachdenkens, und hatte denn auch eine sehr belebte Correspondenz nach Frankfurt zur Folge, in der die Pietät für den geliebten Bruder sich in rührend schönen Zügen offenbart. Denn ihre Bedenken wie ihre Wünsche in der fraglichen Angelegenheit waren nur Ausflüsse einer für die Anerkennung des theuren Bruders besorgten Liebe. So schreibt sie einmal, am 19. Dez. 1857, folgende charakteristischen Worte: „Nachdem Sie die Briefe (Guido's) gelesen haben, werden Sie mich verstehen, wenn ich sage, es herrscht darin gar häufig ein Ton der liebenswürdigen Schlingelei, zwar in denjenigen der frühern Jahre noch mehr, und dieser Ton, so sehr ich ihn verstanden habe, hat mich muthlos gemacht, weil ich fürchtete, man könne denselben mißverstehen, gerade weil ich wohl weiß, daß der Ton und das Verhältniß, welches in unsrem Hause üblich war, nicht eben das gewöhnliche ist. Weil ich selbst ganz in diesem Geiste aufgewachsen bin, habe ich mir nicht zugetraut den rechten Maßstab zu haben, und bin ganz beruhigt, diese Angelegenheit in Ihrer Hand zu wissen.“

Sie legte die Entscheidung völlig in Böhmers Ermessen, und er war denn auch hier der treue Rath und Richter. Seine Stimme entschied zu ihrer unbegrenzten Freude für die Aufnahme des größten Theils aus Guido's Correspondenz, und seine Motivirung ist nicht minder bezeichnend. „Die Gründe die Sie selbst für die Aufnahme der Guidobriefe an-

führen", schreibt er am 17. Dezember 1857, „sind auch die meinigen. Zudem wird die ganze Correspondenz dadurch gewinnen, wenn Ihr Vater nicht allein spricht. Hat ja doch immer und in Allem die Familienversammlung mitgesprochen. Nun ist noch bei Guido ein Hauch der Anmuth, den ich mit nichts Anderem zu vergleichen weiß." In einem folgenden Brief (19. Dezember) geht er sogar noch weiter, indem er sagt: „Ich bin so wenig zweifelhaft über die Aufnahme der Guidosbriefe, daß ich diese vielmehr für die interessanteren halte, was auch ganz natürlich ist. Ihr Vater schrieb von kurzen Reisen, aus bekannten Verhältnissen an die Seinigen. Anders Guido. Jener faßte sich in dem allgemein Interessanten meist kurz und übersichtlich zusammen. Dieser entrollt in anmuthiger Breite vollständige Bilder."

Durch dieses Urtheil war ihr ein wahres Herzensanliegen zur vollen Beruhigung entschieden. „Ich kann nicht sagen", schreibt sie, „welche Freude mir Ihr letzter Brief gemacht, indem mir dadurch möglich gemacht wird, was ich glaubte thun zu müssen." Und in ihrer frischen Weise dankt sie dem hilfreichen Freunde „für alle Güte und Freundlichkeit, für Mühe und Plage, und alle vollbrachten Heldenthaten." Zum guten Schlusse heißt es dann: „Die letzten Wochen habe ich Ihnen aber so oft geschrieben, daß ich im Ernste besorge, Sie bekommen einen Schrecken, wenn Sie einen Münchner Brief zu Gesicht bekommen, besonders solche die nur Plagen enthalten. Ich kann nichts Anderes als ein herzliches aufrichtiges Vergeltsgott dafür sagen, und daß ich gern zu jedem Gegendienst bereit bin, den Sie aber nie annehmen wollen, wie ich zum voraus weiß. Gottbefohlen."

Der freundschaftliche Vorwurf, der in den letzten Worten lag, daß Böhmer ihr keine Gelegenheit zu Gegendiensten biete, wurde von dem letztern in dieser Allgemeinheit schwerlich als giltig anerkannt. Denn wenn Fräulein Görres ihm seine literarischen Dienste nicht in gleicher Weise erwidern konnte

— wiewohl sie auch dazu etlichemal Anlaß fand — so empfand er doch schon den geistigen Verkehr mit ihr als eine Wohlthat für sein inneres Leben. Voll Dankbarkeit für die Erweise sinnig aufmerksamer Freundschaft schrieb er ihr einmal: „Es ist nicht zu sagen, wie wohlthätig es ist, wenn in eine mönchische Einsamkeit unerwartet ein Sonnenstrahl treuer und freundlicher Theilnahme fällt" (5. März 1854). Von ihren Briefen aber äußerte er gegen einen Freund in Baden: „Jeder Brief von Marie Görres erfrischt mich in meinem einsamen Leben. Da ist Traulichkeit, Tüchtigkeit und ernstes Thun, ganz nach Art des Vaters und des Bruders, die wir doch wohl unter die Zahl der Edelsten unserer Zeit aufnehmen dürfen"*).

Böhmer hat damit den Werth ihrer Freundschaft in kurzen Worten bezeichnet, und wenn wir darum aus ihrem Verkehr mit ihm noch einige weitern Züge anfügen, so wird sich darin die Art und Weise spiegeln, wie sie mit ihren Freunden überhaupt verkehrte. Sie zählte unter diesen Freunden erlesene und hochverdiente Namen, Männer die auf Bischofsstühlen und Kathedern wirkten und noch wirken; als eigentlicher Hausfreund, dessen besonnener und redlich treuer Rath bei ihr alles galt, wäre vornehmlich der selige Professor Streber zu nennen — aber mit keinem hat sie, durch die natürliche Fügung der Umstände, so viel correspondirt wie mit dem Frankfurter Freunde, und so bietet der Verkehr mit ihm die nächsten und verlässigsten Anhaltspunkte.

Marie Görres gehörte zu den wenigen Auserlesenen, denen der gelehrte Einsiedler sein Herz aufschloß, denen er seine Sorgen und Klagen anvertraute, wenn häusliche Verdrießlichkeiten oder literarische Fehden ihm das Leben verbitterten, wenn Krankheit oder Schwermuth, „dunkle Stunden" wie er's nennt, ihn bedrückten. „Ich habe durchaus Niemand", schreibt er ihr am 24. April 1857, „mit dem

*) S. J. Janssen a. a. O. I. 347.

ich so vertraulich wie mit Ihnen über meine persönlichen Verhältnisse sprechen könnte und möchte." Böhmer wußte, daß sie auch in schwierigen Lagen und unerquicklichen Vorkommnissen „tapfer bei ihren Freunden ausharre", und im Vergleich zu seiner eigenen etwas unschlüssigen Natur nennt er sie „die Entschlossenere" (Brief vom 1. April 1855). „Gar sehr möchte ich mit Ihnen über so Vieles sprechen, und mich an Ihrem verständigen und entschlossenen Rathe stärken", schrieb er ein andermal, und zu Neujahr 1859 schließt er seinen Brief mit den Worten: „Seien Sie mir nicht böse über mein Lamento, da mir es so gut thut, jemand zu haben, bei dem ich auch einmal über was klagen darf, menschlich theilnehmenden Verständnisses gewiß. Ihnen ein bischen zu helfen, ist meine liebste Arbeit; so halten wir ja beide uns zusammen. Sonst können Sie mir nichts Lieberes thun, als wenn Sie für Ihre Gesundheit sorgen. Möge das kommende Jahr uns dauernder zusammenführen, daß wir Reste eines größeren und reicheren Kreises uns derer in Traulichkeit erinnern, die nicht mehr leben, und uns selbst unter einander noch so viel seien, als wir können. Das ist mein Neujahrswunsch an Sie und auch an die Kinder."

Eine Zeitlang war sogar der alte Plan einer Uebersiedlung nach München wieder bei ihm aufgetaucht, und mehrfach darüber hin und her verhandelt worden. Als der Plan nach einiger Frist wieder aufgegeben wurde, schrieb er, mit einem wehmüthigen Rückblick auf die Vergangenheit: „Als ich mich einst umschaute, wer mir denn als der Liebste geblieben sei, war es Ihr seliger Bruder, der uns auch so frühe genommen wurde. Sie sind mir geblieben und die Guido's Kinder. Es war mir der Wunsch aufgetaucht in der Nähe von Nr. 16 zu leben, wo damals auch noch andere mir von langem theure Bewohner lebten. Aber Sie wissen, daß der hier erwartete Forttrieb (der Stumper, wie ich's im Scherz nannte) ausblieb, während mir München (wie ich glaube zum Theil durch ungeschickte Protektoren) verleidet

wurde... So bleibt zwischen uns nichts übrig als ein gelegentlicher Besuch und ein gelegentlicher Brief. Sie thun mir eine Wohlthat, wenn Sie auch das lesen, was ich Ihnen über meine persönliche Lage und Stimmung schreibe, denn was ist tröstlicher als der Gedanke, bei Jemand, den man achtet, Verständniß und Theilnahme zu finden."

Dieses Verständniß und diese Theilnahme fand er in der That bei der Münchner Freundin in hohem Maß, und zwar in der klaren, gesunden, herzstärkenden Weise der Auffassung, die ihm am meisten zusagte. Sie hatte immer einen guten Einfall, der ihn erheiterte, ein tüchtiges Wort, das ihn erquickte. Und wo menschlicher Rath nicht ausreichte, da suchte sie mit höherem Trost zu helfen, aber auch das in ihrem frischen unverkünstelten Herzenston. Auf einen seiner Klagebriefe, aus welchem leise Todesgedanken hervorklangen, antwortete sie (1. Mai 1857): „Da mir schien, er (der Brief) sei in einer gar ernsten Stimmung geschrieben und manch wehmüthige Stunde an dem Schreiber desselben vorübergegangen, so habe ich ihn höhern Orts deponirt, wo man sich am besten auf die Doktorei und Apothekerei versteht; ich könnte doch nur in's Handwerk pfuschen. Machen Sie nur recht Thür und Thor auf, damit Sie dann aus Herzensgrund sagen: In labore requies, in aestu temperies, in fletu solatium."

Wie oft übte sie das Freundesamt der Mahnung, des spornenden Zuspruchs oder der liebevoll begütigenden Abmahnung, wenn er sich, nach ihrem Dafürhalten, auf Kosten seiner Ruhe oder Gesundheit von den Verhältnissen überwältigen zu lassen schien! So z. B. in der erbitterten Fehde, welche Böhmers Wittelsbacher Regesten hervorgerufen. Indem sie ihm räth, die ärgerlichen literarischen Zänkereien kurzweg aufzugeben und „den Stock zu zerbrechen, mit dem er die Gegner prügeln könne", was ihm nur zur Ehre gereiche und unnöthigen Aerger spare — setzt sie die ganz ihrer Eigenart entfließende Bemerkung bei: „In Ihrem Gewissen

sind Sie ruhig, von wirklichen Freunden haben Sie Niemand verloren, und die Menschen kennen zu lernen, wie sie sind, das halte ich eher für einen Vortheil als für einen Nachtheil. Für mich gibt es sehr wenig Menschen in der Welt, um deren Lob oder Tadel willen ich auch nur in Versuchung wäre den kleinen Finger zu bewegen. Sie können vielleicht mit Recht sagen, das sei Hoffart, aber ich habe nur zu vielfältig Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie bestechlich das Urtheil der meisten Menschen ist, und wie die Welt gewöhnlich nur nach den schönen Façaden frägt, aber wenig nach dem was dahinter ist." (28. Nov. 1855).

Ein andermal bringt sie mit einer freundlichen Strafpredigt in ihn, sich dem Druck der Geschäfte und den kleinen Peinigungen des Alltagslebens durch einen raschen Ausflug zu den Freunden zu entreißen. „Wenn Sie sich etwas gelinde Vorwürfe machen", antwortet sie ihm am 7. Januar 1857, „uns so lange nicht gesehen zu haben, so kann ich Ihnen nur Recht geben, denn Sie haben etwas stark gegen die Freundespflicht gesündigt. Diese Sünde ist Ihnen indeß von Herzen verziehen, aber Sie sündigen gegen sich selbst, und da geht es mit der Verzeihung nicht so leicht. Der Mensch, und Sie am allerwenigsten, ist kein Buch, das man ohne Sonne und Luft unbeschadet in die Bibliothek stellen kann. Ihr Körper bedarf der Erholung, mehr aber noch Ihr Gemüth der Erfrischung, welche arme Seele mir ohnehin von Ihnen und Andern im Leben unverantwortlich mißhandelt worden zu seyn scheint. Aus einem Eichbaum kann man nie einen Tannenbaum machen, mißhandeln kann man ihn, aber jeden Winter und jedes Frühjahr wird er die menschliche Kunst zu Schanden machen."

Das war ein Wort zur rechten Stunde: die eindringliche Mahnung verhallte nicht wirkungslos. Böhmer gedachte der allzu lang versäumten „Freundespflicht", und erschien noch im Herbst desselben Jahres wieder einmal in München, wo er nach altem Herkommen im Görreshause gastlichen Will-

komm fand. Nach altem Herkommen! Denn Böhmer war ein bevorzugter und jederzeit froh begrüßter Liebling ihrer Mutter gewesen, die für den redlichen Freund ihres Sohnes eine fast mütterliche Sympathie empfunden und bis an's Ende bewahrt hatte. Als die Tochter nach dem Tode der Mutter gebietende Herrin und Hauswirthin geworden, unterließ sie nicht die alten Rechte und Privilegien zu bestätigen. „Sie gehören zum Hause im weitern Sinne", schrieb sie ihm (28. Nov. 1855), „und somit ist es Ihnen zu jeder Stunde geöffnet, so lange oder so kurz als Sie es selbst wünschen, aber auch nur, wenn Sie es wünschen."

Von solchem Rechte machte er denn auch, wenn die Wanderlust ihn ergriff, im letzten Jahrzehnt seines Lebens zu wiederholten Malen Gebrauch, und wenn ihm einmal sein Reiseplan durch andere Störungen vereitelt wurde, so fügte er sich mit unverhaltener Klage darein: „Wie übel ist es, daß man nicht zu denen kommen kann, mit denen man am liebsten zusammen wäre, wenn auch in ganz bescheidener Weise des Jahrs nur einige Wochen" (31. Oktober 1858). München und die Schönfeldstraße war ihm jederzeit ein Reiseziel, „wohin das Herz trieb"; ein Aufenthalt daselbst erquickte ihn von Grund der Seele, und von den Erinnerungen an die harmlos glücklichen Tage der dort genossenen Gastlichkeit zehrte er noch lange fort. Wie freundlich gedenkt er in den Briefen der traulichen Gespräche „in Scherz und Ernst" wie er „deren Verbindung so besonders liebte", der kleinen Einzelnheiten, die zu munterer Neckerei Anlaß geboten: an „die Gitterthüre (des Görres-Gartens) die so leicht auf und so schwer zugeht, ein Symbol der Gastfreiheit"; an den Birnbaum im selben Garten, dessen „in den Weg und in's Gespräch gewachsene Zweige das einzige Hinderniß freier Bewegung" gewesen, welches er jemals dort gefunden; überhaupt an die gemüthlichen Stunden in „Klein-Hannover", wie die Sophaecke hieß, in der er gewöhnlich saß. Und aus vollem Herzen dankt er dann, heimgekehrt, „für

Geduld, Nachsicht und Freundlichkeit, besonders auch für alle ihm gelassene Freiheit", und in froher Laune sendet er seine Grüße an all die „verehrten Bewohnerinnen des Hauses mit der edlen Säulenhalle", an „die Kinder, die wie Canarienvögel schrien, als ich ging", an die „ganze Görres'sche Nationalversammlung".

„Wie glücklich wäre ich", schreibt er am 17. November 1857, „wenn ich so jeden Tag ein Stündchen in Klein-Hannover verplaudern könnte"! Hier wurden mit der Freundin die wichtigsten Fragen durchgesprochen und berathen, hier verkehrte er aber auch ebenso gern und vergnügt mit den Kindern, und wie sehr dieser Umgang seinem innersten Bedürfniß zusagte, geht aus seinen Reisenotizen hervor, in denen er auch über diese kleinen Harmlosigkeiten sorglich Buch führte. Diese Reisenotizen, so berichtet uns sein Biograph, „geben uns des Genauern an, was dort von Tag zu Tag bei und mit den Kindern vorgefallen: z. B. daß er heute die kleine Sophie zuerst gesehen, an einem andern Abend Gespräche mit den Kindern geführt, an einem dritten, vierten sich mit deren Schularbeiten beschäftigt, an deren Lustigkeit sich erfreut habe, daß von einem der Kinder das Märchen vom Schneewittchen gut erzählt, daß ein Geburtsfest gefeiert worden" *) — Aufzeichnungen, welche ebenso wie sie für Böhmer charakteristisch, zugleich einen Einblick in das mütterliche Walten der guten Tante gestatten, die all dem muntern Treiben lächelnd und gewährend zuschaute und sicher von Herzen einstimmte, wenn Böhmer sagte: „Bei Kindern geht mir's Herz auf, und nichts rührt mich mehr, als die Herzenseinfalt und das Gottvertrauen der Kinder; ich zehre lange an solchen Eindrücken und denke an die Worte von Guido:

Kinderunschuld! Himmelsblume!
Die auf öder Erde blüht.
Eine Rose auf der Haide,
Die der kalte Wind umzieht."

*) J. Janssen a. a. O. I. 387 f.

[redacted]

IV.

Das Leben mit den Kindern und für die Kinder (erst Nichten, später auch Großnichten und -neffen) füllte einen guten Theil ihres Tages aus und ersetzte ihr, was früher die Gesellschaft geboten. Sie war diesem kleinen Kreise im vollen Umfang des Worts die „gute Tante", die mit ihnen lernte und für sie sorgte und sich plagte und an ihren jungen Freuden sich erfreute.

Dieser Umgang mit den Kindern befähigte sie auch jenes Lesebuch zu verfassen, das noch heute in manchen Anstalten eine beliebte und viel benützte Lektüre bildet. Ich meine das anonym herausgekommene „Buch für die deutsche Jugend", das im J. 1854 zuerst erschien und im J. 1859 eine zweite Auflage erlebte (München im Verlag des katholischen Büchervereins). Die Anregung dazu war von auswärts, von einem Institut der englischen Fräulein an sie gekommen, und die Kinderfreundin, die schon an den periodischen Jugendschriften ihres Bruders mit so reiner Freude sich betheiligt hatte, unterzog sich der lohnenden Arbeit mit willfährigem Eifer, eingedenk des Dichterwortes:

„Willst du segnen, lehr' ein Kind!
Aus dem Körnlein werden Aehren.
Wie dein Körnlein war gesinnt,
Wird das Brod die Welt einst nähren.
Willst du segnen, lehr' ein Kind."

Der Geschmack und der feine Takt in der Auswahl dieser stoffreichen Sammlung, die sich von andern gleichartigen Büchern in ästhetischer wie pädagogischer Hinsicht zu ihrem Vortheil unterscheidet, ist Kennern nicht entgangen und durch den Erfolg praktisch zur Anerkennung gelangt. Als es sich um die zweite Auflage handelte, wandte sich die Herausgeberin an mehrere Sachverständige um etwaige Vorschläge zur Verbesserung. Böhmer aber meinte: das Buch habe „ja so viel Beifall gefunden, daß es doch wohl am gerathensten

seyn möchte, es in der Hauptsache so zu lassen, wie es ist" (12. Dez. 1858). In der Hauptsache blieb es denn auch beim Alten, doch wurde es mit erhöhter Sorgfalt geordnet und vermehrt. Wer die Sammlung — „die Frucht reifer Ueberlegung und mühsamen Fleißes", wie es im Vorwort heißt — mit Bedacht durchblättert, wird leichtlich wahrnehmen, wie sie neben dem tüchtig Lehrhaften überall auch das Tiefpoetische herauszugreifen wußte. Das Tiefpoetische aber findet nur derjenige der die Resonanz dafür im eigenen innersten Gemüthe hat. Im Kreise der Eingeweihten und Freunde war die den Ansprüchen auch der ängstlichsten Rigoristen genügende Sammlung scherzweise unter dem Namen „das Buch ohne L" bekannt; der Sinn ist unschwer zu errathen.

An der Förderung und Hebung einer guten christlichen Literatur nahm das Fräulein überhaupt lebhaften Antheil, und interessirte sich bis in ihr Alter für hervorragende neue Erscheinungen auf dem schönwissenschaftlichen Gebiet, wie sie denn auch nicht aufhörte ihre eigene Bibliothek fort und fort zu vermehren. Würde ihr Beispiel überall in Deutschland Nachahmung finden — überall nämlich da wo die Pflege und Unterstützung dieser geistigen Interessen eine Ehrenpflicht ist — dann würde es um Kunst und Literatur in deutschen Landen bald besser stehen.

Sie las sehr viel, und in verschiedenen Sprachen, deren Kenntniß sie zum Theil als Autodidakt sich angeeignet hatte. Auch im Latein war sie etwas bewandert, so daß sie wohl im Stande war bei Geschichtswerken deren Quellen nachzulesen; Böhmers Fontes und Kaiserregesten lagen immer in der Nähe und zur Hand. Unvergessen bleiben dem Schreiber dieser Zeilen die heiter belebten Roswitha-Stunden in den Jahren 1859 und 60, wo im Beiseyn einer andern lateinkundigen Freundin die Dramen der Nonne von Gandersheim gelesen wurden.

Ihre Ansprüche in literarischen Dingen waren übrigens nicht leicht zu befriedigen, und gerade an katholischen Schriften

vermißte sie nur zu oft mit schmerzlichem Bedauern den Mangel an Geschick und Formgefühl. Sie selbst besaß ein feines Gefühl für alles wahrhaft Poetische, und einen offenen Sinn für alles Ursprüngliche. Das Aechte und Einfache stand ihr auch hierin höher als jeder andere Vorzug, als Glanz und Fülle und Bilderpracht. Sentimentalität vertrug sie nicht. Ein illyrisches Sprichwort sagt: „Sei nicht zu süß, damit dich nicht jemand verschluckt.“ Das war ein Wort nach ihrem Herzen; selbst eine kräftige, im Kern feste Natur, stieß sie alles ungesund Weichliche ab. Wo sie aber den ächten Pulsschlag des Herzens empfand, da war sie, selbst bei unscheinbaren Erzeugnissen, freudig und freigebig in der Anerkennung.

Ein Beispiel für viele. Als die „Feldblumen“ der Prinzessin Alexandra von Bayern erschienen, legte Fräulein Görres ein Exemplar davon zu der Sendung ihres „Buchs für die deutsche Jugend“, welches gerade um diese Zeit Freund Böhmer begehrt hatte, und begleitete dieselbe mit einer Aeußerung, die ihrem Herzen wie ihrem Verstand Ehre macht. „Ich lege diesen Büchern“, schreibt sie dem Frankfurter Freunde am 7. Januar 1857, „die Feldblumen für Sie bei, weil ich das Zutrauen zu Ihnen habe, daß Sie Sinn für deren einfache Schönheit haben. Ich wäre stolz, wenn ich ein solches Herz hätte, daß ich ein solches Buch schreiben könnte.“ Und als Böhmer ihr sein Wohlgefallen über diese Lebensbilder kundgab, die er „hübsch, zart und gut“ fand, „dabei curios daß eine Prinzeß aus dem gemeinen Leben erzählt, in dem sie doch niemals sich bewegt hat“ — antwortete Fräulein Görres hinwieder: „Daß Ihnen das Prinzessenbuch nicht mißfallen, freut mich, nur scheinen Sie mir irrig anzunehmen, es sei nur Erzähltes, nicht Erlebtes aus dem Leben der Armen, und gerade das bewundre ich so an der Verfasserin, mit welch feinem und demüthigem Sinne sie die Menschen auffaßt. Almosengeben das können Viele, aber fühlen wie es den Armen ums Herz, das können nur

sehr Wenige. So wußte ich auch gar wohl, daß die Prinzeß von frühester Kindheit an gerne Andern eine Freude bereitete, aber dieß feine Gefühl hatte ich ihr nicht zugetraut" (13. Februar 1857).

Die literarischen Ansichten des Fräuleins hatten den Vorzug, daß sie nach keiner Schule schmeckten, dafür aber fast immer den Kern der Sache trafen. Nicht ohne Grund schätzte man sie daher als Kennerin in solchen Dingen, und geistvolle Männer wie Beda Weber wandten sich zuweilen, zur eigenen Beruhigung, an ihr natürlich klares Urtheil. Ernst von Lasaulx hat seiner literaturkundigen Freundin und Verwandten — er und Fräulein Görres waren Geschwisterkinder — seinen „Sokrates" gewidmet*). Die Widmung war für sie in doppelter Beziehung eine Ueberraschung. Denn dieselbe geschah ohne ihr Vorwissen, und über das seltsam geartete „heidnische Pathenkind" selbst, das unter der Hand des Autors einen christlichen Glorienschein gewonnen, hatte sie ihre schweren Bedenken und Sorgen. Indeß die Ansprache lautete so gradherzig, und die edle Persönlichkeit des Verfassers stand so hoch in ihrer Achtung, daß sie die unversehene Gabe mit duldender Liebe hinnahm. Die Dedikation des mit bekannter Meisterschaft geschriebenen Werkes beginnt und schließt: „Liebe Marie, lebte dein seliger Vater noch, so hätte ich ihm diese Schrift gewidmet, überzeugt daß seine eigene Sokratische Natur sie freundlich und wolwollend aufnehmen würde, auch wenn einige Sätze darin ihm weniger zusagen sollten; nun er heimgegangen ist zu den andern großen Seligen, mußt du sie dir gefallen lassen, um der Sache und des Gebers willen, dem du ja manches nachzusehen gewöhnt bist. Denn wie unsere Eltern Freunde gewesen sind treu das ganze Leben hindurch, so wollen auch wir mit Gott es bleiben..... Nimm es hin wie ichs gegeben, und erhalte mir

*) Des Sokrates Leben Lehre und Tod. Nach den Zeugnissen der Alten dargestellt von E. v. Lasaulx. München 1857.

unsere alte Freundschaft. — Geschrieben in dem baierischen Stüblein auf Schloß Lebenberg in Tyrol am 15. Okt. 1857."

V.

Bei so mannigfacher Beschäftigung war die Tagesordnung des Fräuleins vom Morgen bis zum Abend wohl ausgefüllt. „Still und bewegt" — das bezeichnet ihre Lebensweise. Der Morgen sah sie schon früh thätig. Sie stand jeden Tag um 5 Uhr, oft schon früher auf, und ihr erster Gang war zur Kirche; keine Witterung, Winters wie Sommers, vermochte sie davon abzuhalten. Damit war der Tag eingeweiht.

Ein Theil des Morgens wurde dann der Blumenpflege in den Zimmern und im Garten gewidmet. Ihre Mutter war eine große Blumenkennerin gewesen, und die Liebhaberei hatte sich, wenn auch nicht in gleichem Grade, auf die Tochter vererbt. In der guten Jahreszeit sah man das Fräulein alltäglich Vormittags einige Stunden im Garten arbeiten, pflanzen, säen, jäten 2c., und mancher Vorübergehende blieb wohl einen Augenblick stehen, um sich das eigenthümliche kleine Blumenreich zu betrachten, in dem die Besitzerin in ihrem schlichten Anzug wie eine Gärtnerin sich plagte, indeß die Kinder am Tische unter dem Apfelbaum lernten oder auf der Schaukel spielten, Bello, des Hauses lärmender Phylax, eifersüchtig an der Gartenthüre lauerte oder wohl auch einen unerlaubten Sprung in die Beete sich herausnahm, und der Kakadu, ebenfalls ein Erbstück aus der Elternzeit, auf der großen Käfigstange schreiend und kreischend seine Gaukelstücke machte. Nach dem alten Volksglauben war das Haus gefeit, denn Schwalben nisteten seit vielen Jahren darin und erfüllten ab- und zufliegend den Flur mit ihrem traulichen Gezwitscher. Ueberhaupt standen die Bewohner des Görreshauses mit dem Völklein der gefiederten Sänger von jeher auf freundschaftlichem Fuße.

Die Ungezwungenheit ihres Wesens prägte sich wahrnehmbar, und für den Fremden wohl etwas überraschend, in

der äußern Erscheinung des Fräuleins ab; denn diese konnte, wenigstens in den spätern Jahren, kaum schlichter und schmuckloser seyn, einfach bis zur originellen Sorglosigkeit. „Mieux être que paraître“, galt bei ihr in ausgedehntem Maße, und auch der vornehmste Besuch brachte sie in dieser Hinsicht nicht aus dem gewohnten Gleichgewicht. Aber auch der Vornehmste hatte diesen ersten Eindruck über der bedeutenden Persönlichkeit selbst schnell vergessen.

Der Verkehr mit ihr war anregend und belebend, obgleich ihre Art und Stimme nichts Bestechendes hatte — anregend und belebend, weil sie eine ungemein reiche Erfahrung mit einem schnellen und sichern Gedächtniß verband, weil sie ihre Gedanken oder Erinnerungen mit naturwüchsiger Frische und nicht ohne Humor mittheilte, und endlich auch weil die abgeschlossene resolute Fertigkeit ihres Urtheils zum Widerspruch reizte. Sie besaß großen Scharfblick, und eine eigenthümliche Seite in ihrem Verstandesleben war die Combination; durch die leiseste Andeutung über eine Sache rechnete sie oft auf eine ganz überraschende Weise den wirklichen Bestand heraus; nur hin und wieder war das Exempel zu fein. Sie gehörte, könnte man sagen, zu den „dialogischen“ Naturen; ihr Drang nach Mittheilung erschien unversieglich. Hingegen war sie, gegen sonstige Frauenart, keine Briefschreiberin. Im Gegensatz zu ihrer mündlichen Mittheilsamkeit beschränkte sie sich in der Correspondenz auf das Nothwendigste; Briefe wie sie vor Zeiten geschrieben wurden, in denen man sein Inneres aufschließt und mit einem gewissen Behagen sich in allgemeinen Betrachtungen oder literarischen Erörterungen ergeht, hat sie wohl nur wenige geschrieben. Fast alle ihre Briefe sind kurz, rasch hingeworfen und knapp — knapp aber kernhaft wie eine spartanische Mahlzeit — wobei in der Regel ein „Gottbefohlen“ die fehlende Unterschrift ersetzt. Ihr paßte am besten das mündliche Wort, und die hervortretende Eigenschaft in ihrer Art zu reden war das ungeschminkt Natürliche und Gerade, das kurzweg Treffende. Wo sie dieses

in Andern wiederfand, da ergab sich bald eine Annäherung und freundliches Verständniß, während jede Spur von Geziertheit ihres Spottes ebenso sicher war, wie alles Philisterhafte, das sie ihr Leben lang fröhlich belachte.

Als einst von dem geschwisterlichen Verhältniß des wieder gläubig gewordenen Clemens Brentano zur ungläubigen Bettina die Rede war, äußerte Fräulein Görres, es sei doch ein solcher Familienstolz vorhanden gewesen, daß man es nicht leicht hätte wagen dürfen, vor dem Bruder allzutadelnd von der Schwester zu reden. Aber auch das Görres'sche Familienbewußtseyn war vorhanden und bei ihr sehr entschieden ausgeprägt, so daß ihre Freunde bemerken wollten, sie habe Allem, was Görres'sches Blut in sich trug, einen besondern Vorzug eingeräumt, wie sie denn noch in den Enkeln ihrer Schwester eifrig unterscheidend nach leiblichen und geistigen Görreszügen gespürt habe. Ihr verstorbener Freund Seyfried hat sie darum oft mit dem „blauen Blut" geneckt. — Auch rückwärts in die Vergangenheit war dieser Familiensinn gerichtet. So interessirte sie sich unter Anderm besonders lebhaft für Dr. Isaak Volmar, den berühmten kaiserlichen Gesandten bei den Friedenstraktaten von Osnabrück und Münster (1645 ff.), von dem sie mütterlicherseits abzustammen behauptete, und war für genauere biographische Notizen über ihn stets dankbar, die selbst in ihrer Krankheit noch ihren Geist aufheiternd zu beschäftigen vermochten.

Böhmer nennt sie einmal in einem Briefe an Guido Görres seine „gebieterische" Freundin, und er hat damit allerdings einen Charakterzug in ihr getroffen: jene kurzangebundene und durchgreifende Entschlossenheit, womit sie Alles anfaßte und meisterte. Es lebte in ihr ein starker und unabhängiger Wille, dessen Energie sich zu Zeiten wohl etwas drastisch äußerte, und mit dieser Energie des Willens ging die Energie des Gefühles Hand in Hand. Sie war stark in ihren Sympathien und stark in ihren Antipathien. Wer einmal ihre Zuneigung erworben — was allerdings keine

leichte Sache war — dem verblieb sie fest zugethan, und selbst widrige und befremdende Erfahrungen konnten sie nicht leicht irre machen. Sie hatte zu solchen Menschen ein fast unzerstörliches Vertrauen, das sich gemeiniglich nur wenig äußerte, aber in Zeiten der Probe seine volle Kraft bewährte. Allein ebenso waren auch ihre Antipathien nur schwer zu besiegen, und wer einmal ihre gute Meinung verscherzt hatte, dem trug sie ein fast unüberwindliches, nicht immer berechtigtes Mißtrauen nach, und ließ auch über ihre entschiedene Abneigung keinen Zweifel. Hierin, in dieser manchmal schroff heraustretenden Voreingenommenheit, hat sie vielleicht am auffälligsten der humana fragilitas, an der auch sie litt, den menschlichen Tribut entrichtet.

Sonst, wo diese Stimmung nicht vorwaltete, zeigte sie große Nachsicht für Irrthümer und ein sehr feines Eingehen in fremde Seelenzustände. Bei aller Entschiedenheit ihrer Ueberzeugung beobachtete sie gegen Andersdenkende duldsame Rücksicht und Schonung. Ueber ihre Verträglichkeit mit religiös Getrennten legt ihr freundschaftlicher Umgang mit Böhmer — ein Umgang der bis zu dessen Lebensende in ungetrübter Herzlichkeit sich fortsetzte — lautes Zeugniß ab. Auch einer protestantischen Freundin aus der Straßburger Zeit hat sie die liebreiche Gesinnung der Jugend noch im Alter durch die thatkräftigsten Proben bewährt.

Mit dieser Duldsamkeit konnte ein offenherziger Freimuth ganz wohl bestehen, ja er verlieh ihr die Bürgschaft der Aechtheit. Und einer unerschrockenen Natur, wie Fräulein Görres, die allzeit so gewissenhaft geradeaus ging, war Freimüthigkeit gleichsam Lebensbedürfniß. Ihr Reden und Thun schloß jede Gewundenheit, jede falsche Beschönigung aus: ihr ganzes Wesen ruhte auf dem Goldgrund der Wahrhaftigkeit. Mit Wissen und Willen hat sie vielleicht nie ein unwahres Wort gesprochen, und ihrer Ueberzeugung hätte sie jedes Opfer gebracht. Marie war die ächte Tochter jenes Mannes, der in einer seiner Schriften („Zu Sachen der

Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit") mit so unvergleichlichem Mannesstolz von sich sagen konnte: kein irdischer König sei reich genug, ihm eine seiner Ueberzeugungen abzukaufen; die Mächtigen hätten nichts, das sie ihm bieten könnten, um ihm die Ruhe seines Gewissens dafür abzutauschen. Sie selber hält offenbar diesen Zug als das schönste Lob empor, wenn sie in der Vorrede zu den Politischen Schriften ihres Vaters sagt: „Wie nach der Legende der heil. Christophorus nur dem Stärksten dienen mochte, so kann man vom Vater im eigentlichen Sinne des Wortes sagen, daß er der Wahrheit und nur der Wahrheit habe dienen wollen." Auch sie wollte nur diesem Stärksten dienen, und that es mit voller Herzensaufrichtigkeit ihr Leben lang.

Und so wie in Allem spiegelte sich in ihrer Frömmigkeit ihr individuelles Wesen ab. Weil diese auf innigster Glaubenskraft beruhte, gab sie sich so schlicht und unverstellt; weil sie den ganzen Menschen durchdrang, drängte sie sich nirgends einseitig hervor. Freudiger Ernst und ruhige Klarheit: dieß erschien als die Grundfärbung ihres religiösen Lebens. Keine Spur von Kopfhängerei — dazu besaß sie zu viel Naturwüchsigkeit und kernhafte Frische; ihr gesunder Humor hätte sich sonst neckend gegen sich selber gekehrt. Sie zog aus der Religion gerade die Freiheit und Heiterkeit ihres Gemüthes. Aber darum erwies sich ihre Frömmigkeit nicht minder that- und lebenskräftig. Aeußerte sie doch selbst einmal in ihren letzten Jahren: „je älter sie werde, um so tiefer fühle sie es, daß nur die Frömmigkeit, die sich in Thaten erweise, wahren Gehalt besitze", und — fügte sie lächelnd hinzu — „um so mißtrauischer werde sie gegen hyperfromme Frauen."

So wenig sie indeß in die stille Verborgenheit ihres religiösen Lebens blicken ließ, so konnten es die Näherstehenden doch wahrnehmen, wie ernst sie der Andacht und Meditation sich hingab, wie innig und gewissenhaft sie dem Gang

des kirchlichen Lebens sich anschloß. Auch auf diesem Gebiete gab es kleine Eigenthümlichkeiten, die für sie bezeichnend sind. So war im kirchlichen Festcyklus die Adventzeit ihr vornehmlich werth, und den ersten Adventsonntag bezeichnete sie selber als einen der ihr liebsten Tage des ganzen Kirchenjahrs. Zu ihren besonders verehrten Heiligen gehörte der drachenstürzende Erzengel Michael, der sie in ihrer Jugend, wie sie einmal andeutete, aus schwerer Gefahr gerettet. Dann der heil. Antonius, ihr getreuer Helfer im Auffinden des Vermißten — und sie bedurfte eines solchen! — sie wußte aber auch merkwürdige Fälle zu erzählen, in denen sie die Auffindung verlorner oder verräumter Gegenstände der augenblicklichen Anrufung seiner Fürbitte zu verdanken glaubte*). Am Tage des heil. Joseph, des Namenspatrons ihres Vaters, stiftete sie alljährlich in die Frauenkirche zwei Kerzen; dieses fromme Verlöbniß hatte sie von der Mutter eines befreundeten Bischofs übernommen, als diese mit ihrem Sohne von München nach seinem Bischofssitze wegzog, und sie hielt daran getreulich bis zum Ende. Ein Liebling war ferner der heil. Franz von Sales, und eine neue gründliche deutsche Biographie dieses großen Bischofs gehörte zu ihren oftmals geäußerten Herzenswünschen; auf den Festtag dieses Heiligen fiel der Todestag ihres Vaters.

Als Mitglied verschiedener Bruderschaften und frommer Vereine hatte sie mancherlei Verpflichtungen, denen sie mit gewohnter Gewissenhaftigkeit nachkam. Von Zeit zu Zeit aber machte sie sich auf und suchte geistige Erfrischung in einer Wallfahrt nach ihrem geliebten Altötting oder einem andern Gnadenorte. Für die Geschichte solcher volksthümlicher Orte hegte sie von jeher ein lebhaftes Interesse, und in den letzten

*) Auf einen solchen Fall bezieht sich die Stelle in Böhmers Brief vom 31. Oktober 1858: „So haben Sie mit Hilfe des heil. Antonius zwar Ihren Verlornen gefunden, aber übler ists, daß ich mich selbst verliere, und dagegen hilft mir Padua's Heiliger nicht.“

Lebensjahren füllte die Anlegung und Ordnung einer großartigen Sammlung von Marien-Wallfahrtsbildern aller Länder und Völker des Erdkreises, wofür sie ihre zahlreichen Freunde allerwärts in Bewegung setzte, ihr manche schöne Mußestunde aus. Im Uebrigen hielt sie es mit dem Spruch, den sie in ihr Lesebuch aufgenommen: „Einige gehen nach Jerusalem: gehe du noch weiter, bis zur Geduld und Demuth. Jenes liegt in, diese außer der Welt."

Sie war nie stürmisch in Bitten und Gebet. Das ging gegen ihren Sinn; man wisse nicht, wofür es gut sei, wenn das Gebet nicht erhört werde: pflegte sie zu sagen, sich ergeben und demüthig in die Versagung fügend. Das Sile Deo — „sei still, wenn Gott dich prüft" — das verstand sie in schweren Tagen treulich zu bewähren. Ein beliebtes Wort bei ihr war auch der Spruch der Katharina Emmerich: „Taugt es nicht in den Topf, so ist es gut unter den Topf", wozu sie einmal als Erläuterung hinzufügte: „ich finde, das ist eine prächtige Uebersetzung der Worte aus dem Bußpsalm: „Asperges me hysopo et mundabor etc."

Ein felsenfestes Gottvertrauen blieb ihr Stern auch in den Finsternissen: in den Tagen persönlichen Leides wie nicht minder in Zeiten öffentlichen Kummers und äußerer Bedrängnisse. Ihre feurige Seele lebte und litt Alles tapfer mit, aber sie ließ sich nicht davon bewältigen. In Kampf und Verfolgung großgewachsen, wußte sie es aus unmittelbarster Erfahrung, daß allem christlichen Gemeinwesen Kampf und Nothwehr zuträglicher ist als Ruhe und weiches Behagen, und sie stand wahrlich nicht in den hintersten Reihen, wenn dieser Kampf zur christlichen Ehrenpflicht für den Einzelnen wurde. Um so ruhiger blickte ihre furchtlose Seele dem Ausgang entgegen. Sie hatte schon ähnliche und schwerere Zeiten gesehen und genugsam den von der Geschichte erhärteten Trost erlebt, daß wenn die Verwirrung an einem gewissen Punkte angelangt, der Weltenlenker zur rechten Zeit sein

„Bis hieher und nicht weiter“ in das Getriebe der Menschen hineinruft und ihr Gigantenwerk zerreißt.

So folgte sie ununterbrochen und mit reger Aufmerksamkeit den großen Vorgängen der Zeit, Alles mit weitem Blicke messend und sich an jedem Zeichen erfreuend, das eine Wendung zum Bessern verhieß, während sie selber in der Abgeschiedenheit ihres Daheim gelassen ihr gleichförmiges Leben weiterspann*). Stetig und geräuschlos, in unwandelbarer Lauterkeit, führte sie dieses friedliche Tageswerk durch den Wandel der Jahre fort, und wenn man sie so still für sich in ihrem kleinen Kreise walten sah, dachte man unwillkürlich

*) Als der „Görresbau“ zu Coblenz, das neue, nach dem Namen des großen Sohnes der Stadt benannte Gesellschaftshaus des katholischen Lesevereins daselbst, im J. 1866 vollendet und an Görres' Todestag eingeweiht wurde, richtete sie an den Präsidenten dieses Vereins, Herrn Advokat-Anwalt Franz Adams, der ihr von der Vollendung des Baues Kunde gab, zum Einweihungsfeste folgende Zuschrift:

„Mit großer Rührung habe ich, verehrter Herr, Ihr Schreiben gelesen. Dasselbe mußte für mich, gerade in diesen Tagen, um so ergreifender seyn, da die Erinnerung an die letzten Stunden und Worte des Verstorbenen dadurch mir wieder so recht vor die Seele trat. Und wenn vor achtzehn Jahren, gleichsam schon vom Jenseits aus, der selige Vater den Untergang jener Gesinnung, die Sie so kräftig vertreten, so schmerzlich beklagte, und an diesen Untergang der Gesinnung auch den Untergang des deutschen Volkes geknüpft sah, und wenn derselbe alsdann sagt: ihm sei nun die Aufgabe gestellt, sein Volk wieder in die Einheit mit Gott zurückzuführen, so werden Sie es mir sicherlich nicht verargen, daß Ihr Schreiben in mir den frommen freudigen Glauben erregte: es sei dem Seligen bereits gelungen, am Throne Gottes für das Heil seines Volkes zu wirken, und so sei denn Ihr Haus wirklich, im wahren Sinne des Wortes, das Haus von Joseph Görres. Möge Gott geben, daß die Räume Ihres stattlichen Hauses bald zu enge werden, um alle diejenigen zu fassen, die in gleicher Gesinnung dort sich vereinigen, um für ihr Heil und für das Heil ihres Vaterlandes zu wirken.“

an jene drei Worte des Dichters, die man hier vereinigt fand: „edel, hilfreich und gut“.

VI.

Wer hätte ahnen können, daß sie bei solcher Lebensfülle und bei solchem Gleichmaß geistiger und physischer Thätigkeit dennoch so rasch aus diesem Kreise hinweggenommen werden sollte! Denn sie schien, wie stark an Geist, so auch körperlich kräftig und bei ihrer Rüstigkeit bestimmt zu seyn das Alter ihres Vaters zu erreichen. Zwar hatten sich die ersten Vorboten eines tieferen Leidens schon mehrmals angemeldet, aber immer hatte sich ihre zähe Natur wieder bald zur alten fast ungeschwächten Lebenskraft erhoben, die sie durch ihre beliebten Sommerfahrten im bayrischen Gebirge, deren heitere Schilderung früher gar oftmals Freund Böhmer erfreut hatte, noch befestigte. Im Sommer 1869 war sie noch so frisch und unternehmungslustig, daß sie von Wessen aus, in der Nähe des Chiemsees, den stattlichen Hochgern besteigen konnte. Auch Adelholzen, wo sie einst in den vierziger Jahren mit den Ihrigen manchen vergnügten Sommertag verbracht, suchte sie noch einmal auf, um die alten geweihten Stellen noch einmal zu durchpilgern; sie sagte dabei nicht viel — denn weiche Gefühlsschwelgerei war nicht ihre Sache — aber indem sie die alten wohlbekannten Lieblingsplätze dieser grünen Bergeinsamkeit nach einander betrat, wo so viele der Ihrigen, die nun längst unter dem Rasen schliefen, so fröhliche Tage und Wochen verlebt hatten, ließ sie schmerzliche und frohe Erinnerungen an sich vorüberziehen, um sie dann in dem hohen friedlichen Wallfahrtskirchlein Maria-Eck am Altare niederzulegen, und im Gottvertrauen neugestärkt ihren Lebensweg muthig weiterzuwandern.

Im Frühling 1870 trat sie sogar noch — „auf den Flügeln der Neuzeit“ wie sie sich ausdrückte — eine Reise nach Luxemburg an, um ein langgehegtes Vorhaben auszu-

führen und das Wiedersehen mit einer treugeliebten Jugendfreundin, die dort Oberin eines Frauenklosters ist, zu feiern. Wie war sie von dort noch so voll der Eindrücke zurückgekommen, die sie allerorten empfangen, am Rhein, in Metz, Nancy und all den Punkten, die wenige Wochen später der Schauplatz des gewaltigsten und blutigsten Krieges werden sollten! Wie hatte sie das Wiedersehen von Straßburg erfreut, der Stätte ihrer Jugend, wo sie zu ihrer großen Genugthuung noch so viele deutsche Erinnerungen lebendig fand, und wo sie auch den ehrwürdigen Bischof Räß, den Mitstreiter ihres Vaters in den zwanziger Jahren, noch einmal sah und begrüßte!

Monate lang zehrte sie davon — da kam ein Schlag über sie, wie er sie nicht herber treffen konnte: der plötzliche Tod ihrer Nichte, Frau Dr. Jochner (geb. Steingaß), jener theuren Nichte, an der sie einst Mutterstelle vertreten hatte, die dann ihre eigentliche Vertraute geworden und die bis an's Ende der Liebling ihres Herzens geblieben war. Das war ein Schlag der sie bis in's Lebensmark verwundete. Frau Maria Jochner starb am 26. Januar 1871. Nicht ganz vier Monate später folgte ihr Marie Görres nach. Sie konnte sich von der Erschütterung nicht mehr erholen. Das schleichende Uebel, das sie seit dem Verlust dieser Nichte fast ununterbrochen an das Krankenlager fesselte, wuchs mit verheerender Schnelligkeit und gestaltete sich in kurzer Zeit als todesgefährlich.

Aber sie hatte auch die zähe Görresnatur, und das Leiden das nun folgte, bis der Tod über das Leben den Sieg errungen, war sehr langwierig und schmerzlich. „Je mannigfaltiger sich ihr Geist mit den buntesten Fragen der Welt beschäftigt hatte", sagte Hr. Abt Haneberg an ihrem Grabe, „mit um so stärkeren und zahlreicheren Fäden schien ihre Seele an dieses Leben gebunden zu seyn; bis alle diese Fäden zerschnitten waren, bis sie sich wieder verwickelten und lösten, gab es einen langen schweren Todeskampf, gerade wie bei

ihrem seligen Vater." Sie litt mit großer Ergebung, und von den ungewöhnlichen Schmerzen und Beängstigungen, die diese Krankheit (ein Magenleiden) im Gefolge hat, hörte man aus ihrem Munde nur wenig. Wie schwer sie aber zuweilen, besonders in den Nächten litt, das ließ sie einmal errathen, als sie an einem sonnigen Morgen sich darüber äußerte, wie wundersam wohlthätig das Sonnenlicht auf den Kranken wirke. „Wie der vormitternächtliche Schlaf", sagte sie, „gemeinhin der erquickendste sei, so sei diese vormitternächtliche Zeit für den schlaflosen Kranken die schwerste und bedrückendste. Sie habe einmal vom Bischof von Passau eine schöne Predigt gehört, worin er den Altar und das Altarssakrament die Sonne nannte, ohne die der Tempel des Lichtes und der Wärme entbehre. Der Kranke fühle diese Wahrheit doppelt, im bildlichen und im eigentlichen Sinn. Es liege eine magische Kraft in der Sonne, das empfinde sie heute an dem schönen Tage ganz wohlthuend." Und auch die geistige Sonne kam und erfüllte sie mit ihrer umfriedenden Kraft, als sie, ihren Zustand erkennend, nach den Tröstungen der Kirche verlangte, um mit der Welt abzuschließen und in christlicher Weise auf die Ewigkeit sich vorzubereiten.

Das Großartige und Heroische, das in ihrem Charakter lag und bei bedeutenden Ereignissen oftmals hervortrat, bewährte sich auch auf diesem letzten Krankenlager. Ihr Sterben hatte viel Aehnlichkeit mit dem ihres Vaters: dieselbe Entschlossenheit, dasselbe fast immer klaglose Dulden, die lapidare Kürze in den Reden, die fortdauernde Beschäftigung mit den großen Fragen der Zeit. Und diejenigen die täglich um sie waren, fanden, daß sie auch mit jedem Tag, der sie dem Tode näher brachte, in Gesicht und Ausdruck ihrem Vater ähnlicher wurde.

Mit unerschrockener Fassung blickte sie der Auflösung entgegen. Als Jemand im Hinblick darauf einen tröstenden Zuspruch an sie richtete, antwortete sie freundlich: „Zeige ich etwa Furcht?" Sie hatte noch immer einige Namen,

für die sie sich in den lichten Momenten interessirte, für deren Wohl sie besorgt war, nach denen sie sich mit liebevoller Theilnahme erkundigte. Auch die alten Gestalten aus den frühen Tagen tauchten jetzt in solchen Augenblicken noch einmal in ihrer Erinnerung auf, und Namen die lang verklungen, traten ihr vor die Seele. Es schien, als ob sie im Geiste ihr reiches Leben an sich vorüberziehen lassen wollte. Ein letztes Aufflackern des sinkenden Lebensflämmchens trat am 16. Mai ein, wo sie noch einmal die heil. Communion empfangen konnte und den Tag über in einer heiter gehobenen Stimmung verblieb. „Ich habe ja gesagt", äußerte sie munter, „daß der Doktor eine schwere Arbeit mit mir haben werde; aber heute ist Feiertag." Sie schien es zu fühlen, daß es der letzte „Feiertag" in ihrem irdischen Leben sei. Denn am selben Abend nahm sie von den umstehenden Kindern, denen sie eine so getreue Pflegemutter gewesen, feierlich Abschied, indem sie sie segnete und alle mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.

Sie verlangte nach dem Sterbekreuz, das Papst Gregor XVI. geweiht und dereinst ihrem Vater durch Guido, „il figlio di San Athanasio", mit seinem Segen zugesandt hatte. Ergebungsvoll nahm sie das geheiligte Vermächtniß in die Hand, und mit innigem Vertrauen auf das Zeichen des Erlösers blickend führte sie es zuweilen zum Munde; selbst als ihr zuletzt die Sprache versagte und die Gedanken dem Willen nicht mehr recht gehorchten, griff sie noch nach dem kleinen Kreuz und hielt es oft stundenlang krampfhaft umklammert. Wenn dieses christliche Symbol beim Tode ihres Vaters in eigenthümlicher Weise sich in die letzten Gedanken des Sterbenden verflochten *), so war es jetzt der Name des so treugeliebten Vaters, der sich im letzten Kampfe mit ihren Gedanken verwob. „O Gott!... Görres... Beten!" So lauteten die letzten Worte die aus ihrem Munde vernehmbar waren. Dann wurde

*) Vergl. Familienbriefe S. 453—54.

es stiller und stiller, und am 20. Mai 1871 gegen Mitternacht, um dreiviertel auf 12 Uhr, hatte dieses starke Herz zu schlagen aufgehört.

Als Mitglied des Ordens der Dienerinen Mariä wurde die Entschlafene in den Habit dieser Bruderschaft, ein Gewand von taubengrauer Farbe, eingekleidet. Die lange Krankheit hatte sie nicht entstellt; in ihrem weißen Schleier, von einem weißen Blumenkranz umgeben, lag sie ganz friedlich da, mit schmerzfreiem Ausdruck und fast lächelndem Munde.

Ein ansehnliches und auserwähltes Gefolge begleitete sie auf dem Gang zum Grabe, zu der allen Görresverehrern wohlbekannten Ruhestätte der Familie, wo um den großen Vater bereits der Bruder, die Mutter und die Schwester, und in der Nähe auch die kurz vorangegangene Nichte schliefen, und wo nun Herr Abt Haneberg, der langjährige treue Freund des Hauses, der Verewigten mit dem Segen der Kirche die letzte Ehre erwies. Es war einer der schönsten Frühlingstage, ein wolkenlos blauer Himmel spannte sich über dem Friedhof, und Vögel sangen in den Zweigen über dem Grab, als ihre irdische Hülle in die Erde gesenkt wurde.

Marie Görres hat nur ein Alter von 63 Jahren erreicht. Es war ihr bestimmt, im Marienmonat zu sterben, in den Tagen, da man in der nahen Pfarrkirche St. Ludwig zur abendlichen Maiandacht, die sie so gerne zu besuchen pflegte, die Marienlieder ihres Bruders Guido nach Aiblingers lieblichen Melodien sang. Nun mochte auch ihr die fromme Bitte gelten, die am Schluß des ersten Liedes klingt:

„Und wenn auf deinen Auen
Der Himmelsmai dann blüht,
O Jungfrau der Jungfrauen,
Sei gnadenvoll bemüht,
Daß wir mit Maienzweigen
Dann singen in dem Reigen:
Gegrüßt sei, o Maria!“

So ist denn auch diese Trägerin einer großen Vergangenheit, und mit ihr ein Schatz von merkwürdigen Erinnerungen

in's Grab gesunken. Im Gedächtniß der Mit- und Nachwelt aber wird die Spur ihres denkwürdigen Daseyns nicht ganz wirkungslos verschwinden. Wenn man von den Ehren und Verdiensten des alten Görres spricht, dann wird man auch der Tochter nicht vergessen dürfen, die, durch Geist und Seelenstärke eine seltene Erscheinung ihres Geschlechts, den Vater während seines bewegten Lebens so treulich begleitet, nach seinem Tode mit so würdiger Standhaftigkeit das Banner seines Namens hochgehalten hat. Das Denkmal, das sie dem großen Manne in der Sammlung seiner Schriften errichtet, gehört zu jenen welche die Monumente von Stein und Erz überdauern. Es wird aber auch ein Denkstein für sie selber seyn; denn es ist ein Werk der kindlichen Pietät, ein redendes Ehrenmal weiblicher Hingebung und Treue.

XXXIII.

Reise-Erinnerungen an Sicilien.

II.

Der Miniatur-Raubanfall hatte uns bedenklich gemacht, ob wir die Fahrt nach Girgenti wagen dürften. Wir Alle hatten Gründe, die Reise zu wünschen; besonders Herr S. schien ziemlich entschlossen nicht davon abzustehen; ob drei für ihr Leben zitternde Gefährtinen nicht doch seines Entschlusses Meister geworden wären, wer kann es entscheiden? Allein der Gebieter unserer Trinacria versicherte mit solcher Treuherzigkeit, wir könnten ohne die geringste Besorgniß

unserem Wunsche genügen, daß uns alle Furcht zerrann, und wir schnürten unsere Bündelchen, das größere Gepäck, dessen Aufnahme die Post trotz seines mäßigen Umfanges verweigerte, Herrn Ragusa's Sorgfalt zur unmittelbaren Beförderung nach Messina überlassend. Obwohl wir die Eisenbahn bis zu ihrem derzeitigen Endpunkte Lercara zu benützen gedachten, schrieben wir uns schon von Palermo aus auf die Post ein, um mit Sicherheit auf unsere Weiterbeförderung von dort aus rechnen zu können.

Im Bahnhofsaale fanden wir noch Alles verziert mit den Wappen der siculischen Städte und den Inschriften, welche zur Eröffnung der Eisenbahn hier geprangt hatten. Gleich allen officiellen Dokumenten troffen auch diese von Dank und Ergebenheit für den Re Galantuomo; doch fühlte ich mich versucht auf dieser Stelle an einige Aufrichtigkeit zu glauben. Denn von welcher Bedeutung muß ein Schienennetz für die so lang industriell und wirthschaftlich vernachlässigte, in ihren Hülfsquellen doch so reiche Insel seyn! Möchte die Finanznoth des italienischen Staates das hoffnungsreiche Unternehmen nicht auf halbem Wege stecken lassen!

Die nachmittägliche Fahrt war entzückend schön. Die große Schattenseite jedoch der Eisenbahnfahrten, das allzu rasch Entführtwerden wo man weilen möchte, macht sich nirgends schmerzlicher geltend als in Italien, dem Land der schönen Gegenden, wo überdieß die Tunnel nicht gespart sind. Während ich aber im Apennin den trübseligen Eindruck empfing, mehr unter als ober der Erde zu reisen, gleichen die sicilischen Tunnelfahrten nur dem raschen Herablassen und Hinaufziehen eines Vorhanges, um stets neue Wunderscenen vor die Blicke zu zaubern. Lägen nicht in der Wagschale die Rücksichten der Bequemlichkeit, wir hätten zittern mögen vor Neid und Ungeduld bei dem Gedanken, daß unsere Vorgänger diese köstlichen Gegenden tagelang auf dem Rücken von Maulthieren durchwandert haben. Wäre nur doch die Möglichkeit, ein paar Striche, wenn auch noch so unvoll-

kommen, im Skizzenbuche festzuhalten. Vergeblicher Wunsch!... Dort, jenes wunderbare spitzfelsige Vorgebirge in der Ferne muß Capo di Gallo seyn,... es entschwindet, und so Ein Bild rasch um das andere.

Die Bahn führt großentheils am Meere hin bis Termini. Freundliche Leute mittleren Standes aus dieser Stadt saßen bei uns im Waggon. Sie zeigten uns mit Antheil die Brücke bei Palermo, über welche Garibaldi eingezogen, und ahnten nicht, welch geringe Verehrung ihr Held bei uns genoß. Hinter dem prächtig gelegenen Termini biegt die Bahn südlich um nach dem Inneren der Insel. Die Dämmerung sank ein, der an jenem Tag zur Fülle gelangte Mond beglänzte die südlich sanften ernsten Bergstrecken mit ihrem öden gelben Gestein, ihren theilweis dunkel übergrünten Erdwellen — kein Baum, der in seinen Blättern dem Auge eine leise Bewegung zeigen könnte, nur hie und da eine Hütte — eine wundersame Einsamkeit, trotz dem Geprassel des dahineilenden Zuges seltsam ergreifend. Es war als ob der große nahe Mond und die Berge sich anstaunend entgegenschauten, ich fühlte und sah das Schweigen der Natur, nicht wie die Stummheit des Leblosen, sondern wie ein wirkliches ernstes bewußtes Schweigen in Ueberfülle der Empfindung. Wir wissen es wohl nicht, wie häufig in uns ein Sinn mit Hülfe der Phantasie den anderen vertritt, so daß wir die Stille sehen, die Blässe eines Angesichts im Ton der müden Stimme hören. Mein Auge hängt an den ziehenden bleichen Bildern — plötzlich hält der Zug, wir sind in Lercara.

Ein Viertelstündchen strecken wir unsere Glieder; Herr S. besorgt schnell Jedem von uns ein Gläschen Wein und dann kriechen wir in den Marterkasten, für dessen Erringung wir uns den Fahrpreis von Palermo aus hatten kosten lassen, um nun die Landreise nach der Südküste anzutreten. O wer darf noch in der Heimath irgendwann Klage führen über Unbequemlichkeit, den jemals der Corriere des Königreiches Sicilien in seine Klauen faßte? Wähnt ihr, in sol-

chem Gefängnisse sei es möglich, mit der Hand in die eigene Tasche zu gelangen? Welch ein Irrthum! Nur das Haupt wendet sich stöhnend manchmal hin und her, theils in betrübter Mitleidenschaft mit dem ihm untergebenen Körper, theils in der Pein, von den merkwürdigen Gegenden nur ebenso viel mit schräggeworfenem Blick zu erfassen, daß eine Sehnsucht und ein Stachel im Herzen für alle Zukunft zurückbleiben, so oft der Fahrt gedacht wird und wenn die Unbequemlichkeit schon längst verschmerzt ward. Denn nicht bloß wir zusammengehörige Gefährten waren da eingepfercht, sondern nebst dem Conducteur noch ein dicker fremder Mann, und über solche Hindernisse hinweg, schlafende Hindernisse, die ebenso gut im innersten Winkel des Wagens ihr Schläfchen hätten halten können, mußten wir — in allem Elend noch Schaulustige — dort und da ein Ausblickchen uns erstehlen. In jenen bitteren Stunden, zwischen acht Uhr und Mitternacht, mochte selbst Herr S. eine Anwandlung der Reue empfinden über den Wunsch, das alte Agrigentum zu erreichen; denn auch seinen geduldigen Lippen entstieg die Klage ob unerhörter Qual.

Der Wagen hatte eine Eskorte von drei Mann, gerade kein Zeichen von Sicherheit; wir fühlten uns aber in ihrem Geleite ruhig. Sie saßen theils auf dem Bock, theils auf dem Dache des Wagens. Einmal verließen sie uns hinter einem Hügel, die Ablösung holte uns auf der anderen Seite ein. Ein fremder dunkler Reiter trabte lang bald hinter uns drein, bald nebenher, bald voraus, endlich verschwand er in die Schatten des Gebirges. Beim schweigenden Dahinfahren durch die Nacht bekam auch das Gleichgültige Interesse. Ein Aufsteigen der Straße zwischen hohen Felsen blieb mir besonders in Erinnerung. Ach, ich hätte so gern mehr davon gesehen und mußte mich trösten mit B., die noch weniger zu erhaschen im Stande war als ich.

Um Mitternacht Halt in Casteltermini. Aussteigen, sich strecken, o Labsal! Die ganze Gesellschaft zieht dem

Conducteur nach durch die verlottert aussehende Gasse von Steinhäusern, von welcher aus wir im Mondenschein in andere bergablaufende, ebenso ruinose hinunterblickten; wir schreiten an der „Cathedrale" vorbei zum Wirthshaus, wo ein Bedienender wachgeklopft wird und uns erträglichen schwarzen Kaffee und ordentlichen Marsala reicht. Es war die Mitternacht vor dem Gründonnerstag, den wir also mit einem Fastenbruche begannen; wir hofften durch unsere Bußfahrt Dispens erlangt zu haben. Was verschiedene schwarze Gestalten auf die Straße getrieben, ob Charwochen-Andacht oder Wirthshausbesuch oder sonstige Liebhabereien — der Ort gilt für ein Räubernest — das weiß ich nicht zu sagen. Anstatt des Marterkastens erhielten wir hier eine Kutsche, an welcher wir unter anderen Umständen vielleicht Manches auszusetzen gehabt hätten, die uns aber jetzt höchst willkommen war, denn wir wurden wiederum Meister unserer Glieder, und sahen ziemlich ordentlich in die Gegend heraus, die nur hier gerade ebener wurde und mehr an Reiz verlor. Starke Dünste verriethen uns die Nähe jener ergiebigen Minen, deren reichste Besitzer scherzend Schwefel-Könige genannt werden ob der ungeheuren Einkünfte, die sie daraus erzielen.

Es war eilf Uhr Vormittags, als unsere Pferde die Nordseite jenes Hügels erklommen, von dessen Kante sich nach der Südseite Girgenti hinunterzieht, gleich so vielen italischen Städten auf Felsen terrassenartig gestuft.

Unser Conducteur hatte beschlossen, uns im Wirthshaus zum „Empedocle" abzusetzen, obschon uns ein anderes empfohlen war, und so ergaben wir uns in seine Verfügung, minder gutwillig in das Trinkgeld, das er mit großer Unverschämtheit uns abpreßte gleich einer Schuldigkeit. Das enge Gebäude erschien uns uneinladend; wir hörten seither das Gasthaus höchlich loben und schließen daraus auf Alles was ein Reisender im Inneren des Landes mußte erlebt haben, um den Empedocle zu preisen. Doch waren die

Hausleute freundlich. Ueber eine schmale Steintreppe wurden wir zu engen Schlafzimmerchen gewiesen, um die wir wie üblich den Preis erst aushandelten. Im eigenen Zimmer verfügten B. und ich über zwei Stühle; kam ein Besucher, dem ein Stuhl abgetreten wurde, diente uns ein Bett als Sitz. Doch konnte man sich auch in das einem anderen Besitzer gehörige Wirthszimmer, zwei oder drei Treppen höher verfügen. Das war zwar nicht bequem, doch leicht zu ertragen. Mehr belästigte uns ein Hauch von Schmutz, der alles überzog. O großer Empedokles, edler Schüler des großen Pythagoras! Konntest du nicht, als — laut Ueberlieferung — aus eigenen Mitteln du den gewaltigen Bergspalt im Rücken von Agrigent eröffnetest, um mit frischer Lebensluft die ungesunden Dünste der Uferebene zu verdrängen, konntest du nicht auch einen gewaltigen Strom von Waschwasser mit herüberleiten?... Aber ich vergesse: das heutige Girgenti ist in keinem Stücke mehr das alte Agrigent, nicht an Volksstamm, nicht an Reichthum, nicht an Betriebsamkeit, nicht an Kunstsinn und auch nicht an Lage; denn während die alte Stadt sich auf sanften Hügellinien dem Ufer zu verbreitete, hat — wie ich denke in den Stürmen wo nicht der Völkerwanderung, so doch schon der Sarazenenzeit — das heutige Girgenti sich an die schroffen höheren Wände des Bergzuges gelehnt, um mit gedecktem Rücken die Gegend wachend und herrschend zu überschauen.

Es war Mittag geworden, ehe wir uns die Federn zurechtgestrichen, denn es läßt sich denken, wie die anmuthige Nachtfahrt uns zugerichtet hatte. Schon unterwegs oder in Palermo hatten wir erfahren, daß der bekannte Signore Raffaele P. vor einem halben Jahre gestorben sei, es lebe aber sein Sohn. Bei der Ankunft im Empedocle erkundigten wir uns nach dessen Wohnung — und sieh, kaum hatten wir uns nothdürftig zurechtgemacht, da pochte schon die alte Wirthin, Pächterin oder Magd — denn das war nicht zu errathen — an unsere Thüre: der professoro P. stehe draußen.

Es blieb nichts übrig, als den Besuch auf dem engen Vorplatz oder der Treppe stehend zu empfangen. Da wir meldeten, von wem wir Gruß und Brief zu bringen hatten — Bagatello! Dell' illustrissimo celebre Signore R., amichissimo di mio padre, klang der freundliche Gruß, und der wackere Herr stellte sich uns zur Besichtigung der Denkwürdigkeiten von Girgenti zur Verfügung. Die vormittägliche Kirchenzeit war uns höchst gründonnerstagwidrig zerronnen; es blieb also nichts übrig als den Nachmittag wie Reisende zu verwenden und uns eine kleine Kirchenandacht für den Abend vorzubehalten. Wir baten nur um kurze Ruhefrist, dann erschien der Freundliche und führte uns die breite Landstraße dahin, die in langgezogenen Windungen sich von der Höhe hinunterschlängelt.

Die Rede fiel von selbst auf unsere nächtliche Reise und Signore P. zeigte uns nun an seinem Arme nah dem Puls eine Narbe, die er im Jahr vorher durch eine Räuberkugel empfangen, während eine zugleich erhaltene Schußwunde am Fuß sich noch nicht geschlossen hatte. Als er von einer Reise nach Palermo heimkehrte, wurde der Postwagen überfallen, der Kutscher beging den Fehler weiterzufahren und ward todtgeschossen, ein Soldat der Eskorte entfloh, ein anderer verletzte sich das Bein im Herabspringen vom Wagen; ob außer P. noch ein Passagier verwundet wurde, weiß ich nicht. Dann ward geplündert. Seine Habseligkeiten verschmerzte Signore P. leichter als eine Schachtel voll Dolci (Süßigkeiten) die er für Frau und Kinder aus Palermo mitgenommen. Auch bei den Tempeln, zu welchen wir eben gingen, war vor einem Jahr eine Engländerin verwundet worden; aber die Girgentiner wollten darin eine durch gedungene Hand versuchte Rache sehen, weil die Dame angeblich nicht ausgeraubt worden. Wir begannen stolz zu seyn auf unseren allerdings ziemlich unbewußten Heldenmuth, die Fahrt gemacht zu haben, während andere Gäste der palermitanischen Trinacria sich nur in die sicheren Theile der Insel nach

Messina und an der friedlichen Ostküste herab bis Syrakus gewagt hatten, wo wir sie wieder begegneten.

Bald erblickten wir seitwärts auf dem sanft sich verziehenden Kamm eines Hügels den besterhaltenen Tempel, den der Concordia, in holder Schönheit aus dunkler Bäume Grün hervorragen. Nicht in Erwägung der Generationen, die neben ihm versunken, sondern unmittelbar aus den Linien und Farben kam mir ein Eindruck sanfter Melancholie, und wegen dieser Unmittelbarkeit, womit er mich überrascht hat, muß ich annehmen, daß er schon aus der Idee des Künstlers hervorgeht und nicht aus späteren Zufälligkeiten. Zur Idee des Künstlers rechne ich freilich auch den umgebenden Hain, obwohl er heutzutag nur aus der Ferne gesehen sich unmittelbar dem Tempel anschließt, in der Nähe sich tiefer zurückzieht; ich rechne ihn dazu, weil die Tempel häufig in Hainen standen und weil dieß Emporragen des Gebäudes aus dem edlen dunklen Grün den Eindruck der Linien und der Steinfarbe wunderbar erhöht. Hat nicht die Baukunst in ihrer schweigend regungslosen Schönheit — verwandt den gewaltigsten Gebilden der leblosen Natur, z. B. hohen Berggestalten — etwas ähnlich Ergreifendes wie der ausdrucksvolle und dennoch hülflos ringende Blick eines der Sprache beraubten tief seelischen Wesens? Und mußte nicht dieß geheimnißvolle Etwas sie ganz besonders befähigen, das Sehnen der unerlösten Natur wie der unerlösten Menschheit zu versinnlichen? Aus diesen in's reine Blau gehauchten Säulenreihen ist das Gottwidrige, das sie entweihte, der Götzen- und Dämonendienst geschwunden; die hochgehenden Wogen des oft so sittenlosen Volksgetriebes der alten Welt um den Tempel her, sie haben sich verlaufen, und wie geläutert durch die rings umgebende Zerstörung und das wenn auch geringere Maß des eigenen Ruines tritt der ursprüngliche künstlerische Geist des schönen Gebäudes um so reiner hervor. In die blaue Meeresferne blickt es hinaus — vergleichbar einer edlen Stirn, welche den tief und würdevoll verborgenen Schmerz

nur unbewußt verräth, noch im Gottesfrieden ruht, nur in dessen ferndämmernder Ahnung, nicht in des Dulders Hiob schmerzbesiegendem „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, aber in des edelgesinnten Heiden nie ganz erlöschendem, wenn auch in graueste Ferne schweigend hinausstarrendem: „Wir hoffen daß Er lebt, wir hoffen...“

Das Innere ist großentheils zerstört. Ich zweifle nicht, daß die kunstsinnigen Griechen auch dieses höchst würdevoll auszustatten gewußt. Dennoch, wenn es auch wahr seyn mag, daß keine spätere Baukunst das reine Ebenmaß eines griechischen Tempels im Aeußeren zu erreichen vermocht, im Inneren scheint es mir unmöglich zu glauben, daß jemals die flache Bedachung die Erhabenheit der Gewölbe- oder Kuppelbauten auch nur annähernd erreicht habe.

Die etlichen Riesentrümmer des Zeus- und des Herkulestempels beschauten wir pflichtgemäß und staunend. Am Ausgang der Concordia erwartete uns die liebenswürdige Tizia, ein stattlicher Sprößling der berühmten Eselszucht auf der Insel Pentelleria, sie, die gleich einem Hündlein folgsam ihrem Herrn und Gebieter im Zickzack Schritt für Schritt nachtrabte. Sie half uns das Uebermaß der Genüsse tragen, indem sie uns selber trug — nicht Alle auf einmal, theilnehmender Leser, der du vielleicht ein Mitglied des Thierschutzvereines bist und von der unerhörten Ueberlastung deiner Schützlinge in Italien gehört hast, nein, nur je Eines von uns — denn wir waren steinmüd. Zu herzlicher Erquickung gereichte uns der Besuch eines Hofes mit Orangengarten. Niemals aß ich, nie mehr vielleicht eß' ich so wonnige Orangen, sonnendurchwärmt vom Baum herab, von solcher Fülle des Saftes, daß ob seines Umherspritzens die Spalten nicht voneinander gelöst werden konnten; leider hatt' ich noch nicht die Kunst gelernt, sie aus der Schale zu trinken statt zu essen, und behalf mich schlecht genug, um von der süßen Herrlichkeit so wenig als möglich ungenossen zu vergeuden.

Der Rückweg führte uns an einer hübsch angelegten

Wandelbahn und an dem halb wieder verschütteten Bergspalt des Empedokles vorüber, welcher für die heutige hochgelegene Stadt seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, und endlich zu einer Kirche, in welche die Andächtigen eben strömten. Wenn im Kobell'schen Gedicht das kleine Mädchen betet, es möchte die „Kirche" bald zu Ende gehn, so mußte unsere Andacht vorzüglich in einer Abbitte ob Unandacht bestehen, denn Leib und Seele waren uns müd geworden, so daß ich mich nicht einmal besinnen kann, ob in der verdunkelten Kirche ein heiliges Grab nach Art der bei uns üblichen sich befand oder nicht. Zudem hatte ich aus Höflichkeit mich verführen lassen, eine vom Professor mir dargebotene halbreife Mandel, d. h. die grüne Schale mit dem noch halbflüssigen Kern zu verspeisen. In diesem Stadium soll die Manderla eine Lieblingsnäscherei besonders der Frauenwelt seyn; mir aber bekam sie so übel, daß ich heimgekehrt, auf die Fastenmahlzeit verzichtend, mich auf mein unreizendes Lager warf, das sich nicht ganz leblos erwies. Doch überdauerte das Unbehagen, Gott sei Dank, nicht die Nacht. Eine Erkrankung hier wäre keine geringe Prüfung für uns Alle gewesen.

Den nächsten Tag, Charfreitag, hofften wir der „funzione", d. h. den Ceremonien beizuwohnen und überließen uns Herrn P.s Leitung. Aber er brachte uns um eilf Uhr in eine Predigt, von der wir nichts verstanden; sie wird wohl im Dialekte stark sicilianisch gewesen seyn; ihr folgte eine zweite, und so löse, vernahmen wir, halbstundenweise ein Prediger den andern ab; wir waren durch Mißverständniß abermals zu keiner regelrechten Andacht gelangt. Der Tag verging in Besuchen bei Frau P....i, im naturhistorischen Museum, mit dessen Vorstand wir eine geschäftliche Verhandlung hatten, und mit allerhand Hin- und Hergetrippel. Das Volk von Girgenti fanden wir im Aeußern nicht anziehend, wie es denn auch auf der Insel sattsam verrufen ist ob Räuberei und Empörersinn. Von dieser

Gegend aus sollen die letzten Aufstände ihren Ausgang genommen haben. Die Mischung des Blutes sei vorwaltend saracenisch, und wenn ich nach so flüchtigem Anblick urtheilen dürfte, was freilich vermessen wäre, so möchte ich glauben, daß es nicht die edelsten Stämme der Saracenen waren, die hier sich abgelagert. Ein tückischer Ausdruck schien uns in vielen Gesichtern zu liegen und nirgends noch sah ich solch eine Lumpengewandung. In einigen abschüssigen engen Seitengassen, die freilich während unseres Aufenthalts wegen öfteren Regnens sich besonders ungünstig darstellen mochten, zeigte sich — vielleicht in Folge sehr dunklen Erdreiches — ein schwarzer Morast, wie etwa in jenen unbedeckten Umfriedungen, darin sich bei uns an Sommertagen die Schweine ergötzen. Dafür sind die Girgentiner um so stolzer auf ihre gepflasterten Hauptstraßen. Zudem bietet sich da und dort ein prächtiger Ausblick bis in's blaue Meer hinaus. Von Trachten fielen uns nur zottige Schaffellröcke und eben solche weite Beinkleider auf an Bauern, die auch im Sommer diese Bekleidung forttragen, vielleicht aus ähnlichem Grund, wie der Türke den warmen Turban, d. i. um sich vor der Gewalt der Sonne zu schützen.

Heute nahm ich Theil an der Mahlzeit, zu deren Einnahme wir in's oberste Stockwerk des Hauses emporkletterten. Neben der Thüre zum wenig reizenden Eßzimmerchen gähnte ein schwarzer Schlund, in welchem unser Mahl bereitet wurde. Obwohl wir die Vorsicht in Acht nahmen, beim Einmarsch nur gerade vor uns hinzublicken und links liegen zu lassen, was links eben lag — denn der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedeckten mit Nacht und Grauen — so war doch dasjenige was von der Seite her in den Augenwinkel fiel, derartig, daß der Wunsch laut wurde, es möchte über diese rußige Nacht ein mildblauer Zauberhimmel mit silbernen Sternen sich niedersenken und das noch gründlicher verhüllen, was wir sonder Schauen und Grauen zu essen begehrten.

Doch wie immer die Zubereitung vor sich gegangen seyn möge, das Ergebniß war gut, die Mahlzeit, obwohl in ihren Bestandtheilen mehr oder minder fremdartig und obendrein Fastenkost, befriedigte uns.

Für den Abend war uns die in unserer Gasse vorüberziehende Charfreitags-Prozession angekündigt, welche jedoch durch den Regen einige Störung erlitt; fast könnt' es bei aller Ehrerbietung ein Lächeln abnöthigen, daß Regens halber nur Nostro Signore erschien, nicht la Madonna — vielleicht weil letzteres Standbild kostbar bekleidet seyn mag, vielleicht auch wird es von Frauen getragen. Nostro Signore war begleitet von vielen betenden Männern mit Windlichtern und obwohl die ganze Prozession in der Dunkelheit etwas sehr Aermliches hatte und die Gassenbuben dazwischenkreischten, verfehlte sie doch nicht, mich zu rühren mit der unerschöpflich reichen heiligen Poesie des Charfreitags. Meinen Gefährten allerdings drängte sich unwillkürlich der Vergleich auf mit den wunderbar großartigen und künstlerisch schönen Umzügen, welche sie zwei Jahre früher in Sevilla gesehen; aber gerade das Aermliche des eben Geschauten im traurigen Regenwetter stimmte mich besonders empfänglich für die Erzählung, wie dort als letzte aller Prozessionen die Bruderschaft von der Soledad de Maria Santisima einherzieht, nichts mit sich führend als das Bild der Verlassenen, der ihres Sohnes beraubten Gottesmutter.

Schon am Morgen des Charfreitag und wieder an dem des Charsamstag, da wir noch zu Bett lagen, ergriff uns mächtig ein auf der Gasse vorüberziehender höchst origineller Sologesang, zweifelsohne ein Passionslied, mit Begleitung eines Instrumentes, das ich mir wie eine Streichguitarre, eine besondere Gattung von Fiedel vorstelle. Wenn die Melodie sich in Viertelnoten bewegte, so theilte die Begleitung jedes Viertel in vier Sechzehntelschläge, mit welchen sie das je unterliegende Intervall, Terz, Sext 2c. viermal wiederholte.

Heut endlich am Charsamstag hofften wir auf stille

Andacht im Dom. Aber uns Nordländern wollte das Hin- und Hergewoge darin keine Ruhe gönnen. Man denke sich südlich unruhiges Blut in die Adern einer gewissen Gattung sonntäglicher Spätmessenbesucher unserer größeren Städte gegossen, einige davon mit Absicht ihre aufgeklärte Gleichgültigkeit zur Schau tragend, wobei zwanzig ruhige Beter nicht so auffallen wie drei unruhige Nichtbeter; dazwischen laufen und wetzen Kinder; die ärmere Bevölkerung steht, hockt und geht in höchst bettelhaften Gewändern umher; Alle aber, Vornehm und Gering, spucken unaufhörlich nach rechts und links — und man wird begreifen, daß arme Reisende, deren Bischen Andacht ohnehin von den vielfachen Ansprüchen und Zerstreuungen der Wanderung jämmerlich zernagt wird, sich in solcher Umgebung in höchst charwochenwidriger Stimmung abquälen. In jener Abgrenzung des Mittelschiffes, welche als Chor gebraucht wird, schien es recht ordentlich und andächtig zuzugehen; hier mögen auch vorbehaltene Plätze für Bruderschaften gewesen seyn, und die Priester bewegten sich von hier zum Altare, von dort zurück; wir aber blieben draußen im Gewoge und hörten und sahen nur vorübergehend Gebet, Gesang und den Zug des Klerus. Dieser selbst sah würdig aus. Aber ein vorausschreitender Pedell mit schwarzgeringelter kleiner Allongeperücke (ungefähr eine Carikatur des englischen Speecher) und ein die Kirche häufig durchfliegender Diener mit weit offenem flatternden Amtsmantel, darunter die Alltagskleidung nüchtern hervorguckte, drohten bei so geringer Geistessammlung unsere Lachmuskeln in Bewegung zu setzen. Die ganze Art und Weise des Volkes verführte uns zum Glauben, der Hauptgottesdienst werde erst beginnen, dann müsse natürlich Ruhe eintreten, und wirklich drängte plötzlich Alles der Mitte zu, da fuhr auf einmal mit Gerassel ein hölzerner Auferstandener über dem Altare hoch empor, begrüßt von einem Jubelgelächter des Volkes, das dann großentheils auseinanderlief, während andächtige Seelen nun erst recht zu beten begannen, wir aber in staunendem

Mißbehagen, ja in Entrüstung einander schweigend ansahen. Erst später legte ich mir mildernde Betrachtungen zurecht und vernahm in Deutschland zu meiner Ueberraschung beim Erzählen dieser Charsamstagsfeier die Aeußerung eines Sachkundigen: „Also noch ein Rest des mittelalterlichen Ostergelächters" — welches demnach eine allgemein verbreitete Sache war. Wenn ich mir aber, meine damaligen Gefühle vergegenwärtigend, mir vorstelle, daß fromme und vielleicht noch zimpferlich nüchterne Protestanten einer Girgentiner-Auferstehung beiwohnen können, so weiß ich nicht, ob der Gedanke mir Lachen erregen solle oder Weinen.

Am Nachmittag hatten Sohn und Schwiegersohn des Herrn P. die Freundlichkeit, unsere Führer zu seyn. Ostwärts von der Stadt erhebt sich eine Hügelspitze mit reicher Fernsicht. Zwei ganz verschiedene Bilder entrollen sich gegen Nord und Süd. Dort, landwärts, woher wir des Wegs gekommen, streckten und zackten sich steinig öde Hügel aus, keineswegs in der nichtssagenden Oede der Langweile, sondern in ausdrucksvoller tiefer Trostlosigkeit. Hier, seewärts, verloren sich in sanften Linien die Abhänge reichbewachsen, dennoch auch sie nicht ohne einen Zug der Wehmuth, denn Einsamkeit herrscht in den Gefilden, und das Meer, so blau und glänzend es erscheine, selten ja ermangelt es ganz eines Hauches von Schwermuth. Freilich, wer auf dieser Höhe stand, als noch unter ihm das volkreiche Agrigent mit seinen Tempeln im Grün der Hügelabdachungen sich lagerte, mit dem Schiffgewimmel seines Hafens die blaue See belebend, dem mag es ein berauschender Anblick gewesen seyn. Uns wiederum erheiterte die Mühsal, mit der wir auf ungebahnten Wegen hinunterklommen zum Tempel der Juno Lucina, den als den weitest entlegenen wir neulich nicht besucht hatten; wir wollten nicht in Girgenti gewesen seyn und dann sein schönes Bild in den Arkaden des Münchener Hofgartens begrüßen, ohne ihn selber geschaut zu haben. Ein poetisches halbes Stündchen saßen wir neben der Ruine und pflückten

uns zum Andenken etliche der wenig über spannhohen fächerförmigen Palmen (Girgenti's Betriebsamkeit gebraucht sie zu Besenreisern). Als geöffnete Fächer schnitten wir sie ab; zu geschlossenen eingetrocknet gelangten sie in unsere Heimath, auch so noch werthe Andenken eines lieblichen Augenblickes.

Am Ostersonntag, als dem Tag unserer Weiterreise, hörten wir nur eine stille Frühmesse in nahgelegener Kirche und wanderten zur Besichtigung nochmal in den Dom, wo es zu jener Stunde ziemlich einsam war. Ein antiker Sarkophag, die Geschichte von Phädra und Hippolyt darstellend und wegen dieser den Fremden gezeigt, steht wunderlich zu den heiligen Hallen. Phädra's Liebesschmerz ist sehr schön im Ausdruck; doch vermuthe ich, daß das Ganze sehr frühe Arbeit seyn müsse wegen einer sozusagen kindlichen Unbeholfenheit neben lebendiger Empfindung; insbesondere lockt die zwergenhafte Gestalt der zu Hippolyt emporblickenden Amme zwischen den jagenden jungen Männern dem Beschauer ein Lächeln ab. Wir besuchten sodann noch Maria bei Greci, um in einem langen dunklen Gange bei Kerzenlicht die eingemauerten Säulen eines alten Tempels zu betrachten; dann eilten wir zurück zum „Empedocle“ und setzten unsere Rechnung mit der alten Wirthschafterin auseinander.

Weil sie Tags vorher einen von mir verstreuten Zehnfrankenzettel, den sie gefunden, mir redlich zurückerstattet hatte, bevor ich ihn nur vermißt, fand ich für gut, das allgemeine Trinkgeld aus eigenen Mitteln aufzubessern, und die gute Seele schien dasselbe sehr reich zu bedünken; denn, nicht Bezahlung ihrer Ehrlichkeit vermuthend, rief sie mit freudestrahlendem Angesicht: „Sie waren also denn zufrieden!“ Wir ließen sie auf ihrer Freude, denn im Grund, worüber hatten wir zu klagen? Ein bischen Schmutz, ein bischen Insektenwirthschaft, ein gewisses allgemeines Mißbehagen — wissen wir, wie viel unsere eigene Stimmung es verschuldet hatte, wenn wir nicht zufrieden gewesen? Nach herzlichem Abschied von den freundlichen Gliedern der Familie P. luden

wir uns und unser bischen Handgepäck auf einen Wagen, der um 15 Lire die breite schöne Landstraße zwischen Cactus und Aloe, mit prächtigem Ausblick, uns eilends hinunter trug nach Molo di Girgenti, wo wir der Ankunft des Dampfers harren sollten.

XXXIV.

Die Allgemeine evangel. lutherische Kirchenzeitung.

liefert unter der Redaktion von Prof. Luthardt in Leipzig in der letzten Zeit traurige Belege für die Thatsache, daß in Deutschland seit dem Neubeginn des Kampfes gegen die katholische Kirche auch die orthodoxen Protestanten in das Wuthgeschrei der liberalen Meute einstimmen, daß unter diesen Protestanten gar kein Verständniß mehr vorhanden scheint für jene ächt christliche Mahnung, die der ehrwürdige Präsident von Gerlach gerade damals, wo man die Rechtsexistenz der katholischen Kirche in Preußen zu untergraben anfing, an seine Glaubensgenossen erließ. „Wir Evangelische“, schrieb von Gerlach, „haben außer vielem anderen Segen an geistlichen Gütern mit den Katholiken gemein das Bekenntniß zu den Grundwahrheiten des Christenthums, wie sie im Apostolischen Symbol ausgesprochen sind, deßgleichen die Taufe und die heilige Schrift. Unser gesammtes Christenthum mit allen seinen unendlichen zeitlichen und ewigen Segnungen ist uns überliefert zunächst durch die päpstliche Kirche des Mittelalters. Ist unser Bekenntniß

nicht bloßes Mund= und Heuchelwerk, so müssen wir, Evangelische und Katholiken, noch ehe vom deutschen Reich, von Politik und von berechnender Klugheit die Rede ist, unsere beiderseitige heilige Pflicht anerkennen, diese unsere Gemeinschaft nun auch durch gemeinsames Bekennen und gemeinsames Handeln offen vor aller Welt kund zu thun. Und zehnfach und hundertfach ist dieß unsere Pflicht, wenn, wie jetzt, dreiste Verläugner jener heiligen Grundwahrheiten massenhaft uns gegenüberstehen und Sturm laufen auf die Fundamente aller christlichen Confessionen und aller christlichen Staaten, wie heute in Berlin und Wien nicht minder als in Paris geschieht, und in Rom nicht minder als in Berlin, Wien und Paris. Merken wir auf die Zeichen der Zeit; der Herr nennt diejenigen Heuchler, die offenkundige Zeichen der Zeit nicht deuten können (Matth. 17, 3), bedenken wir, welche Gefahren alles was uns heilig ist bedrohen, so wird uns das laue Nebeneinandergehen oder gar das schroffste Gegeneinanderstehen unerträglich werden im Gewissen und wir werden brüderlich Hand in Hand den heiligen Kampf kämpfen für die der gesammten Einen Kirche anvertrauten Segnungen des Christenthums in Ehe, Haus, Schule und Staat als für unsere höchsten und heiligsten Schätze. Gemeinsame Kämpfe, gemeinsame Wunden, gemeinsame Niederlagen und Siege werden dann auch Fundamente werden für eine Gesinnung und Stimmung, welche die Verständigung und Einigung fördert über das was streitig bleibt unter den Confessionen" *).

Wie mutheten uns diese schönen Worte an, als wir unlängst in der „Allgemeinen evangel. lutherischen Kirchenzeitung" einen Bericht lasen über eine in Leipzig abgehaltene „Altlutherische Pastoralconferenz", auf der Prof. Plitt aus

*) Das Neue Deutsche Reich, zweite Aufl. Berlin 1871, S. 55. Die kleine Schrift verdient immer von neuem empfohlen zu werden.

Erlangen sich in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen die katholische Kirche erging. Plitt warnte vor „gutmüthiger Täuschung", vor „angeblich gemeinsamen Interessen" mit der katholischen Kirche. Roms „klarbewußtes Ziel" sei kein anderes, als „die Vertilgung der evangelischen Kirche, für dessen Erreichung, wo dieß geht, es auch alle Gewalt aufbieten wird. Artete der letzte Krieg nicht in einen Religionskrieg aus, so ist das wahrlich nicht Roms Verdienst." Die Massen, über welche Rom gebietet, „sind nicht gebildet, und gegen religiösen Fanatismus, wie Rom ihn zu entflammen liebt, bietet keine Bildung ein genügendes Gegengewicht." Seit dem Concil seien die der evangelischen Kirche von Rom drohenden Gefahren noch gesteigert, und Prof. Plitt sieht „unter dem menschlich Gegebenen einen nachhaltigen Schutz hiergegen nur in einer festen Staatsgewalt" ... Rom verlangt nichts, als „entsittlichenden Knechtsgehorsam" ... „Gott schirme unser Volk vor Rom, seinen Unwahrheiten, seiner Knechtschaft." Die Protestanten dürfen mit der katholischen Kirche „nicht einmal da gemeinsame Sache machen, wo es um die Vertheidigung des Christenthums sich handelt" *) u. s. w.

Dieser offenbar gegen Hrn. v. Gerlach gerichtete Vor-

---

*) Beachtung verdient, daß diese schroffe Gesinnung gerade unter den in Deutschland noch vorhandenen Vertretern des Altlutherthums am meisten hervortritt. So sagt z. B. auch der Bröckauer Pastor L. Clasen in seiner Schrift: „Protestantische Jesuiten" (Halle bei Fricke 1872), die lutherische Kirche könne „mit der katholischen auch nicht die geringste Genossenschaft haben, auch nicht zum Kampfe gegen die Mächte des totalen Unglaubens" (S. 70). Je mehr das Lutherthum notorisch in Deutschland zusammenschrumpft und ohne Lebenskraft dasteht, desto auffallender ist das Pochen auf diese „Kirche deutscher Reformation". Nur das Festhalten an dieser „Kirche deutscher Nation", behauptet Hr. Clasen, könne bewirken, daß „das neue deutsche Reich nicht eine der zeitigen „„Gründungen"", sondern ein fest gegründetes, bleibendes heiliges evangelisches Reich deutscher Nation" seyn werde.

trag fand, nach dem Bericht der „Allgemeinen evangel. lutherischen Kirchenzeitung" vom 14. Juni, „durch allgemeine Erhebung von den Sitzen den Ausdruck dankbarer Anerkennung von Seiten der Versammlung." Ein für die Signatur der Zeit belehrender Vorgang, bemerkt dazu ein Berichterstatter über die Leipziger altlutherische Conferenz in der Kölnischen Volkszeitung vom 22. Juni. „Die Thatsache, daß einerseits die katholische Kirche sich mächtig hebt, unter den Verfolgungen an innerer Kraft und Bedeutung gewinnt und das imposante Schauspiel einer Einheit, wie sie kaum jemals in der Kirchengeschichte hervorgetreten, darbietet, andererseits dagegen die Zahl der noch positiv gläubigen Protestanten sich tagtäglich verringert und das Chaos von Bekenntnissen immer größer wird — diese doppelte Thatsache versetzt die Vertreter der Orthodoxie in Deutschland in eine solche Leidenschaft, daß sie gegen Rom alle Kampfmittel aller Parteien aufbieten möchten."

Die erwähnte „Kirchenzeitung" stimmte mit Plitt vollständig überein und schlägt gegen Rom einen noch viel leidenschaftlicheren Ton an in ihrer Nummer vom 9. August. „Es ist bekannt, daß die Schmalkaldischen Artikel den Papst als den Antichrist bezeichnen. Wir werden die Stelle 2 Theſſ. 2 vielleicht exegetisch anders erklären. Aber daß jenes Wort eine ernste Wahrheit enthält, kann niemand läugnen, dem das antichristliche Wesen, womit das Papstthum den guten Grund der christlichen Wahrheit überdeckt und zu nicht geringem Theil zugeschüttet hat, offenbar geworden ist... Das Papstthum ist vom Uebel, und das römische Wesen ist wider das Evangelium, und zwischen ihm und uns ist kein Friede." Darum müsse man auch in dem gegen Rom und die katholische Kirche begonnenen Kampfe „von Gewissens wegen auf die Seite des Staates" treten. „Man hat den Krieg begonnen; man muß ihn energisch führen, wenn nicht das Uebel ärger werden soll. Wir wiederholen: wir müssen in dem Kampf zwischen dem Staat und der römischen Kirche auf der Seite

des Staates stehen; denn er vertritt ein göttliches Recht und der Sieg der römischen Kirche wäre ein Unglück." „Es ist ein gerechtes Gericht der Vergeltung, welches über Rom kommt. Was Rom an den Hohenstaufen gesündigt, wenn auch nicht ohne deren Schuld, das ist vielleicht das gleichem Boden entstammte Geschlecht der Hohenzollern an Rom heimzusuchen von Gott berufen!" „Der Kampf", heißt es dann in der Nummer vom 16. August, „hat begonnen. Der erste Schlag, den man führte, traf die Jesuiten. Wohl, mit diesen haben wir kein Mitleid. Ihnen widerfährt, was ihre Thaten werth waren..."

Also so weit wäre alles in Richtigkeit — nun fallen aber der Kirchenzeitung plötzlich andere Gedanken ein, wegen welcher sie sich „dieses Gesetzes nicht freuen" kann; es beginnt ein Hangen und Bangen zwischen Ja und Nein; es steigen sogar große Bedenken auf, ob Bismark überhaupt im Kampfe gegen die katholische Kirche die rechten Wege gehe. „Wir können es uns wohl denken, daß der Reichskanzler, nachdem es ihm mit Gottes Hülfe gelungen ist das deutsche Reich aufzurichten, von der Wahrnehmung dieser Feinde des Reichs erzürnt ist und es für Pflicht hält, durch die Bekämpfung derselben zukünftigen möglichen Gefahren vorzubeugen. Mit diesem Zweck sind wir einverstanden. Darüber ist kein Streit unter uns. Aber eine andere Frage sind die Mittel, die man als Waffen erwählt, und ist der Weg, den man einschlägt, um zum Ziel zu gelangen. Es mag unter Umständen gut und gerathen seyn, rücksichtslos und nicht wählerisch in den Mitteln zu seyn. Aber es gibt Gebiete, in denen es nicht gut und gerathen ist; und je mehr diese Gebiete sittlicher und vollends religiöser Natur sind, um so weniger ist es gerathen und richtig." Die Anhänger der „politischen Heuchelei" werden gewiß mit Wohlgefallen das obige Zugeständniß des Hauptorgans der altlutherischen Orthodoxie sich merken, daß man unter Umständen nicht nöthig hat „wählerisch in den Mitteln zu seyn!" Was mag

aber wohl ein Mann wie Herr v. Gerlach zu einem solchen Zugeständniß des Hauptorgans seiner Partei sagen?

Was das Jesuiten-Gesetz betrifft, so erhebt sich die Frage: „Wird es auch uns nützlich seyn, trifft es da, wo es treffen soll, und was wird es wirken? Was hilft es die Jesuiten los zu seyn, wenn für jeden Einzelnen zehn andere an seine Stelle treten, die Jesuiten sind ohne es zu heißen? Denn das ist die Folge. Delbrück hat zwar nachdrücklich betont, der Kampf gelte nicht der katholischen Kirche, sondern nur diesen Feinden des Reichs. Aber die Bundesgenossenschaft, die man zu Hülfe gerufen hat, oder deren Hülfe man wenigstens sich gefallen läßt und dankbar acceptirt, unterscheidet nicht so, und auf römischer Seite empfindet man es auch nicht so, sondern fühlt man sich selbst getroffen. Und in Folge dessen ist weithin in den Kreisen der römischen Kirche bei uns die religiöse Erregung in einer Weise im Wachsen, daß sie die Zukunft mit ernsten Gefahren bedroht."

Viel ehrlicher als Delbrück spricht sich Bismarcks treuester Rathgeber in kirchlichen Dingen Prof. Dr. E. Friedberg in seiner Schrift: „Das deutsche Reich und die katholische Kirche" (Leipzig 1872) aus. Seine Worte wiegen um so schwerer, weil er der Referent des deutschen Kronprinzen ist und auf denselben einen ebenso großen Einfluß besitzen soll in sogenannten „kirchenrechtlichen" Fragen, wie der Protestantenvereinler Schiffmann, der das Apostolicum längst als veraltet erklärt hat, in speciell religiösen und kirchlichen Fragen. Friedberg's Worte aber lauten S. 34: „Die katholische Kirche ist ein staatsgefährliches Institut." Dieser Satz der neuesten preußischen Staatsweisheit erklärt uns erst recht die Vorgänge gegen uns im neudeutschen Reich, und wir müssen ihn recht im Gedächtniß behalten, um die uns bevorstehenden Dinge erklären zu können. Die katholische Kirche ist ein „staatsgefährliches Institut", weil sie dem Staatsgott, wie ihn Hegel definirt und als höchsten Gott aufgestellt hat, entgegentritt; dem Kaiser Gehorsam zu

leisten vorschreibt, aber über dem Kaiser noch einen höheren Herrn anerkennt, dem der Kaiser so gut wie jeder Sterbliche Gehorsam schuldig und verantwortlich ist; weil sie nie aufhören wird, so oft es ihre Pflicht erheischt, auch dem Mächtigsten der Erde zuzurufen: Es ist dir nicht erlaubt. Nun soll aber jeder Widerstand, den die Staatsgewalt finden könnte, gebrochen werden, und man beginnt damit, die Rechtsexistenz der Kirche aufzuheben, die kirchlichen Orden sollen entfernt, die Geistlichkeit soll in die Stellung von ganz abhängigen Staatsbeamten versetzt werden u. s. w. Das ist die moderne „schlechte Interessenpolitik", von der die „Kirchenzeitung" trotz ihrer Verblendung bezüglich der katholischen Kirche treffend sagt, daß sie wie „in der äußeren Politik die sittlichen Principien", so „in der innern Verwaltung das Rechtsbewußtseyn zerstört und an die Stelle desselben die Willkür der Macht setzt."

Dabei fällt aber der „Kirchenzeitung" ein, daß diese „Macht" sich bald auch gegen den orthodoxen protestantischen Confessionalismus, der ebenfalls „staatsgefährliche" Elemente birgt, kehren könne, und in voller Bestürzung ruft sie aus: „Die Macht kann wechseln. Und was dann? Wenn es einmal heißt: heute mir, morgen dir? Das ist aber dann das Ende der rechtlichen Ordnung und der Anfang der Tyrannei der jeweiligen Gewalt." „Das Jesuiten-Gesetz soll sich auf die verwandten Orden und Corporationen beziehen. Eine authentische Erklärung, welches diese sind, liegt nicht vor. Die beiläufigen Worte Delbrück's im Laufe der Debatte werden schwerlich als eine solche gelten können. Diese Bezeichnung ist einer beliebigen Auslegung fähig. Denn die Verwandtschaft z. B. der Schulschwestern mit dem Jesuiten-Orden ist sicher nicht größer als mancher anderen Corporationen auch, bei denen bisher noch Niemand an eine solche Verwandtschaft gedacht hat. Es ist schwerlich wohlgethan und richtig, bei einem so eingreifenden Gesetz so unbestimmte Ausdrücke zu wählen. Denn sie öffnen der Willkür die Thür.

Hat man nicht oft genug von protestantischen Jesuiten u. dgl. geredet? Nun wohl, es gibt auch evangelische Schulschwestern die, wenn man so will, dem Orden der Diakonissen angehören. Welche Garantie haben wir, daß diese nicht auch über kurz oder lang unter das Verbot fallen? Erinnern wir uns doch, wie Prof. v. Holtzendorff die Welt überrascht hat durch die Entdeckung des staatsgefährlichen jesuitischen Ordens der Brüder vom Rauhen Hause. Zwar die Geheimnisse, die er ausplauderte, lagen schon lange gedruckt vor in den öffentlichen Berichten Wichern's und wir kannten sie alle. Aber jene Kreise haben sich natürlich nie darum bekümmert. Und als Holtzendorff dahinterkam und es nun seinen Kreisen als Entdeckung eines bisher verborgenen Geheimnisses verkündigte, da rief es ein großes Aufsehen und nicht geringes Entsetzen hervor. Nun das Wetter ist vorübergezogen! Wir wissen nicht, mit welcher Empfindung Holtzendorff auf jene seine Entdeckung zurückblickt. Aber wer weiß, ob nicht die Verdammniß bloß aufgeschoben, nicht aufgehoben ist? Was kann nicht alles für staatsgefährlich gelten! Wie groß in jenen Kreisen die Unwissenheit in kirchlichen Dingen ist, das hat die famose Rede des Grafen Luxburg im Reichstag über die elsässischen Verhältnisse und die „„Sekte““ der Lutheraner gezeigt. Seine Rede hätte ein homerisches Gelächter von seiten des Reichstages verdient; man hat seine Worte ganz ernsthaft aufgenommen. Wo solche Ignoranz zu Gericht sitzt in kirchlichen Dingen, ist alles möglich.“

Nachdem einmal das Blatt dem Papstthum den Krieg „ohne Frieden“ erklärt und sich seiner Galle gegen Rom entledigt hat, bringt es Geständnisse über den eigentlichen Geist des vom Staat gegen die Kirche eröffneten Kampfes, die wegen ihrer Richtigkeit wahrhaft verwundern müssen.

„In den Reichsrathsverhandlungen warf Bismark dem deutschen Klerus der römischen Kirche vor, daß er weniger national sei als der römische Klerus anderer Länder, Italiens,

Frankreichs u. s. w. Im Unterschied von diesen sei der deutsche Klerus, wenn auch nicht antinational, doch wenigstens international. Nun es sei... International — ist nicht die Kirche international? Das ist ihr Wesen und ihr Beruf, ein Band der Gemeinschaft zu schlingen zwischen den Völkern und den Geist der Versöhnung zu bewahren, wenn sie schroff geschieden einander gegenüberstehen... Wenn aber international zu seyn ein Unrecht des römischen Klerus in Deutschland ist, um deßwillen er auf Mangel an Patriotismus hin angeklagt wird, so fürchten wir, daß dieser Vorwurf und diese Anklage bald auch gegen die lutherische Kirche erhoben werden könnte; denn allerdings sie ist international; denn die Kirche Jesu Christi ist international. Dieß ist ihr Beruf und ihr Segen für die Völker. Eben darum kann sie in richtiger Weise national seyn."

Wie wenn ein Windthorst oder v. Mallinckrodt spräche, sagt das Blatt: „Es war die antike Staatsidee, welche die Religion und den Cultus zu einem Bestandtheil der staatlichen Ordnung und des staatlichen Gehorsams machte. Das Christenthum hat beide voneinander gesondert. Und auf dieser Sonderung ruht die ganze christliche Staats- und Gesellschaftsordnung. Es ist die Erneuerung der antiken Staatsidee, wenn man die Kirche für ein Staatsinstitut erklärt. Preußens Stärke ist die Herrschaft der Staatsidee, die dort alles und alle durchbringt. Aber wir glauben nicht von der Wahrheit zu irren, wenn wir sagen: es ist die antike Staatsidee, an die man dort immer wieder erinnert wird. Galt dieß schon früher, so gilt dieß jetzt mehr als je. Der Staat ist das Höchste und der Staat allein ist das Maßgebende für alle Verhältnisse; er ist omnipotent und die Kirche ist seinem Interesse zu dienen unbedingt verpflichtet. Diese antike Staatsidee ist es, die ihre Consequenzen zieht. Das ist für uns das Verhängnißvollste. Denn die Consequenz ist ein Staatskirchenthum, welches zuletzt den Staat an die Stelle

des Evangeliums setzt. Und die äußerste Perspektive wollen wir uns selber nicht gestehen, geschweige aussprechen. Vielleicht ist es nicht überflüssig an die Worte zu erinnern, welche vorlängst Dahlmann (in seiner „Politik", 3. Aufl., Göttingen 1847, S. 341 f.) gegen diese Staatsomnipotenz, besonders gegenüber der Kirche gesprochen hat. Und Dahlmann ist doch wohl auch heute noch eine Autorität in diesen Fragen. Man macht diese Staatsidee zunächst gegen die römische Kirche geltend. Man hat es in diesem Sinne mit dem Altkatholicismus versucht. Wir wissen zu wenig sicheres darüber, welche Gedanken, Hoffnungen und Pläne dieser Bewegung zur verborgenen Voraussetzung dienten. Es sind Andeutungen laut geworden von einem Primat der katholischen Kirche Deutschlands, die an einen vielgenannten Namen anknüpfen. Wir wissen nicht, was daran ist. In jedem Falle hoffte man mit dieser Bewegung den Anfang einer katholischen Staatskirche zu gewinnen. Man hat sich überzeugt, daß man sich verrechnet hat. Wir haben es im voraus gesagt, daß dieser Bewegung zu wenig evangelischer Kern einwohne, als daß sie Erfolg haben könne. Es war nicht schwer dieß vorauszusehen. Und doch haben sich auch solche täuschen lassen, die ein besseres Urtheil in kirchlichen Dingen haben sollten. Was wunder, daß man sich in solchen Kreisen täuschen ließ, in welchen wenig Verständniß und Urtheil in kirchlichen Dingen zu Hause zu seyn pflegt, sondern man gewohnt ist, diese Dinge äußerlich zu nehmen und zu schätzen, wie Fragen der gewöhnlichen äußern Politik. Man hat die Unterstützung der Regierungen aufgerufen und die Regierungen sind in ihrer Unterstützung bis zur Unvorsichtigkeit und noch weiter gegangen. Der Eifer verleitete zu Schritten, die man dann wieder zurückthun mußte, weil sie die ersten Elemente der Gewissensfreiheit verletzten. Es hat alles nichts geholfen. Wer kein Martyrium auf sich nehmen will, der verzichte darauf die Kirche reformiren zu wollen. Die Waffe also hat sich als stumpf er-

wiesen. Man hat sich andere Waffen geschmiedet: das Kanzel-Gesetz und das Schul-Gesetz, und die Civilehe wird nachfolgen. Man mag diese Gesetze billigen oder nicht, in jedem Falle greifen sie tief in die pädagogische Aufgabe ein, welche die Kirche dem Volke gegenüber hat, und lockern das Band, welches Sitte und Ordnung bisher zwischen Kirche und Volk knüpfte. Der Einfluß der Kirche auf das Gesammtleben des Volks wird dadurch beeinträchtigt; und dieß wird schwerlich ohne Schaden abgehen. Es ist aber unser Volk selbst, welches den Schaden davon haben wird."

Der von der Kirchenzeitung oben citirte Dahlmann sagt darüber: „Kein Staat hat je, ohne Schaden am besten Theile seines Volkes zu nehmen, sich die Kinder zugeeignet, um nach seinem Gefallen sie zu bilden (für Staatszwecke ohne Selbstbestimmung durch Anlage und Wahl); uns aber verbietet vollends bessere Einsicht die Seelenverkäuferei an den Staat!" Dagegen sprach der ganz modern geschulte Prof. v. Sybel am 20. Sept. 1862 in dem Abgeordnetenhause in Berlin: „Wer die Schule besitzt, der besitzt die Herrschaft über die Zukunft und über die Welt. Meine Herren, nach meiner Ueberzeugung hoffe ich, daß der Staat die Schule besitzen wird für alle Zukunft, und daß dem Staate damit die Herrschaft über die Geister und über die Zukunft angehören wird." Und am 4. März 1863 sprach derselbe Professor an derselben Stelle: „Die allgemeinen Sätze, in denen wir einverstanden sind, die Nothwendigkeit des Gottvertrauens und das Bewußtseyn der Gottbedürftigkeit, diese Sätze, die einzigen die für die Schule und die Jugenderziehung wichtig sind, sie sind auch allen Confessionen gemein, und diejenigen Lehrer werden die beste religiöse Einwirkung auf die Jugend ausüben, welche sich auf diese beschränken." Daß die Gottesfurcht der Anbeginn aller Weisheit sei, davon weiß die „moderne Weltanschauung" gar nichts mehr. Nach v. Sybels Recept soll das neue Reich ausgebaut, die positive Religion nicht bloß aus der Schule,

sondern aus dem gesammten öffentlichen Leben verbannt werden. Das fortschrittliche Unchristenthum wird dann, um mit A. Reichensperger zu sprechen, die moderne Vergötterung des Stoffes und des eigenen Ich, wird dem Widerchristenthum zu statten kommen oder doch besten Falles ein byzantinisches Kaiserpapstthum einerseits, crassen Aberglauben andererseits zuwege bringen, von welchem letzteren bereits die an die Zeit des Hexenwahnes erinnernde Jesuitenangst unserer starken Geister ein bedeutungsvolles Symptom darstellt.

„Es ist eine bedenkliche Bundesgenossenschaft", heißt es in der Kirchenzeitung weiter, „von welcher der Staat in seinem Vorgehen sich oftmals umgeben und getragen sieht. Es ist nicht bloß das göttliche Recht des Staats, das seine Geltung fordert, wenn auch rücksichtslos. Es ist nur zu oft auch die Feindschaft wider Christenthum und Kirche, welche sich des Schadens freut, den diese erleiden, und welche für sich eine Zeit der Ernte gekommen sieht. Und man schüttelt diese Bundesgenossenschaft nicht von sich ab; man kann es auch nicht. Welches wird die Zukunft seyn? Wir wissen es nicht. Aber ernst und schwer wird sie seyn, das fürchten wir. Es war eine kurze Morgenröthe! Nur zu bald haben sich die dunklen Wolken davor gelagert und verdecken die Aussicht. Ob sie wieder schwinden werden oder Sturm verkünden? Man kann es verstehen, wenn Verstimmung die Gemüther ergreift und das Herz schwer wird."

Trotz allem und allem aber kann Prof. Luthardt die Feder nicht eher niederlegen, bis er noch am Schluß seine Leser „wider Rom" aufgerufen hat. Was dabei besonders „das Herz schwer" machen muß, ist der Umstand, daß alle diese Aufrufe gar nichts fruchten, daß Roms Macht in Deutschland nicht schwächer, sondern weit stärker geworden, während der noch offenbarungsgläubige Protestantismus immer kleiner und machtloser wird. Der Unglaube und das Widerchristenthum reißt unter den Protestanten immer stärker ein, und es trifft hier ganz zu, was in der Vorrede zu der Prager

Zeitschrift: „Die neue Zeit“ gesagt wird: „Der unerschütterliche Glaube an die Macht und Weisheit Gottes und die Hoffnung auf den Frieden des Reichs Gottes ist nur noch im Besitz einer unverhältnißmäßig kleinen Zahl. Die große Mehrheit und gerade derjenigen die voranzuschreiten hätten, tappen völlig im Finstern über das was vernünftigerweise die Völker anzustreben haben; eine wirkliche und bleibende Besserung der Zustände, einen wahren Fortschritt über die Erbübel hinaus, unter denen unser Geschlecht leidet, halten sie entweder geradezu für unmöglich, oder es fehlt ihnen doch die nöthige Einsicht, und darum auch der Muth, um mit dem was Hülfe bringen könnte sofort zu beginnen. Sie ahnen wohl die immer näher rückende Gefahr eines allgemeinen Zusammenbruchs, aber sie werden in ihrem Leichtsinn, in ihrer frevelhaften Selbst- und Genußsucht nur noch und in dem Grade mehr bestärkt, als sie diesen Zusammenbruch bereits für unabwendbar halten: (Après nous le déluge!)“

Die „Kirchenzeitung“ selbst hat in Nr. 14 — 16 auseinandergesetzt, daß in den protestantischen Kirchen „die Lage wahrlich erschreckend und beklagenswerth“ sei, daß ihre „Vertreter nicht mehr das kirchliche Vollgefühl, die kirchliche Rücksichtslosigkeit und Opferwilligkeit haben, sondern daß sie getheilten, d. h. gebrochenen kirchlichen Herzens sind und lieber den Impulsen des politischen Herzens als dem Herrn folgen“, daß das theologische Studium überall im „raschen Verfall“ sei. Freilich aus guten Gründen: „Wie können auch Jünglinge sich noch für eine Kirche begeistern, die überall gebunden, die nicht weiß was sie ist, oder die nicht sagen darf was sie ist. Wenn hier die Industrie ihre Dividenden und Procente in die Höhe hält, dort der Militarismus seinen Ruhm, seine Orden und Dotationen glänzen läßt, und dagegen die Kirche wie ein Aschenbrödel gestoßen, geschimpft und selbst von der Gesetzgebung als verdächtig und unzuverlässig notirt wird, dann soll wohl noch ein Vater seine Söhne zur Theologie ermuntern und dafür

die schwersten Opfer bringen? Unaufhaltsam nimmt daher der Abfall des Volkes von der Kirche zu, alles arbeitet daran, ihn zu beschleunigen." Man sollte meinen, daß unter solchen Verhältnissen die noch offenbarungsgläubigen Protestanten andere Aufgaben hätten, als zum Kampfe „wider Rom" zu hetzen.

XXXV.

Zeitläufe.

Das Reich nach außen und innen.

Dritter Artikel: Folge- und Schlußsätze.

Es mag ungefähr ein Jahr her seyn, daß der berühmte Heerführer, Prinz Friedrich Karl von Preußen, seine Reise nach Italien unternahm. Die öffentliche Meinung legte der Reise alsbald große Bedeutung bei und das Ereigniß wurde als Symptom oder Siegel der engsten Allianz zwischen den neuen Reichen dießseits und jenseits der Alpen viel besprochen. Erst jetzt erfahren wir von einer pikanten Anekdote, die man sich hierüber in Florenz erzähle. Der Prinz habe nämlich zu Viktor Emmanuel gesagt: „Die Revolution ist nur dann zu fürchten, wenn man ihr nichts zu bieten und zu opfern hat; aber wir können ihr die Jesuiten opfern, die geistlichen Orden überhaupt, den Katholicismus und selbst den Christianismus, lauter alte Bestände mit denen wir

ohnehin nichts mehr anzufangen wissen. Machen wir zu gelegener Zeit und Stück für Stück mit diesen alten Ladenhütern*) die entsprechenden Concessionen, so können die Throne noch auf eine lange Lebensdauer rechnen."

Wir vermögen natürlich entfernt nicht zu beurtheilen, inwieferne diese Anekdote auf wirklicher Wahrheit beruht. Daß solche Aeußerungen an dem wenig diskreten Hofe Viktor Emmanuels ausgeplaudert worden, wäre allerdings leicht zu glauben; aber wir befinden uns in vollständiger Unkenntniß von den religiös-politischen Anschauungen des preußischen Prinzen, dem die vielsagenden Worte in den Mund gelegt werden. Indeß, nach Allem was seit Jahr und Tag vor unsern Augen im Reich sich vollzogen hat und vollzieht, muß man sagen: ist die Anekdote auch nicht wahr, so ist sie doch gut erfunden.

Der äußern Machtvergrößerung Preußens zu lieb sind die Grundsätze der Legitimität thatsächlich und ausdrücklich unter die Füße getreten worden, und nun, nachdem dieß geschehen, hatte die Monarchie — Furcht. Sie fürchtete, daß ihr mit gleicher Münze bezahlt werden möchte, und sie suchte und sucht um jeden Preis die Elemente bei guter Laune zu erhalten, welchen sie die Macht zutraut ihr gefährlich werden zu können. Es ist wirklich Logik in der Sache und es ergibt sich daraus eine sehr einfache Erklärung der Thatsache, daß Fürst Bismark von dem Augenblicke an sich dem Liberalismus in die Arme warf, wo es ihm gelang das legitime Recht in Deutschland zu zerstören. Oder um mich präciser auszudrücken: daß Fürst Bismark sofort mit den Parteien gemeinsame Sache machen konnte und durfte, welche sich eben noch gerühmt hatten der preußischen Monarchie „den Großmachtskitzel austreiben" zu wollen.

Damals war der Reichskanzler noch der verhaßteste Mann in Europa und die Flamme der tiefsten Entrüstung

---

*) wörtlich: sur ce vieux fonds de boutique.

über das furchtbare Wort „Macht geht vor Recht" loderte durch alle Kammern klein und groß. Freilich war es den Herren nicht bange um das legitime Recht, sondern um ihre constitutionellen und parlamentarischen Rechte, wie denn in der That, die Sache im wahren Lichte betrachtet, alle diese wesentlichen Rechte miteinander begraben worden sind. Nun hat zwar Fürst Bismark jenes unvergeßliche Wort mit seinen Sylben und Buchstaben nicht gesprochen, nur dem Sinne nach hat er es gebraucht und darnach das legitime Recht behandelt. Von dem Augenblicke an auch hat Mazzini die Solidarität seiner Politik mit den preußischen Interessen erkannt, und war der Bundeskanzler allerdings darauf angewiesen sorglich zu prüfen und abzuwägen, wo sonst noch Macht zu finden sei außer in seiner Hand.

Solange die Monarchie auf dem legitimen Recht basirte, hatte sie nur Eine Macht nicht zu fürchten, aber zu bekämpfen. Prinz Friedrich Karl soll diese Macht in Florenz „Revolution" genannt haben, wir nennen sie consequent „Liberalismus". Man muß gestehen, daß gerade in Berlin der Kampf gegen diese Macht am beharrlichsten und consequentesten geführt worden war; aus Berlin hat der unglückliche König von Neapel den berühmten Ehrenschild erhalten. An der Einsicht und principiellen Erkenntniß der preußischen Politik in ihrer „christlich-germanischen" Periode hätte man sich in aller Welt — ganz vorzüglich in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten — ein Beispiel nehmen können. Auf diesem Standpunkt ergab sich der tiefste Friede mit einer andern Macht im politisch-socialen Leben, mit der Kirche, ganz von selbst; die legitime Monarchie und die Kirche fühlten sich sympathisch und homogen; sie hatten ihre Wurzeln in Einem und demselben Boden. Auf diesem Standpunkt hatte die preußische Monarchie nichts zu fürchten — als ihre zweite Seele.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Legitimismus der preußischen Monarchie selbst in seiner geistigsten Periode unter Friedrich Wilhelm IV. stets im Kampfe lag mit sich selber

und mit der fridericianischen Tradition. Als die Verkörperung der letztern im Herrn von Bismarck an's Ruder kam und die Versuchung triumphirte, da mußte sich, wenn auch vorerst nur latent, das bisherige Verhältniß zu den großen Lebensmächten des politisch-socialen Daseyns sofort umkehren. Er, der Träger der neuen oder, wenn man will, der wiedererwachten Ideen, hat das selber frühzeitig ausgesprochen; er hat kühnlich vorausgesagt, daß er noch der populärste Mann in Deutschland seyn werde; zu einer Zeit hat er das gesagt, als die blinde Wütherei der liberalen Welt gegen ihn auf dem Höhepunkte stand und Niemand in diesen Kreisen ihm glauben wollte. Es ist ja überhaupt das Geschick dieses merkwürdigen Mannes, daß man seinen indiskreten Aufrichtigkeiten nicht glaubt, dagegen auf die „politische Heuchelei", zu der er sich bekennt, Häuser baut.

Bei der Abwendung vom legitimen Princip hatte nun der gewaltige Minister mit den zwei Mächten im politisch-socialen Leben zu rechnen, mit der bisher sympathischen und der bisher antipathischen. Von vornherein mußte er fühlen, daß Alles was noch Sinn habe für legitimes Recht sich gegen ihn kehren und nur sehr schwer mit seiner Politik zu versöhnen seyn werde. Wer seine jüngsten Reden am Landtag und im Reichstag genau prüfen wollte, der würde dieses Gefühl wie den rothen Faden hindurchlaufen sehen. Zudem kannte er die Stärke des Liberalismus; er hatte lange genug erfahren, was es heiße mit diesem Gegner zu schaffen zu haben, und auf die in der Natur der Dinge liegende Correktur der großen Häresie des 19. Jahrhunderts zu warten, dazu hatte er nicht Zeit noch Geduld, denn die Monarchie hatte Furcht. Aus diesem Grunde war auch der Versuch mit einer Art Schaukelsystem zwischen den zwei politisch-socialen Lebensmächten, von dem der Reichskanzler selber erzählt hat, von keiner langen Dauer, und so kam er denn, vielleicht wußte er selbst nicht recht wie rasch, dazu den alten Freund dem Feind von gestern und nunmehrigen neuen Freund als

Opfer zu schlachten. Die Monarchie befreite sich von der Furcht, indem sie aus den Mitteln der „alten Bestände der monarchischen Boutique“ den Frieden erkaufte, einen falschen Frieden, wie wir glauben.

Es ist allerdings eine wunderbare Fügung, daß die zwei großen Ereignisse vom Juli 1870 auf Tag und Stunde zusammentreffen mußten. Freilich nicht in dem Sinne, wie die Liberalen lästern und zu glauben vorgeben. Das Concil hatte mit dem Kriegsausbruch gegen Frankreich schlechthin gar nichts zu thun; hätten „der Papst und die Jesuiten“ die furchtbare Katastrophe verhindern können, so hätte es unbedingt schon aus dem Grunde geschehen müssen, weil jedes vorahnende Gemüth sich sagen mußte, daß die Vernichtung des europäischen Gleichgewichts sich unfehlbar am Frieden der Kirche rächen werde. Eben das was Fürst Bismark als Sieger thut, hätte der Napoleonide als Sieger gethan; dieß weiß Niemand besser als der Reichskanzler selber.

Aber in tieferer Beziehung ist die Fügung jenes Zusammentreffens allerdings wunderbar. In dem Moment als in Berlin der blutige Weg zur Gründung des deutschen Imperatorenthums betreten wurde, hat die Kirche ihr System des Legitimismus zum Abschluß gebracht gegen alle Anfechtungen und Einflüsterungen des politischen und des kirchlichen Rationalismus. Was ist die Legitimität in ihrer reinen Auffassung Anderes als der Glaube und die Hingebung an das Gesetz der Uebernatur in der sichtbaren Welt? Die Encyklika und der Syllabus enthalten nichts Anderes als die Zergliederung der Gegensätze, und es wäre gar nicht schwer die politischen Sätze des Dokuments Nummer für Nummer mit schlagenden Citaten aus den besten Schriftstellern der heiligen Allianz und der „christlich-germanischen“ Periode Preußens zu belegen. Nachdem aber hier die große Abwendung vom Princip und Hinwendung zum politischen Nationalismus erfolgt ist, versteht es sich allerdings von

selbst, daß die Ideen und die Wege immer weiter auseinander gehen mußten. Sich selber getreu und unverändert ist aber nur die Kirche geblieben.

Das kleinere deutsche Fürstenthum hatte längst, eigentlich schon seit seiner Neubegründung durch den ersten Napoleon, Furcht gehabt und sich mit eben den Mitteln zu beruhigen oder Verzeihung für seine Existenz zu erlangen gesucht welche Prinz Friedrich Karl in Florenz namhaft gemacht haben soll. Seit 1850 hat sich namentlich Bayern als Muster und Beispiel einer solchen Politik aufgethan. Noch in der jüngsten Ministerkrisis hat dieselbe Politik fortgespielt. Man glaubte durch fortgesetzte Vergabung aus den „alten Beständen der monarchischen Boutique“ Nachsicht erkaufen zu können für die Schritte, die man als unerläßlich erkannte zur nothdürftigsten Selbsterhaltung der Souverainetät. Es ist nichts daraus geworden, weil man in den Augen der Leute ohnehin nicht mehr frei über den Kaufschilling verfügt. Die „Mittelpartei“ aber, deren es als Träger des Systems bedurft hätte, existirt nicht mehr*). Es ist dieß Ein Beispiel unter vielen, die für Jedermann zur Warnung dienen und die Frage nahelegen könnten, was dann werden solle, wenn einmal überall kein preiswerthes Opfer mehr vorhanden und aufzutreiben ist, um den Liberalismus, beziehungsweise die Revolution, abzufüttern und bei guter Laune zu erhalten?

*) Sonderbarer Weise will man bei uns immer noch nicht begreifen, daß und warum die „Mittelpartei“ unwiderruflich todt ist. Dieselbe bestand nur dadurch, daß unsere Liberalen sich in der nationalen Frage in „Großdeutsche“ und „Kleindeutsche“ spalteten. Sobald die großdeutsche Gesinnung anfing nur mehr das Verbrechen der „Ultramontanen“ zu seyn, mußte die „Mittelpartei“ nothwendig verschwinden und wurde aller Liberalismus „fortschrittlich“. Der großdeutsche Liberalismus mußte sich allerdings im eigensten Interesse einige Reserve auferlegen gegenüber der Kirche, und nur in diesem Sinne wäre eine „neue Mittelpartei“ denkbar. Aber einerseits fehlt dazu das Material, andererseits will man das selber nicht.

In Berlin mag man sich freilich sagen: „das Beispiel paßt nicht auf uns, denn wir sind groß und diese waren klein." Dieß ist allerdings richtig. Nichtsdestoweniger geht auf dem gleichen Wege die wahre Monarchie hier wie dort zu Grunde; die kleine wird verschlungen, die große aber verwandelt sich in ein Cäsarenthum, das von der Monarchie nur mehr den Namen führt. Das Cäsarenthum besteht wesentlich darin, daß es von höheren Rücksichten der Herrschergewalt gänzlich abstrahirt und sein vermeintliches Interesse oder die nackte Utilitäts-Politik an die Stelle des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit setzt. Gewalt und Corruption sind die Herrschaftsmittel dieser Staatsform, deren vielbewunderte Verkörperung in dem dritten Napoleon vorlag, trotz Allem was man über den „Dezember-Menschen" sagen mag. Man schmäht ihn, aber man copirt ihn in der liberalen Welt von Einer Grenze Europa's bis zur andern.

Das Cäsarenthum macht sich an der Stelle des Rechts die Popularität zur Richtschnur. Anstatt den Leidenschaften und moralischen Krankheiten der Zeit wehrend und heilend entgegenzutreten nach dem wahren Beruf der monarchischen Ordnung, jagt man den strengen Arzt davon und schmeichelt den Gebrechen. Das hat der dritte Napoleon aus dem Fundament verstanden. Sieht man sich aber im neuen deutschen Reiche um, so scheint es fast, daß er noch übertroffen werden könnte. Wir höhnen und verachten das Franzosenthum, während wir nie mehr als jetzt die Affen der Franzosen waren, dießmal freilich unbewußt, aber um so schlimmer. Nach den gewaltigen Erfolgen die man aufzuweisen hat, ist der kriechende Servilismus von unten noch erklärlicher und verzeihlicher als die widerliche Popularitätshascherei von oben. Der sprüchwörtliche „deutsche Ernst" scheint in Frankreich ausgewechselt worden zu seyn, wie Monarchie und Cäsarenthum.

Im Großen und Ganzen des Völkerlebens hat diese Auswechslung die mißliche Folge, daß man keinen Glauben

mehr findet, auch nicht für die heiligsten Versicherungen. Das Cäsarenthum kann keinen Glauben finden, denn es hat nur mehr oder weniger undankbare Nehmer vor sich. Was hat der französische Imperator sich Mühe gegeben Glauben zu finden von dem Augenblicke an, wo er das Wort sprach „l'empire c'est la paix", bis zu seinen letzten Anstrengungen um einen neuen Congreß zu Stande zu bringen zur vertragsmäßigen Reconstruktion des zerrissenen europäischen Grundvertrags! An einen allgemeinen Congreß kann nun das neue deutsche Reich gar nicht einmal denken. Aber jenes Wort: „das Kaiserreich sei der Friede", wurde auch in Berlin hundertmal wiederholt und jüngst ist mit unerhörtem Pomp wenigstens eine Friedens-Versammlung zwischen den drei nordischen Mächten abgehalten worden. Aber das Resultat? Ich sehe nirgends Glauben daran. Die ausgesuchteste Artigkeit der hohen Herren gegeneinander steht außer Zweifel; im Uebrigen soll der russische Reichskanzler mit willkürlicher oder unwillkürlicher Ironie geäußert haben: „das Beste an dem gewonnenen Einverständniß bestehe darin, daß nichts geschrieben worden sei." Er gab hiemit zu verstehen, was heutzutage vertragsmäßig zu Papier gebracht wird, das werde erst nicht gehalten; mit andern Worten: Glaube und Vertrauen seien todt und begraben im neuen Europa.

Wenn es sich bestätigte, daß die drei Potentaten wenigstens in Einem Punkte übereingekommen seien, nämlich in der gemeinschaftlichen Besorgniß vor dem Umsichgreifen der republikanischen Idee, dann wäre der thatsächliche Beweis geliefert, daß es auch mit dem Glauben des neuen Cäsarenthums an sich selber nicht weit her ist. Ruhelose Aengstlichkeit und unaustilgbares Mißtrauen sind dieser Herrschaftsform ohnehin wesentlich. Von denselben Gefühlen sah der französische Imperator sich gedrängt seine natürliche Indolenz immer wieder zu überwinden, um Erfolg auf Erfolg zu häufen. Hat bei uns die Furcht der modernsten Monarchie bereits die concrete Gestalt von Besorgnissen vor der

Republik angenommen, und sind weitere Erfolge nach außen eben nicht praktikabel, dann wird die katholische und die christliche Sache in steigenden Procenten die Kosten der erforderlichen Erfolge im Innern tragen müssen.

Wir würden in unsern Betrachtungen eine Lücke lassen, wollten wir nicht zum Schlusse noch fragen: was denn unter so bewandten Umständen die weiland große „conservative Partei“ in Preußen und der protestantische Conservatismus überhaupt thue und treibe? Zur Zeit als das Schulaufsichts-Gesetz vor den preußischen Landtag kam, waren Aller Augen auf diese Partei gerichtet und in der That schien ihr ehemaliges Organ, die „Kreuzzeitung“, auf energischen Widerstand vorbereiten zu wollen. Seit jenem Moment tauchen in dem Blatt wieder häufiger Erinnerungen aus früherer besserer Zeit auf, wo das Organ mit einer Energie ohne Gleichen das Banner der legitimen Monarchie mit allen seinen Consequenzen hochhielt und vorantrug. Aber schon bei dem ersten oppositionellen Wort brach von Seite der Officiösen ein wahres Treibjagen los, und mit beispiellosem Hohn wurde die arme „Kreuzzeitung“, die doch bis dahin mit dem Fürsten Bismark durch Dick und Dünn gegangen war, auf den Mund geschlagen, so oft sie ihn gegen den herrschenden Liberalismus zu öffnen wagte. Die ihr verliehenen Prädikate wechselten ab zwischen „impotenter Verkommenheit“ und „verkommener Impotenz“. Noch am Schluß des Reichstags, da das Blatt nicht gleich in hellen Jubel über das Jesuiten-Gesetz ausbrechen wollte, widmete ihr die „Norddeutsche Allgemeine“ folgenden Zuruf: „Eine Redaktion die gegenüber dem Kampfe der verbündeten Regierungen und sämmtlicher conservativer Fraktionen des Reichstags gegen das Römerthum und Jesuitenthum keinen selbstständigen Gedanken und kein Wort der Unterstützung zu leisten vermocht hat, ist nicht mehr die Vertretung einer conservativen politischen Partei, sondern das verkümmerte Organ einer kleinen Clique, welche auf der Höhe der Zeit zu stehen meint, wenn

sie wie ein politischer Kuckuck in jeder Nummer „„Liberalismus““ ruft.“ Zugleich versicherte das officiöse Organ, daß die conservative Fraktion im Reichstage nur durch den raschen Schluß der Diskussion verhindert worden sei durch eines ihrer Mitglieder diese Erklärung öffentlich geben zu lassen und die „Kreuzzeitung“ ein für allemal zu desavouiren.

In der That scheint eine conservative Partei in Preußen im alten Sinne gar nicht mehr zu bestehen oder auf einige zerstreuten Trümmer reducirt zu seyn, während die große Masse sich an den Fürstenmantel Bismarcks angehängt hat und über Stock und Stein mit fortziehen läßt. Ob eine neue Redaktion welche bei der „Kreuzzeitung“ demnächst eintreten soll, hieran Wesentliches ändern wird, muß die Zukunft lehren. Inzwischen hat sich aber unterm 14. Mai eine „conservative Partei des Reichstags“ in Berlin neu constituirt, ein Programm ohne Namensunterschriften veröffentlicht und auch gleich ein Organ für Süddeutschland unter dem Titel „Süddeutsche Reichspost“ gegründet. Das Blatt ist aus der von Karlsruhe nach Augsburg transferirten pietistischen „Warte“ entstanden und selbstverständlich specifisch-protestantisch. In Berlin selbst scheint die Partei dieser renovirten Conservativen einer besondern Vertretung in der Presse gar nicht zu bedürfen, da hier jedes inspirirte Blatt denselben Dienst thut.

Die Partei nennt sich die „monarchisch-nationale“ oder „national-conservative Partei“, indem sie behauptet, „mehr als irgendwo anders sei für das deutsche Reich der monarchische Gedanke identisch mit dem nationalen.“ Sie will ausgesprochenermaßen Regierungs-Partei und Regierungs-Stütze seyn. Sie will die Verstärkung der kaiserlichen Gewalt, welche namentlich auf dem finanziellen Gebiet ganz unabhängig von den Einzelstaaten gestellt werden soll; sie will die Ausbildung des „das deutsche Fürstenthum sowie den Staatsgedanken (!) des deutschen Reichs repräsentirenden Bundesraths“, aber sie will andererseits wieder nicht

die Verkümmerung des Reichs zum Einheitsstaat. Sie will die Lösung der socialen Frage unter Mitwirkung der Kirchen (auch die katholische darf hier mitthun); sie verlangt für die evangelische Kirche eine privilegirt freie und selbstständige Stellung mit Staatshülfe, fordert hingegen Kampf gegen alle Tendenzen, „welche der Staatsgewalt auswärtige kirchliche Mächte zu coordiniren oder zu substituiren gedenken.“ Eingedenk des Schicksals der „Kreuzzeitung“ hütet sich das Programm gegen den Liberalismus politischen Kuckuck zu spielen; nur eine schüchterne und unschädliche Aeußerung über die „Herrschaft parlamentarischer Majoritäten“ verräth noch eine Reminiscenz aus den Zeiten der legitimen Monarchie. Im Uebrigen versichert das neue Organ in Augsburg, daß die Partei sich „mehr oder weniger naher verwandtschaftlicher Beziehungen“ mit dem Liberalismus und der Fortschrittspartei bewußt sei, möge dieß letzterer lieb oder leid seyn.

Wie man sieht, so würde diese „monarchisch-nationale“ Partei bis auf Einen Punkt mit dem angeblichen Florentiner Programm ganz gut auskommen. Die nationale Monarchie muß Concessionen machen, sie kann nicht mehr mit den alten conservativen Ideen hausen und sich befassen. Um nun Concessionen zu machen ist der nationalen Monarchie ein reiches Material zur Hand in den Jesuiten, den geistlichen Orden überhaupt und dem Katholicismus selber. Aber hier ist die Grenze, wo es mit den Concessionen, nach der Ansicht der „monarchisch-nationalen“ Partei, unbedingt sein Bewenden haben soll. Insbesondere darf auch keine Trennung von Kirche und Staat eintreten, weil hiebei der pietistische und orthodoxe Protestantismus zu kurz kommen würde. Dagegen wird sich eigens und ganz besonders verwahrt. Der Liberalismus, beziehungsweise die Revolution, muß sich damit begnügen, daß die Partei den Kampf bis auf's Messer mitführen hilft gegen Rom und die Ultramontanen, hingegen das Weitergreifen des negativen und zerstörenden Princips muß die

nationale Monarchie um jeden Preis verhindern im Namen des „evangelischen Staats".

Eine politische Partei mit ausgesprochenen Grundsätzen dieser Art ist in Deutschland nagelneu; sie ist erst möglich geworden durch die vollendete Zerstörung des confessionellen Gleichgewichts welche von Anbeginn ein Hintergedanke der kleindeutschen Politik gewesen ist. Aber als Vernichtung der katholischen Kirche in Deutschland zu Gunsten des Pietismus und orthodoxen Landeskirchenthums hat man die Sache im ehemaligen „Nationalverein" denn doch nicht verstanden; dessen ist heute noch ein lebendiger Beweis der „Protestanten-Verein". In der That ist das Programm der Partei liberalerseits, um das Wenigste zu sagen, mit homerischem Gelächter aufgenommen worden. Insbesondere hat man es spaßhaft gefunden, daß diese „Mucker" sich dem Fürsten Bismark als Stütze darbieten wollten, während er doch bereits von dem Beifall der ganzen liberalen Welt wahrlich überflüssig gestützt und getragen sei. Bis auf Weiteres hat man denn auch von der Wirksamkeit der neuen Partei bei uns wenig mehr vernommen, nicht einmal bei der bayerischen Ministerkrisis ist sie als erwünschte „Mittelpartei" hervorgetreten. Es gibt eben kein Drittes mehr, denn das Cäsarenthum des Liberalismus läßt nicht mit sich handeln.

Es ist zwar richtig, wenn ein Staat durch gewaltsamen Rechtsbruch und Eroberung zu äußerer Machtvergrößerung gelangt, so muß er deshalb noch nicht in's Cäsarenthum versinken. Eine solche Monarchie kann sich und ihr Thun nachträglich legitimiren; wäre das anders, so würde die Geschichte nicht viel erzählen von legitimen Monarchien. Auch das neue deutsche Reich hätte sich legitimiren können, und Viele unter uns haben zuversichtlich gehofft, daß dieß geschehen werde. Aber es hätten dazu politische Tugenden gehört, welche zu entwickeln Fürst Bismark nach seiner Begabung augenscheinlich der Mann nicht ist. Während sein König Gott die Ehre gibt, gibt sie der Minister sich selber,

und je mehr Kampf und Krieg, desto mehr Ruhm sieht er sich winken. So konnte es nicht fehlen, daß die Monarchie auf der abenteuerlichen Bahn des Cäsarenthums unerwartet rasch fortgeschoben wurde.

Aber es geschah um einen theuern Preis: das Kaiserreich ist nicht der Friede weder nach außen noch nach innen. Die Verfolgung der katholischen Kirche rächt sich bitter am Reiche, sogar ehe noch der unausbleibliche Rückschlag auf die protestantischen Verhältnisse eingetreten ist. Man braucht nur in Gedanken zu vergleichen, welchen Eindruck der gegentheilige Zustand, des Einvernehmens mit der Kirche auf der Basis von Recht und Gerechtigkeit, bei den fremden Völkern hervorgebracht haben würde, während jetzt alle Nachbarn ringsum kopfschüttelnd den Dingen zusehen die bei uns vorgehen, mißtrauisch die Einen, schadenfroh die anderen. Im Innern aber steigert sich mit jedem Schritte die Zerrüttung und Verwirrung der Geister, nur nicht in der Kirche, wie man gehofft hat. In der Kirche ist der gefährliche Moment überstanden und sie consolidirt sich naturgemäß inmitten des Chaos, das sie umfluthet. Bedürfte es mehr für den Fürsten Bismark als eines Blickes auf den Congreß der sogenannten Altkatholiken, um einen Begriff von diesem Chaos zu bekommen? Und wer soll das Chaos beherrschen, wenn heute oder morgen die Hand des Fürsten erstarrt und das persönliche Regiment im Reiche ein Ende nimmt?

Wäre das nicht auch eine „Frage", werth in Berlin erwogen zu werden?

[redacted]

XXXVI.

Reise-Erinnerungen an Sicilien.

III.

Obschon diese Fahrt friedlich und fröhlich von statten ging, so geschah es doch nicht ohne Gemüthsbewegung unsererseits. Denn war das Wetter zu stürmisch, so landete das Schiff nicht und dann was beginnen? Im Marterkasten wieder nach Lercara und von da zurück nach Palermo? Der Gedanke war an und für sich schon empörend; es trat aber die Frage hinzu, ob wir dann auf Syrakus und die ganze Ostküste verzichten sollten oder mit ärgerlichem Zeit- und Geldaufwand über Palermo den Umweg machend, zu Schiff die Nordküste bestreichen und von Messina aus die Ostküstenbahn bis Syrakus hinab und wieder hinauf befahren. Oder sollten wir, da von einem fünf- bis sechstägigen Maulthier-Ritt wohl für Herren, nicht aber für uns weibliche Reisende die Rede seyn konnte, die ebenfalls Zeit und Geld raubende Landfahrt in einer Miethkutsche unternehmen, wobei der Wagen allein 360 Lire betrug? Immerhin schien dieß das Annehmbarste, wenn das Schiff nicht landete. Denn trotz der großen Freundlichkeit die wir hier erfahren, trotz Tempeln und Aussichten wäre es eine bittere Sache gewesen, noch lang an einem Orte zu verweilen, wo die Poesie und Romantik im

einsamen Dahinstreifen, Lagern und Träumen inmitten jener Tempel und ihrer malerischen Umgebung den fast einzigen Reiz geboten hätte und dieser einzige allerdings nicht geringe Reiz nicht einmal einen kugelfesten Genuß gewährte. Freilich wenn schon ein fortgesetzter Aufenthalt im „Empedocle" von Girgenti so bedenkliche Gefühle hervorrief, in welche Nester hätte uns erst die Miethkutsche allnächtlich abgelagert! Erzählte uns doch später ein Reisender, welcher die fragliche Strecke durchzogen hatte, von seinen Begegnungen und Kämpfen mit ganz unerhörten Erscheinungen der Insektenwelt! Aber von Unsicherheit war, so sagte man uns, je weiter ostwärts, je weniger zu befürchten und selbst ein peinvolles Vorwärtskommen war doch ein Vorwärtskommen, kein hoffnungsloses Liegenbleiben in Girgenti; denn wer bürgte uns, daß nach acht Tagen es nicht wieder stürmte und nach vierzehn Tagen noch einmal und sofort in's Unendliche, nur uns zum Trotz?

Unter solchen Zweifeln, Fragen und Wünschen überholten wir einen auf niedrigem Eselchen hintrabenden Reisenden; sieh da, reiten, das hätten wir auch gekonnt, das wäre ein fröhlicher Auszug gewesen, als kleine Caravane den Berg herab! Da wir an ihm vorüberfuhren, heimelte mich etwas an. Sollte das ein deutscher Professor seyn? „Professor, möglich", entgegnete die erfahrnere J.; „aber Italiener, das zeigt schon der unvermeidliche Regenschirm."

Wir fuhren in Molo di Girgenti ein, der neu aufblühenden Stadt, die sich einer größeren Zukunft schmeichelt und im Aeußeren den Eindruck theils des Unfertigen, theils des Nagelneuen, Unausgelebten macht. Wir nahmen unsere Karten für den Dampfer und saßen ein Weilchen, um die Zeit zu vertreiben, im nächsten besten Weinhaus. Ein anwesender Herr, der sich als Offizier der italienischen Armee zu erkennen gab, kam bald auf Politik zu reden, rühmte, daß von Molo di Girgenti die Aufstände ausgegangen, gestand zu, daß die Steuern sehr vermehrt seien, dafür habe man aber doch etwas, nämlich Schulen u. s. w., that aber ge-

legentlich eine Aeußerung, die uns herzlich freute: Es sei kein Zweifel, sagte er, daß jene Theile Italiens welche unter Oesterreich gestanden, und das Großherzogthum Toskana vortrefflich regiert gewesen seien, man brauche bloß jene Länder zu durchreisen um sich hievon zu überzeugen, aber — Fremdherrschaft könne man eben nicht ertragen. Wenn ich mir auch denken kann, daß im österreichischen Regiment gar Manches dem Lombarden und Venetianer gegen den Strich ging, war nicht das großherzoglich toskanische, so grundväterlich gesinnte Regentenhaus ganz naturalisirt? Also um einer bloßen fixen Idee willen beraubte man das Land dieser trefflichen Lenker? Uebrigens hatten wir auf der Herreise fast in jeder Stadt des ehemals österreichischen Besitzes Klage vernommen um die verlorene milde, fürsorgliche und uneigennützige Herrschaft der Oesterreicher und hörten sie auf der Rückreise mehr denn einmal wieder. Tempi di allegria, tempi passati! Aber die Liberalen hatten mit ihrem Geschrei Alles übertönt.

Als wir uns nach dem Hafenplatz zurückbegaben, fanden wir den Reiter vor, der auch bald in's Gespräch mit uns gerieth und zwar theilweis in deutscher Zunge; es war ein einheimischer junger Naturforscher. Unseren Herzen that es gar wohl, ihn von unserem lieben alten Landesherrn selig als dem grande rè Ludovico di Baviera mit großem Antheil reden zu hören, wie wir denn in Italien es mehr denn einmal erlebten, daß ihm dieß Beiwort des Großen gegeben wurde. Unterdessen stieg in der Ferne eine feine Rauchsäule auf; „das Schiff, das Schiff!" rief vergnügt Eins dem Anderen zu und selbst unser gleichmüthiger englischer Freund, der — aus Widerspruchsgeist, wie wir behaupteten — sich gerade in Girgenti am besten von allen Orten der Reise zu gefallen vorgab, schien nicht übel Lust zu haben, dem Melder der frohen Botschaft um den Hals zu fallen. Freilich trug hieran nicht geringen Antheil seine Liebhaberei für das freie Meer.

Der Dampfer nahm uns auf und rauschte weiter; wie eine Königin blickte Girgenti auf uns herab. B. meinte, wer vom Meer aus dahin gelange, müsse die umgekehrte Erfahrung als in Tieck's Elfenmärchen machen, wo man von fern am Saum eines finsteren Waldes unheimliches Gesindel aus- und einstreichen sieht und große wilde Hunde zu wachen scheinen, der Bevorzugte aber, dem es beschieden ist die Zaubergrenze zu überschreiten, ein Elfenparadies betritt. Wer dagegen hier, durch die Ferne getäuscht, eine stolze Stadt zu finden gehofft, schaut, sie betretend, vielen Schmutz und nicht wenige Zerlumptheit auf allen Gassen. Und doch sollen einzelne ungeheuer reiche Leute dort wohnen, die Besitzer der erwähnten Schwefelgruben. Was an dem verkommenen Aussehen der geringen Leute die Schuld trägt, und inwieweit man vom Aeußern auf das Innere schließen dürfe, das ließ uns natürlich ein dreitägiger Aufenthalt nicht beurtheilen.

Das italienische Doktorlein war mit auf dem Schiffe, und in den kleinen Kreis, den wir sitzend auf dem Verdecke bildeten, setzte sich noch ein Herr von mittlerem Alter, feinem Aussehen und wohltönender gewählter Sprache, nach einer Weile noch Einer, nicht recht weltlich gekleidet und nicht recht geistlich und auch in seiner Rede nach Zwitterhaftigkeit schmeckend. Denn, ich weiß nicht wie und durch wen — genug, die Rede gerieth auf kirchliche Dinge (vielleicht gab unsere Heimath den Herren die Veranlassung); es ward der einst große Name eines nun schwer Gefallenen preisend genannt, und Papst und Concil kamen an die Reihe. Das Doktorlein gab sich einfach und ohne Ruhmredigkeit als ungläubig zu erkennen, es war ihm Ernst damit, so glaub' ich. Der elegante Signore bewies uns im schönstens erklingenden Rede-Schwall che senza dubbio la chiesa è irreformabile, die Kirche sei zweifellos irreformabel, aber sie dürfe nicht verwechselt werden mit Papst, Bischöfen und Klerus, und was dergleichen landläufige, je nach der Auffassung wahre

oder unwahre, jedenfalls unklare Redensarten sind, fügte aber klar hinzu, das Dogma der Unfehlbarkeit sei natürlich ein Unsinn. „Ja, das ist das Elend bei uns in Italien, warf der Doktor dazwischen, daß man immer beides zugleich seyn will, aufgeklärt und gut katholisch.“ Der Dritte machte in seinen Erläuterungen so amphibische Redebewegungen, daß wir nicht in's Klare kamen, spreche er für oder wider. Wir geriethen in's Feuer und sei es durch den lebendigen Antheil am Gegenstand, sei es im Anhören der schönen wenn gleich an Inhalt mir widrigen Klänge, nie war mir mein Bischen Italienisch mit solcher Unerschrockenheit, so fast ohne Hemmniß in breitem Strom von den Lippen geflossen; was ich gesagt, davon weiß ich kaum ein Wort mehr, aber ich hoffe zu Gott, daß es auch wirklich Italienisch gewesen. Als jedoch in der selben halben Stunde, in welcher er die Irreformabilität der Kirche betheuert hatte, der feine behagliche Signore seine Bewunderung für die deutschen Siege in die Worte kleidete, die Deutschen stünden deßhalb an der Spitze der Civilisation, perchè hanno il protestantismo, da kam mir neben dieser heuchlerischen Kirchenverehrung — denn für dumm hielt ich den Herren keineswegs — das ungläubige Doktorlein in seiner einfachen Art und Weise schier ehrwürdig vor und da ich besorgt war, es möchte mein Gallen-Töpfchen überkochen, brach ich den Gegenstand lieber ab, freilich nicht ohne anzudeuten warum.

Die Erregung des Gespräches hatte mich einigermaßen der nächsten Wirklichkeit entrückt. Nun aber fühlte ich das abscheuliche Schaukeln des Schiffes, eines Schraubendampfers, und fand für gut mich rechtzeitig und mit Würde in die Schlafcabine zurückzuziehen, wo ich auch liegen blieb. B., die Glückliche, welche mit dem Meergott sich meist durch ein leichtes Mißbehagen abzufinden pflegt, suchte mich fleißig heim und tröstete, vor Alicata (gewöhnlich sprechen sie Licotta) bleiben wir mehrere Stunden vor Anker. So lang also Ruhe vor dem empörenden Uebel, wähnte ich. O Täuschung! Zwar

schaukelte im Fahren der Dampfer in doppelter Weise; aber so lang er im Vorwärtsarbeiten sich vom Rück- zum Vordertheil auf- und abbewegte, milderte sich der Eindruck des Wiegens von rechts nach links. Jetzt hingegen legte sich der verhaßte Kasten unablässig und tief von einer Seite auf die andere, daß die bloße Erinnerung mir schon bedenklich erscheint, und nur indem ich mit geschlossenen Augen regungslos dalag, vermochte ich das Daseyn erträglich zu finden, bis mir das Glück ward ruhig einzuschlafen. Cattivo legno! (Uebles Schiff, wörtlich Holz) meinte sogar der auf demselben angestellte Kellner.

Als gegen Morgen B. aus der Cabine emportauchte auf's Verdeck, fand sie von der gestrigen Gesellschaft, da der Vertheidiger der Kirchenirreformabilität und der Doktor schon in Alicata ausgestiegen waren, nur mehr den Zweifelhaften vor, der ihr seinen Beifall ob unserer gestrigen Aeußerungen kund und sich als Priester zu erkennen gab. B. konnte sich nicht enthalten ihn zu fragen, warum nicht er mit größerer Bestimmtheit gesprochen; er entschuldigte sich mit dem Zustande der Verfolgung, worin sie sich befinden.

Kurz vor B.s Erscheinen auf dem Verdeck hatte sich eine Scene zugetragen, welche der Geistliche noch in voller Gemüthsbewegung ihr mittheilte: An üblicher Haltstation kam ein Boot heran um Anlandende zu empfangen; aber im Augenblick als eine Frau mit ihrem Kind auf dem Arm es betreten wollte, schwankte das Boot so vom Dampfer fort, daß bei einem Haar sie zusammt dem Kleinen in's Meer gestürzt wäre; die Schiffer fingen sie noch glücklich auf. Die Arme lag vor Schrecken ohnmächtig im Boot, aber in der Ohnmacht schluchzte sie schmerzlich. So schön und rührend klang der einfache Bericht des Geistlichen in der schmelzenden Sprache des Südens, daß auch noch B. davon ergriffen ward.

Obschon ich von der Seekrankheit nicht so übermäßig heimgesucht war, daß ich theilnahmslos gegen die ganze Welt geworden wäre, konnte ich doch die Schönheit der Meerfahrt

nicht genießen, und noch wurmt es mich, daß ich ohne alle Feierlichkeit des Gemüthes mich vom Dampfer um die Südostspitze Siciliens herumfahren ließ und gedankenlos den südlichst verbrachten Augenblick meines bisherigen und vielleicht auch künftigen Lebens verdämmerte. Meine Erinnerung klärt sich erst wieder bei dem Augenblicke, der uns unter Regen und Donnerschlag an das Gestade von Syrakus geliefert.

Uns vergnügend am Gedanken, hier in Syrakus zu seyn, wanderten wir nach oberflächlicher Mauthverhandlung am Festungsthor nach dem nah gelegenen Albergo del Sole, einem alterthümlichen Haus oder Palast, wo es uns nicht schlecht gefiel. Derlei zu Wirthshäusern erst umgeschaffene Gebäude flößen trotz manches Unbequemen mir ein Gefühl größerer Wohnlichkeit ein als die meisten unserer zum Zweck erbauten neuen Fremdencasernen mit ihrer oft so nichtssagenden Pracht. Dem entsprechend finde ich gleich vielen Anderen die Bedienung durch gute alte Männlein und Weiblein oder sonstige freundliche Geister, die sich im Aeußern nicht von unseren gewohnten bürgerlichen Dienstboten unterscheiden, unendlich wohlthuend im Vergleich zum neuen Kellnerwesen, das meist einen so erkältenden Eindruck im Gasthausleben übt. Durchwegs haben wir aber die italienischen Kellner natürlicher, freundlicher, besorgt-zuvorkommender gefunden denn die meisten unserigen. Als wir mit unserem alten Wirth oder Haushalter die Preise aushandelten (eine Sache die uns freilich lästig scheint, bei der man aber ohne Zweifel wohlfeiler fährt als bei den festgesetzten), bemerkten wir ihm, er sei viel theurer als unsere Reisehandbücher meldeten. „Was wollen Sie, Signora, in diesen bösen Zeiten, mit unseren Steuern?! Paghiamo il fiato! (Wir zahlen den Athem!)“ Und dabei schloß er vor dem Worte fiato die fünf Fingerspitzen zusammen, drückte sie an den Mund und öffnete sie dann rasch gegen uns Zuhörer hin, ausdrucksvoll das Hervorströmen des Hauches bezeichnend.

Wir besuchten nur mehr den Dom, an dessen Außen-

mauern noch die eingebauten Säulen des alten Tempels sichtbar sind, welcher hier in eine christliche Kirche verwandelt worden. Die etlichen uns Begegnenden gefielen uns, es war ein ganz anderer Menschenschlag als in Girgenti.

Im Speisesaal des Albergo trafen wir palermitanisch deutsche Bekannte; diese machten sich ein Ergötzen daraus, uns zu schildern, welche nächtliche Schrecknisse ihnen dahier jene kleinen Bestien sollten bereitet haben, die, an Gestalt der Schildkröte gleich, so manches italienische Nachtlager zu einem Quälorte gestalten. Hoch und theuer versicherte uns dagegen die alte Magd, die uns bediente, wir würden unbehelligt bleiben, und sie behielt Recht; wir genossen während der drei Nächte unseres Aufenthaltes den ungestörtesten Schlaf.

Am nächsten Morgen hörten wir in einer großen Kapelle des Doms — schon um des gestern verschifften Oster-Montags willen — eine stille Messe; Ort und Leute machten uns andächtig friedlichen Eindruck.

Heimgekehrt fanden wir bereits unseren Führer vor, an welchen wir brieflich gewiesen waren: Herr Michelangelo Politi, nicht zu verwechseln mit seinem Vetter Salvatore, gleichen Familiennamens. Warum ich dieß betone, soll später erklärt werden. — Wir fanden in Signore Michelangelo einen stattlichen Mann von gesetztem Alter, mit ernsten schwarzen Augen, dessen regelmäßige Züge nicht seiner mit stolzem Bewußtseyn gemachten Angabe widersprachen, laut welcher die heutigen Syrakusaner sowie überhaupt die Bewohner der Ostküste einfach die Nachkommen der alten Griechen wären, ohne daß er den darüber geronnenen Völkerfluthen der Römer, Germanen, Normannen, Saracenen vielen Antheil an der Bevölkerung zuzugestehen schien. Er befragte uns, wie viele Zeit wir auf Syrakus zu verwenden hätten, und setzte uns dann mit einer gewissen Feierlichkeit unseren Feldzugsplan auseinander.

Von ihm geleitet, schifften wir in dem ungeheuren Hafen

von Syrakus — einem der größten und besten, wie man uns sagte, den aber wir ganz unbelebt antrafen — eine Strecke dahin bis zur Mündung des Anapo-Flusses. Ein Weilchen mußten wir zu Fuß gehen, weil der Kahn seichte Stellen zu durchschiffen hatte, und lasen uns dabei zum Andenken Muscheln aus dem Sand. Dann nahm das Fahrzeug uns wieder auf und ward von den drei Ruderern mit Stangen, die sie rechts und links an's Ufer stemmten, fluß- oder richtiger bachaufwärts gelenkt und mit Seilen gezogen. Die Fahrt zwischen zwei nahen, hohen und blumigen Wiesenrändern, von hellen Frühlingslichtern durchblitzt, im Hauch von Frühlingslüften und unter dem uns Kindern der bayrischen Hochebene und des Northumberland ungewohnten Schlagen der Nachtigallen, war ausnehmend lieblich. Bald gelangten wir in eine Region von Papyrusstauden, und Herr Michelangelo schnitt uns einige ab. Wir machten den Versuch, ein paar Exemplare in die Heimath mitzunehmen, obwohl die perückenartigen grünen Büschel, welche die Schäfte krönen, verwelkt ankommen mußten; aber bald scheuten wir auch die Mühsal und Lächerlichkeit, mit den himmellangen Schäften Land und Städte entlang zu ziehen, um schließlich bei einer unvorsichtigen Bewegung sie doch zu knicken; so wurden sie immer kleiner und kleiner zugeschnitten, bis ihre Mitnahme sich nicht mehr verlohnte. Nach behaglicher Fahrt kehrten wir um und glitten abwärts bis wo am Ufer ein Wagen unser harrte, um uns landeinwärts zu bringen.

Aber eine gute Weile, eh wir unser nächstes Ziel, die Epipolä erreichten, mußten wir abermals aussteigen und über Steinblöcke schreitend und klimmend, die Anhöhe gewinnen. Man hält dieses Gestein für Trümmer eines früher hier gelegenen Theiles von Syrakus; dann hätte die Zeit eine ganz gewaltige Steinklopferarbeit vollbracht. Jene Burgruinen aber, welche mit dem Namen Epipolä bezeichnet werden, gelten als die Ueberbleibsel des vom Tyrannen Dionys (ich vergaß ob vom älteren oder vom jüngeren) er-

bauten festen Schlosses. Einer unserer Gasthausgenossen, Archäolog und Griechenanbeter, hatte uns von diesen Ruinen schon gesprochen als dem Interessantesten, was man sehen könne. Später sagte uns jemand Anderer ganz wegwerfend: Keine Rede, daß die Burg von Dionys herrühre, der antike Festungsbau sei ein völlig von diesem verschiedener gewesen. Doch vermag ich kaum zu glauben, daß so schwierige Arbeiten von einer Macht unternommen worden, die nicht über eine Unzahl von Sklaven zu verfügen hatte. Stammten diese Werke aus späterer, etwa aus der Saracenenepoche, so müßte, bedünkt mich, das Gedächtniß so harten Frohnes noch im Volke leben. Was wir sahen, waren nämlich zahlreiche und weitläufige ganz und halb unterirdische Gänge, Treppen, Halbtunnel, Magazine, nicht gebaut, sondern Alles, Alles mit dem Eisen aus dem harten Fels gehauen. Drüber mochten sich dann die eigentlichen Bauten erheben, zu welchen die ohne Zweifel riesigen Werkstücke aus den berüchtigten Latomien geschafft wurden, und es sagt uns ja die Geschichte, daß in jenen Steinbrüchen (Latomien) Kriegsgefangene, z. B. Athenienser, seien eingesperrt gewesen. Die Ueberbauten sind verschwunden, aber die Arbeiten im Fels erfüllen noch heut mit Grauen beim Gedanken an das Sklavenelend, das sie voraussetzen. Ja selbst die Vorstellung, wie kläglich in diesen Gängen, wo noch die Ringe sichtbar sind zur Befestigung der Pferde, die Soldaten mögen gehaust haben, ist melancholisch für Solche, denen schon unser heutiges Kasernenleben manchen mitleidigen Seufzer entlockt. Wie viele unbesonnene Begeisterung für antike Leistungen und antike Lebensweise würden wir uns ersparen, bedächten wir stets, welch' unerläßliche Bedingung dafür in dem traurigen Sklavenwesen lag. Als ich in der römischen Campagna die alten Wasserleitungen entlang auf der Bahn dahinfuhr, gedachte ich mit Stolz: Wenn gleich das heidnische Ich im Menschen stets wieder trachtet den Schwachen zu unterdrücken und ein neues Helotenthum hervorzurufen, und wenn darum auch unsere

Arbeiter oft kein beneidenswerthes Loos erfahren, dennoch sind es, Dank dem Christenthum, nur freie Hände, die diese Bahn gebaut, freie Menschen, die sie bedienen und befahren; hätte ein alter Römer ein solches Verhältniß für jemals möglich gehalten, Staaten ohne Sklaven und doch so gewaltige Werke vollbringend? Doch zurück zu den Epipolä *).

Die ohne Zweifel herrliche Fernsicht auf das Aetnagebirge und, wie uns gesagt ward, auch auf die calabrischen Höhen büßte durch die Mittagsbeleuchtung ihre Klarheit ein und wir bedauerten, daß uns für Syrakus nicht mindestens drei, vier Tage vergönnt waren, um für jeden Punkt die günstigste Stunde wählen zu können. Nun aber hieß es scheiden und wir fuhren zu den Latomien dei Cappuccini.

Schon der Aufgang zu denselben zieht sich malerisch am Felsen hin; ganz eigenartig überraschend aber tritt das Innere vor den Blick. Obwohl kein künstlerischer Gedanke zu Grund liegt, sondern nur die praktische Ausbeute des Gesteines diese seltsamen Gebilde hervorrief, so könnte doch der oberflächliche Anblick täuschen, als wandle man in den Ruinen eines wunderlich fremdartigen, nur von den Jahrhunderten allmählig verwitterten und übergrünten Kunstwerkes. Und wiederum: obwohl Menschenwerk, könnte das Ganze auch auf den ersten Blick wie das Ergebniß natürlicher Vorgänge, sei es friedlicher, sei es gewaltsamer Art erscheinen und uns glauben machen, es ragten bloß die Gebilde einer phantastischen Gebirgswelt über unsern Häuptern so großartig empor. Ohne Zweifel hat hier der Fels, das Gestein schon Styl, Charakter, und bedingte die Art des Bruches, und als die Arbeit liegen blieb, da bemächtigte wiederum die wuchernde Natur sich des Vorhandenen und so

*) Nachdem ich dieß geschrieben, wird mir eingewendet, ausdrücklich werde uns gesagt, Dionys habe das Werk nur durch Freie vollendet. Die ausdrückliche Bemerkung bezeugt alsdann, daß Solches ungewöhnlich war.

entstand was uns so malerisch ergreift. Man denke sich einen von oben her aus dem Hügelfelsen gehauenen, also dachlosen riesigen Saal, mit kapellenartig aber unregelmäßig sich anschließenden, ebenfalls riesigen Vertiefungen als Seitengemächer. In der Mitte da und dort ein stehengebliebener drei= oder viereckiger verwitterter Pfeiler; Ausgänge führen zu neuen Gängen und Abtheilungen; dazwischen einmal eine thorartige Durchbrechung des Gesteines, prachtvoll malerisch. Auch hier gestattete uns die Zeit leider nicht, uns in die weiteren Irrgänge zu vertiefen; aber schon das erste Hauptgelaß ist so geräumig, daß trotz der schwindelnden Höhe seiner senkrechten und überhangenden Wände die Sonne reichen Zugang hat und den fleißigen, jetzt vertriebenen Kapuzinern in dem vor allem Winde geschützten Ort die köstlichsten Früchte auskochte. Die Frau, welche uns eingelassen, schien nicht berechtigt, uns Orangen so reichlich zu verkaufen als wir wünschten, aber sie labte uns Lechzende mit japanesischen mespoli. In der Heimath kennen wir unter dem Namen Mispel eine gemeine Frucht, die auch entfernt keine Ahnung gibt von dem wundervollen Saft jenes herrlichen kleinen im Innern durch drei Kernchen gekennzeichneten Obstes, das äußerlich etwa länglichten gelben Zwetschgen gleicht. Wie im Traum irrte ich in diesen Räumen herum, welche man wohl für einer Märchenwelt entstiegen halten könnte, und auf jedem Schritt und Tritt quälte mich ordentlich ein neues Bild mit dem hülflosen Wunsch, es so sprechend als möglich in mein Skizzenbuch, den stummen Zeugen des Widerstreites zwischen künstlerischem Drang und künstlerischem Ungeschick, einzutragen.

Ungern schieden wir, doch stunden uns für morgen noch ähnliche Genüsse in Aussicht und so fuhren wir zur Stadt zurück, wo das Museum uns flüchtig einige seiner Schätze zeigte, eine berühmte Venus ohne Kopf, einen nicht minder geschätzten Zeuskopf ohne Nase und anderes mehr. Im Malerstudio des Signore Michelangelo holten wir uns noch

etliche aus dem Mark der Papyrusstaude gefertigte Blätter, auf welchen zum Andenken die Pflanze abgebildet war, und mit Rührung betrachteten B. und ich und mit uns Schwestern die getreue Freundin die Schriftzüge meines Vaters, vor etwa fünfzig Jahren im Anschluß an des Prinzen und der übrigen Herren Namen in's Führerbuch des Vaters von Signor Michelangelo eingetragen.

An originellen maurisch-normannischen Fenstern vorüber schweiften wir in unser Gasthaus, wo bei der Mahlzeit der Archäolog, den wir draußen auf der Dionysiusburg getroffen hatten, uns einige Geringschätzung darüber kundgab, wie ungründlich und flüchtig wir diese unschätzbaren Trümmer behandelt hätten. In der That hatten wir nichts gethan als sie durchwandert, und das angeschaut was man uns zeigte. Ja wir versicherten lachend den Professor — also hörten wir ihn nennen — so ungründlich seien wir, daß wir nicht einmal begriffen, was wir weiter hätten thun sollen. Mit Landsleuten des Mr. S., einem heiteren ältlichen Offizier und seiner ebenso heitern liebenswürdigen Gemahlin, entspann sich bald lebendiges Gespräch. Es zeigte sich, daß er und Mr. S. ungefähr um dieselbe Zeit in der nämlichen Gegend als sehr junge Herrchen gelebt und die nämlichen Schönheiten bewundert hatten. Noch feurig gedenkt der General der Miß Clemencia D., die Hand fährt bedeutungsvoll zum Herzen: Not young, but very fascinating (nicht jung aber ungemein fesselnd). Die Gemahlinen hören lachend zu und trösten sich, daß jene Schönen längst ihre Unwiderstehlichkeit eingebüßt haben. Bis dahin hatte ich nur in Büchern, noch nicht im Leben an einem Engländer so behaglich lustigen Humor gefunden. Auch deutsche Landsleute (Oesterreicher) trafen wir an.

Am Morgen des anderen Tages riefen uns ein paar Herren an ein Saalfenster, von dem aus die schneeige Pracht des Aetna bestaunt werden konnte. Nun lag er ganz klar in seinen schönen Linien vor uns, klar und weiß. Die höchst

langsam sein Haupt umziehenden Wolken werden wohl Rauch aus seinem eigenen Schlund gewesen seyn.

Die Ausfahrt war heut nicht minder genußreich als am vorigen Tag. Die alten Reste, die wir zu besuchen hatten, liegen im üppigen Grün verstreut; so recht in die stille Natur wie zum Schlummer eingebettet fanden wir die Ueberbleibsel des römischen Amphitheaters mit den grausigen Spuren der einstigen Spiele. Der tief liegende Boden zeigt die Anstalten zur Unterwassersetzung für die Darstellung der Seegefechte, aber auch die viereckige Vertiefung für jenen Balken, an welchen der Verurtheilte nackt, als einzige Schutz- und Trutzwaffe einen Dolch in der Hand, mit einer im Ring herum beweglichen längeren Kette gefesselt ward, um weder den Bestien ganz entfliehen zu können noch aller Möglichkeit des Ausweichens beraubt zu seyn. Wenn die lebhafte Vorstellung solcher Scenen uns an Ort und Stelle schweigend erbleichen macht und die Brust zu stöhnendem Mitgefühl für der Menschheit Elend zusammenschnürt, so fließt wie Balsam darüber der Gedanke, daß hier sonder Zweifel auch Martyrerblut geflossen, sich in's Elend auch die Versöhnung, die Verklärung herabgesenkt, durch das Jauchzen der verthierten Zuschauer schon das Jauchzen der Engelschaaren hindurchgeklungen. Da der Zuschauerraum fast gänzlich verschwunden ist, ragt über die Ränder der blumenreiche Wasen herüber, ganz licht und sonnig, wie er nur von unten auf gesehen erscheint, losgelöst vom dunklen Erdboden ohne Schlagschatten, nur auf Himmelsblau sich zart und duftig malend.

Ebenfalls im Grünen, aber nicht so tief gebettet, theilweise von sumpfigem Wasser überdeckt, zeigen sich die Reste eines Bades. Wir kamen am angeblichen Grabmal des Archimedes vorüber, dann zu einem saalgroßen steinernen Hekatombenopfertisch, um welchen so riesige Stufen umherlaufen, daß auch der feierlichste Cothurnschritt zu ihrer Besteigung in Verlegenheit geriethe; dann kletterten wir an Wasserleitungen vorbei zum griechischen Theater, wo zwar die eigentlichen,

zur Dekoration dienlichen Bühnengebäude verschwunden, aber der Bühnenboden und die hohen Reihen der Zuschauersitze noch trefflich erhalten sind. „Hier wurde niemals Menschenblut vergossen“, sagte mit ruhigem Stolz Signor Michelangelo, „denn die Griechen waren ein edles Volk, die Römer — Barbaren.“ Wir strichen in den Räumen auf, neben und wenn ich mich recht erinnere auch unter der Bühne herum, ich konnte mich schwer losreißen, das Gesträuch hielt mich fest, ich versuchte zu deklamiren, es klang ohne alle Anstrengung klar und bestimmt, der ganze Bau des Zuschauerraumes scheint schon dem Tone günstig zu seyn, dann ließen wir uns nieder auf den hochgelegenen Sitzen und blickten in die Landschaft hinaus; hinter uns vertiefte sich das Nympheon, die Grotte, von welcher aus vor Beginn der Vorstellung dem Apollo ein Weihelied gesungen wurde; in den benachbarten Grotten plätscherten Wäscherinen im Wasser der heiligen Quellen, rechts hinauf ging die Gräbergasse, eine lange Reihe von Columbarien — also mitten unter den Lebenden, anstoßend an's Theater, ruhten die Todten. Und auch wir gedachten der großen Todten, des alten Griechenvolkes und der geheimnißvollen Wege Gottes und legten unsere grübelnden Gedanken über Menschenführung, Völker, Kunst in den Abgrund Seiner unendlichen Weisheit, Heiligkeit und Erbarmung.

Ganz nah von hier stiegen wir in die sog. „Latomien der Seiler“ hinab. Malerisch phantastisch wölben sich da Höhlen neben und durcheinander, grün durchwachsen mit mehr oder weniger umschränktem Ausblick auf den blauen Himmel und machen einen von den Steinbrüchen der Cappuccini ziemlich stark verschiedenen Eindruck. Sie haben jenen Namen, weil Seiler in den ungeheuren überwölbten Räumen ihr Werk vollbringen. In nächster Nähe wieder klafft jene berühmte Höhle, welche „das Ohr des Dionysius“ genannt wird. Als Fabel gilt die Sage, er habe wegen ihrer wunderbaren Akustik hier die Klagen seiner Gefangenen belauscht.

An Ort und Stelle ward uns erzählt, Ludwig I. von Bayern habe die Aeußerung gethan, diese Grotte hätte sich zu Orakelsprüchen geeignet und sei vielleicht dafür verwendet worden; Andere meinen, weil sie mit dem Theater in Verbindung gestanden, so habe sie eine Bedeutung für dessen Schalltechnik gehabt. Um des Echo's willen ward ein Schuß abgefeuert, aber nicht die Stärke des Widerhalls machte uns, an vielmächtigeres Gebirgsecho Gewöhnte staunen, sondern die Feinheit, womit nicht nur die letzten Schwingungen dieses Lärmes verhallten, sondern das leise Anschnellen eines Fingers an schwebend gehaltenes weiches Papier, ja der leise Anhauch eines Mundes an die Felswand vom Echokobold in der weitesten Ferne der tief sich hineinziehenden Kluft wiederholt wurde. Ich sage: vom Echokobold; denn einer Echo-Nymphe kann man unmöglich zutrauen, in diesem riesigen Ziegenohr zu hausen.

Weiter ging's in die Latomien Casali, im Ganzen ähnlich denen der Cappuccini, aber ausgezeichnet durch einen mächtig weiten und hohen Höhlenraum, welcher von dem vornehmen Besitzer zur Zeit einer vicekoniglichen Anwesenheit als Ballsaal benützt wurde, gewiß einer der originellsten Tanzräume, die man sich wünschen kann.

Auf der Fahrt zur Villa Landolini, wo der in einem Privathaus in Syrakus an der Cholera verstorbene Graf Platen, der Dichter, begraben liegt, erzählte uns Signore Michelangelo, er habe den Grafen gekannt, welcher ein filosofo und dessen Rock erschrecklich sporco (schmutzig) gewesen sei. Auch fügte er bei, es sei in Syrakus — ich weiß nicht mehr in wessen Händen — ein von Platens Hand geschriebenes Büchelchen, so mir recht ist, in griechischer Sprache. Ich erinnere mich nur unbestimmt, daß ich daran dachte es zu erwerben, aber davon abstund, vielleicht in der Erwägung, daß ich nicht Zeit und Mittel hätte, der kleinen Dichterreliquie Aechtheit zu ergründen oder weil ich sie doch nicht lesen könnte. Jedenfalls sei hiemit davon berichtet zu Gunsten eines etwaigen Kaufliebhabers. Das Denkmal Platens (be-

kanntlich schon das zweite, denn das erste verwitterte *) ist einfach und schön. An Ort und Stelle kam mir sein einsames Sterben an der von ihm so bang geflohenen Krankheit doppelt traurig vor und eben deßhalb begriff ich die bange Flucht um so mehr. Wir ermangelten nicht, ihm ein Vaterunserlein nachzusenden, was er im Leben vielleicht naserümpfend aufgenommen hätte.

In die Katakomben von San Giovanni, welche sehr groß seyn sollen und gleich den Gängen der Epipolä mit dem Eisen in die pietra calcaria gehauen sind, nicht wie die römischen in den weichen Tufstein, thaten wir nur einen kleinen Blick, besuchten aber mit Ehrfurcht die Kirche selber, welche schon in ihrem Bau hohes Alter verräth; an dieser Stelle soll St. Paulus gepredigt und Petri Schüler, Bischof Marcian, den Martertod erlitten haben — durch die Saracenen, wie anachronistisch zu sagen es einigen Syrakusanern nicht darauf ankömmt.

Auf unserer Rundfahrt bekamen wir zwei oder dreimal die Eisenbahn der Ostküste in Sicht; sie war erst seit etwa drei Wochen dem Verkehr übergeben und die Züge brausten fleißig hin und her. Nun ergötzte uns das fast kindliche Vergnügen, womit der ernsthafte Signore Michelangelo uns stets darauf aufmerksam machte, als müßten auch wir das höchste Interesse dafür empfinden. Was ist aber auch diese uns nun längst gewöhnte Sache für den Sicilianer, der mit so großen Verkehrsschwierigkeiten zu kämpfen hatte und mehrentheils noch hat! Pflegte doch zur Zeit, als mein Vater die Insel bereiste, eine Tochter, welche fünfzehn Stunden weit weg sich vermählte, von den Ihrigen Abschied auf's Leben zu nehmen!

Bei der Rückkehr zur Stadt fanden wir im Hafen eine kleine englische Flotte vor, deren Anblick den vergeblichen Wunsch erregte, sie näher zu besichtigen; es ward uns nur

*) Das erste setzte ihm König Ludwig I.

noch gegönnt, auf ein hübsch eingefaßtes Wässerchen zu blicken, das nicht gesehen zu haben der gebildete Besucher von Syrakus sich kaum verzeihen dürfte: es soll aus der Quelle der Arethusa stammen, aber so recht gewiß könne man's doch nicht behaupten.

Endlich kehrten wir in unser Gasthaus heim, sehr zufrieden mit unserem wohlausgefüllten Tag. Nun begann aber die Rechenschaftablegung vor unserem Archäologen. Hatten wir denn auch gemerkt, wodurch sich das hiesige römische Amphitheater vor allen übrigen auszeichne? Nichts hatten wir gemerkt und in der tiefen Beschämung unserer Herzen äußerte ich — denn auch wir hatten wohl entdeckt, wo es beim Archäologen hapere — wir hätten dort im Amphitheater an etwas gedacht, das ihm sicher nicht eingefallen sei. Was denn? fragte er verwundert. An Martyrer. Nun ward er grimmig, das seien Fabeln der Kirchenväter. Auch vom Ohr des Dionys war die Rede; er zweifelte keinen Augenblick, daß die merkwürdige Akustik nicht auf Zufall beruhe, sondern auf Berechnung, denn die Griechen, dieses erste, ja einzige Volk der Cultur, wußten Alles, konnten Alles, verstanden Alles. Gegen sie ist alle spätere Cultur nichts, ja schlimmer als nichts: Ruin und Verderbniß. Dabei kam er zu Aeußerungen über das Christenthum, die meinen Grimm erweckten, und als ich ihn zornig angelassen, wurden wir wieder friedlich; aber o Strafe — sei es unseres religiösen Fanatismus, sei es unserer Ungründlichkeit — jenes unterscheidende Merkmal des Syrakusaner-Amphitheaters von allen übrigen ward uns trotz demüthiger Bitte vorenthalten und hiemit entgeht auch demjenigen Theil unseres wißbegierigen Lesepublikums, der nicht etwa schon von Haus aus besser darüber unterrichtet ist als wir, die so wünschenswerthe Belehrung. Daß unseres Archäologen Grausamkeit von so großer Tragweite seyn würde, ahnte er wohl selber nicht, wie wir zu seiner Entschuldigung bemerken müssen. — Besondere Freude machte ihm die originelle Küche des Albergo,

die allerdings in ihrem Styl ganz eigenartig seyn mag, im ganzen Stimmungseindruck aber den stattlichen Küchen alter Klöster ähnelt.

Bevor ich von Syrakus, das wir am nächsten Morgen verließen, Abschied nehme, bleibt mir eine kleine Angelegenheit zu schlichten. Bei unserer ersten Ausfahrt zogen wir unseren Band Bädeker zu Rath. Da umdüsterte eine Wolke des Mißvergnügens Signor Michelangelo's Gesicht und nach einer Weile bemerkte er: da wir das Buch mitführten, seien seine Erklärungen überflüssig. Wir ahnten wohl warum, beschwichtigten ihn aber, das deutsche Buch sei uns zwar bequem, weil es in unserer Muttersprache zu uns rede, nichtsdestoweniger begehrten wir sehr seine Führerschaft. Nach wiederum einer Weile bat er um den Band, durchblätterte ihn verstimmt, obwohl kein Deutsch verstehend und gab ihn, nachdem er an, ihm allzuwohlbekannter Stelle seinen eigenen und einen andern Namen gefunden, uns zurück. Endlich am Schluß unseres zweiten Tagwerkes fragte er, ob wir mit seiner Führerschaft zufrieden gewesen, und da wir dieß aufrichtig bejahen konnten, deutete er an, was ihn bedrücke, und bat uns womöglich abzuhelfen. Bädeker, der Schreckliche (oder sein Berichterstatter) lobt nämlich ausnehmend als unterrichteten Fremdenführer den Signore Salvatore Politi, „nicht zu verwechseln -- so ungefähr sagt er — mit seinem Oheim Michelangelo Politi, welcher ebenfalls als Fremdenführer fungirt.“ Hätte letzterer nicht den Fehler, gleichen Namens zu seyn mit seinem Neffen, so wäre dem Beherrscher der Reisenden vermuthlich nicht eingefallen, jene ausschließende Bemerkung zu machen, um seinen Bevorzugten den Deutschen an's Herz zu legen; nun aber nimmt sie sich geradezu wie eine Warnung aus. Auch wir sahen sie als solche an und hätten ohne das oben erwähnte Empfehlungsschreiben und das mündliche Lob des Archäologen und eines anderen Reisenden den Clienten des heiligen Erzengels vermieden, um uns an den Träger des noch höheren Namens zu wenden.

Ja ja, diese Großen der Erde! Daran denken sie freilich nicht, wie solch ein leichtgesagtes Wort einen breiten, vielleicht lebenslänglichen Schatten auf das ohnedieß kümmerliche Daseyn eines wackeren Mannes und seiner Familie wirft! Unser Signore Michelangelo, Maler von Profession, sieht sich zur Erhaltung seiner Familie zu dem ermüdenden Amt eines gebildeten Fremdenführers gezwungen. Wäre es nicht schon kränkend genug, in Bädeker gar nicht zu stehen oder mit geringerem Lobe denn der Neffe? Aber nun gar mit solch einer verkehrten Auszeichnung! Er aber — Herr Bädeker nämlich und sein Vice — er freilich schwebt durch seine Höhen ruhig, ein unerreichter Gott, im Sturme fort! Ich mußte den guten Mann leider versichern, daß ich mit Herrn Bädeker nicht in der fernsten Beziehung stünde, um ihm die Härte jenes grausamen Wortes vorstellen zu können, und meine Seele ließ sich dazumal nichts träumen von der Vermessenheit, mit meinen luftigen Reiseeindrücken an die Oeffentlichkeit zu treten. Nun aber durch fremde Schuld oder Huld solches geschieht, bitte ich, da keine Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß diese Zeilen von selber vor Herrn Bädeker's Angesicht gerathen, denjenigen geneigten Leser, der es zu vermitteln im Stand ist, dem Gewaltigen die Sachlage an das zweifellos gerechte und gefühlvolle Herz zu bringen. Und nun weiß der Leser auch, warum ich im Eingang meines Syrakusaner-Berichtes ihn vor der Verwechslung Michelangelo's mit Salvatore warnte, nicht als gedächte ich letzterem, dem mir Unbekannten, an seiner Vortrefflichkeit etwas abzumäkeln — nein, nur um in billigem Dank für die geleisteten Dienste einen Wackeren nach meinen freilich neben Bädeker so armen, so winzigen Kräften an der Härte des Geschickes zu rächen.

XXXVII.

Denkwürdigkeiten der Cultur- und Sitten-Geschichte Bayerns von 1750 bis 1850.

II. Johann Adam Freiherr von Ickstatt (Schluß).

Der Biograph berichtet von Ickstatt, wie wir hörten, daß er als Knabe sich zu Mainz durch sein „einschmeichelndes Wesen" Freunde erworben habe. Allem Anschein nach leistete ihm diese glückliche Gabe stets große Dienste, nicht minder auch in München, indem der Lehrer des Prinzen sehr rasch zum Staatsmann avancirte. Als er sein neues Amt antrat, trug man sich am Hofe mit der Hoffnung, von den Ländern, welche der am 20. Oktober (1740) verstorbene Kaiser Karl VI. seiner Tochter hinterlassen hatte, einige zu acquiriren, und so groß und günstig war die Meinung, welche man von Ickstatt's Fähigkeiten schon hegte, daß er den Auftrag erhielt, die Ansprüche des Hauses Bayern mit historischen und staatsrechtlichen Gründen zu vertreten. So entstanden seine Staatsschriften, welche an Breite und Schwerfälligkeit zwar ihres Gleichen suchen, aber darum nicht schwerer in's Gewicht gefallen zu seyn scheinen. Zudem schrieb der vielgerühmte Gelehrte ein Deutsch, welches als musterhaft schlecht anerkannt werden muß.

Als die bayerische Armee in Böhmen einbrach und der

Kurfürst nach Prag ging, um sich als König von Böhmen huldigen zu lassen, befand sich Ickstatt im Gefolge desselben, und wurde sofort zum königl. böhmischen Hofrath und zweiten Beisitzer der böhmischen Kanzlei ernannt, und in den Adelstand erhoben. Er begleitete den neuen König darauf nach Frankfurt und wohnte, als dieser zum deutschen Kaiser gewählt wurde, den Krönungsfeierlichkeiten bei. Er blieb, so lange der unglückliche Krieg dauerte, in jener Stadt. „Er hatte dabei Gelegenheit, sagt der Biograph, den großen philosophischen Muth Karls VII. bewundern zu können."

Hoffentlich wußte der neue Staatsmann doch auch noch Anderes zu thun, als den stummen Bewunderer des gerade nicht sehr bewundernswerthen Trägers der Kaiserkrone zu machen; leider meldet die Geschichte nichts von seinen Leistungen und Thaten, und sein Biograph sagt bloß: „Ickstatt arbeitete für den Kaiser als ein treuer Unterthan, für das Reich als ein warmer deutscher Patriot, und unterwies seinen Prinzen wie Mentor seinen Telemach unterwies. Von welchem Erfolg sein Unterricht war, bewies nicht nur die öffentliche Disputation zu Frankfurt, worin der kaiserliche Prinz eine Probe von seinen erlangten Wissenschaften ablegte, sondern noch lauter spricht davon die jetzige glorreiche Regierung seines erhabenen Zöglings, seine tiefe Einsicht in alle Theile der Staats- und Regierungskunst, die glückliche Ausübung der ihm beigebrachten Grundsätze, sein menschliches, von Tugend und Christenthum durchdrungenes Herz, das sich in tausend schönen Handlungen ergießt, und seine eigenen Einsichten in die Wissenschaften und Künste (?). Karl VII. konnte zu Ickstatt sagen wie Philippus zum Aristoteles: Ich gab meinem Sohne das Leben, aber du machst ihn weise und tugendhaft; er ist dir also mehr als mir schuldig." — Ich weiß nicht, welchen Antheil Aristoteles [illegible] Alexanders Erziehung hatte, und in wiefern er folglich [illegible] artige Compliment verdiente, das Philippus ihm gemacht;

sehr zu bezweifeln ist jedoch, daß Max Joseph sein „menschliches, von Tugend und Christenthum durchdrungenes Herz“ dem Unterrichte Ickstatt's zu danken hatte, der ihn nur in der Staats- und Rechtswissenschaft unterwies, und zum Unterricht des Prinzen erst beigezogen worden ist, als dieser bereits ein Jüngling von fast fünfzehn Jahren war. Ich dächte, wenn des Prinzen „Tugenden und Frömmigkeit“ das Werk seiner Lehren war, so hätten seine ersten Erzieher, die Jesuiten, ungleich mehr Anspruch darauf, als der heuchlerische Atheist.

Im Beginn des Jahres 1743 wurde Ickstatt zum Reichshofrath ernannt und hatte somit eine Stellung erlangt, welche die kühnsten Wünsche seines Ehrgeizes befriedigen mußte. Zwei Jahre lang befand er sich in diesem Amte, da schloß der Kaiser die Augen (20. Januar 1745), und Ickstatt verlor damit nicht bloß seine böhmische Belehnung, sondern auch seine Stelle im Reichshofrathe. Da sein Schüler jetzt aber nicht bloß Kurfürst, sondern auch Reichsverweser wurde, so erlangte Ickstatt sogleich die Stelle eines Beisitzers bei dem Reichsvikariatsgericht, und der dankbare Schüler beeilte sich seinen gefeierten Lehrer in den Reichsfreiherrnstand (29. Juni) zu erheben, und nicht bloß seinen, sondern auch den Lehrer seines Lehrers, den gefeierten Philosophen Wolff.

„Gleich nach geschlossenem Frieden (1745) entschloß sich der Kurfürst, sagt der Biograph, das zerrüttete Justizwesen in seinen Staaten wieder auf bessern Fuß zu setzen. Er errichtete also im Jahre 1745 ein oberstes Tribunal, dessen Präsident Er selbst war, und wobei der jedesmalige Geheimenraths-Kanzler zum Kanzler erwählt wurde. Der Herr von Ickstatt, der den Plan zu diesem Rathscollegium entwarf, wurde vom Kurfürsten zum Geheimenrath und Vicekanzler dieses Revisionsraths ernannt. Das ihm darüber ausgefertigte Dekret des Kurfürsten beweiset (?), daß alles was er Ickstatt erwies, nicht Gnadenverschwendungen an einen Liebling seien, sondern daß es reife Wahl und richtiges Gefühl vom wahren Verdienst war. Maximilian wußte, daß Ickstatt den Kreis

der Rechtsgelehrsamkeit ganz ausmaß, daß er die Wage der Gerechtigkeit mit stäter Hand zu tragen, die Gesetze des Landes zu wahren, Licht und Recht, Ordnung und Glückseligkeit unter seinem Volk zu verbreiten wußte. Diejenigen die ihn der Strenge beschuldigten, vergessen, daß die Gerechtigkeit ein Schwert in der Hand trägt, und daß, indem es straft, im Ganzen oft heilsamere Wirkungen hervorbringt, als übertriebenes Mitleid."

So groß und wichtig bereits die Ehrenstellen waren, fährt derselbe fort, auf die Ickstatt die Gnade seines Fürsten erhob, „so fanden sich doch immer ehrenvolle und einträgliche (!) Aemter, in welchen er seine Arbeitsamkeit und große Gaben üben, und zugleich erfahren konnte, was er für einen dankbaren Fürsten hatte. Im J. 1746 erhielt er die Verwesung des gefreiten unmittelbaren kaiserl. Landgerichts zu Hirschberg, wo er mehr als einen Anlaß fand, seine große juristische Gelehrsamkeit zu zeigen." Diese „Verwesung" eines kaiserl. Landgerichts durch einen bayerischen Professor und das dabei entwickelte Bedürfniß „großer juristischer Gelehrsamkeit" wird dem Leser vermuthlich ein Räthsel seyn, es ist daher nöthig die Sache näher zu besprechen, um so mehr als sie einen Beitrag zur Charakteristik des berühmten Mannes und seines Schülers liefert. Der letzte (im J. 1308 gestorbene) Graf von Hirschberg hatte sein Besitzthum zur bischöflichen Kirche von Eichstädt geschenkt. Die Herzoge von Bayern behaupteten, erzählt Zschokke (Geschichte IV. 194), diese Güter seien bayerisches Lehengut, und machten Anspruch auf die Hinterlassenschaft. Ein schiedsrichterliches Urtheil sprach den Besitz von Land und Leuten dem Bisthum zu, die Grafschaftsrechte nebst denen des kaiserl. Landgerichts zu Hirschberg aber den Herzogen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kam es aber, da die Eichstädtischen Unterthanen sich der Jurisdiktion des bayerischen Gerichts entzogen hatten, zum Prozeß, der seit 1654 beim Reichskammergericht hing. Ickstatt, der nicht umsonst kaiserl. Reichskammergerichts-Assessor

und Lehrer des deutschen Staatsrechts gewesen seyn wollte, veranlaßte den Kurfürsten, dem Prozesse kurzer Hand ein Ende zu machen und sich in Besitz zu setzen. Mittels Dekrets vom 2. Oktober 1749 ernannte der Kurfürst sich selbst zum kaiserl. Landrichter und Herrn von Ickstatt wie billig zum Landgerichts-Verweser, der unter Bedeckung von einer Grenadiercompagnie sofort von seiner neuen Machtsphäre Besitz nahm. Nachdem dieses Verfahren des friedliebenden jungen Kurfürsten so glücklich abgelaufen war, wurde einige Monate später dasselbe in Beilngries prakticirt. Aber der Bischof wurde bei dem Reichshofrathe klagbar, und erwirkte ein Mandatum cassatorium et inhibitorium sine clausula gegen Kurbayern. „Als Kunde hievon (dem Vorgehen des Münchner Hofes) dem Kaiser geworden, sagt Lipowsky mit Berufung auf Aretin's Beiträge, mißbilligte derselbe die faktische Einschreitung des Kurfürsten gegen den Fürstbischof und ertheilte hierüber seinem Gesandten in München eine eigene Instruktion, worin ihm aufgetragen worden, dem Kurfürsten freundlich zu rathen, von solch faktischen unrechtlichen Maßnahmen abzustehen, indem der Streit durch den Ickstatt, so bekanntermassen jederzeit ein unruhiger Mann gewesen, erwecket worden, und durch ihne, aus bloßem Eigennutz und privat Absichten fortgeführt werden will, weil Hirschberg in dem ihme zugesagten Oberamte gelegen ist." — Nach kostspieligen und langen Verhandlungen wurde der Streit im J. 1767 endlich durch einen Vergleich beigelegt, durch den Kurbayern sich der fernern landgerichtlichen Jurisdiktion in den Besitzungen des Hochstifts begeben hat.

„Der Hauptposten, worauf sein Fürst ihn erhob, erzählt der Biograph weiter, war das Direktorat der Universität Ingolstadt, wo er zugleich zum ordentlichen Lehrer des Natur- und Völkerrechts, des Staatsrechts, der Oekonomie- und Kameralwissenschaften ernannt wurde." Durch diese Stellung war der gesammte Unterricht der

sich dem öffentlichen Dienste widmenden Jugend Bayerns und ihr Loos in seine Hände gelegt, denn er unterrichtete nicht bloß in den Hauptfächern, sondern er wählte auch die übrigen Professoren der Fakultät, stellte sie an und bestimmte, was und wie gelehrt werden mußte. „Die Universität, setzt der Biograph hinzu, feiert von dem Augenblick seines Direktorats eine neue Epoche. Ehe er sein Lehramt antrat, machte er den Entwurf einer vernünftigen (!) akademischen Lehrart, nebst gegenwärtiger Verfassung der dasigen Juristen-Fakultät, bekannt, worin er seinen Zuhörern den Weg vorzeichnete, den er sie führen wollte." Man kann sich denken, daß die Erscheinung eines ehemaligen Reichshofrathes auf dem Lehrstuhle in Ingolstadt große Sensation erregte, zumal er mit allen Prätensionen auftrat, wozu ihn sein Rang und seine Stellung zu dem Monarchen berechtigte, und den dummen „Vorurtheilen" unserer Gelehrten sogleich den Krieg ankündigte. Der erste Akt desselben als Direktor war eine Handlung welche nicht sehr günstig beurtheilt worden zu seyn scheint. Er veranlaßte die Versetzung des Professors Herg in die Regierung zu Straubing, um für einen Günstling Platz zu gewinnen, der zu Würzburg sein Schüler gewesen, und jetzt Repetitor daselbst und Bräutigam einer Nichte seiner Frau war. Herr Weishaupt, ein Westfale aus Brilon, wurde noch im Spätherbst von 1746 zum Doktor promovirt und sofort als ordentlicher Professor angestellt. Er wurde der Vater des famosen Stifters des Illuminatenordens.

„Der erste reformatorische Angriff, sagt Dr. Zirngibl, gegen die verrotteten (man sieht, der Autor hat sich den Jargon des Tages ziemlich eigen gemacht) Schulzustände Bayerns geschah dadurch, daß Maximilian III. Joseph durch die Instruktion vom 22. August 1746 Ickstatt zum Direktor der Hochschule zu Ingolstadt und zum ersten Professor in der juristischen Fakultät ernannte. Wer sich den damaligen

Zustand der Universität vergegenwärtigt, wird Ickstatt's Stellung nicht beneidenswerth finden. An der Universität befand sich die ganze theologische und die philosophische Fakultät nebst der Professur des kanonischen Rechts, sowie die strenge Handhabung der Censur im Alleinbesitz des Ordens der Jesuiten, welcher seit zwei Jahrhunderten die Universität beherrschte. Auch die Jurisprudenz, von der Philosophie versteht es sich selbst, blieb in die engsten confessionellen Schranken gebannt. Ueber die damals an der Universität herrschende Disciplin aber bemerkt der Verfasser der Beiträge (A. v. Bucher): Vor den Zeiten der Ickstatt und Lory hätte man auf der Universität zu Ingolstadt dieß Wörtchen nicht nennen dürfen, ohne geprügelt zu werden (?). Und auch A. Kluckhohn fügt dem bei: Thatsache ist, daß Ingolstadt schon lange eben wegen der schlechten und kostspieligen Sitten in Bayern so verschrien war, daß Eltern ihre Söhne lieber nach Innsbruck und Salzburg sandten. Diese Umstände mußten natürlich Ickstatt gar bald in unangenehme Conflikte mit den Professoren und Studirenden verwickeln. Schon nach wenigen Wochen befand er sich mit den akademischen Vätern — nur ein Theil der durch entsprechende Ernennungen verjüngten juristischen Fakultät stand auf Ickstatt's Seite — in einem erst verborgen, dann offen und mit allen Waffen geführten Kampf. Dem mächtigen Direktor konnte man freilich nichts anhaben, desto entschiedener aber griff die bisher allmächtige Censurbehörde den neuerungssüchtigen Professor an. Ickstatt hatte nach seinem Programm den juristischen Vorlesungen bei den meisten derselben Compendien akatholischer Autoren zu Grunde gelegt. Bei den Institutionen und Pandekten hätte das noch hingehen mögen, bei dem Staatsrecht, das nach Moscov's principia juris publici angekündigt wurde, war es eine nicht zu duldende Neuerung. Aber an der Energie Ickstatt's scheiterten die Gegner, denn er bezog, als der Nachdruck von Moscov's deutschem Staatsrecht in Ingolstadt von der Censur beanstandet wurde,

für seine Schüler die nöthigen Exemplare aus Leipzig. Dafür verfolgten ihn jedoch die Censoren fernerhin nur um so sorgsamer mit kleinlichen Censurvexationen. Die Censur, die Eckher und seine Collegen übten, war beispielsweise so gewissenhaft, daß für den Wiederabdruck verschiedener, von Ickstatt schon in Würzburg publicirter Traktate die dortige bischöfliche Approbation (?) keineswegs als genügend erachtet wurde. Zugleich benachrichtigte sie der geistliche Rath in München von dem Stand der Dinge in der juristischen Fakultät; und der geistliche Rath ging in Gemeinschaft mit der Fakultät den Kurfürsten um eine Verordnung wider diese Bücherneuerung an. Aber Maximilian erließ die begehrte Verordnung nicht. Es genügte, daß Ickstatt ihm berichtete, daß seit dem J. 1730, soweit sein Gedächtniß in dieser Sache reiche, über dergleichen Autoren, die man in Ingolstadt nicht dulden wolle, auch zu Mainz, Würzburg, Bamberg, Fulda gelesen worden, ohne daß es Jemanden eingefallen sei, Einsprache dagegen zu erheben." Zu dem Kampfe mit den Collegen kam für Ickstatt, noch ehe dieser entschieden war, auch „ein Kampf mit der akademischen Jugend". „Man hetzte, klagt Ickstatt, die akademische Jugend auf allerhand listige Weise auf, man verachte die neuen Verordnungen und wolle ihn verhaßt und zugleich müde machen. In der That wurden neben andern Excessen in einer stürmischen Nacht dem Direktor die Fenster eingeworfen und sein Porträt, auf ein großes Stück Blech gemalt, mit der Ueberschrift: Erzschelm, an den Galgen geheftet"*).

Endlich drang doch der energische Wille des Kurfürsten

*) Das war von Seiten der „akademischen Jugend", vorausgesetzt daß sie es gethan hat, allerdings nicht sehr fein; schlimm aber ist, daß der enthusiastische Verfasser seiner Biographie durch die ehrlichen Mittheilungen über die „Gesinnungen" des Gefeierten ihm dieses Prädikat, wie wir sehen werden, als wohlverdient vindicirt.

und Ickstatt's durch. Es begann ein mehrjähriger äußerlicher Friede zu herrschen — „eine glückliche Zeit für Ickstatt's Lehrthätigkeit; denn fleißige Schüler sammelten sich um ihn und schlossen sich ihm mit ganzer Hingebung an. Doch es war nur Friede vor einem neuen erbitterten Sturm. Zündstoff sammelte sich, wo sich die Gegensätze so schroff gegenüberstanden, von selbst. Da war es Lori, einer der begabtesten von Ickstatt's Schülern, der in jugendlichem Eifer für seine Wissenschaft und deren Methode die Kühnheit hatte, von dem Studium der Philosophie, wie sie in Ingolstadt noch betrieben wurde und — selbst nach dem Geständniß der Fakultät — armselig darniederlag, als einer „unnützen Zeitverschwendung und Pedanterie" zu reden, solche Philosophie selbst aber laut „ein unnützes Schellenwerk, worin man bisher mehr als fünfhundert Jahre nur de umbra asini gezankt habe", zu nennen. Ickstatt verging sich wieder dadurch, daß er strebsamen, mit dem armseligen obligatorischen Geschichtsvortrag unzufriedenen Schülern zum Studium der Reichsgeschichte verdächtige Druckwerke, wie man sagte, anempfahl oder ihnen selbst in die Hand gab. Und noch schlimmer war, daß aus der Umgebung des Direktors und dem engsten Freundeskreise von kirchengefährlichen Tischgesprächen berichtet wurde. Was Wunder, daß 1752 der Kampf mit den Theologen heftiger als je entbrannte. Ecker predigte auf der Kanzel in leidenschaftlichster Weise gegen die gelehrten Beförderer des Lutherthums *). Zwei andere Pfarrer folgten dem gefährlichen Beispiel. Ganz Ingolstadt gerieth in Bewegung. Die Jesuiten setzten alle Hebel an. Aber des Kurfürsten Rechtssinn und Ickstatt's ebenso offenes wie energisches Auftreten waren mächtiger als alle Kabalen." Es gelang

*) Der „gelehrte Direktor" war, wie bekannt, kein Lutheraner, sondern ein Voltairianer, der die Augsburger Confession nicht minder sinnlos fand als das katholische Christenthum.

Kurfürst nach Prag ging, um sich als König von Böhmen huldigen zu lassen, befand sich Ickstatt im Gefolge desselben, und wurde sofort zum königl. böhmischen Hofrath und zweiten Beisitzer der böhmischen Kanzlei ernannt, und in den Adelstand erhoben. Er begleitete den neuen König darauf nach Frankfurt und wohnte, als dieser zum deutschen Kaiser gewählt wurde, den Krönungsfeierlichkeiten bei. Er blieb, so lange der unglückliche Krieg dauerte, in jener Stadt. „Er hatte dabei Gelegenheit, sagt der Biograph, den großen philosophischen Muth Karls VII. bewundern zu können."

Hoffentlich wußte der neue Staatsmann doch auch noch Anderes zu thun, als den stummen Bewunderer des gerade nicht sehr bewundernswerthen Trägers der Kaiserkrone zu machen; leider meldet die Geschichte nichts von seinen Leistungen und Thaten, und sein Biograph sagt bloß: „Ickstatt arbeitete für den Kaiser als ein treuer Unterthan, für das Reich als ein warmer deutscher Patriot, und unterwies seinen Prinzen wie Mentor seinen Telemach unterwies. Von welchem Erfolg sein Unterricht war, bewies nicht nur die öffentliche Disputation zu Frankfurt, worin der kaiserliche Prinz eine Probe von seinen erlangten Wissenschaften ablegte, sondern noch lauter spricht davon die jetzige glorreiche Regierung seines erhabenen Zöglings, seine tiefe Einsicht in alle Theile der Staats- und Regierungskunst, die glückliche Ausübung der ihm beigebrachten Grundsätze, sein menschliches, von Tugend und Christenthum durchdrungenes Herz, das sich in tausend schönen Handlungen ergießt, und seine eigenen Einsichten in die Wissenschaften und Künste (?). Karl VII. konnte zu Ickstatt sagen wie Philippus zum Aristoteles: Ich gab meinem Sohne das Leben, aber du machst ihn weise und tugendhaft; er ist dir also mehr als mir schuldig." — Ich weiß nicht, welchen Antheil Aristoteles an Alexanders Erziehung hatte, und in wiefern er folglich das artige Compliment verdiente, das Philippus ihm gemacht;

[redacted]

sehr zu bezweifeln ist jedoch, daß Max Joseph sein „menschliches, von Tugend und Christenthum durchbrungenes Herz" dem Unterrichte Ickstatt's zu danken hatte, der ihn nur in der Staats= und Rechtswissenschaft unterwies, und zum Unterricht des Prinzen erst beigezogen worden ist, als dieser bereits ein Jüngling von fast fünfzehn Jahren war. Ich dächte, wenn des Prinzen „Tugenden und Frömmigkeit" das Werk seiner Lehren war, so hätten seine ersten Erzieher, die Jesuiten, ungleich mehr Anspruch darauf, als der heuchlerische Atheist.

Im Beginn des Jahres 1743 wurde Ickstatt zum Reichshofrath ernannt und hatte somit eine Stellung erlangt, welche die kühnsten Wünsche seines Ehrgeizes befriedigen mußte. Zwei Jahre lang befand er sich in diesem Amte, da schloß der Kaiser die Augen (20. Januar 1745), und Ickstatt verlor damit nicht bloß seine böhmische Belehnung, sondern auch seine Stelle im Reichshofrathe. Da sein Schüler jetzt aber nicht bloß Kurfürst, sondern auch Reichsverweser wurde, so erlangte Ickstatt sogleich die Stelle eines Beisitzers bei dem Reichsvikariatsgericht, und der dankbare Schüler beeilte sich seinen gefeierten Lehrer in den Reichsfreiherrnstand (29. Juni) zu erheben, und nicht bloß seinen, sondern auch den Lehrer seines Lehrers, den gefeierten Philosophen Wolff.

„Gleich nach geschlossenem Frieden (1745) entschloß sich der Kurfürst, sagt der Biograph, das zerrüttete Justizwesen in seinen Staaten wieder auf bessern Fuß zu setzen. Er errichtete also im Jahre 1745 ein oberstes Tribunal, dessen Präsident Er selbst war, und wobei der jedesmalige Geheimenraths=Kanzler zum Kanzler erwählt wurde. Der Herr von Ickstatt, der den Plan zu diesem Rathscollegium entwarf, wurde vom Kurfürsten zum Geheimenrath und Vicekanzler dieses Revisionsraths ernannt. Das ihm darüber ausgefertigte Dekret des Kurfürsten beweiset (?), daß alles was er Ickstatt erwies, nicht Gnadenverschwendungen an einen Liebling seien, sondern daß es reife Wahl und richtiges Gefühl vom wahren Verdienst war. Maximilian wußte, daß Ickstatt den Kreis

Jahre, sagt er, worin dem Universitäts-Direktor, außerhalb der akademischen Akte, der Vorrang selbst vor dem Rektor Magnificus eingeräumt wurde, und wegen einiger anderer Punkte der Reformirung unter den akademischen Vätern sich Bewegungen (motus) erhoben hatten, und selbst auch die Gemüther der Studenten auf verschiedene Weise aufgeregt waren, so daß schimpfliche Gedichte und andere Pasquille verbreitet wurden, so begehrte Ickstatt, welchen jene Haufen (illa turba) fast angegriffen hatten, eine kurfürstliche Commission von München. Am 12. Januar (1748) erschien demnach Graf Zeil als Präses der Commission, welche noch denselben Tag vor dem versammelten akademischen Senate die kurfürstl. Schreiben vorlesen ließ. Darauf wurde mit den einzelnen, und dann mit sämmtlichen Fakultäten Verschiedenes verhandelt, und insbesondere nach dem Autor der erwähnten Pasquille geforscht; da derselbe aber nicht entdeckt werden konnte, so wurden jene infamen Schriften am 3. Februar vom Henker öffentlich verbrannt, und am 8. kehrten die Commissäre nach München zurück."

Ueber die Vorgänge von 1752 sagt derselbe Autor in seiner nichtssagenden Weise: „Da in einer Predigt von dem gefährlichen Verkehr mit Akatholiken und der Einführung von Schriften, welche der alten (avita) Religion entgegen sind, unzeitig Meldung gethan worden war und sich Einige damit getroffen glaubten, so wurde die Sache einige Zeit heftiger verhandelt, wie es bei Dingen welche mit der Religion in Bezug stehen, zu geschehen pflegt, und nach München berichtet, und konnte nur durch kurfürstl. Dekrete erledigt werden."

Da Ickstatt nicht Lehrer der Theologie war, so erschienen seine kirchenfeindlichen Ansichten und Gesinnungen Vielen minder bedenklich. Als Rechtsgelehrter hatte er sich, obgleich er nie ein Werk von einigem Belang geschrieben hat, doch ein gewisses Ansehen erworben. Welches waren aber seine Ansichten in dem Hauptfache, welches er docirte, im Staats-

und Völkerrecht, welche Grundsätze lehrte und vertrat er? Es verbietet der mir zugemessene Raum, diese Frage eingehend zu beantworten, ich beschränke mich darauf anzuführen, was schon seine Zeitgenossen über ihn geäußert haben. Bei Gelegenheit des Erscheinens seiner Schrift: „Rettung der Landeshoheit gegen den Mißbrauch derer Capitulationen, Landesverträge und Reversalien, welcher in des heil. römischen Reichs Fürstenthümern einnisten will“, äußerte ein gelehrtes Blatt: „Da die Fürsten ohnehin geneigt sind ihre Rechte zu erweitern und sich über die heiligsten Verträge hinauszusetzen, so war es einem Gelehrten wie Ickstatt äußerst unanständig, und macht seinem Herzen Schande, daß er sich nicht zu groß dünkt, ein Sachwalter des Despotismus zu seyn und den Dolch zu schleifen, den Gewalt und Tyrannei in das Herz des Volkes stößt.“ — „Eben diese Grundsätze, heißt es anderswo, die den Fürsten so günstig und den Unterthanen so nachtheilig sind, äußert er auch in den Schriften, die er in Sachen des Herzogs von Würtemberg gegen seine Landstände herausgab... Hat er diesen Gesinnungen sein Aufkommen und Glück zu danken, so macht es seinem Patriotismus wenig Ehre. Gewiß ist, daß unter den neuern teutschen Rechtslehrern sich keiner so beeifert, den Fürsten in allen Stücken nachzugeben, als unser Ickstatt.“ — Ein bekannter Ehrenmann, der gelehrte Moser, nannte Ickstatt's staatsrechtliche Doktrinen geradezu „Grundsätze eines Galgenpublicisten“, und ein gelehrtes Blatt äußert in Bezug auf die Gegner, welche Ickstatt in Bayern gefunden: „Es war ganz natürlich, daß solche Gesinnungen ihm öffentlich und heimlich Feinde unter einem Volke machen mußten, das sein Freiheitsgefühl bei weitem noch nicht ganz verloren hat.“

Das war der Mann, der unsere Staatsmänner und Beamten lange Jahre unterrichtet, gebildet und in die öffentlichen Aemter gebracht hat! Der Biograph, welcher keine Lust hat den politischen Grundsätzen Ickstatt's das

Wort zu reden, fand ein sehr sinnreiches Mittel, ihn und sich aus der Schlinge zu ziehen, indem er hinzufügt: „Ickstatt scheint in seinem ganzen Leben niemals oder doch selten seine Meinungen, sondern meistens die Meinungen Anderer (!) ausgeführt und behauptet zu haben. Dieser seiner großen Klugheit (!), dieser Geschmeidigkeit (!), womit er sich in die Zeit und Umstände zu schicken wußte, hatte er auch sein zeitliches Glück und Wohlstand zu verdanken. Hätte er weniger Klugheit gehabt, so würde er gewiß der reiche glückliche Mann nicht geworden seyn, der er war. Aber ob dieß Verfahren nicht einigen Schatten auf seinen moralischen Charakter werfe, will ich Andere untersuchen lassen; denn der Biograph untersucht nicht gern das was seinen Helden in etwas herabsetzen möchte." (Diese „Untersuchung" wäre eine schöne Aufgabe für die Bewunderer des „großen Mannes", die Herren Kluckhohn und Zirngiebl, wie mich dünkt.)

Der arme Biograph hat seine große Noth, seinen „Helden" gegen die Ausstellungen zu rechtfertigen, die man an dem moralischen Charakter des berühmten Erziehers und Freundes des viel gepriesenen Fürsten gemacht hat. Ickstatt scheint sehr allgemein des Ehrgeizes und der Geldgierde beschuldigt worden zu seyn. „Aber Ehrgeiz, versichert der Biograph, oder vielmehr wohlgeordnete (!) Eigenliebe war von jeher die Spindel, um die sich die Seele des großen Mannes drehte (!). Wenn er noch im Alter Ehrenstellen suchte, so ist's mehr die Begierde, noch mit dem Ueberreste seiner Kräfte dem Staate zu dienen (!), als sträflicher Geiz nach Ehre, der ja schon längst durch den Beifall seines Fürsten und der Welt befriedigt seyn konnte (!). Sein ansehnliches Vermögen erwarb er sich nicht durch niederträchtige Künste der Gewinnsucht, wie man ihn beschuldigen will, sondern durch die großen Einkünfte, womit ihn sein Fürst bedachte, durch seine Schriften (?) und durch kluge Sparsamkeit. Durch nichts widerlegte er den Vorwurf des Geizes mehr als durch

die Unterstützung seiner Familie, die Gastfreiheit, womit er Fremde empfing, und durch seine verborgene Wohlthätigkeit." Schade, daß die „Unterstützung seiner Familie" das Gepräge des schamlosesten Nepotismus trug! Wir erwähnten bereits, daß er den Bräutigam einer nahen Verwandten seiner Frau als „ordentlichen Professor der Rechte" berief, obgleich derselbe noch nicht einmal graduirt war, und das kaum daß er Direktor der Universität geworden war. Den Sprößling dieser Ehe stellte er gleichfalls als ordentlichen Professor an, kaum daß er von der Schulbank aufgestanden war. Von seinen Neffen verschaffte er dem einen die Stelle eines Dechanten des Collegiatstifts zu Wiesensteig, einem zweiten ein Canonikat im Chorstift zu Landshut, und einen dritten bedachte er mit einem Lehrstuhl an der Universität, kaum daß derselbe das 20. Lebensjahr erreicht hatte, und verheirathete ihn mit einer Nichte seiner Frau. Seinem Schwager, der bei der schwäbischen Kreisdirektion als Sekretär angestellt war, verschaffte er ein Adelsdiplom, und brachte die jetzt „freiherrliche" Familie Weinbach in Bayern unter. So ward allerdings allen geholfen, aber nicht auf Kosten des „wohlthätigen" Ehrenmannes, sondern Bayerns und der Kirche. Im Herbste 1765 wurde Ickstatt vom Kurfürsten nach München berufen, und kam dann nur noch zeitweise nach Ingolstadt, wo sein Neffe jetzt als sein Nachfolger docirte.

„Wir rücken nun dem Tode unseres Ickstatt immer näher, sagt der Biograph. Das Einzige, was dem zufriedenen Weltweisen zuweilen einen Seufzer abnöthigte, war, daß er kinder- und erblos sterben sollte. Er hatte sich zwar (in Würzburg) mit einem Fräulein von (?) Weinbach vermählt, deren Bruder als Dechant in Augsburg in vielem Ansehen steht, aber diese Ehe war unfruchtbar geblieben, auch wie man behaupten will, nicht allzu vergnügt. Ickstatt schränkte also seine ganze Sorgfalt auf die Verwandten seines Hauses ein. Auch gegen die Anverwandten seiner

Frau erwies er sich als Vater. Die jetzige Frau von Heppenstein (eine Nichte seiner Frau, welche er mit seinem Neffen Peter verheirathet hatte) in München wurde von ihm erzogen, und ihr Beispiel beweist, was der Mensch unter seiner Anführung werden konnte. Er nannte sie nur seine Fanni, und verwandte so viel Erziehungssorgfalt auf sie, daß sie nun eine Zierde ihres Geschlechtes ist" *).

Ueber die letzten Tage des „Weisen" meldet der Biograph folgendes: „Vor einiger Zeit entspannen sich wieder neue Irrungen wegen Bestimmung der bayerischen und böhmischen Grenzen. Unser Ickstatt mußte deßwegen die glückliche Stille seines Studirzimmers verlassen und sich dem Gewirre unangenehmer Staatsgeschäfte preisgeben. Er that dieß mit dem gewöhnlichen Eifer, und er würde dieß Geschäft auch glücklich geendigt haben, wenn es nicht sein plötzlicher Tod unterbrochen hätte. An einem heitern Morgen stand er auf, verrichtete wie gewöhnlich seine Geschäfte, setzte sich des Mittags zu Tische und belebte seine Tischgesellschaft mit heitern unterrichtenden Gesprächen, stand auf von der Tafel, um einen Brief zu versiegeln. Schon floß das Siegellack auf den Brief nieder, als er plötzlich — vom Schlag getroffen, sein Haupt niedersenkte und starb." Es war zu Waldsassen, wo ihn der Tod am 17. August 1786 überrascht hat.

Schließlich nur noch wenige Worte über die Religion und den Einfluß, welchen er auf Bayern und unsere Geschichte ausgeübt hat. Es war schwierig den Samen des Unglaubens auszustreuen, ohne bemerkt zu werden; der Biograph jammert daher, daß der „ehrliche" Schüler Tolands erkannt worden sei. „Es wäre, sagt er, zur

*) Die Grundsätze dieser „Zierde ihres Geschlechtes" erfährt man aus den Briefen, welche sie nach dem unglücklichen Tod ihrer Tochter, die sich 1785 von einem der Thürme der Frauenkirche in München herabgestürzt hat, schrieb.

Ehre der Menschheit (?) zu wünschen, Ickstatt hätte nicht auch in seinem Beispiele zeigen müssen, daß der Neid dem Verdienste nachkreucht. Aber leider fühlte auch er die Schlange an seinen Fersen. Unwissenheit und ihre Tochter Fanatismus stellten sich sehr oft dem Helden in den Weg, der Licht in die Nacht tragen (!) und die Vorurtheile bekämpfen wollte; Verläumdung (?) spie Gift gegen ihn und wagte es einigemale ihn öffentlich beschimpfen zu wollen. Aber

Hoch in den Wolken fleugt
Der Vogel Jupiters — —
Indeß sein Blick ihm niedre Raben zeigt,
Die sich beim Aas geschwätzig freuen;
Der königliche Vogel schweigt,
Und läßt die trägen Thiere schreien.

Mit diesen heroischen Gesinnungen und von der Gnade seines Fürsten unterstützt drang Ickstatt allenthalben durch, ohne sich irre machen zu lassen.“ Man hat den allmächtigen Professor und Staatsmann angeblich verläumdet, indem man in seinen Vorträgen und Aeußerungen die antikatholischen und widerchristlichen Grundsätze und Gesinnungen nachwies, was natürlich nur „Unwissenheit und Fanatismus“ thun konnten; „er zeigte ja, sagt der Biograph, durch sein Leben, durch die öftere Besuchung des Gottesdienstes (!) und durch seine Schriften (?), daß er ein guter katholischer Christ war. Man muß einen Mann wie Ickstatt nicht aus der Dogmatik (!), sondern aus der Moralität seiner Handlungen richten; weg also mit Vorwürfen von Irreligion, Verbreitung böser Sitten, Naturalismus oder was sonst der Fanatismus an ihm auszusetzen wagte!“ Aber ist denn Verstellung und Heuchelei eine Tugend? Ist's Benützung eines Lehrstuhles, um den Glauben der Schüler zu erschüttern und ihnen Verachtung oder Abscheu gegen die Religion und die Institutionen des Landes einzuflößen, dem sie angehören? Der Biograph selbst sagt von Ickstatt: „Die Schriften von Tolland, Bollingbroke,

Shaftesbury hat er fast verschlungen, und sich zu tief in die Labyrinthe der Zweifelsucht verstricken lassen", aber daß fromme und denkende Männer es mit Schmerz gewahrten, wie er seiner Umgebung das Gift dieser Atheisten-Schule infiltrirte, war — purer „Neid"! „Getragen von der Gnade seines Fürsten" sah der hinterlistige Fremdling mit Verachtung, wie der Biograph sagt, auf die treuherzigen Bayern, die „niedern Raben und geschwätzigen Thiere" herab, häufte Reichthümer auf und betrieb das Werk der Dekatholisirung des Landes bis an's Ende seiner Tage.

Der bekannte Berliner Buchhändler Nikolai, der berühmte Großpächter der Aufklärung, war daher nicht wenig erstaunt, als er im J. 1781 nach München kam, hier bereits einen so großen Vorrath von „Aufklärung", wie man damals die Vorarbeiten zur Entchristlichung Deutschlands nannte, zu finden. „Ich glaube, sagt er, Bayern hat dieses vorzüglich dem berühmten Ickstatt zu danken. Er hatte bei seinem Aufenthalte in England die Liebe zu der freien, unbefangenen, von allen Religionsvorurtheilen entäußerten Denkungsart gefaßt... Die Neigung zum freimüthigen (!) Denken bildete er zu Marburg in des berühmten Wolfs Schule aus. Ickstatt, mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, mußte weit über das ganze damalige katholische Deutschland wegsehen; daher breitete er Licht aus, wohin er kam. Zu Mainz konnte er wenig wirken... Der Graf Stadion brachte ihn nach Bayern. Er ward Lehrer des Kurprinzen Maximilian Joseph. Er suchte dessen Geist zu erweitern (!), der durch die gewöhnliche bigotte Erziehung verengt war, und pflanzte in ihm die Achtung für Gelehrsamkeit und freie Denkweise (!). Ickstatt, welcher selbst die Bücher der protestantischen Gelehrten so wohl kannte, machte die besten davon bei allen Gelegenheiten schon vor vierzig Jahren in Bayern bekannt. Wer es weiß, was dieß in einem erzkatholischen Lande sagen will, wird einsehen, welchen Samen Ickstatt ausstreute."

[redacted]

Das war der Mann, der Bayern einen Regenten gebildet hat und zu dem der junge Adel des Landes und alle diejenigen welche sich für die öffentlichen Aemter vorbereiten wollten, im Laufe von fast drei Decennien in die Schule geschickt werden mußten! Aus seiner Hand empfing das Land seine Staatsmänner, seine Beamten und einen Theil seiner Gelehrten. Und nun wundert euch über das was aus dem bayerischen Volke geworden ist!

Der Biograph schließt sein Werk sehr bezeichnend mit einem freimaurerischen Hymnus, welcher vermuthlich bei der Todesfeier des „heimgegangenen Bruders“ in einer Loge deklamirt worden ist. Er beginnt:

Ihr, die Ihr bebt um Ickstatts Gruft,
Und seufzt, daß Eurer Seufzer Hauch
In seinem Todtenkranze rauscht;
Empor! — zum Himmel schaut empor!
Seht Ihr auf sieben Sternen nicht
Der Weisheit Tempel hoch und hehr?
Es wandeln zwischen Porphirsäulen
Die Geister großer Weisen all.
Die großen Geber der Gesetze,
Der Staaten Lenker, Weise, Dichter.
Homer in Glatz' und Silberbart,
Und Solon strahlend neben ihm,
Lykurg, der Sparta's Schild erfand,
Auf den einst Leonidas Blut
In Purpurströmen niederfloß,
Und Sokrates, der, als das Gift
Wie Feuer weg sein Leben fraß,
Es fühlt, daß er unsterblich war,
Und Minos, Zerdusch und Confuz,
Und jene großen Römer all,
Horaz, die Leier in der Hand,
Und Tacitus, der Deutschen Freund,
Und Seneca, dem für die Wahrheit
Sein Blut aus tausend Wunden floß.
Auch Newton, Leibnitz, Hand in Hand,
Die Schatten stehn um sie herum
Und horchen mit gehobnem Haupt

Den Reden der Vertrauten Gottes,
Auch Weise, die die Welt verkannt,
Die wandeln nun im Lichtkreis jener großen Weisen,
Und sprechen frei, was Wahrheit ist,
Denn dort klirrt keine Kette mehr,
Dort hebt der trunkne Aberglaube
Nicht mehr sein Schwert in Blut getaucht,
Und sammelt Wolken um sich her,
Um unter Nächten frei zu rasen.
Auch du, o Ickstatt, wandelst dort! —
Wie war dir's, als zum erstenmal
Des Tempels goldne Angeln klangen,
Und sich die diamantnen Pforten
Wie Engelsflügel öffneten? —
Und vom Altare her der Hymnus
Der Weisen dir entgegen tönte:
Willkommen Ickstatt, hier im Tempel
Der Weisheit. — Und die Weisen dann
In ihren Sternenkreis dich schlossen,
Dich segneten und Bruder nannten *)?

---

*) Am Schlusse dieser freimaurerischen Apotheose des hingegangenen Bruders bekommen die Unglücklichen, welche an der „Weisheit" des großen Bockenhausers frevelhaft gezweifelt, noch ihren Theil. „Ihr Schleicher in der Mitternacht, ruft ihnen der begeisterte Poet zu, die ihr an Ickstatts Lorbeer nagt, der ewig unverwelklich ist, empor! zum Himmel schaut empor!" Nun, und was erblicken wir dort oben? Doch wohl nicht neben „Zerbusch und Confuz" den „gut katholischen" Ickstatt?

XXXVIII.

Die staatskirchlichen Vorgänge in Genf und Bern.

(Ende September 1872.)

„Man erwartet in Deutschland die ersten entscheidenden Schritte von der Schweiz": so plauderten die aargauischen Behörden das offene Geheimniß amtlich heraus, als sie unlängst in ihren Staatsschriften den Plan zum Umsturz der katholischen Kirchenverfassung und zur Entchristlichung der Schule einleiteten*).

Genf und Bern haben es nun übernommen die faktische Ausführung dieses Planes in Scene zu setzen, und es ist daher angezeigt, das Gebahren dieser beiden Regierungen, wie es in jüngster Zeit zu Tage getreten, näher in's Auge zu fassen, zumal dasselbe nach dem eigenen Geständniß der Akteurs als „Vorspiel" (oder Nachspiel?) für Deutschland dienen soll.

a) Die Vorgänge in Genf.

Unterm 20. September 1872 hat der Staatsrath von Genf die Welt mit folgenden zwei Dekreten gegen Monsignor

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 69. Heft 9.

Mermillod als Pfarrer, Generalvikar und Auxiliar-Bischof von Genf bescheert:

I. Dekret. „Art. 1: Herr Kaspar Mermillod hört auf Pfarrer von Genf zu seyn. Von heute an wird dessen Pfarrgehalt nicht mehr ausbezahlt und solange zurückgehalten, bis die Pfarrverhältnisse geordnet sind. Art. 2: Die kirchliche Diöcesan-Behörde wird hievon in Kenntniß gesetzt und eingeladen mitzuwirken, daß, soweit dieß in ihre Befugniß fällt, das Pfarramt von Genf nicht unbestellt bleibt."

II. Dekret. „Art. 1: Es ist dem Herrn Mermillod untersagt irgendwelchen bischöflichen Akt, sei es direkte oder als Bevollmächtigter, vorzunehmen. Es ist demselben ebenfalls untersagt, irgendwelchen Akt als Generalvikar zu verrichten, sei es aus Auftrag des Diöcesanbischofs oder aus irgend einem anderen Titel. Art. 2: Diese Schlußnahme wird den Pfarrern des Kantons zur Nachachtung mitgetheilt. Art. 3: Dieselbe wird überdieß dem schweizerischen Bundesrath eröffnet" *).

Der Geburt dieser Dekrete ist eine Conferenz zwischen dem Bischofe und dem Staatsrath auf dem Rathhaus vorangegangen. Regierungs-Abgeordnete richteten an den Prälaten das Ansinnen, die bischöflichen Funktionen einzustellen. Msgr. Mermillod erwiderte kategorisch: „daß er im Auftrage seiner kirchlichen Obern, des Papstes und des Bischofs, handle, fortan wie bisher den Weisungen der letzteren gehorche und daher aus Gewissenspflicht dem Ansinnen der Regierung nicht entsprechen könne" **). Auf Verlangen fertigte der Prälat sofort diese Erklärung auf dem Rathhaus schriftlich aus, unterzeichnete sie und übergab sie den Regierungs-Abgeordneten. Damit fiel der Vorhang des ersten Aktes nieder; die Geburtswehen begannen und als der Vorhang wieder aufrollte, lagen die Entsetzungs-Dekrete auf dem Tische des Staatsraths.

*) Vergl. Schweizer Kirchenzeitung, Bulletin vom 24. September.

**) Schweiz. Kirchenzeitung Nr. 39.

Betrachten wir diesen dreifachen Blitzstrahl aus dem calvinischen Vatikan. Msgr. Mermillod ist also entsetzt erstens als Pfarrer der Stadt Genf. Schon ein solches Vorgehen in der Genferischen Republik, im Staate der Freiheit und Gleichheit par excellence, ist auffällig. Ohne gerichtliche Untersuchung, ohne gerichtlichen Spruch wird ein Stadtpfarrer abgesetzt. Selbst die Kirche hat nicht das Recht einen kanonisch eingesetzten Pfarrer seines Amtes ohne kanonischen Prozeß zu entheben, und die protestantische Regierung maßt sich diese Gewalt auf dem Wege einer polizeilichen Verfügung an.

Msgr. Mermillod wird zweitens entsetzt als Generalvikar des Kantons Genf. In allen Diöcesen der Schweiz haben die Bischöfe das unbeanstandete Recht für die Verwaltung der einzelnen Kantone Commissäre oder Generalvikare zu bestellen und denselben jene Vollmachten zu übertragen, welche sie zweckmäßig finden. Auch bezüglich des Kantons Genf hat der Diöcesanbischof dieses Recht stets fort geübt; die früheren Pfarrer Vuarin und Dünoyer funktionirten als Generalvikare und auch Msgr. Mermillod hat seit Jahr und Tag diese Funktionen ausgeübt; die Regierung von Genf selbst hat mit demselben als „Generalvikar“ verkehrt. Indem der Staatsrath von Genf nun durch seinen Polizei-Ukas vom 20. September dem Msgr. Mermillod jede Amtshandlung als Generalvikar untersagt, greift er offenbar in die Rechte des Diöcesanbischofs ein, setzt sich in Widerspruch mit dem Ordinariat und stellt die katholische Kirchenverfassung auf den Kopf.

Msgr. Mermillod wird drittens entsetzt als Auxiliar-Bischof. Durch diesen dritten Gewaltakt greift der Staatsrath selbst den Papst an und erklärt der gesammten katholischen Kirche und Welt den Krieg. Hier treffen wir auf den innersten Kern der brennenden Frage; sie lautet: Hatte Papst Pius IX. das Recht den Msgr. Mermillod zum Bischof von Hebron i. p. und zum Auxiliar-Bischof in Genf

zu ernennen? Darauf könnten wir einfach antworten, daß die Ernennung zum „Bischof in partibus" bis zur Stunde von Niemanden bestritten ist, und daß die Erhebung zum „Auxiliar-Bischof" schon seit sieben Jahren dem Staatsrath von Genf amtlich bekannt und von demselben bis 1872 niemals angefochten wurde; daß somit die Berechtigung als anerkannte Thatsache vorliegt. Treten wir aber, abgesehen hievon, auf die Rechtsfrage selbst ein. Der Staatsrath behauptet, der Kanton Genf sei im J. 1819 durch eine Convention mit dem Bisthum Lausanne verbunden worden und der „Auxiliar-Bischof in Genf" stehe mit dieser Convention im Widerspruch. Allein diese staatsräthliche Behauptung beruht auf einem Grundirrthum. Im J. 1819 wurde keine Convention zwischen dem heiligen Stuhle und der Regierung von Genf geschlossen, sondern Papst Pius VII. hat unterm 20. September 1819 aus eigener souveräner Entschließung durch ein einfaches Breve den Kanton Genf mit dem Bisthum Lausanne verbunden, ohne daß hiefür weder mit der Regierung von Genf noch mit den Regierungen der übrigen Kantone (welche zur Diöcese Lausanne gehören) irgend ein Vertrag abgeschlossen worden wäre. Der Staatsrath von Genf anerkannte 1819 officiell die Berechtigung des Papstes zum Erlaß dieses Breves und drückte hiefür dem heiligen Stuhle*) seinen Dank aus. Hatte aber Pius VII. im J. 1819 das Recht den Bischof von Lausanne durch ein Breve zum Diöcesanbischof von Genf zu erheben, so hatte Papst Pius IX. im J. 1865 unzweifelhaft auch das Recht den Stadtpfarrer und Generalvikar von Genf ebenso zum „Bischof in partibus und Auxiliar-Bischof" zu ernennen.

Selbst wenn Papst Pius IX. noch einen Schritt weiter gegangen, den Kanton Genf vom Bisthum Lausanne wieder getrennt und den alten Genfer Bischofssitz in Genf herge-

*) Merkwürdiger Weise verwendete sich vorzüglich die preußische Gesandtschaft in Rom für den Erlaß dieses Breves von 1819.

stellt hätte, so würde der heil. Stuhl keine „Convention" mit der Regierung von Genf gebrochen, sondern nur sein Recht geübt haben. Vorerst ist das Bisthum Genf kirchlich nie aufgehoben worden, im Gegentheil wurde der Bischof von Lausanne angewiesen sich „Bischof von Lausanne und von Genf" zu schreiben: es ist also im Jahre 1819 keine Verschmelzung zweier Bisthümer in Eines, sondern die Verwaltung zweier Diöcesen durch einen gemeinsamen Bischof vom Papst angeordnet worden. Sollte der Papst nun 1872 Gründe haben, den Kanton Genf durch einen eigenen Bischof in Genf verwalten zu lassen, so ist er gewiß nicht weniger befugt als zum Verbindungsakt von 1819. Daß aber der heil. Stuhl wirklich solche Gründe haben dürfte, das steht bei uns, obschon wir in die Absichten des Vatikans nicht näher eingeweiht sind, außer Zweifel.

Gründe hiezu hat dem Papste die Regierung von Genf selbst geliefert. Als nämlich im Jahre 1815 der Wiener-Vertrag die katholischen Gemeinden von Savoyen und Frankreich getrennt, mit der Stadt Genf verbunden und so den neuen schweizerischen „Kanton Genf" geschaffen hatte, da wurde durch feierliche Staatsverträge die Garantie ertheilt: „daß die katholische Religion in diesen Gemeinden wie bisherhin erhalten und geschützt bleiben soll." Auf diese Verträge berief sich auch Papst Pius VII. ausdrücklich, als er 1819 den Kanton Genf mit dem schweizerischen Bisthume Lausanne verband: „Après avoir pesé toutes les circonstances qui s'y rapportent, nous avons vu clairement, qu'en vertu du Congrès de Vienne de 1815 et du traité entre le Sérénissime roi de Sardaigne, d'une part, la Confédération Suisse et le gouvernement de la république de Genève, d'autre part, conclu à Turin en 1816, la religion catholique sera maintenue et protégée dans les lieux cédés au gouvernement de la susdite république, de la même manière, qu'elle était maintenue et protégée dans les susdits lieux par le très-religieux roi susdit, lorsqu' il en était le

Souverain, comme c'est le devoir d'un prince catholique et très-pieux; ainsi nous avons reconnu, que par la force de contrat solennel, donné à l'acte de cession des lieux susdits, acte auquel se sont jointes l'autorité et la garantie de plusieurs souverains, les intérêts de la religion catholique avaient été mis suffisamment en sûreté." (Breve vom 20. September 1819.)

Nun aber hat in jüngster Zeit die Regierung von Genf Gesetze erlassen und durchgeführt, welche mit den staatsverträglich ertheilten Garantien in diametralem Widerspruch stehen. So z. B. wurde die Civil-Ehe in den katholischen Gemeinden eingeführt, den Schulbrüdern und den barmherzigen Schwestern das Recht zu lehren entzogen und deren Schulen geschlossen, Schulen der katholischen Gemeinden wurden protestantischen Lehrern und Lehrerinen übergeben, dem katholischen Collegium zu Carrouge der confessionelle Charakter entrissen, kirchliche Prozessionen in der katholischen Pfarrei Chêne untersagt u. s. w. Und jetzt wird sogar der kanonisch eingesetzte Stadtpfarrer von Genf ohne gerichtliche Untersuchung und Urtheil durch einen polizeilichen Machtspruch der Regierung entsetzt, der vom Diöcesanbischof ernannte Generalvikar abberufen und dem vom heiligen Stuhle bezeichneten Auxiliar-Bischof jede bischöfliche Funktion untersagt. Wäre es hienach wohl zu verwundern, wenn unter solchen Umständen der heilige Stuhl erklären würde: daß Angesichts dieser Garantie-Verletzungen die kirchliche Verwaltung des Kantons Genf durch den im entfernten Freiburg residirenden Bischof von Lausanne nicht mehr entspreche und daß die Diöcesanleitung einem in Genf selbst residirenden Bischof von Genf zu übertragen sei?

Doch wir haben uns hier nicht mit der Zukunft zu befassen; unsere Aufgabe ist nur zu zeigen, wie die Regierung von Genf in dem zum Umsturze der katholischen Kirchenverfassung verabredeten Concerte die Partie der ersten Violine spielt, und wir schließen diese Genfer-Geschichten mit der Bemerkung,

daß man katholischerseits keineswegs gewillt scheint, dieses Spiel stillschweigend hinzunehmen. Am 20. September wurden die beiden Gewaltsdekrete erlassen und dem Herrn Bischof Mermillod mitgetheilt; derselbe hat aber, dagegen protestirend, seine Verrichtungen als Pfarrer, Generalvikar und Auxiliar-Bischof fortgesetzt und gerade am folgenden Tage Weihungen in der Notre-Dame-Kirche vorgenommen. Schon am 22. war in der Stadt Genf und in allen katholischen Pfarreien des Kantons eine offene Protestation angeschlagen, in welcher die angesehensten Bürger gegen das Vorgehen des Staatsraths im Namen des Rechts und der Freiheit, gestützt auf die Verfassung und die Gesetze, Einspruch erhoben. Unterm 24. September haben sämmtliche Bischöfe der Schweiz eine Adresse an den Bischof Mermillod gerichtet, aus welcher wir folgende Worte von großer Tragweite hier wiedergeben: „Le Gouvernement de Genève, après avoir violé la liberté des associations religieuses, après avoir fermé les écoles libres des Frères de la Doctrine chrétienne et des Soeurs de la Charité, par ses nouvelles prétentions et par ses mesures arbitraires, porte une grave atteinte à la constitution même de l'Eglise. L'épiscopat suisse ne peut se taire; il vous encourage à rester ferme devant ses empiètements. — Nous félicitons tous vos prêtres et les catholiques du canton de Genève de ce qu'ils se groupent autour de vous dans cette résistance légitime. Qu'ils le sachent, ils ne seront pas isolés. Les catholiques de la Suisse, ceux du monde entier et en général tous les amis de la justice seront avec vous, parceque fidèles aux paroles de la Sainte-Ecriture, *vous obéissez à Dieu plutôt qu'aux hommes.*“ Bereits haben auch die Katholiken Frankreichs dem Bischof Mermillod ihre lebhafte Sympathie ausgesprochen und die Ehrenpflicht übernommen, durch eine Subscription den von der Genfer-Regierung ihm entzogenen Gehalt zu ersetzen*).

---

*) Der „Univers“ füllte ganze Spalten mit der Liste solcher Subscriptionen, die in wenig Tagen über 24,000 Fr. einbrachten. D. R.

Aber auch die Genfer-Regierung hat nicht ohne Vorbereitung ihren vergifteten Pfeil abgeschossen. Vor Veröffentlichung der beiden Dekrete hat sie, wie man bestimmt weiß, mit dem Bundesrath in Bern durch eine Abordnung darüber conferirt und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß auch noch andere Verabredungen und Abmachungen für gewisse Eventualitäten stattgefunden haben.

Wir verlassen hier die Genfer-Vorgänge, wie sie am letzten Tag Septembers, wo wir diese Zeilen niederschreiben, stehen, und gehen zu den Vorgängen in dem größten der schweizerischen Kantone über.

b) Die Vorgänge in Bern.

Schon im Februar 1872 ließ die Regierung von Bern eine neue „Kirchen-Organisation" als Gesetzesentwurf drucken; der Entwurf blieb jedoch geheimgehalten bis znm August, wo das Elaborat einer doppelten Commission (einer katholischen und einer protestantischen) zur Berathung zugewiesen wurde. Diese neue Kirchen-Organisation soll für alle Confessionen Geltung erhalten und schon dieser Umstand, daß ein und dasselbe Staatsgesetz die katholischen und protestantischen Kirchengemeinden reguliren und regieren will, signalisirt den Standpunkt und die Richtung des Vorschlages. In der That steuert der Entwurf auf einen vollständigen Umsturz der katholischen Kirchenverfassung und die Inthronisirung des sogenannten modernen National-Staatskirchenthums los. Zum Beweise führen wir hier die Hauptartikel bezüglich der Bisthums- und der Pfarrverhältnisse wörtlich an:

Neue Diöcesan-Organisation im Kanton Bern.

Der Staat Bern als solcher tritt von den durch die Vereinigungsurkunde von 1815 und den Bisthumsvertrag von 1828 eingegangenen Verpflichtungen gegenüber dem Bisthum Basel und den Diöcesanständen zurück und erklärt überhaupt seinen Austritt aus dem Bisthumsverband.

Den katholischen Kirchgemeinden des Kantons bleibt es, gegen Uebernahme der betreffenden Leistungen, freigestellt, einen solchen Verband mit der Diöcese Basel oder einem anderen schweizerischen Bisthum beizubehalten. Falls sie dieß beschließen, darf jedoch ihre Vertretung in den Bisthumsangelegenheiten nur durch die katholische Kirchencommission stattfinden *) und es unterliegen überdieß alle daherigen Unterhandlungen sowohl mit dem bischöflichen Ordinariat als mit den Diöcesan-Kantonen der Genehmigung der Staatsbehörden.

Der Diöcesanbischof und die übrigen kirchlichen Oberbehörden der katholischen Kirche werden vom Staate nur insoweit anerkannt, als sie bei Ausübung ihres Oberhirtenamts keiner Uebergriffe in das Gebiet der Landesgesetze, der Staatsordnung und des confessionellen Friedens sich schuldig machen und ihre Thätigkeit auf das Kirchlich-Religiöse beschränken.

Außerdem unterliegen alle Erlasse, Kundmachungen, Rundschreiben und Verfügungen katholisch-kirchlicher Oberbehörden dem Gutheißen (Placet) des Regierungsrathes. Werden solche kirchliche Erlasse ohne vorher eingeholtes und ertheiltes Gutheißen bekannt gemacht, so haben sie keine Verbindlichkeit und es sind die geistlichen Untergebenen verpflichtet, nicht nur deren Bekanntmachung zu unterlassen, sondern sogleich dem Regierungsstatthalter zu Handen des Regierungsrathes von der Widerhandlung Mittheilung zu machen (Art. 48 der Kirchenorganisation).

II. Pfarrorganisation im Kanton Bern.

Die Verordnungen des vorliegenden Gesetzes sind anwendbar auf alle öffentlichen Pfarreien, welche vom Staate anerkannt sind. — Der Staat (große Rath) kann mittels specieller Dekrete nach Zeit und Umständen die Pfarreien

---

*) Die Mehrheit dieser sogenannten „katholischen Kirchencommission“ besteht aus Laien und wird vom (protestantischen) Regierungsrath ernannt.

umgrenzen und kirchliche Stellen aufheben oder neue einsetzen (Art. 1).

Die Pfarrgemeinde besteht aus allen denjenigen welche innerhalb der Grenzen des Pfarrbezirks wohnen, derselben Confession angehören und sich von dieser Confession nicht durch eine formelle Erklärung vor dem Pfarrgemeinderathe zurückgezogen haben (Art. 2 und 3. Die durch die rechtmäßige Kirchenbehörde Ausgeschlossenen — Excommunicirten — bleiben also stimmfähig, sofern sie nicht selbst ihren Ausschluß erklären!)

Die Pfarrgemeinde hat das Recht die Geistlichen zu wählen und abzusetzen, jedoch müssen ihre Beschlüsse durch die Regierung ratificirt werden. — Sie verfügt über die Kirchengüter, bestimmt die Besoldungen, fördert das sittliche und religiöse Leben (Art. 6 A und B). Die Pfarrgemeinde hat das Recht, Beschlüsse der höheren kirchlichen Autoritäten in Sachen des Glaubens und der Sitten zu verwerfen. — Wenn zwei Drittel der Versammlung sich gegen einen solchen Beschluß der kirchlichen Autoritäten aussprechen, so ist derselbe als verworfen zu betrachten (Art. 6 C und D).

Der Pfarrgemeinderath ist die reguläre Behörde für Ueberwachung und Verwaltung der Pfarrei. Er ist mit der Führung der Geschäfte und der Auswahl aller kirchlichen Angestellten betraut. — Ihm ist die Mithülfe für das Heil der Seelen, die Ueberwachung des Gottesdienstes, des kirchlichen Unterrichts, die Bestimmung der Zeit des Gottesdienstes &c. übertragen (Art. 13 und 14).

Wenn die kirchliche Behörde die Ordination eines Priesteramts-Candidaten verweigert, so gilt der Betreffende, sofern er in's Bernische Ministerium vom Regierungsrathe aufgenommen ist, auch ohne stattgehabte Ordination für wahlfähig (Art. 24).

Nach Inkrafttreten dieses Gesetzes sind sämmtliche gegenwärtige Geistlichenstellen innerhalb Jahresfrist neu zu bestellen (Art. 35). Diese Wahlen geschehen nur auf sechs Jahre und nach Ablauf der sechs Jahre hat die Kirchgemeindeversammlung über Beibehaltung oder Entfernung der Angestellten abzustimmen (Art. 33).

Es genügt diese Cardinalpunkte der neuen „Berner Kirchen-Organisation" anzuführen, um den Beweis vor Augen zu legen, daß sie auf die Umkehr der katholischen und die Einführung einer sogenannten nationalen Kirchenverfassung absieht. Zugleich wird die Ahnung bestätigt, daß ein solches Unterfangen nur ein Glied in dem Räderwerke bilden kann, welches dermalen gegen die katholische Kirche überhaupt in Bewegung gesetzt wird und worin „die Schweiz durch die ersten entscheidenden Schritte Deutschland vorangehen sollte."

Ebenso bedarf es keines näheren Beweises, daß dieser Gesetzes-Vorschlag bei den katholischen Geistlichen auf einstimmigen Widerspruch und bei der immensen Mehrheit der katholischen Bevölkerung auf Mißbilligung stößt. Sämmtliche drei Dekane, welche als Mitglieder der Commission zur Prüfung des Entwurfs nach Bern berufen wurden, haben in der ersten Sitzung ihr „Non possumus" zu Protokoll gegeben, jede Betheiligung an den Berathungen abgelehnt und Bern sofort verlassen. Auch hat im katholischen Landestheile bereits eine Volksversammlung stattgefunden und gegen die Grundsätze der neuen Kirchenorganisation feierlichen Protest ausgesprochen. Selbst in protestantischen Kreisen findet das Unternehmen nicht überall eine günstige Aufnahme. So sagt z. B. der „Pilger aus Bern": „Es wird uns aufrichtig freuen, wenn eine neue Kirchenorganisation zu Stande kömmt, die unserer Kirche, mehr noch, die auch unserem Volke zum Segen gereicht. Aber aus den Anfängen und aus den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, vermögen wir den frohen Hoffnungen nicht zu folgen."

Werden derlei Einwendungen und Warnungen die Regierung von Bern bewegen, den Gesetzes-Vorschlag fallen zu lassen? Wir müssen dieses bezweifeln und zwar um so mehr, weil es sich eben um das „planmäßige Vorangehen mit entscheidenden Schritten" handelt. Auch haben die beiden von der Regierung einberufenen Special-Commissionen, wie man

vernimmt, ihr Gutachten bereits zu Gunsten der neuen Kirchenorganisation abgegeben, was nicht auf ein Einlenken hindeutet.

Wir bedauern ein solches Gebahren im Interesse der Schweiz, denn nicht nur werden durch das Vorgehen Berns und Genfs Brandfackeln in das schweizerische Volksleben geworfen, sondern es werden auch die Staatsverträge von 1815 verletzt und damit, wenn nicht für jetzt, so doch vielleicht für später Verlegenheiten nach Außen geschaffen. Ein staatsmännischer Blick und ein praktischer Sinn sollten solche Verwicklungen nach Innen und Außen zu vermeiden wissen.

XXXIX.

Zur Geschichtsliteratur.

Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. Hof-, Adels- und diplomatische Kreise Deutschlands geschildert aus geheimen Gesandtschaftsberichten und andern durchwegs archivalischen bisher unedirten Quellen. Von Sebastian Brunner. 2 Bde. Wien, Braumüller 1872.

Man sieht es dem bescheidenen Titel dieser jüngsten Publikation des illustren Historikers kaum an, was für einen reichen und vielseitigen Inhalt dieselbe bietet. In zwei stattlichen Bänden hat der Verfasser, um in seinen Worten zu reden, uns eine Bildergallerie eröffnet, in welcher die hervorragenden Staatsmänner und theils größere theils kleinere Machthaber weltlichen wie geistlichen Ranges an

uns vorüberziehen. Die hohen Herrn von ehedem sind einem Meister gesessen, der sich die Farben von ihnen selbst geliehen, indem er es ihnen überließ, aus ihren Briefen und geheimen Berichten ihr eigen Porträt zu beschaffen. Wenn ein besonderer Ton darauf gelegt wird, daß es bisher unedirte Quellen sind, welche hier zum erstenmal erschlossen werden, so mag die Andeutung gestattet seyn, daß es sich um Bewältigung eines ganz gewaltigen handschriftlichen Materiales gehandelt hat, und bei weitem mehr Arbeit gefordert ward, als etwa einige wohlgeordnete Convolute von Briefen und Berichten zum Abdruck zu bereiten. Der Verfasser hat nur wo das unbedingt von nöthen, eigene Reflexionen als Commentare den Bildern beigegeben, hingegen aber jedes dieser 620 Bildchen in seiner launigen oft vom feinsten Humor gewürzten Sprache überschrieben; ein Dienst, durch welchen ebenso die klare Ueberſicht gewahrt blieb, als auch die Monotonie fern gehalten wurde.

Das 18. Jahrhundert steht zur Gegenwart so sehr im Verhältniß von Ursache und Wirkung, daß seine Kenntniß nicht bloß dem Geschichtsforscher unerläßlich bleibt, sondern ein auch noch so bescheidenes Verständniß der beregtesten Fragen unserer Tage Jedem eine Unmöglichkeit ist, der wohl darüber keinen Zweifel mehr hegt, daß der Barometer der Zeit auf Sturm steht, aber keine Ahnung davon hat, um welche Stunde es gewesen, daß Wind gesäet worden. Zu den Werken, welche eine solche Orientirung in der mühelosesten Weise an die Hand geben, zählt unbestritten Brunner's Buch. Die Auswahl der Bilder ist eine solche, daß nicht allein der Historiker von Fach dieselben gerne einsieht, sondern auch der Laie auf diesem Gebiete mit Nutzen davor verweilen wird.

Der erste Band beschäftigt sich vorwaltend mit den Relationen der kaiserlichen Gesandten am kurbayerischen Hofe. Vorangeschickt ist (S. 19—32) ein „Unterricht und zusammengetragene Verfassung vor jene, welche sich seiner

Zeit zu Gesandtschaften tauglich machen wollen" (aus einer Handschrift der Münchner Staatsbibliothek vom J. 1773); eine Zusammenstellung diplomatischer Grundregeln von solch naiver Komik, daß dieselbe allein schon hinreichen würde, den „Humor" dieser Politik zu rechtfertigen.

Aus den Relationen des kaiserl. Gesandten am Münchner Hofe Baron von Widmann (1750—56), seines Nachfolgers Podstasky (1757—72), Graf Hartig, Lehrbach u. a. folgt nun die praktische Verwerthung dieses Diplomatenkatechismus. Es werden uns da mit einer Anschaulichkeit, wie solche kaum bei Memoiren möglich, die über jeden Begriff verkommenen Zustände des Jahrhunderts der „glorreichen" Revolution im heiligen römisch-deutschen Reiche vorgeführt, daß einem über der grellen Beleuchtung Hören und Sehen vergehen könnte. Die ganze unabsehbare Misere jener im engherzigsten Egoismus verknöcherten Kleinstaaterei in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die schamlosesten Wahlumtriebe, der Pfründeschacher und die am hellen Tage getriebene Bestechung, Hofscandale welche unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Runde durch's Land machen, daneben maßlose Verschwendung und heillose Schuldenmacherei bei Geistlich und Weltlich, französische Intriguen dazwischen, ein Spionirsystem welches wohl seinen Culminationspunkt im „Intercepten machen" (das Geschäft unser heutigen „Briefmarder"*) erreicht haben mag, daneben eine Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei im Ceremonienwesen (so berichtet Lehrbach von einer Ministerconferenz, welche nichts Geringeres zum Gegenstand hatte als die Entscheidung, ob der Kurfürst das Band des Georgi-Ordens von rechts nach links oder von links nach rechts tragen solle!) — das Alles und Aergeres treibt am Leser vorüber, und hält ihm den Spiegel

*) Zur Erhöhung des Humors übersendet dann gelegentlich die Gesandtschaft dem Fürsten Kaunitz, in bitterem Ernst, das Modell einer neuen — Mausfalle! I. 172.

einer Zeit vor, welche über solch' kindischem Gebahren den Abgrund nicht sah, der schon zu ihren Füßen gähnte, und das ferne Rollen des Donners nicht hörte, welcher die schlagenden Wetter verkündete.

Man hält über der Lektüre wiederholt inne, und sieht nach dem Datum, wenn man (noch 1789) diese beständigen Nergeleien und Rangstreitigkeiten zwischen den winzigen Potentaten und ihren Gesandten liest, diesen wahrhaften Lärm um Nichts, während die „ungezogene populace" (stehender Name des unzufriedenen Volkes) schon sich anschickte mit den Freiheitshelden jenseits des Rheins zu sympathisiren. — Nach hundert Jahren werden sicher die Forscher auch aus den diplomatischen Archiven der Gegenwart der Thorheiten so viele an's Licht ziehen, daß dieser ohnehin schon zum Aschenbrödel gewordenen Wissenschaft ihr bischen Glorie noch weit ärger zerzaust werden wird; aber mehr des Blödsinns und der Unvernunft zu Tage zu fördern, als es unserem Säkulum an seinem Vorläufer möglich gewesen — nein, das geht nicht!

Der zweite Band zeichnet sich womöglich durch eine größere Mannigfaltigkeit der Mittheilungen aus, insofern die vielseitigsten Correspondenzen hoher und höchster Herrn zur Vorlage kommen, und sich so der Gesichtskreis um ein Bedeutendes erweitert. Da finden wir zunächst, mit einer orientirenden Einleitung versehen, „Ausgesuchte Stücke aus einigen Briefen kaiserlicher Agenten bei der Wahl des Fürstbischofs von Würzburg": wahre Prachtstücke einer dummpfiffigen Politik, bei welcher immer einer den andern auf die feinste Weise anzuführen des Willens ist, dabei aber alle diese Herrn miteinander das Netz durch so viele Knöpfe und Schlingen derartig verwirren, daß sie sich zuletzt selbst nicht mehr darin zurecht finden — „alles mit scharf überlegter Circumspektion", wie es in einem der Aktenstücke heißt.

Daran schließen sich (S. 89 — 163) Stylproben aus der Correspondenz des Reichsministers Cobenzl mit Bischöfen

und andern Persönlichkeiten, welche nebenbei schätzbare Aufschlüsse gewährt über die Genesis der „österreichischen Läusekrankheit" (vide die Stücke: Jud Max Hirschl an Cobenzl, und Jud Moyses Max Schlesinger an Cobenzl, Jud Lazarus Salomon ꝛc.). Ferner interessante Aeußerungen des Fürsten Kaunitz über den Widerruf des Febronius (S. 164 ff.); die Correspondenz Josephs II. mit dem Fürsten Kaunitz (S. 173—217) sowie mit dem Grafen Cobenzl (S. 217—238) über kirchliche Angelegenheiten, über die Ankunft Pius VI. in Wien ꝛc., welche charakteristische Ergänzungen zu der frühern französischen Sammlung des Herausgebers: „Correspondances intimes" etc. liefert.

Eine willkommene Einlage für Kenntniß der belgischen Vorgänge bildet namentlich das vom Verfasser commentirte Lebensbild des kaiserl. Rathes und Freimaurers Nikolaus Dufour (1746 — 1809), zuerst Propst von Nikolsburg, dann kaiserl. Reformator in Belgien, dessen wohlverdienter Nachruf wohl in bündigster Form Alles sagt: daß er gestorben sine testamento et sacramento! Leuten, welche es über ein mitleidiges Achselzucken begleitet vom obligaten Lächeln nicht hinausbringen, wenn vom Freimaurerthum die Rede ist und seinem weltbewegenden Einfluß, möchte es recht gut bekommen, diesen aktenmäßig porträtirten Logenbruder, den „Verwirrer Belgiens", wie er in einer Flugschrift genannt wird, des Nähern sich zu besehen.

Das „Ceremoniell bei der Wahl eines Fürsten und Bischofs von Passau 1761" eröffnet uns, im Zusammenhalt mit andern ähnlichen hier illustrirten Vorgängen, eine Perspektive in ein wahres Durcheinander von Baldachinen, Sesseln, Tafeln, Anreden, Verbeugungen in „Mittelgattung und tief", Koch- und Redekünsten, Visiten und Audienzen und all' den Ehren und Nichtehren welche sich die Herren, gemäß der wohlausgedachten Anordnung der kaiserlichen Wahlcommissäre, gegenseitig anthaten, daß man ihnen, den Weisen dieser Welt, diese Lappalien füglich überlassen könnte, eingedenk

einer höhern Mahnung: omne animal juxta suum, wenn es nur nicht auch Würdenträger der Kirche wären, welche sich mit vorgespannt an das Narrenseil! Noch krauser als im ersten Bande drängen sich hier die Belege zusammen für die verrottete Wirthschaft auf kirchlichem Gebiete. Fast überall finden wir bei den Wahlen geistlicher Fürsten das weltliche Reichsinteresse und noch mehr persönliche materielle Interessen im Vordergrund, die ideale Aufgabe der Kirche dagegen nur allzu tief im Hintergrund, wo nicht ganz vergessen. Ein freilich nur schwacher Trost ist es, daß die Herrn vom weltlichen Regimente eben wenig Ursache haben mit Steinen zu werfen von wegen der gläsernen Bedachung über dem eigenen Haupte. Es verräth immerhin eine kecke Stirne, wenn der Kurfürst bei Cardinal Albani für einen Knaben um die Stelle eines Coadjutors an einer Propstei bettelt, und den Vorhalt des „zu zarten Alters" mit der Gegenrede abfertigt: „Des Petenten Tugenden sind größer als sein Alter!" (S. 105); aber es kam dagegen „drüben" vor, daß „ungebornen Kindern" Offizierspatente verliehen wurden. Wenn fünf Bischöfe miteinander just die artige Zahl von fünfundzwanzig Stühlen inne hatten, so konnte das der Kirche ebensowenig zum Heile gereichen, als das deutsche Reich, wie die Folge gelehrt hat, auf eine Armee zählen durfte, deren Führer zumeist aus unfähigen über Nacht hinaufgeschobenen Adeligen sich rekrutirten. — Dabei hatten sich die Herrn in diese verrotteten Zustände so hineingelebt, daß es uns heute Staunen verursacht, wie wenig Mühe sie sich gaben, auch nur ein wenig ihre namenlos niedrige Gesinnung zu verbergen. Wenn ein Freiherr von Greifenklau, Canonikus von Augsburg, sein Desiderium nach einem Canonikat von Ellwangen einfach damit motivirt, „da er dieses nebst dem Augsburger am bequemlichsten genüssen könnte", oder der Fürstbischof von Augsburg seinem Capitel einen Prinzen Clement als Coadjutor einreden will, „da durch die Großmuth desselben vorgesehen ist, daß Hochdieselbe

von denen Einkünften des Hochstiftes so lange Wir im Leben seyn werden, nichts erwarten“ (I. 142), so mag an solch' schönen Geständnissen Vieles auszustellen seyn, aber offen waren die Herrn, das muß ihnen ihr Feind lassen. Niemand wird an diesen und unzählig ähnlichen Stücken den Humor vermissen, wenn er auch gerade erst durch den traurigen Ernst der Zeitlage, dem solche Frivolität gegenüberstand, angeregt wird.

Des Lehrreichen bietet Brunner's Werk ohne Frage auch für die Gegenwart die genügende Menge, und gerade in den leitenden Kreisen, meinen wir, sollte es vor allem gelesen werden. Was die Zukunft bringen wird für Kirche und Gesellschaft, wer kann es sagen? Mehr als breitspurige conjekturalpolitische Essay's aber vermag solch' ein Bote vergangener Zeiten zu enthüllen. Fast jedes der hier aufgerollten Bilder ist eine Warnungstafel. Der Verfasser sagt, auf die Hauptschäden hinweisend: „Die Kirche hatte ihre angewiesenen rechtlichen und begründeten Mittel zur Reform und zur Abstellung von Mißbräuchen lange her nicht mehr angewendet, dem Staate war dieser Schlummerzustand willkommen, um so mehr war ja die Herrschaft über die Kirche in seiner Hand... Provinzial- und Diöcesansynoden, welche in dieser Angelegenheit auf ganz correktem und kirchlichem Wege nach der Vorschrift des Tridentinum etwas Gedeihliches hätten leisten können, waren den Gelüsten geistlicher und weltlicher Herrscher zuwider. Man verachtete die wahrhaft weisen Gesetze des Tridentinischen Concils gerade in jenem Theile desselben, in welchem dem persönlichen Alleinwillen gegenüber der legale moralische Damm von Rath, Bitte und Beschwerde öffentlich von Seite des Klerus in legaler vorgezeichneter Form aufgeführt, d. h. ausgesprochen werden sollte... Wenn Männer der Kirche, denen sonst kirchliche Gesinnung zuerkannt werden mußte, denselben Horror, wie die Vertreter des absolutistischen Staats, vor diesem ächt kirchlichen Institute (der Provinzial- und

Diöcesansynoden) an den Tag gelegt haben, so kann das nur ein Zeugniß für den Umstand geben, daß diese nicht wußten, welch' ungeheure Macht in dem gemeinsamen Vorgehen gegenüber dem gemeinsamen Anstürmen der Kirchenfeinde gelegen ist, und daß sie am Ende in so traurige Situationen gelangen können, in denen sie sich in ihrer Isolirung vom Klerus gar nicht mehr zu rathen und zu helfen wissen."

Der Verfasser hat es für nothwendig gehalten, gewissen landläufigen Einsprechern gegen das zeitgemäße Erscheinen des Buches den Mund zu stopfen. Es dürfte allerdings kaum an Schönfärbern fehlen, welche ein Mißbehagen nicht verwinden können ob der schonungslosen Bloßstellung des Schadens im eigenen Stande. Wollte eine ängstliche Seele für's erste über Scandalsucht klagen, so kann ihr der Verfasser entgegenhalten, daß ihm „handschriftliches Material ziemlich anrüchiger Qualität" durch die Hände gegangen ist, ohne daß er von selbem Gebrauch gemacht hat. Es wurde eben nur „das zur Schilderung der sittlichen Zustände Nothwendige" verwerthet, darum das Ueberflüssige beiseits gelassen. Im Uebrigen wird jeder ehrliche Mann gerne unterschreiben, was in der Einleitung zum zweiten Band gesagt ist: daß mit der Heimlichthuerei und Vertuschungsmethode vom Standpunkt der Moral aus nichts gethan sei, und dem Historiker die Wahrheit über Alles gehen muß; auch wir glauben, daß mit Zudecken den Interessen der Kirche schlecht gedient sei, und wenn schon enthüllt seyn muß, der Historiker von Gewissen und Glauben doch weit eher dazu berufen ist, als verbissene Geschichtsbaumeister, welchen derlei Dinge doch nur Wasser auf ihre Romanmühlen liefern. Und so meinen wir schließlich dem Verfasser nur in Einem nicht beistimmen zu können: daß er „der Bringer einer unwillkommenen Botschaft sei, und darum ein nachtheilig Amt habe" (S. 435); sondern gerade dafür, daß er der Gegenwart einen Spiegel vorgehalten aus Thatsachen vergangener Zeiten, wird

es ihm Jeder Dank wissen, der anders in der Geschichte eine magistra vitae zu sehen sich gewöhnt hat.

XL.

Zeitläufe.

Zur Revue der kirchlichen Bewegung und ihrer jüngsten Manöver.

Der ganze Continent widerhallt von dem Lärm und der Aufregung in kirchlichen nnd religiösen Dingen; das neue deutsche Reich insbesondere erblickt seine erste und höchste Aufgabe in einer mit gesetzgeberischen und Polizei-Mitteln zu bewirkenden kirchlichen Umwälzung. Wer hätte das gedacht vor fünfundzwanzig Jahren, als damals die Mächte des Tages nicht rasch genug Religion und Kirche in den Altentheil hinausweisen zu können glaubten, um dann für immer von diesen bedeutungslosen Momenten zu abstrahiren? Heute gibt es nur mehr Eine Partei die ohne Rücksicht auf Religion und Kirche auskommen und fertig zu werden meint; das ist die sociale Demokratie, und auch ihre Sprache würde voraussichtlich anders lauten, sobald sie vor das Apropos gestellt wäre.

Betrübendes tritt in dieser allgemeinen Bewegung massenhaft an's Licht; aber es fragt sich doch, ob nicht jetzt schon die tröstliche Seite der Erscheinung vorwiegt. Der Geist der Antikirche entfaltet seine volle Macht und Wuth, seitdem er der Machtmittel des Staates sicher ist; aber immerhin, man interessirt sich doch für eine Daseynsform, die in einer andern

Zeit bereits der öffentlichen Verachtung zu verfallen schien. Insoferne ist es richtig und wahr, daß unser Zeitalter, gegen alles menschliche Ermessen, wieder „theologisch“ geworden sei, wie dereinst die Decennien der „Reformation“ es waren.

Die bunte Masse der Parteien scheidet sich in zwei große Richtungen, die nach einem einfachen Kriterium auseinander zu halten sind: Kirchen-Geist und Geist des Subjektivismus. Aber die Seelen sind sehr ungleich auf die beiden Seiten vertheilt. Auf der Einen Seite steht in großartiger Isolirung die römisch-katholische Kirche; auf der andern tummelt sich Alles was sonst noch in religiösen und kirchlichen Dingen, heute mehr als je, Laut und Ton von sich gibt. Damit wollen wir keineswegs sagen, daß auf protestantischer Seite, namentlich innerhalb des Lutherthums, der Kirchen-Geist neuerlich wieder gänzlich erloschen sei. Es gibt auch dort immer noch treue Zeugen. Aber an dem Kampf betheiligen sich nur vereinzelte Stimmen, während der Rest zusehends von der Tagesordnung verschwindet. Ohne Allianz und Beistand anderer Kirchenmächte steht somit die alte katholische Kirche den gewaltigen Heeren der subjektivistischen Coalition gegenüber: das ist es auch, was der edle Herr von Gerlach in seiner neuesten Broschüre so schmerzlich beklagt, ohne das Geringste von seinem „evangelischen Standpunkt“ zu vergeben.

Aber Eines hat man auf der Seite des Kirchen-Geistes gerade in der Verlassenheit von allen weltlichen Mächten und äußerlichem Beistande voraus. Und zwar meine ich nicht nur die geschlossene Einheit, welche vorher schon sprüchwörtlich war, sondern auch die gemeinsame innerliche Vertiefung. Es ist ein oft gehörter und in der That nicht ganz abzuläugnender Vorwurf gewesen, daß der bekannte Aufschwung des katholischen Kirchenwesens im laufenden Jahrhundert ein vorherrschend äußerlicher, sozusagen juristisch-politischer sei, in besonderm Grade befördert durch die reaktionären Neigungen bei den Mächtigen dieser Welt und somit nicht ohne

reichliche Beimischung sehr erbhafter Rücksichten. Daß etwas daran und an dem Vorwurfe begründet war, hat sich seit dem Momente bewiesen, wo die Hof- und Regierungsgunst wechseln zu müssen glaubte. Jetzt aber hat sich die Lage gründlich geändert; und während die katholische Kirche in ihrer menschlichen Verlassenheit naturgemäß darauf angewiesen ist ihren äußern Aufschwung durch innerliche Vertiefung zu bewähren und zu befestigen, mögen nun die coalisirten Parteien ihr gegenüber zusehen, wie ihnen die juristisch-politischen Experimente bekommen, zu welchen sie sich unter dem Jubel des Zeit- und Weltgeistes demüthiglich anbieten, und wie sie die Prüfung bestehen werden.

Unglück und Noth lehrt beten. Das beweist sich jetzt an der katholischen Kirche in allen Ländern des Continents. In den zwanziger und dreißiger Jahren ist die katholische Reaktion in Frankreich mit dem Beispiel vorangegangen; aber wie grundverschieden ist ihre Erscheinung von damals und von heute! So verschieden wie Parlament und Literatur einerseits, Kirche und Sakrament andererseits. Schon die letzten Ostern haben den liberalen Berichterstattern in Paris und sonst bittern Kummer bereitet, daß die katholischen Gotteshäuser in einer Weise überlaufen seien, die jedes erlaubte Maß übersteige, und zwar nicht bloß vom frommen Frauengeschlecht, sondern geradeso auch von den Männern, die vordem in den französischen Tempeln durch ihre Abwesenheit zu glänzen pflegten. Seit Wochen ist nun in und aus Frankreich ein neuer Schrecken für die liberalen Herren hinzugekommen. Ein Phänomen das sich nicht ignoriren läßt, sind die plötzlich auftretenden Massen-Wallfahrten. Tag für Tag, wird der Wiener Juden-Presse berichtet, müsse man derlei „Haarsträubendes“ vor Augen sehen; die berufensten Wallfahrten des Mittelalters seien bereits überholt; es sei ein „Ausbruch des religiösen Wahnsinns-Vesuv“, und das müsse man erleben im zweiten Jahre der neuen französischen Republik. In unsern Augen ist es ein öffentlicher Beweis,

daß im katholisch gläubigen Volke das Vertrauen auf menschliche Mittel und Wege überall verschwindet und man sich nicht mehr scheut, der höhnenden Welt in's Angesicht, die Hülfe da zu suchen wo sie allein zu finden ist. Ich sehe darin das unzweifelhafte Symptom der Verinnerlichung des Katholicismus in Frankreich wie überall.

Auch die Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, welche jüngst in Breslau stattgefunden hat, ist sichtlich von dem neuen Geiste erfüllt gewesen. Schwerlich ist in der Zeit wo die Politik in diesen Versammlungen statutenmäßig verpönt war, weniger von menschlichen Mitteln und Wegen die Rede gewesen als jetzt. Wir Katholiken wollen uns nicht rühmen und haben wahrlich keine Ursache hiezu; erfreuen aber dürfen wir uns über das Zeugniß das der unerschrockene Streiter, Herr von Gerlach, uns soeben ertheilt hat: „Geistliche Mächte, wenn sie in sich Bestand haben, wachsen durch die Verfolgung. Die katholische Kirche als Macht ist jetzt eifriger, compakter, einiger in sich, selbstvertrauender, leistungsfähiger, thatkräftiger, streitbarer — vielleicht schon zu streitbar — und besser organisirt als sie noch im ersten Halbjahr 1871 war. Römische Katholiken rühmen, daß ihre Kirche auch in ihrem göttlichen Inhalt innerlich aufblühe und zunehme — im Glauben, in opferwilliger Liebe, im Gebetsleben, in geistlicher Innigkeit des Gottesdienstes" rc.*).

Allerdings ist nicht zu läugnen, daß diese Verinnerlichung in unserer Kirche durch einen numerischen Verlust und durch den Abgang so mancher Zierde in den Augen der Welt erkauft worden ist. Aber doch nicht zu theuer. Gerade die Persönlichkeiten welche in der Opposition gegen die conciliarischen Dekrete aus der Kirche ausgesprungen sind, hatten das juristisch-politische, das veräußerlichende Element reprä-

*) Kaiser und Papst vom Verfasser der Rundschauen. Berlin, van Muyden. 1870.

sentirt; ihr heimlicher Subjektivismus hatte erkältend und confundirend in weiten Kreisen gewirkt, während wir auf die illustren Namen ungebührlich pochten. Will man heute die Namen der hauptsächlichsten Führer im ausgebrochenen Schisma Revue passiren lassen, so wird man kaum Einen finden der, seit den Jahren der täuschenden Reaktion, an den Werken geistlicher Innigkeit und offenen Bekennermuthes sich noch betheiligte. Immerhin mögen auch einige pietistisch angelegte Naturen mit in die Opposition hineingerathen seyn; aber im Allgemeinen hat gerade die eigentliche pietas am meisten gefehlt. Der ungezähmte Subjektivismus mag sich unter diesem oder jenem Vorwande verbergen, er ist es doch der die ganze Opposition zusammengeführt hat, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt dem Einen mehr, dem Andern weniger wohl seyn mag in der großen und vielfärbigen Gesellschaft die der Geist des Subjektivismus um sich und unter sich versammelt hat.

In vier großen Schaustellungen hat sich dieser Geist seit ein paar Wochen innerhalb der Grenzen des deutschen Reichs vernehmen lassen: ich meine die Versammlung der sogenannten „Altkatholiken" in Köln, das Unionsfest in Worms, den Kirchentag in Halle und den Protestanten-Vereins-Tag in Osnabrück. Vor Zeiten haben wir solchen „Tagen" je eigene Artikel gewidmet; jetzt, bei dem Uebermaß theologischer Aufregung und ihrer Auftritte im Reich, ist es nicht mehr möglich nachzukommen. Aber auch nicht mehr so nöthig; denn alle diese Versammlungen sind insoferne über Einen Leist geschlagen, als sie sämmtlich Kirche machen wollen mit ihren menschlichen Mitteln, auf irdischem oder sozusagen auf materiellem Wege. Die „Nationalität" ist überall das Hauptaugenmerk ihrer Kirchengründung, wobei nur die „Altkatholiken" ihrem angemaßten Namen dadurch einige Ehre anzuthun streben, daß sie etwas Kosmopolitismus der Nationalkirchen-Idee beimischen. „Wir erwarten", so lautete ein Hauptsatz des Münchener Programms, „auf dem

Wege der fortschreitenden christlichen Cultur (!) eine Verständigung mit den übrigen christlichen Confessionen.“ Fortschritt und Nationalität als Kirchenprincip entspricht allerdings dem Darwinismus in der Wissenschaft.

Um vorerst in Kürze die Stellung der drei altprotestantischen Versammlungen zu bezeichnen, so genügt es zu bemerken, daß auf ihnen die „deutsche Nationalkirche“ in’s System gebracht erschien. Der „Kirchentag“ hat bekanntlich vor 25 Jahren und geraume Zeit nachher verschiedene Anläufe zum strengen Confessionalismus genommen, damit ist es aber längst vorbei; er ist in die Gewalt des Unionismus gefallen, und bewahrt höchstens noch leise Anklänge an die positive Union, während die zwei anderen Versammlungen, gradweise vielleicht etwas verschieden, der negativen Union vom reinsten Wasser angehören. Ein neu aufgetauchtes Schlagwort beherrscht diesen ganzen Kreis, und das Schlagwort heißt „kirchlicher Partikularismus“. Aber man verstehe wohl: unter dem kirchlichen Partikularismus welcher bekämpft und überwunden werden müsse, ist nicht etwa die Verfassungsseite der einzelnen Landeskirchen gemeint, sondern das dogmatische Moment im Confessionalismus oder die Unterscheidungslehren. Wie das deutsche Reich den politischen Partikularismus als Feind zu überwinden hat um Nationalstaat zu bleiben oder zu werden, so muß im Confessionalismus jener verderbliche Partikularismus vernichtet werden, welcher der kirchlichen Einheit deutscher Nation hinderlich ist: das ist der Ideengang welcher augenscheinlich mehr und mehr die Köpfe beherrscht. Für die Herren in Osnabrück ist schon Christus der Gottmensch als rechthaberisches Dogma ein verwerflicher „Partikularismus“, für andere etwas weniger. Darin aber sind alle im Reinen, wie Deutschland durch Preußen politisch geeinigt worden, so müsse es durch Ausbildung der Union von 1817 kirchlich geeinigt werden auf Kosten der geschlossenen Confession.

Auch darüber sind die Herren einig, daß „Jesuitismus

und Confessionalismus" durchaus correlative und im Grunde identische Begriffe seien. Ja, in Worms ist das merkwürdige Wort gefallen: der Confessionalismus sei es gewesen, der im päpstlichen Infallibilismus seine volle Ausbildung erreicht und seine letzten Trümpfe ausgespielt habe. Ein vielsagendes Wort, das über mancherlei Verhältnisse helles Licht verbreitet. Zum Beispiel ergibt sich daraus, was mit der Benennung „protestantische Jesuiten" eigentlich gemeint ist, und man begreift hieraus erst recht, warum Herr von Gerlach die stumme Haltung dieser Vertreter im Reichstag bei der Jesuiten-Debatte so bitter beklagt. In der That lag darin der traurige Beweis, daß der protestantische Confessionalismus bereits hoffnungslos unter dem Druck der subjektivistischen Strömung schmachte und den Mund in eigenster Sache nicht mehr zu öffnen wage.

Wenn es der Confessionalismus überhaupt ist, der im päpstlichen Infallibilismus gipfelt, dann versteht es sich auch von selbst, daß gerade die negativsten Richtungen im protestantischen Unionismus dem sogenannten „Altkatholicismus" am meisten sympathisch seyn müssen und ebenso umgekehrt. Hienach war das Erstaunen sehr überflüssig, mit dem die Thatsache vernommen worden ist, daß der Präsident des „Protestanten-Vereins", Herr Bluntschli, zu der Versammlung nach Köln eingeladen und dort erschienen sei.

Herr Bluntschli hat auch nicht versäumt, den in Osnabrück versammelten Genossen eine vollkommen durchsichtige Erklärung über seine officielle Besuchsreise nach Köln zu geben: „Die Führer der altkatholischen Bewegung seien durch die Agitation selbst freier geworden und unserm protestantischen Bewußtseyn wesentlich näher gerückt; er glaube nicht, daß die Bewegung sich im Sande verlaufen, sondern bei fortdauerndem Kampfe zwischen Staat und Kirche möglicherweise zu jetzt kaum geahnten Zielen fortschreiten werde. Der von den Altkatholiken in Köln ausgesprochene Wunsch der Verständigung mit den anderen Confessionen könne nur auf

dem Gebiete der Ethik in Erfüllung gehen" (schon aus dem Grunde weil der „Protestanten-Verein" keine Dogmen mehr hat). „Mit der zu diesem Behuf in Köln niedergesetzten Commission aber habe der engere Ausschuß des Protestanten-Vereins beschlossen in Verbindung zu treten und voraussichtlich werde man auch, wie in Köln Protestanten, so auf spätern Protestantentagen Altkatholiken erscheinen sehen!"

Die Herren in Köln haben ihre Verhandlungen diesmal noch geheimer gehalten als im vorigen Jahre zu München; Reporter wurden gar nicht mehr zugelassen, sondern nur officiell redigirte Bulletins konnten gegen Bezahlung an den verschlossenen Thüren in Empfang genommen werden. Sie wollen ohne Zeugen seyn und ihre Differenzen nicht vor das Publikum gebracht haben. Aber in ihren Spitzen besteht die Gesellschaft aus denselben Leuten, welche bei der Münchener „Gelehrten-Versammlung" von 1863 den ersten und noch schüchternen Versuch gemacht haben eine Vereinigung zu gründen zur Erhebung der „deutschen Wissenschaft" über die kirchliche Autorität, und die Aeußerungen Bluntschli's als Augen- und Ohrenzeuge lassen errathen, wie tief diese Leute bereits hinabgegleitet sind auf der abschüssigen Bahn des Subjektivismus und welch' trübe Mischung aus ihrer eigenen Vereinigung geworden ist, ganz abgesehen von den Vertretern älterer Sekten die sie sich aus Rußland, England, Amerika und der Türkei eingeladen haben und aggregiren wollten — Krethi und Plethi — um ihrer Sache einen interessanten Anschein zu geben in den Augen der Mächtigen des Tages.

Ein hochliberaler Theilnehmer an der vorjährigen Versammlung in München hat vor Allem zwei große Richtungen in derselben unterschieden, nämlich die „Politiker" und die „Puritaner". Den Einen, sagt er, liege weit mehr die Macht des Staates als die Größe der Kirche am Herzen; sie betonten darum vor Allem die „Staatsgefährlichkeit" des Vatikanums und wollten die Kirchenhoheit des Staats in

möglichst weiten Grenzen und den helfenden Eingriff desselben in möglichst intensiver Form erzielen. Den andern hingegen verschwinde die politische Seite der Infallibilität vor der Erwägung, daß eine Glaubenslehre alterirt sei; sie seien immer noch nicht mit dem Gedanken einer Schmälerung der kirchlichen Befugnisse zu Gunsten der Staatsgewalt befreundet, namentlich in Bezug auf die Heranbildung des Klerus. Wegen ihres vorherrschenden Dogmaticismus werden sie „Puritaner" genannt.

Bei der Münchener Versammlung waren gerade die „Politiker" massenhaft hinzugelaufen. Prof. Weingarten berichtete damals in dem Berliner Journal „Im neuen Reich" hierüber: „Die ganze Bedeutung der Agitation liege auf politischem und nationalem Gebiete und ein Redner habe es in München offen ausgesprochen, daß mehr als die Hälfte der Delegirten aus politischen Motiven zu den Altkatholiken halten." Heuer war die Zahl der Delegirten (von fast 500) erstaunlich herabgesunken, namentlich, wie es scheint, durch den Umstand daß die Politiker weggeblieben waren. Insbesondere hatten die bayerischen Haupthähne abgeschrieben. Denn für diese Herren hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan oder — die Officiösen in Berlin lassen die Frage im Zweifel — er hat sie vielmehr nicht gethan. Jedenfalls hat ein Mächtigerer die Aufgabe in die Hand genommen und auf die Bahn der Staatsgewalt gebracht. Man weiß, wie viel es geschlagen hat, wenn ein Blatt wie die Wiener „Neue Freie Presse", gestern noch eine der lautesten Lobposaunen der Herrn von Döllinger und Consorten, heute schreiben kann: „Der Altkatholicismus ist verloren, aber sein Grundgedanke, die Lossagung von Rom, bleibt bestehen und wird sich in anderer Erscheinungsform verwirklichen." In der That hat Herr Weingarten schon im vorigen Jahre erzählt: in vertrauten Gesprächen sei es die Ansicht vieler Gelehrten im Münchener Glaspalaste gewesen: „wenn wir nicht von Rom und vom Papst loskommen, ist Alles vergebens."

Der Abgang der „Politiker" darf aber nicht so verstanden werden, als ob in der Kölner Versammlung weniger Geschrei gewesen wäre nach Staats- und Reichshülfe. Das Gegentheil war der Fall und mußte in dem Maße der Fall seyn, als der dürftige Bestand an religiösem Feuer in den zwölf Monaten bereits aufgezehrt ward. Im Unterschied von der Münchener Conferenz ist zwar die heurige mit Gottesdienst und Gebet eröffnet worden; aber im Grunde fehlt doch den Leuten die rechte Energie des Sektengeistes gänzlich, wie ihnen der Kirchengeist zuvor gefehlt hat. „Die noch entgegenstehenden Schwierigkeiten", berichtet Hr. Bluntschli, „seien wesentlich ökonomischer Natur und könnten nur durch Eingreifen der Reichsgesetzgebung überwunden werden." Das obengenannte Wiener Blatt aber scandalisirt sich gerade an dieser Seite der Verhandlungen und übergießt die fraglichen Ansprüche mit beißendem Hohn: „Die Zahl derer, welche sich durch das Unfehlbarkeits-Dogma aus der römischen Kirche herausschrecken ließen, ist unter den hervorragenden Theologen bedeutend, unter den Laien wenigstens relativ Null. Der Wunsch, den hunderten von Millionen bewußter oder unbewußter Infallibilisten die Kirchengüter, selbst die Kirchengebäude und die Staatssubvention zu nehmen, und dieselben den paar tausend Altkatholiken zu übertragen, wäre heller lichter Wahnwitz." Nebenbei gesagt, hat übrigens der Weingarten'sche Bericht vom vorigen Jahre auch unter den erwähnten Theologen wohlweislich unterschieden: „Diese altkatholische Bewegung ist eine reine Illusion; das zeigt besonders die geringe Zahl der Geistlichen die sich ihr angeschlossen, noch mehr aber die wahrhaft erschreckende Unbedeutendheit derselben." Ein Polizeibericht aus der Münchener Versammlung soll sogar von confiscirten Gesichtern gesprochen haben.

Was nun die andere Richtung der Gesellschaft, nämlich die „Puritaner" betrifft, so vermag man bis jetzt nur aus den zurecht gemachten Protokollen der geheimen Conferenzen

über ihre Haltung Schlüsse zu ziehen. Aber so viel steht fest, daß Herr von Döllinger bereits zu den völlig überwundenen Standpunkten zählt. Er wollte ja nur eine „wissenschaftliche Opposition" innerhalb der Kirche; allerdings wollte er dadurch auch eine Annäherung der Confessionen anbahnen, aber an die „Protestanten-Vereine" in Deutschland und beziehungsweise England hat er sicher nicht gedacht. Vor Allem hat er auch daran nicht gedacht, daß man eine wissenschaftliche Opposition in der Kirche nicht so anfängt, wie er gethan, und noch weniger so fortführt.

Schon im vorigen Jahre erschrack er vor den Consequenzen seines eigenen Thuns. „Das Programm", so erzählt der erstgenannte Berichterstatter*), „welches von den Professoren Reinkens und Huber verfaßt worden war, schien dem großen Kirchenlehrer zu weit zu gehen, oder wenigstens sah er darin die Möglichkeit einer Lostrennung von der alten römischen Kirchenverfassung. Döllinger erblaßte, es bedurfte aller Mittel der Ueberredung um ihn zu beruhigen, und der Augenblick war in der That ergreifend, als er langsam zur Feder griff und zögernd unterschrieb." Als dann der Antrag auf Bildung eigener Gemeinden und Aufstellung eigener Pfarrer für die „altkatholischen" Vereine berathen wurde, da warnte Döllinger dringend, doch nicht sofort wieder dem angenommenen Programm in's Gesicht schlagen und vor aller Welt den Weg der Sektenbildung betreten zu wollen. Er wurde überstimmt. Jüngst in Köln ward nun die Wahl eigener Bischöfe anstatt der jansenistischen Nothhelfer aus Holland beantragt. Die Wahl wurde beschlossen; daß nicht auch gleich ein bestimmter Termin anberaumt wurde, scheint viel mehr in sachlichen Erwägungen seinen Grund gehabt zu haben als in zarter Rücksicht auf den widerstrebenden Herrn von Döllinger. Die Periode der Verhimmelung ist für den greisen

---

*) Leipziger „Grenzboten" vom 6. Oktober 1871.

Gelehrten vorbei, er wird als aus- und abgenützt bei Seite geschoben von den fortschreitenden Elementen.

Daß die Frage nicht ohne heftige Stöße zur Entscheidung kam, beweist schon der Umstand daß sie dießmal sogar vor die Oeffentlichkeit gezerrt wurde. Der Satz: „nicht da wo Papst und Bischöfe, sondern wo die wahre Lehre Christi, sei die katholische Kirche", war direkt gegen Döllinger und seine vom Münchener Congreß her bekannte Haltung gerichtet. Mit Erstaunen hatte man ihn im Glaspalaste so reden hören, als wenn immer noch die „rechtmäßige Autorität des Papsts und der Bischöfe" festgehalten werden müsse. Professor Maaßen aus Wien behandelte in Köln das Thema. Nach ihm gibt es keine katholische Hierarchie mehr, da der Papst und alle Bischöfe vom Glauben abgefallen sind, nur die Jansenisten scheint er auszunehmen. Von dem Fürsten Bismark erwartet er Hülfe gegen das Unwesen der Hierarchie und die Etablirung einer rechtgläubigen Kirchenregierung, und als den richtigen „Moltke" hiezu empfiehlt er, nicht den Herrn von Döllinger, sondern den Ritter von Schulte. So ist denn nebenbei auch das Geheimniß verrathen, wo der Ehrgeiz des Prager Collegen hinausmöchte, den man seit Jahren vergebens den „gebornen Preußen" ausspielen läßt.

In der That dürfte es Herr Maaßen seyn, durch den der Standpunkt der obengenannten „Puritaner" am correktesten vertreten wird. Die katholische Kirche, wie sie bis zum 18. Juli 1870 bestand, ist ihm die Bewahrerin der wahren Lehre Christi. Er soll daher auch heftig aufgetreten seyn, als die Versammlung daran ging eine lange Reihe sogenannter „Reformen" gegen die vorvatikanische Kirche zu beschließen. Aber wie kann er dann auf gleichem kirchlichen Fuße sich bewegen mit einem Michaud, dem Verfasser französischer Scandal-Romane, der nicht nur der Döllinger'schen Richtung ihre Inconsequenz öffentlich vorrückt, sondern auch unumwunden erklärt, daß „es in dem Symbolum und in den Concilien der römischen Kirche noch viele andere verderbliche Irrthümer

gebe", seit mindestens tausend Jahren? Wie kann er dann Kirchenmacherei treiben gemeinsam mit der großen Zahl derer, welche gerade in dem Standpunkt Michaud's allein eine Zukunft für den sogenannten „Altkatholicismus" erblicken und in dem entgegengesetzten einen schwer begreiflichen Irrthum sehen*)? Wie konnte man dann den ehemaligen P. Hyacinth in Köln empfangen, der eben auf seiner Hochzeitsreise begriffen war, wenn die Lehren und Vorschriften der katholischen Kirche bis zum 18. Juli 1870 unverbrüchlich sind? Den Herrn Frohschammer in München und den im Münchener Glaspalast noch gefeierten Apostel aus Wien hat man zwar wegen rongeanischer Verirrungen excommunicirt; aber mit einem Philosophen will man Kirche machen der um kein Haar positiver denkt, und überdieß hat man ihn die Repräsentanz des „Protestanten-Vereins" einladen lassen. Lauter Räthsel vom Standpunkt eines altkatholischen „Puritaners", freilich keine Räthsel nach dem natürlichen Verlauf der Dinge. Wer einmal die ganze Kirche des Abfalls zeiht, dem fehlt der feste Boden zum Widerstand gegen den Geist des Subjektivismus jeder Art. Das ist unter Anderm vom Kirchentag zu Halle in ganz eigenthümlicher Weise den Herren in Köln zu Gehör geredet worden**).

Daß die trübe Mischung im Schooße des sogenannten „Altkatholicismus" fortwährend trüber wird, scheinen auch die außerdeutschen Besuche im Vergleich zum vorigen Jahre zu verrathen. Aus England kam weder ein sogenannter „Altkatholik" noch ein Puseyit, wohl aber kamen, neben ein paar

*) S. „Vom Rhein" Allg. Zeitung vom 20. September.

**) Der „Kirchentag" hat seiner Sympathie-Bezeugung die Bemerkung beigefügt: hienach dürften die altkatholischen Gelehrten wohl auch keinen Anstand mehr nehmen die Auflehnung der Reformatoren des 16. Jahrhunderts gegen die kirchliche Autorität als vollkommen gerechtfertigt und als ein Werk des göttlichen Geistes anzuerkennen. Implicite scheint der Kirchentag auch fragen zu wollen: mit welchem Rechte dann gewisse Leute vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten seien?

unbestimmbaren Amerikanern, zwei Bischöfe der hochkirchlichen und ein Hauptvertreter der niederkirchlichen Richtung, was dort ungefähr den „Protestanten-Verein" bedeutet. Gerade mit den zwei Hochkirchlern scheint sich die Versammlung am härtesten gesprochen zu haben, während die Münchener Irenik ursprünglich die streng anglikanische Richtung vor Allem im Auge hatte. — Aus Rußland war im vorigen Jahre der Erzpope Ossinin gesendet worden in Begleitung eines Herrn Overbeck. Nach seiner Rückkehr erstattete Ossinin in einer vom Großfürsten Constantin veranstalteten Versammlung der höchsten Herrschaften Bericht*). Er äußerte seine Ansicht dahin, daß er „nach dem Sturze des Papstthums" eine Verschmelzung der verschiedenen Confessionen für möglich halte, insoferne sich dieselben nur über die Grundlagen des Glaubens zu verständigen brauchten, ihre besondern Gebräuche und Riten aber beibehalten könnten. Als Beispiel wie das gehe, führte er besagten Herrn Overbeck an, der von der anglikanischen Kirche zur russischen Orthodoxie übergetreten und nun Pope an der griechisch-russischen Kirche in München sei. Herr Overbeck war aber vorher als Professor in Bonn zum deutschen Protestantismus abgefallen, und hatte sich mit einer Schullehrerstochter auch ehelich verbunden, dann erst hatte er sich dem Anglikanismus zugewendet. Eine noch gründlichere „Verschmelzung der Confessionen" scheint bereits die russische Repräsentanz bei der Kölner Versammlung repräsentirt zu haben. Der „Verein der Freunde geistlicher Aufklärung" war es, der sich durch zwei Abgesandte vertreten ließ, darunter ein Oberst Kirejeff**),

*) Genfer Correspondenz vom 4. Januar 1872.

**) Der auffallend ähnliche Name erinnert uns an eine russische Schrift, welche im Bande 46 der „Historisch-politischen Blätter" S. 683 ff. besprochen ist. Die Schrift, welche 1859 in Paris unter dem Titel: La Russie est-elle schismatique? erschien und als deren Verfasser uns ein Herr Kirejewski in Moskau genannt wurde, erregte im damaligen theologischen München großes Interesse. In jener wärmeren Zeit verfolgte man hier mit gespannter

Adjutant des Großfürsten Constantin, welcher der Protektor des Vereins zur geistlichen Aufklärung zu seyn scheint.

Wir haben uns bei der Versammlung in Köln vielleicht länger aufgehalten als sie an sich werth war. Aber es handelt sich um die Betrachtung der jüngsten Blüthe, welche der Geist des Subjektivismus an's Licht getrieben und zwar dießmal an Fechsern aus dem katholischen Kirchengarten. Damit ist nun das Maß voll, die Scheidung der Elemente

---

Erwartung die Unionsversuche ganz anderer Art, welche von dem Jesuitenpater Fürsten Gagarin ausgingen. Herr Kirejewski kam nun dem P. Gagarin mit dem ausführlichen Nachweis entgegen, daß die russisch-orthodoxe Kirche zwar in ihrer Theologie schismatisch, ja häretisch, in ihrem gesammten liturgischen Leben aber gut katholisch sei. Die officielle Theologie in ihrer bodenlosen Unwissenheit und Verläumdungssucht, „mit ihren von Protestanten und Jansenisten entlehnten Argumenten", lasse nur die Thatsache nicht zum Bewußtseyn kommen. Unter Anderm sagt Herr Kirejewski: „So lehrt man z. B., daß der Papst ein Autokrat sei und sich für sündlos ausgebe; man begreift nicht oder will nicht begreifen, daß die Unfehlbarkeit in Sachen der Lehre nothwendig an den Stuhl des Apostelfürsten geknüpft seyn muß, welchem der Herr die Unvergänglichkeit verheißen hat... Die liturgischen Bücher der russischen Kirche, die Neologe, Eucologe, Prologe und viele andere, enthalten die reine katholische, ja man kann sagen die ultramontane Lehre vom Primat des Papstes und vom Stuhl Petri. Der Papst ist da nicht nur als Oberhaupt der christlichen Kirche benannt, sondern auch als Haupt des heil. Concils, mit dem Recht aus eigener Machtvollkommenheit die Patriarchen des Orients ab- und andere einzusetzen." — Nach der Schilderung aber, die uns Kirejewski von der officiellen russischen Theologie gibt, ist es freilich nicht zu verwundern, wenn sie von der feurigsten Sympathie für den sogenannten „Altkatholicismus" entbrannte und jetzt auch der Rektor der geistlichen Akademie in Petersburg mit nach Köln ging. Wie weit dabei nicht minder die Politik im Spiel ist, läßt die Hindeutung in dem Bericht Ossinins auf die katholischen Slaven des Südwestens und auf den polnischen Pfahl errathen, der durch eine „so reformirte katholische Kirche" am leichtesten aus dem russischen Fleisch gezogen würde.

ist zu Ende, die zwei großen Heere stehen sich auf dem geistigen Kampfplatz schlachtbereit gegenüber. Fürst Bismarck hat im Jahre 1849 als Abgeordneter in einer Rede gegen die Civilehe das energische Wort gesprochen: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert“*). Was konnte der berühmte Redner damit im letzten Grunde Anderes meinen als den Geist des zügellosen Subjektivismus? Nun aber hat gerade er das oberste Commando über die Mobilmachung desselben übernommen, und in dem bedeutungsvollen Streit mit dem Bischof von Ermeland ist deutlich genug ausgesprochen, daß dieß geschehen solle mit allen Machtmitteln des preußischen Staats und, beziehungsweise auf dem gedachten Schiff, des Reichs. So erfüllt sich die alte Prophezeiung, daß die große geistige Entscheidungsschlacht dereinst geschlagen werden solle auf dem brandenburgischen Sande.

LXI.

Politischer Spaziergang durch Südwestdeutschland und die Schweiz.

V. Per Dampf von Constanz nach Schaffhausen.

Der Sohn des modernen Lebens erreicht kein so hohes Alter mehr wie vordem. Von Zeit zu Zeit bringen die Blätter Todesanzeigen längst verschollener Größen, aus denen hervorgeht, daß englische Oberoffiziere und Peers oft steinalt werden; doch gerade in manchem Fabrikbezirk desselben England ist die mittlere Lebensdauer unter zwanzig Jahre herab-

*) Dieses Wort des Herrn von Bismarck steht als Motto auf der neuesten Schrift des Herrn von Gerlach.

gesunken — gewiß eine schreckliche Thatsache. Unser rasch und kurzlebendes Geschlecht sieht und hört und durchlebt aber dennoch in kurzer Frist mehr als unsere Altvordern vielleicht ihr ganzes Leben lang. Wir haben eben das Dampfroß zu Wasser und zu Land und die lenkbare Luftballonpost vielleicht bald obendrein. Ein Tag im Waggon oder auf dem Flußdampfer wiegt leicht ein Jahr eintönigen Stilllebens auf. Nahezu dreißig Dampfschiffe durchkreuzen das schwäbische oder nunmehr — excusez-moi! — mußpreußische Meer. Die Route Constanz-Schaffhausen verbindet mit den Annehmlichkeiten der Seefahrt die der Rheinreise. Ich habe noch nirgends eine Schilderung der prächtigen Partie getroffen, niemals noch hatte ich dieselbe gemacht. Also auf nach Valencia!

Der Theergeruch des Hafens war überstanden. Huldigend senkte unser „Arenenberg" vor der prächtigen Constanzer Rheinbrücke das Rohr, dafür schwamm er ungehindert und hurtig durch den Pfeiler landabwärts. Mannschaft und Passagiere waren bald gemustert. Der Capitän, ein kriegerisch ausschauender Bursche mit einem etwas breiten Gesichte und einem sehr, sehr breiten Dialekte, die Mannschaft stämmige, wetterharte Schweizer, deren ruhiges und sicheres Gebahren Vertrauen einflößte. Schiffbrüche, Kesselexplosionen und dergleichen Intermezzo's der Wasserfreuden gehören auch auf dem Bodensee bekanntlich nicht in das Reich der Chimären. Fern von jener Grandezza und Commandirsucht, in welcher der mit etwas zweierlei Tuch prunkende Bedientengeist bei uns und in Rußland sich gefällt, lachte und scherzte der oberste Lenker des „Arenenberges" im Vorübergehen mit seinen Leuten; wo nöthig, half er höchst eigenhändig beim Aus- und Einladen ich sah ihn, wie er mit der Kraft und Gewandtheit eines Stettiner Packers einen mächtigen Getreidesack zum Landungsplatze spedirte. Ob Fremde sein Thun billigten oder anstößig fanden, darum kümmerte unser Capitän sich nicht entfernt.

Scherzend und lachend tummelten ein halbes Dutzend Studenten sich auf dem Verdecke herum. Auch ohne die weißen Mützen und farbigen Bänder war leicht zu errathen, daß es Schweizer seien; denn wann und wo verleugnet der deutsche

Schweizer seine, nichtdeutschen Ohren rauh und mißtönig vorkommende, Mundart? Derbe, kerngesunde Gestalten waren sie, diese jungen Republikaner. Mein Wohlgefallen an ihnen erhöhte sich, als ich aus der Unterhaltung entnahm, daß mehrere Theologie studirten. Seit langen Jahrzehnten sind ja die kirchlichen Zustände in den meisten Kantonen also beschaffen, daß ein warmer Glaube und mannhafter Entschluß dazu gehört, um katholischer Geistlicher zu werden. In Deutschland ist der Musensohn sehr geneigt, den Theologen oder doch den Convictoren als ebenbürtigen Studenten gar nicht mehr gelten zu lassen; man muß wenig oder nichts glauben, zum mindesten protestantisch oder auchkatholisch seyn, um als **Deutscher** betrachtet zu werden; die katholische Bevölkerung ist der Mohr, der alle Lasten tragen und „Gut und Blut" opfern darf, dafür aber als vaterlandsloser Wicht verschrien und fort und fort mit Fußtritten regalirt wird. Ferner beharren Krethi und Plethi der deutschen Cultur mit einer wahren Bullboggenlogik auf ihrem Steckenpferd, als gehöre neben den katholischen Altar nothwendig ein Thron, als müße der Katholik vor lauter Consequenz durchaus Monarchist und am liebsten gleich ein Verehrer des fürstlichen Absolutismus seyn. Solche Oberflächlichkeiten und Rohheiten gehören noch nicht zu den Errungenschaften des schweizerischen Geistes; selbst die Radicalen sind zu verständig, zu praktisch, politisch zu geschult, um in dem Schweizer im Talar und in der Kutte den gleichberechtigten, vaterlandsliebenden, republikanischen Landsmann nicht zu respektiren. Dagegen ist in andern Beziehungen die Lage des Episkopates und Klerus so kläglich, daß der Neuheide deutscher Zunge dieselbe als mustergiltig erachtet. Wir werden das Nähere erfahren. Ohne allen Zweifel kannten die Theologen auf dem Schiffe ihre wenig verlockenden Aussichten, allein das beeinträchtigte ihren frohen Muth nicht.

„Zwar die Laster blühen und vermehren,'
Geiz bringt Güter, Ehrfurcht führt zu Ehren,
Bosheit herrschet, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden schaden.
Doch der Himmel hat noch seine Kinder:
Fromme leben, kennt man sie schon minder."

Guter Haller, so stund es in deinen Tagen, vor länger als einem Jahrhundert, heute haben wir deine Welt in der letzten Potenz!

Den grellsten Gegensatz zu dem regen fröhlichen Gebahren der Studenten bildete eine Gruppe Engländer. Keine Lords, keine Ladies, ehrsame Spießbürger, die auf dem Continent auch einmal „gentlemanlike“ thun wollten. Sie hatten das Wagestück unternommen, obwohl sie keinen Satz Französisch oder Deutsch ihr eigen nannten. In meiner Nähe ein Master Fallstaff als Tonangeber der Gesellschaft: kurze Gestalt mit Hängbauch, im breiten Antlitz auffallend vorstehende Kröten-augen, unter der zwiebelförmigen blaurothen Nase ein breiter Mund mit wulstigen Unterlippen, ergrauende Cotelettes von ungeheurer Größe. Neben ihm eine niedliche Miß, blond, blauäugig ohne das Augenungewitter der Pallas Athene, der Teint so zart, wie eben bloß Albions Töchter ihn tragen. Dann eine dürre himmellange Fahnenstange generis masculini, gleichfalls blond, das von einem verunglückten Backenbart umrahmte Gesicht sehr lang und sehr langweilig. Die Zärtlichkeit, womit er die verschwommenen Aeuglein auf der Blondine ruhen ließ und deren sparsames Gezwitscher mit sanftem Lächeln und Lispeln erwiderte, legten die Vermuthung nahe, man habe in ihm einen angehenden Ehekrüppel und in ihr dessen zarte Regierung vor sich. Dem stillen Trio gegenüber ein contrastreiches Duo: eine braune Miß mit braunen Schelmenaugen und dem Lächeln unbefangener Jugend — natürlich cum permissu superioris, nämlich Fallstaffs — auf dem schönen Munde, die Züge so fein und ebenmäßig wie bei jenen profanen Madonnen in Oelfarbendruck, die in gar manchem Kirchlein der Andacht nicht förderlich sind. Dicht neben diesem gelungenen Menschenbild als Gegenstück die vergilbte schönere Hälfte, jedenfalls eine Angestammte des Dicken: Kürbiskopf, honorable Hackennase, hinter mächtigen blauen Brillengläsern grüne lauernde Augen, ganz Nachteule. Selten unterbrochenes Schweigen während der ganzen Fahrt; keinerlei Umschau; imponirende Gleichgültigkeit. Falstaff saß da ähnlich einem indischen Heiligen, der das Gelübde auszuführen ver-

sucht, lediglich seine Nasenspitze zu beschauen. Das blonde Paar vertiefte sich gegenseitig stillvergnügt in die Lectüre der Augen, die andern lasen wirklich oder scheinbar in ihren Reisebüchern. Ein solches hatte jedes Mitglied der Gesellschaft in der Hand, alle von gleichem Umfang, rother Saffianeinband, mit Goldschnitt, dieselben Lettern und Vignetten. Es war zum Gähnen. Um dieß Geschäft anständiger und ausgiebiger abthun zu können, erhob ich mich und schaute eine Weile in den glänzenden, ruhelosen, geheimnißvollen Maschinenraum hinab. Um mich her flegelten schwerfälligen Trittes etwelche Germanissimi, Weinreisende, Manschettenbauern, Schreiber oder dergleichen. Sie brummten, wieherten, fluchten und verriethen durch ihre Conversation, daß sie den Anstrich von Bildung nur ihren Schneidermeistern und nebenbei ihrem neuheidnischen Leibjournal verdankten. Gutmüthige Kerle im Grund, in der Regel wohlbeleibt mit nichtssagenden Gesichtern und gut gepolsterten Wangen, fast immer mit Augengläsern, unter der Nase mindestens ein Schnauzer. Geld und Geldeswerth heißt der eigentliche Gott solcher Kreise; ihr Tempel ist das Geschäft, der Hauptaltar darin der Bauch. Gott sei gedankt, daß seit dem 70ger Kriege mindestens eine Verirrung des Idealismus in derlei Culturlümmel gefahren, nämlich jener siegestolle, Glorie qualmende, blödsinnig bramarbasierende Fanatismus, der vom modernen Heidenthum als ächtes Deutschthum und gesunder Patriotismus colportirt wird. „Lieb Vaterland, kannst ruhig seyn?“ —

Den Mittelpunkt des zweiten Platzes auf unserm Arenenberg behauptete ein prächtiger junger Stier, tadellose Bernerrace. Um ihn herum saßen, standen und liefen einige deutsche Handwerksbursche, welche vermuthlich nach der Schweiz „machten“, ein dreiviertelsbetrunkener Metzger, mehrere Schweizerbauern und ein Hebräer. Um den Stier drehte sich auch das Gespräch. Bei Lob, Tadel und Todesdrohungen blieb dieser Hornist so gleichmüthig, wie ungefähr ein liberaler Journalist oder Volksvertreter, der als überführter Lügner oder gemeiner Wicht an den Pranger der Oeffentlichkeit gestellt worden. Das große Wort führte der Hebräer. Weß-

halb auch nicht? Das Volk Israel versteht sich vortrefflich auf Vierbeiniges wie auf Zweibeiniges, auf den Viehhandel wie auf den Geldwucher und den Ideenschacher. Zum auserwählten Volke hat es von neuem sich emporgearbeitet mitten im Christenland. Der Jude müßte ein Narr seyn, um nicht jeden möglichen Profit für sich aus der Verkommenheit und Dummheit der Christen zu ziehen. Fühlt er seine Superiorität und bringt er dieselbe zur Geltung, wer kann es ihm verargen? Selbst die verrufene Judenpresse ist nur eine Tochter des Fortschrittes ohne Gott und Kirche, unter dessen frühesten Apologeten und Triariern gar wenige Juden glänzten. Wir begreifen die Gehässigkeit und die Frechheit dieser Presse, den Haß wider Christum und das Christenvolk saugt der Jude mit der Muttermilch ein, er geifert, speit und tobt in öffentlichen Blättern am behaglichsten sich aus. Man darf aber getrost glauben, daß Protestanten und Auchkatholiken in Gotteslästerung, Christenhaß und Kirchenstürmerei den Juden den Rang abgelaufen haben und noch immer ablaufen. Sind solche Christen nicht ärger und schuldbedeckter als der ärgste und wüthendste Jude? Mitschuldige alles Unheiles, welches von den Nachkommen der Kreuziger Christi angerichtet wird, sind die Tausende, welche Judenblätter halten, Juden als Volksvertreter in gesetzgebende Körper entsenden, Juden auf Lehrstühle setzen, Kanzleien und Kabinette mit Juden bevölkern. Wie undankbar, frech, gehässig und christusfeindlich das moderne Judenthum geworden, zeigt sich am empörendsten in Rom, seitdem die deutschen Siege den Handlangern der grundsätzlichen Revolution den Einmarsch in die Stadt der Christenheit ermöglicht haben. Werden die nunmehr auch im ehevorigen Kirchenstaate emancipirten und privilegirten Juden arbeitsame Bürger und Bauern? Voraussichtlich so wenig als seit Menschenaltern in der Union oder in Frankreich dieß der Fall gewesen. Nach wie vor gehen sie dem Schacher als ihrem eigensten Lebensberufe nach, dem Schacher mit Vieh und allem Möglichen, dem Geldschacher, dem Ideenschacher, durchtriebene und geriebene Leute und dumm oder eher verblendet bloß in einem einzigen Punkte. Sie begreifen näm-

lich nicht, daß sie durch ihr ganzes Treiben ein großes Hep! Hep! möglich, wirklich und zuletzt nothwendig machen.

Gullleipn! schnarchte Fallstaff, indem er die Thüren von Gottlieben eines flüchtigen Blickes würdigte. Gullleipn! wiederholten der Lange und die Misses; Gullleipn, no popery! krächzte die Eule. No popery! bekräftigte die Gesellschaft wie aus einem Munde. Waren es Orangemen, Commis voyageurs der Evangelical-Alliance? Ich erfuhr es nicht; die intolerante Aeußerung aus den Zahnlücken der Alten war weit weniger wehethuend als aus dem Munde der holden jungen Kinder. Welch furchtbare Scheidewand hat doch die unselige Revolution des 16. Jahrhunderts zwischen den von Natur aus wohlmeinendsten und besten Menschen aufgethürmt. Und die Anfänge derselben datiren zurück in jene Tage, in welchen die Thürme von Gottlieben einen Gefangenen beherbergten, dessen Erbärmlichkeit bloß mit seinem Unglücke verglichen werden kann — den wiederum zum Balthasar Cossa gewordenen Johannes XXIII. No popery! generalisirte die englische Intoleranz; kein Balthasar Cossa auf dem Stuhle Petri! war meine Meinung.

Ein widerlicher Schrei aus dem Ventil, die erste Station war erreicht. Hier wie auf jeder Schweizerstation trafen wir drei unvermeidliche Erscheinungen. Erstens die weiße Fahne der Republik mit dem weißen Kreuze; zweitens einen Lazzarone, der im Auffangen des Schiffseiles als Virtuos sich producirte; drittens einen besäbelten Grünrock mit Käppi und gelben Passepols, in weiland blauen Unaussprechlichen steckend, unter dessen Utensilien Bürsten nebst Knopfscheere nicht zu gehören schienen. Derselbe widerliche Pfiff; fast mühelos durchfurchte der Arenenberg den Strom, der rasch den Untersee erreichte. Nicht die im Wasser zahlreich aufgepfählten Fischreisen, Netze und die Warnungszeichen, nicht das gellende Geschrei schwarzweißer Möven, welche mit der Virtuosität der Schwalbe die Luft kreuz und quer durchschnitten, nicht einmal der Ermatinger Schützenstand, der einige hundert Schritte vom Ufer entfernt im See sich erhebt, brachte die Insulaner aus ihrer Regungslosigkeit. Im

Nu hatten wir das langgestreckte alte Ermatingen links, die prächtige Reichenau rechts uns gegenüber. Der vierbeinige Hornist, der Metzger und einige Bauern landeten, andere stiegen ein. Bald begann eine Bilderflucht, wie man lieblicher sie kaum finden mag. Hinter uns die wirklich imposanten Umrisse von Constanz, dem ich mein fare well zusandte; rechts schauten über sanft anschwellende wohlbepflanzte Höhenzüge die Hegauer Berge in den See hinein, nahe oder ferner vom Ufer grüßten Radolfzell und mancher Ort herüber. Drüben am linken Ufer, dessen Gebirgszug etwas steiler aufsteigt, sah man zwischen den herbstlich geschmückten stattlichen Baumgruppen nahe beisammen eine Anzahl Schlösser oder besser bürgerlich ausschauender Landhäuser: Salenstein, Eugensberg, Luisenberg, Sandegg und vor allem, dem Ufer zugleich am nächsten, Arenenberg. Seit dem unsterblichen Gottesgerichtstage von Sedan ist der Jugendsitz des dritten und wohl auch letzten Napoleon an die Reihe der welthistorischen Denkmäler eingetreten, welche den Sterblichen an die Wandelbarkeit menschlichen Glückes erinnern. Hier wuchs er auf, der große Abenteurer, der solange die erste Violine im altersschwachen Europa zu spielen vermochte; hier beschließt er vielleicht seine Tage in reuevoller Erwägung des berühmten Wortes: qui mange du pape, il mourra. Erst noch 1867 wallfahrteten Hunderttausende nach der glänzendsten Hauptstadt der Welt, um die Meisterwerke der Cultur des 19. Jahrhunderts anzustaunen und in ihrer Betrachtung sich selbst anzubeten; in den prachtvollen Tuilerien lustwandelten die Großen der Erde und brachten dem Meister erbärmlicher Macchiavellistik ihre Huldigungen dar. Mehr als je fühlten damals die Franzosen sich als grande nation. Der Anblick der Krupp'schen Riesenkanone erregte bloß die Neugierde und die Heiterkeit der französischen Offiziere. Ihnen war ja die Wirkung der Mitrailleuse, dieser Charfreitagsrätsche des Genius der Menschheit, wie die Tragweite des Chassepot bekannt. Doch schon damals wob man hinter dem Vorhange dunkle Gewebe und damals flog durch alle Blätter die räthselhafte Eröffnung, daß die Freimaurer der romanischen und deut-

schen Zunge fortan gemeinsam arbeiten. Wer nicht stockblind war, wußte, wer und wo man rüstete, und begriff recht wohl die sorglose Unthätigkeit jenseits des Rheins. Und heute hat man weit mehr erreicht als man ursprünglich beabsichtigte. Nicht bloß der Thron der Napoleoniden ist untergegangen in einem Meer von Täuschungen, Kopflosigkeit und Niederlagen. Das Babel an der Seine war Monde hindurch die Ausstellungsstätte des Weltelendes und des Weltwahnwitzes; die Tuilerien und andere monumentale Bauten liegen in Schutt und Asche, es gibt keine napoleonische Armee mehr, das französische Volk selbst ward geschlagen und — das deutsche Volk mit diesem L'empire c'est la paix — morituri te salutant, Caesar!

Derlei Gedanken erweckte der Anblick von Arenenberg in mir neutralem Europäer, während die Germanissimi gerade so gedächtnißlos, kenntnißarm und roh über alles Französische herfielen, wie der Zeitungspöbel im neuen Reich handwerksmäßig zu thun pflegt. In Ermatingen war ein schweizerischer Notar eingestiegen, welcher vordem mit mir zu den Füßen des Professors Häußer in Heidelberg gesessen. Ein liebenswürdiger Mann und jener Kenner der vaterländischen Alterthumskunde und Geschichtforschung Einer, denen man wohl in keinem Lande der Welt so zahlreich wie in der Schweiz begegnet. Schwerlich besitzt ein anderes Volk verhältnißmäßig so viele General- und Specialchroniken und einen größern Urkundenreichthum als die Schweizer. Rüger, Tschudi, Anshelm, Justinger, Wursteisen, Hottinger, Haller und viele andere haben dem großen Johannes von Müller vorgearbeitet. Der Notar versicherte mich, außer Korsika sei die Umgegend von Arenenberg vielleicht der einzige Erdfleck, wo Napoleon auch als Exkaiser populär bleibe. Die lebendige Erinnerung an seine Leutseligkeit, Freigebigkeit und Nonchalance habe er als Kaiser durch Besuche und Geschenke erneuert; keiner der ihm jemals einen Dienst erwiesen, sei unbeschenkt geblieben.

Station Berlingen! Wir hielten derselben Stelle nahe, wo eine Kesselexplosion vor nicht Langem schweres Unglück angerichtet, und den Namen des unansehnlichen Ortes

mit seiner schönen Kirche zum erstenmal wohl in die Zeitungen gebracht hat. Sorglos genoß ich ein gewiß seltenes Naturschauspiel. Als kleine goldige Scheibe glänzte die Sonne durch den schwarzgrauen Rauchflor, der dem Rohre unseres Dampfers entquoll — ein Bild der Wahrheit, die im steten Kampfe mit Irrthum und Lüge, Leidenschaft und Laster endgültig doch siegt.

Mehr und mehr ward die Reise zur Fahrt durch einen großen Garten voll bunter Mannigfaltigkeit und historischen Erinnerungen. Selbst Falstaff ließ die Krötenaugen zuweilen von einem Ufer zum andern schweifen. Der Lange stelzte auf dem Verdecke umher, die Hände in den Hosentaschen, wiewohl die Temperatur nichts weniger als frostig war; die Misses zirpten, der braunen entschlüpfte mehr als ein very beautyful, bloß die Eule bewahrte noch längere Zeit ihre theilnahmslose Haltung. Mein Notar ermüdete nicht mich zu orientiren und interessante Notizen einfließen zu lassen. Am badischen Ufer, Berlingen gegenüber, liegen Horn, Gaienhofen, Kattenhorn und andere Weinorte. Hier wie in der ganzen Seegegend lebt der verewigte Erzbischof Hermann von Vicari im besten Andenken, hauptsächlich deßhalb, weil derselbe um den Weinbau sich ebenso große als wenig betonte Verdienste erworben hat.

XLII.

Die confessionslose Schule.

Wo immer einige sogenannte liberale Männer, die den Beruf zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände in sich fühlen, versammelt sind, da kann mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß die Schulfrage besprochen wird. In welcher Art aber von solchen Koryphäen des Fortschritts die Lösung dieses wichtigsten Theiles der socialen Frage versucht werden will, das ist von Männern welche den Liberalismus mit wissenschaftlichen Gründen stützen zu müssen glauben, zu wiederholten Malen in den unzweideutigsten Worten ausgesprochen worden.

Einer der bekanntesten und begabtesten wissenschaftlichen Schleppträger des Liberalismus in Bayern ist der längst von der Kirche abgefallene Weltpriester und Universitätsprofessor Dr. Jakob Frohschammer in München. Er betrachtet die katholische Kirche als die gefährlichste Gegnerin der Wissenschaft und als das größte Hinderniß einer gedeihlichen Entwicklung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse. Darum erklärt er in seinem Buche: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung", daß „Unabhängigkeit des Culturstaates von jeder positiven Religion, von jeder „„Rechtgläubigkeit"" eine Grundforderung unserer Zeit sei." Ja der Münchener Phi-

losoph findet es sogar für nothwendig, daß der moderne Culturstaat im Interesse der Selbsterhaltung mit der katholischen Kirche den Kampf aufnehme und führe. „Er wird siegen und Sieger bleiben durch die freie Wissenschaft, durch den vollständig frei gegebenen religiösen Glauben, durch die verbesserte und kirchlich unabhängig gestellte Schule, durch die erhöhte Bildung und Aufklärung des Volkes, durch liberale Staatseinrichtung und Lebensordnung, durch Befreiung der Eheschließung von der kirchlichen Zwangsgewalt, durch Vertretung aller berechtigten Ansprüche aller seiner Bürger, durch immer bessere Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit und Humanität... Also nicht so fast durch Verordnungen und Gesetze, als vielmehr durch die Schule, durch die Bildung muß der moderne Staat auf das Volk wirken, dadurch dessen geistige Mündigkeit und seine eigene Selbstständigkeit gegenüber der Kirchengewalt anstreben" (S. 190 ff.).

Also der moderne Culturstaat hat die Aufgabe, die sociale Macht und den Einfluß der katholischen Kirche zu vernichten; das Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist die Schule. Das muß Jeder, der in Wirklichkeit dem Liberalismus angehören will, als unzweifelhafte Wahrheit festhalten. Wer aber nicht zu den tonangebenden Führern der liberalen Partei gehört, wer nicht vollkommen sich bewußt ist der eigentlichen Beweggründe die allen Bestrebungen der Liberalen zu Grunde liegen, wer vielmehr aus einer gewissen Eitelkeit und aus selbstsüchtigem Ehrgeiz, nämlich um den Namen eines „Gebildeten" auf wohlfeile Art zu verdienen, sich dem Liberalismus verschrieben hat: der wird sich wohl mit bedenklicher Miene die Frage stellen, wie denn die Schule ein Mittel werden und seyn könne zur Bekämpfung der Kirche? Ist denn nicht die Kirche die Herrin der Schule? sind denn nicht die Diener der Kirche die inspectores nati, die gebornen Vorstände und Aufsichtsorgane der Schule? wird denn nicht von den ultramontanen, jesuitisch geschulten Geistlichen durch ihren Reli-

gionsunterricht in die jugendlichen Herzen der Kinder Liebe und Anhänglichkeit an die Kirche einzupflanzen gesucht? Freilich geschieht dieses und vielfach mit solchem Erfolg, daß die Bemühungen des liberalen Schulmeisters keinen oder doch nur geringen Erfolg haben können. Es muß demnach, soll die Schule als Mittel zur Bekämpfung der Kirche tauglich seyn, die Kirche aus der Schule verdrängt werden dadurch, daß man die Geistlichen aus der Schule vertreibt und den Religionsunterricht entweder ganz beseitigt oder ihn solchen Leuten anvertraut, die mit dem positiven Christenthum längst gebrochen haben und entweder dem Materialismus oder einem der Religionslosigkeit nahekommenden Indifferentismus huldigen.

Wie man aber die Geistlichkeit aus der Schule verbannen könne, das hat der deutsche Reichstag gelehrt durch das Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872. Daß dieses Gesetz aufzufassen sei als „Befreiung der Schule von der Priesterherrschaft", hat Dr. Gustav Eberty, Mitglied des Hauses der Abgeordneten in Berlin, in einer eigenen Broschüre dargethan. In seinem Schriftchen „über das Verhältniß des Staates zur Volkserziehung" schreibt er S. 30: „Seine wenigen Paragraphen setzen den Priester von einem inspector natus der Schule zu einem inspector datus herab. Der Staat gibt, wenn er will, dem Geistlichen eine Mitwirkung bei der Aufsicht, und nimmt sie ihm, wenn er will." Sollten indeß diese Worte noch nicht klar genug seyn, so werden die folgenden allen Zweifel über die beabsichtigte Wirkung jenes Gesetzes verscheuchen. „Mit Hülfe dieses Gesetzes (heißt es S. 31) wird das Schulwesen in das rechte Fahrwasser geleitet und, frei von Priesterdruck, seinem Ziele, der Befreiung, der Aufklärung entgegen gesteuert. Hierin, in der Befreiung von klerikalen Einflüssen, in der Zurückführung der Menschen auf die einfachen Grundsätze der Natur und Vernunft, liegt die Sicherstellung der Gesellschaft vor allen ihr drohenden Stürmen, denn nur auf diese Grundlagen kann das Reich der Tugend, der Gerechtigkeit, der Mäßigung

gegründet werden, in welchem allein der Hafen des Friedens und des Glücks, so weit diese hehren Güter auf dieser Erde zu erlangen sind, zu finden ist.“ Und wie sehr Hr. Eberty für diese hehren Güter des Friedens und des Glückes besorgt ist, erhellt aus folgendem Schlußsatze seiner Broschüre (S. 33): „Soll der überall entbrannte Kampf gegen die Priesterherrschaft zum Siege führen, so muß die ganze gebildete Welt in die Reihen eintreten. So nur kann die Bildung selbst gesichert und der Friede der Welt auf sichere Grundlagen gestellt werden.“

Von der auf den Grundsätzen der Natur und der Vernunft allein beruhenden Bildung und der dadurch bedingten „geistigen Mündigkeit und Selbstständigkeit des Volkes gegenüber der Kirchengewalt“, wie Frohschammer zu sagen beliebt, hängt also das Heil der Welt ab. Grundsätze und Anschauungen, die der Mensch aus diesen Bildungsquellen nicht herzuleiten vermag, die vielmehr auf übernatürlicher Offenbarung beruhen, sind dagegen wahrscheinlich eine Gefahr für den Bestand der Welt und zerstören die „hehren Güter des Friedens und des Glückes“, weßhalb sie von dem modernen Culturstaate nicht geduldet werden dürfen. Selbstverständlich hat ja der Staat die ausschließliche Aufgabe Frieden und Glück zu gewähren und zu schützen und für sein eigenes Wohl zu sorgen. Wenn wir das nicht einsehen würden, könnten wir es aus dem, hier nicht näher zu qualificirenden, Buche des Berliner Realschullehrers Adolf Lasson über „Princip und Zukunft des Völkerrechts“ ersehen, wo des Näheren auseinandergesetzt wird, daß der Staat nur durch das Princip des Egoismus gebunden sei, daß dagegen die hohen Ideale von Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit für den Staat nicht existiren (S. 53).

Daß in der Praxis diese Maximen zur Geltung gekommen sind, konnte uns längst nicht mehr zweifelhaft seyn, und deßhalb kann es uns nicht überraschen, wenn sie nun auch in der Theorie Ausdruck erhalten. Mit Zuhülfenahme

dieser Theorie können wir uns Alles, was uns sonst unbegreiflich seyn müßte, erklären; wir haben nun nicht mehr nothwendig uns den Kopf zu zerbrechen über Verfügungen und Gesetzesbestimmungen, die den einfachsten Principien des Rechtes und der Menschlichkeit Hohn sprechen und nur als Ausflüsse der extremsten Polizeiwillkür erkannt werden können. Jetzt begreifen wir, warum die Schule nicht der Kirche, sondern dem Staate gehöre, und warum die Geistlichkeit mit ihren veralteten Religionsbegriffen aus der Schule verbannt werden muß; darum nämlich, weil der moderne Culturstaat die Schule nothwendig hat zur Lösung seiner Aufgabe, welche in der Bekämpfung der Kirche besteht, zu welcher Bekämpfung nur glaubens- und religionslose Menschen tauglich erscheinen.

Aber, höre ich mit größter Entrüstung aus dem Heerlager des Liberalismus entgegenrufen, wer will denn religionslose Schulen und Menschen? ist denn nicht bei jeder Gelegenheit betont worden, daß die Religion dem Menschen wesentlich und daß sie die Grundlage seyn und bleiben muß aller gesellschaftlichen Vereinigungen? Haben uns denn nicht die Wortführer der bayerischen Lehrer (siehe die fünfte Hauptversammlung des bayerischen Lehrervereins in München vom 21. bis 23. August 1872) versichert, daß weder der Staat noch die Schule daran denke den lieben Gott abzuschaffen? Haben sie nicht protestirt gegen die Vorwürfe der Entchristlichung der Schule? Ja, in der Diskussion hat Hr. Lehrer Strauß von Altorf sogar zugestanden, daß im Menschen von Natur aus ein religiöses Bedürfniß liege, welchem seine Befriedigung gewährt werden muß, wenn der Mensch naturgemäß erzogen werden soll. Es muß also die Erziehung in der Schule auch der Religion ihr Recht und ihren Einfluß lassen. Lehrer Kegel aus München ist davon, daß die Religion dem Menschen wesentlich sei, so sehr überzeugt, daß er sich zu dem Ausruf hinreißen ließ: „die Religion ist zu tief im Wesen des Menschen begründet, als daß sie in Gefahr kommen könnte.“ Und selbst Professor Frohschammer, der

doch fordert, daß der Staat von jeder Religion sich unabhängig stellen soll, will nicht, daß der Mensch religionslos sei, da er auf der anderen Seite verlangt, der Staat soll alle Religionsbekenntnisse schützen, d. h. er „soll die Religionen frei geben und sie ihrer eigenen Kraft und Thätigkeit überlassen." Da hier von einem „Schützen" aller Religionsbekenntnisse die Rede ist, so wird Niemand sagen können, daß der Münchener Philosoph die Religion überhaupt zurückdrängen oder gar aus dem Staate verbannt wissen will. Es kann darum der oben gemachte Vorwurf, als ob man nur glaubens- und religionslose Menschen heranziehen möchte, kaum mit Ernst erhoben werden?

Und dennoch stehe ich keinen Augenblick an, mit aller Entschiedenheit zu behaupten, daß die Bestrebungen des vulgären Liberalismus auf die Errichtung von religionslosen Schulen gerichtet sind. Eingestandenermaßen nämlich kämpft man für confessionslose Schulen, und „confessionslos" muß im letzten Grunde mit „religionslos" identisch seyn. Suchen wir uns hierüber klar zu werden.

Es ist selbstverständlich, schreibt Dr. Frohschammer in dem angeführten Buche S. 227 ff., „daß die Schulen des Staates keinen confessionellen Charakter haben dürfen." Als Grund hiefür gelte, daß die Kirche durch die Schule das Volk nach den Grundsätzen der päpstlichen Encyklika und des Syllabus erziehen und so dasselbe zu einem großen Widerstand gegen den Staat vorbereiten, nöthigenfalls dasselbe sogar zu einer großen gewaltsamen Katastrophe gegen den Staat aufbieten würde. Fassen wir dieses in wenige Worte zusammen, so können wir sagen: Der confessionslose Charakter der Schule sei geboten und gefordert im Interesse der Selbsterhaltung des Staates.

Als zweiter Grund wird für die confessionslose Schule geltend gemacht, daß es „gegen den Zweck des Staates und gegen das Wohl des Volkes ist, durch fortdauernde Aufrechterhaltung confessioneller Gegensätze oder gar durch Begünstigung

der Schärfung derselben und ihres Haders, die Einheit, Harmonie im Staate zu stören und die politische Kraft dadurch zu schwächen." Endlich „darf sich der Staat auch deßhalb nicht von den Confessionen und Kirchengewalten bestimmen und beherrschen lassen, weil ihm Alles daran liegen muß, daß die Jugend auch patriotisch und dem Volkscharakter, der Volkseigenthümlichkeit gemäß gebildet und erzogen werde."

Hier haben wir von einem Vertreter der Wissenschaft, von einem Repräsentanten der deutschen Wissenschaft sogar, die Gründe kennen gelernt, welche die Einführung der confessionslosen Schule nicht bloß rechtfertigen, sondern sogar als nothwendig erscheinen lassen sollen.

Es bedarf keiner besondern Fertigkeit in der Kunst zwischen den Zeilen zu lesen, um einzusehen, daß das Eifern für die Communalschule schließlich mit der Bekämpfung des katholischen Religionsbekenntnisses identisch ist. Ja man braucht gar nicht zwischen den Zeilen zu lesen, da Herr Frohschammer an verschiedenen Stellen seiner Schrift selber von den Gefahren redet, welche dem Staate und der menschlichen Gesellschaft von der römischen Hierarchie drohen, gegen welche darum der Staat ankämpfen müsse. Und wenn er von der patriotischen Erziehung des Volkes spricht, so meint er eben nur, daß der Staat nicht dulden dürfe, daß „das deutsche, insbesondere das süddeutsche Volk von Rom aus geistig unbedingt beherrscht, sein geistiges Leben nach römischer Art und Neigung, nach römischen Zwecken bestimmt" werde. Denn damit geht alle Selbstständigkeit verloren, hört alle Freiheit auf und erscheint das deutsche Volk „als ein erobertes, unterworfenes Volk", das eines Aufschwunges und eigener großen Leistungen unfähig ist.

Ob wohl die bayerischen Schullehrer alle gewußt haben, worum es sich in letzter Instanz bei der Communalschule handelt? Ich glaube diese Frage entschieden verneinen zu dürfen, da ich mir nicht zu denken vermag, daß ein Lehrer, der noch einige Anhänglichkeit und Liebe zu seiner Kirche

hat, in ein Geschrei einstimmen wird, welches zum Vernichtungskampf gegen dieselbe auffordert. Ich glaube vielmehr, daß der größte Theil der in München versammelten Lehrer Protest gegen die Communalschule eingelegt hätte, wenn denselben die Tragweite und das letzte Ziel der hierauf gerichteten Bestrebungen mit den von uns mitgetheilten Worten Frohschammers nahe gelegt worden wäre. Die Stimmführer auf der Münchener Lehrerversammlung haben deßhalb auch für nöthig gehalten, die Befürchtungen welche man von der Communalschule für das Christenthum hegen muß, zu beseitigen und förmlichen Protest zu erheben gegen den Vorwurf, daß man mittelst der Communalschule die Volksschule entchristlichen wolle. Für diesen Hauptvorwurf, sagt Lehrer Schramm, habe man in Wirklichkeit nie den Schatten eines Beweises zu liefern vermocht.

Auf die Einwendung des nichtgelieferten Beweises könnten wir einfach erwidern, daß auch für die Nothwendigkeit der Communalschule noch kein zwingender Beweis geführt worden ist, daß wir demnach gegen die Behauptung der Nützlichkeit und Nothwendigkeit einfach die Behauptung der Unnöthigkeit und Schädlichkeit derselben stellen könnten. Aber für die Nothwendigkeit der Communalschule liegen ja Beweise vor? Gut! prüfen wir dieselben in aller nur möglichen Kürze.

Die Communalschule ist nach Dr. Frohschammer nothwendig im Interesse der Selbsterhaltung des Staates, der durch die katholische Kirche jetzt besonders gefährdet ist. — Sollen wir den Beweis liefern, daß diese Behauptung aller und jeder Begründung entbehrt? Schon die alten Heiden haben erkannt, daß ohne Religion, ohne Ehrfurcht vor den Göttern der Staat nicht bestehen könne. Deßhalb stand denn auch sowohl in Griechenland als in Rom die Staatsreligion mit allem zum Götterdienste Erforderlichen unter dem Schutze der Gesetze, und die Strafe, mit welcher die unter den Begriff der Religionsvergehen fallenden Handlungen geahndet wurden, war in den meisten Fällen der Tod. Die Heiden

haben dadurch gezeigt, daß sie ein richtigeres philosophisches Urtheil hatten, als selbst der deutsche Philosoph Frohschammer. Denn unwiderleglich steht als richtig fest, was Balmes (Der Protestantismus verglichen mit dem Katholicismus III. 111 f.) niedergeschrieben: „Machen, daß die Religion und die gute Moral auf dem Grunde des Herzens Wurzel fassen, ist der erste Schritt, um Empörungen und Staatsauflösungen zu verhüten; wo dieses hehre Ziel in den Herzen vorherrscht, darf man nicht erschrecken, ob man diesen oder jenen politischen Meinungen mehr oder weniger Gehör schenke. Welches Vertrauen kann eine Regierung auf einen Mann setzen, der sich laut zu den monarchischen Grundsätzen bekennt und dabei ein gottloser Mensch ist? Wird derjenige welcher die Rechte des Allmächtigen selbst nicht achtet, die der Könige der Erde in Ehren halten? Das Erste, sagt Seneca, ist die Einführung des Gottesdienstes und der Religion, hierauf die Erkenntniß ihrer Majestät und ihrer Gnade, ohne welche es keine Majestät gibt. Primum est Deorum cultus, Deos credere; deinde reddere illis majestatem suam, reddere bonitatem, sine qua nulla potestas est (Sen. epist. 95). Auf gleiche Weise drückt sich der erste Redner und vielleicht der größte Philosoph Roms, Cicero, aus: Die Bürger — sagt er — müssen vor Allem überzeugt seyn, daß die Herren aller Dinge die Götter sind, welche auch alle Dinge regieren; sie lenken alle Begebenheiten, erweisen dem menschlichen Geschlechte unaufhörlich große Wohlthaten, blicken in das Innere des Menschen, sehen, was er thut, den Sinn und die Frömmigkeit, welche er bei der Ausübung der Religion zeigt, und halten genaue Rechnung über das Leben des frommen und gottlosen Menschen (Cic. de nat. Deor.)." Der Mittheilung dieser Stellen fügt Balmes die beherzigenswerthen Worte bei: „Diese Wahrheiten muß man sich tief in's Herz einprägen; das Böse in der Gesellschaft geht nicht hauptsächlich von Meinungen oder politischen Systemen aus; die Wurzel des Bösen steckt im Unglauben, und wenn diesem

kein Damm entgegengesetzt wird, so predigt man die strengsten monarchischen Principien vergeblich. Hobbes schmeichelte den Königen sicherlich ein wenig mehr als Bellarmin; indessen welcher Monarch, der mit gesunder Vernunft begabt ist, wollte nicht lieber den weisen und frommen Controversisten zum Unterthanen haben?"

Diese Worte des spanischen Philosophen sind so zutreffend, daß wir sie der allgemeinen Beherzigung empfehlen zu sollen glauben.

Die heidnischen Staatsmänner schützten die Religion des Volkes als die Grundlage und den sichersten Hort des Staatslebens so sehr, daß der größte Künstler seiner und vielleicht aller Zeit, Phidias, in dem Kerker sterben mußte, weil er es gewagt hatte, auf der Statue der Pallas in der den Schild verzierenden Amazonenschlacht sein und des Perikles Bildniß anzubringen. Und daß sie mit dieser Werthschätzung der Religion im Rechte waren, hat die Geschichte bewiesen, welche lehrt, daß mit dem Verfalle des religiösen Glaubens und sittlichen Lebens auch der Staat seinem Untergange entgegeneilte. Sollte, wenn die Religion des Heidenthums zur Sicherstellung der staatlichen Ordnung diente, das Christenthum dem Staate gefährlich werden können? Nimmermehr! Hat doch der Stifter dieser erhabenen Religion selbst den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit nicht nur im Worte, sondern sogar durch sein Beispiel gelehrt. Und seine ersten Jünger und die Apostel haben diesen Gehorsam mit den ernstesten Worten eingeschärft. Es genügt an jenes Wort des Apostels Paulus in seinem Brief an die Römer (13, 1—7) zu erinnern: „Jegliche Seele sei den höheren Gewalten unterthan. Denn es gibt keine Gewalt außer von Gott; die aber bestehen, die sind von Gott eingesetzt. Sonach wer sich der Gewalt widersetzt, widersetzt sich Gottes Anordnung, die sich aber widersetzen, verschaffen sich selbst ihr Strafgericht. Denn die Obrigkeiten sind nicht zu fürchten für das gute Werk, sondern für das böse. Willst du aber die Gewalt nicht

fürchten, thue das Gute, und du wirst Lob haben von ihr; denn Gottes Dienerin ist sie, dir zum Guten. Wenn du aber das Böse thust, so fürchte dich; denn nicht umsonst trägt sie das Schwert! Denn Gottes Dienerin ist sie, Rächerin zum Zorne für den der das Böse thut. Deßhalb aus Nothwendigkeit seid unterthan: nicht bloß um des Zornes, sondern auch um des Gewissens willen. Denn um dessentwillen leistet ihr auch Abgaben; denn Diener Gottes sind sie, die gerade diesem obliegen. So leistet denn Allen was ihr schuldig seid: wem die Abgabe, die Abgabe; wem den Zoll, den Zoll; wem die Furcht, die Furcht; wem die Ehre, die Ehre." Wenn in diesen Worten, welche die Grundprincipien für das Verhalten der Unterthanen den Vorgesetzten gegenüber enthalten, etwas Staatsgefährliches liegt, dann weiß ich nicht, was staatsgefährlich ist.

Wenn aber das Christenthum im Allgemeinen der staatlichen Ordnung nicht entgegensteht, ist dann etwa die specifisch katholische Form staatsgefährlich? Das wird behauptet, ohne irgendwie bewiesen werden zu können. Eine solche Behauptung kann nur aufgestellt werden, wenn man den Begriff des Staates fälscht und ihn identificirt mit den jeweiligen Trägern der Staatsgewalt mit Ausschluß des Volkes, als ob die Regierung allein ohne die Unterthanen einen Staat bilden könnte. Hält man aber fest, daß ein geordneter Staat nur bestehen könne, wenn Regierung und Volk gegenseitig sich stützen und schützen, kein Theil den andern schädigen, sondern jeder die Rechte des andern anerkennen und vertheidigen will, dann wird man sagen müssen, daß keine Religionsform in so hohem Maße die Gesellschaft und den Staat sichert und unterstützt, wie die katholische.

Es würde mich viel zu weit vom Ziele abführen, wollte ich dieses im Einzelnen nachweisen. Der schon angeführte spanische Philosoph Jakob Balmes hat diesen Beweis geliefert in seinem dreibändigen Werke, in welchem er den Katholicismus mit dem Protestantismus vergleicht. Darin

mag Jeder nachlesen, was die katholische Kirche für die Civilisation und Bildung der Menschheit, für Kunst und Wissenschaft geleistet hat; und wenn die Bildung und die Wissenschaft, wie auch die liberalen Schulmeisterlein nicht läugnen können und wie uns Frohschammer und Eberty wiederholt versicherten, die Sicherheit der Gesellschaft begründen, dann kann die katholische Kirche nicht staats- und gesellschaftsschädlich seyn. Vielmehr besteht zu Recht, was Ancillon (Tableau des révolutions du système politique de l'Europe) sagt: „Im Mittelalter, wo es sonst keine sociale Ordnung gab, rettete das Papstthum vielleicht allein Europa von einer gänzlichen Barbarei. Es schuf Beziehungen unter den entferntesten Nationen, es war ein allgemeiner Mittelpunkt, ein Vereinigungspunkt für die isolirten Staaten. Es war ein höchster Gerichtshof, errichtet inmitten der allgemeinen Anarchie, dessen Urtheile bisweilen ebenso achtungswerth als geachtet waren, es verhütete und hemmte den Despotismus der Kaiser, ersetzte den Mangel des Gleichgewichts und verringerte die Nachtheile der Feudalregierung." (Vergl. Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat S. 105.) Oder sollte etwa die Staatsgefährlichkeit der „römischen Curie" darin bestehen, daß sie die Freiheit der Völker schützt vor der despotischen Tyrannei mancher Träger der Staatsgewalt?

Das Interesse der Selbsterhaltung des Staates würde also wohl den besonderen Schutz des katholischen Religionswesens fordern und kann eben darum auch keine confessionslose Schule nothwendig erscheinen lassen.

Da sagt man mir vielleicht, daß allerdings die katholische Religion während des Mittelalters bis auf die Reformationszeit herab für die Gesellschaft nützlich und förderlich gewesen sei, daß aber seit der Reformation die Sache sich anders gestaltet habe. Seit dieser Zeit nämlich stehe der katholischen Form des Christenthums die protestantische gegenüber, das Eine Christenthum habe sich in mehrere Formen

geschieden, deren jede ihre Anhänger und Bekenner habe, deren jede auch das Verhältniß der religiösen und staatlichen Gewalt verschiedentlich auffasse. In dieser Hinsicht aber räume jede Religionsgesellschaft dem Staate mehr ein, als die römisch-katholische. Müsse der Staat schon um deßwillen dem Katholicismus feindlicher gegenüberstehen als den übrigen Religionsgesellschaften, so noch vielmehr darum, weil die katholische Kirche sich als die allein berechtigte Religionsgenossenschaft zu betrachten und die andern als ketzerisch zu verurtheilen gewohnt sei, was zur Folge habe, daß die Bekenner der verschiedenen Religionen in Uneinigkeit miteinander leben, wodurch die innere Ruhe des Staates gefährdet werde. Um die innere Ruhe herzustellen und zu befestigen, könne es kein sichereres Mittel geben als die confessionslose Schule.

Damit sind wir nun zum zweiten Grunde gekommen, den Dr. Frohschammer für die Nothwendigkeit der Communalschule angeführt hat. Es ist dieß derselbe, dem auch die deutschen Schullehrer in München großes Gewicht beigelegt haben, wie daraus hervorgeht, daß jeder Redner über diese Frage denselben angezogen hat. So sagt Lehrer Schramm, die Communalschule vereinige die durch die Confession getrennten zukünftigen Staatsbürger durch das Band der Freundschaft und Bildung, während die Confessionsschule als thatsächliche Kirchenschule Schranken aufrichte, die oft auf Lebensdauer nicht mehr zu beseitigen seien.

Was diese Schranken betrifft, so sind sie nicht größer und unüberwindlicher, als diejenigen welche durch die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Richtungen oder der politischen Parteiungen zwischen den Bewohnern eines Landes errichtet werden. Auch diese Parteiungen schwächen und vernichten den innern Frieden und die Ruhe des Lebens und sind darum dem Staate ebenso gefährlich, wenn nicht gefährlicher, als die verschiedenen Religionsbekenntnisse. Die verschiedenen wissenschaftlichen und politischen Anschauungen werden aber weder die Volksschullehrer noch die Professoren

der höheren Unterrichtsanstalten abschaffen wollen und können, und so können die Ursachen der inneren Uneinigkeit der Staatsbewohner nicht verschwinden. Soll also die confessionslose Schule den inneren Frieden herstellen, so wird ihr das nicht gelingen können; sie kann den beabsichtigten Zweck nicht erreichen. Was aber den Zweck nicht zu erreichen vermag, ist zwecklos, und zwecklose Einrichtungen zu schaffen ist nicht Sache eines vernünftigen Mannes und einer weisen Regierung, sondern Sache der Thoren. Daraus erhellt, daß die Eiferer für die Communalschulen gerade nicht das beste Zeugniß für sich ablegen.

Uebrigens lehrt uns die Erfahrung, daß im Lebensverkehr zwischen den Anhängern verschiedener Confessionen die Schranken, von denen man fabelt, entweder gar nicht existiren, oder daß sie so gering und unbedeutend sind, daß sie durch ein geringes Maß von gutem Willen auf beiden Seiten niedergerissen werden können. Wenigstens wird man nicht sagen können, daß mit dem Wesen des Katholicismus die Toleranz gegen Andersgläubige im Widerstreite stünde. Vielmehr ist es gerade die katholische Kirche, die zuerst das Wort „nil humani a me alienum puto" zur Wahrheit machte und die große Lehre der Welt verkündete, daß alle Menschen ohne Ausnahme und Einschränkung unter dem gleichen Schutze der göttlichen Gebote stehen. Und dabei geht die Meinung der Kirche nicht etwa dahin, daß man bloß gehalten sei, unterschiedslos gegen Alle die sogenannten Rechtspflichten zu erfüllen, sondern sie gebietet auch ihren Gläubigen, keinem Einzigen, dem Aermsten so wenig als dem Reichsten, dem Sklaven so wenig als dem Freien, eine Liebespflicht zu verweigern, die er von uns fordern kann. Insbesondere aber wurde der Umstand, daß Jemand im Glauben von uns getrennt sei, niemals in der Kirche als ein Grund betrachtet, in der angegebenen Richtung eine Ausnahme eintreten zu lassen, und auf die katholische Moral dürfte Einer sich nicht berufen, der auch nur eine kleine Ungerechtigkeit oder eine

leise Verletzung der Liebe gegen den Nächsten mit der irrthümlichen Religion, der dieser angehört, entschuldigen wollte. Wenn die katholische Kirche darum auch nicht aufhören kann, gegenüber den verschiedenen andern christlichen Confessionen die Gründe für die Wahrheit, die ihr anvertraut ist und in der ihre eigene Existenz bloß ein einzelnes Moment bildet, zu vertheidigen und die Gegengründe, die gegen dieselben in's Feld geführt werden, in ihrer Nichtigkeit aufzuzeigen; ja wenn sie es selbst als ihre Aufgabe betrachten muß, mit den Waffen der geoffenbarten Wahrheit den Bau der menschlichen Meinungen zu zerstören und selbst polemisch gegen die Lehren der übrigen Confessionen vorzugehen: so ist dieß von dem Interesse ihrer Selbsterhaltung und davon gefordert, daß sie von der Wahrhaftigkeit ihrer eigenen Lehrsätze vollkommen überzeugt ist. Sie thut hier nichts anderes, als was der Vertreter einer wissenschaftlichen Richtung und Meinung den Vertretern anderer Richtungen und Meinungen gegenüber auch thut und thun muß, wenn er die eigene Sache nicht von Anfang an preisgeben und fallen lassen will. Gegen das einzelne Mitglied einer fremden Confession dagegen verhält sich die Kirche nicht feindselig und darum fällt das ganze Gerede, welches von der confessionellen Schule behauptet, daß sie zwischen den zukünftigen Staatsbürgern unübersteigliche Schranken aufrichte und Unfrieden und Zwietracht säe, in Nichts zusammen. (Vergl. Hettinger, Apologie II. Bd. 2. Abth. S. 91 ff.)

So haben denn die beiden ersten Gründe, welche Dr. Frohschammer für die Nothwendigkeit der confessionslosen Schule anzuführen wußte, gar keine Beweiskraft, höchstens können sie für denkunfähige Menschen den Schein eines Beweises haben. Bei dem dritten seiner Beweise wird man aber nicht einmal diesen Schein finden können. Durch die confessionelle, besonders durch die katholische Schule soll die patriotische Erziehung der Jugend gehindert werden! Soll diese Phrase einen Sinn haben, so muß damit die Behaup-

tung ausgesprochen seyn, daß die katholische Religion die Liebe zum Vaterlande vernichte. Uns ist in dieser Beziehung nicht das Mindeste bekannt, wir wissen auch nicht, auf welche Gründe hin eine solche Beschuldigung im Ernste sollte erhoben werden können. Wir wissen, daß wir auf Grund unseres katholischen Glaubens verpflichtet sind die weltliche Obrigkeit zu ehren und jene Abgaben und Steuern zu entrichten, welche zur Bestreitung der Bedürfnisse des Vaterlandes nothwendig sind; auch ist uns bekannt, daß die katholischen Eltern so gut wie die andersgläubigen ihre Söhne dem Staate überlassen zur Unterstützung der Sicherheit vor äußeren Feinden; niemals ist uns aber bekannt worden, daß katholische Soldaten, etwa auf Grund eines Befehles von Rom, ihrer Pflicht der Vaterlandsvertheidigung untreu geworden wären oder ihre Fahne treulos verlassen hätten. Dagegen wissen wir, daß schon der Apostel Petrus (I. 2, 17) gesagt hat: „Liebet die Brüderschaft, fürchtet Gott, ehret den König!“ und wiederum: „Seid allen menschlichen Obrigkeiten unterthänig, sowohl dem Könige, weil er das Oberhaupt ist, als auch den Vorstehern, welche von ihm geschickt sind die Bösen zu bestrafen, die Guten aber zu belohnen. Denn das ist der Wille Gottes.“ Und im alttestamentlichen Buche Sirach 26, 5—7 heißt es schon: „Vor drei Dingen fürchtet sich mein Herz und entsetzt sich mein Angesicht: vor Verrath der Stadt, Zusammenrottung des Volkes, lügenhafter Nachrede; dieß Alles ist ärger als der Tod.“ Wie die heiligen Väter darüber gedacht haben, kann hier nicht des Näheren ausgeführt werden, da wir zu viele Stellen anführen müßten. Es genügt zu nennen einen Tertullian, Polykarp, Athenagoras, Ambrosius, Augustinus, Origenes u. s. w., die alle die Verpflichtungen gegen das Vaterland den Gläubigen ihrer Zeit eingeschärft haben. Vernehmen wir aus späterer Zeit einen großen Gelehrten, den Johannes von Salisbury, geb. um 1110, der in seinem „Policraticus“ eine Art Staatslehre entwarf. Dieser, einer der

gelehrtesten Engländer seiner Zeit, sagt: „Wer etwas gegen den Regenten als das Haupt, oder gegen den Staat als den übrigen Körper unternimmt, der macht sich des größten Vergehens schuldig, das einem Gottesraube gleicht, weil der Landesfürst auf Erden ein Abbild Gottes ist. Dieses Vergehen nennt man auch Majestätsverbrechen, weil es an dem Abbilde der göttlichen Majestät begangen wird. Ein Majestätsverbrechen wird begangen z. B. wenn Jemand gegen die Sicherheit des Landesfürsten oder des Volkes entweder selbst oder durch Andere etwas unternimmt; wenn Jemand dem Regenten nach dem Leben strebt oder gegen das Vaterland die Waffen ergreift; wenn Jemand als Beamter seine Macht zum Nachtheile des Vaterlandes mißbraucht, oder seinen König zur Zeit des Krieges verläßt; wenn Jemand das Volk zum Aufruhr reizt, oder die Feinde seines Vaterlandes mit seinen listigen Rathschlägen, mit Proviant, Waffen und andern Dingen unterstützt; wenn Jemand die Freunde des Staates in seine Feinde verwandelt, oder durch seine Umtriebe bewirkt, daß die unterjochten fremden Völker nicht mehr wie früher dem Staate gehorchen wollen; wenn Jemand einen überwiesenen Verbrecher aus dem Kerker entfliehen läßt, was noch von vielem Andern gilt. Ein Solcher verdient die allerschwersten Strafen."

Aus solchen Principien kann sicherlich nicht gefolgert werden, daß die katholische Religion die Vaterlandsliebe ertödtet oder die Eigenthümlichkeit der Landesverfassung gefährdet. Aber vielleicht beweist die Geschichte, daß die römische Curie die Nationaleigenthümlichkeiten unterdrückt und allen Völkern den römischen Typus aufzuprägen sucht? Auf diese Frage soll uns ein Historiker antworten, der auch vom Hrn. Frohschammer als Autorität anerkannt werden dürfte, nämlich Herr Dr. v. Döllinger in München. Dieser bemerkt in seinem denkwürdigen Buche „Kirche und Kirchen", daß die Nationalitäten nicht Erzeugnisse des Zufalls seien, daß vielmehr jedes Volk in dem großen Plane der göttlichen Vorsehung eine

eigene Aufgabe zu lösen habe, die bedingt und bestimmt ist durch den Charakter des Volkes, durch die Schranken welche Natur und Umgebung ihm setzen, durch seine eigenthümliche Begabung, also durch die nationale Eigenthümlichkeit. Demnach ist die Nationaleigenthümlichkeit vollkommen berechtigt und „die Unterdrückung einer Nationalität überhaupt oder in ihren einzelnen natürlichen und legitimen Lebensäußerungen ist ein Frevel gegen eine von Gott gewollte Ordnung, die früher oder später sich rächt" (S. 19—20). Damit werden Hr. Frohschammer und alle communalschulsüchtigen Lehrer einverstanden seyn.

Im Anschluß an diese Worte schreibt Döllinger (S. 20) weiter:

„Höher jedoch als die Volksgenossenschaft steht jene Gemeinschaft, welche die Vielheit der Völker zu einer gottgeweihten Einheit zu verknüpfen, sie in ein brüderliches Verhältniß zu setzen, also eine große Völkerfamilie zu schaffen berufen ist: die Kirche Christi. Es ist der Wille ihres Stifters, daß sie jeder Volksthümlichkeit gerecht werde: Ein Hirt und Eine Heerde. Sie selber darf daher in ihren Anschauungen, Einrichtungen und Sitten keine nationale Farbe tragen; sie darf weder vorwiegend deutsch, noch italienisch, noch französisch, noch englisch seyn, oder einer dieser Nationen einen Vorzug einräumen, noch weniger andern Völkern das Gepräge einer fremden Nationalität aufprägen wollen. Nie wird es ihr beikommen, ein Volk zum Vortheil eines andern ausbeuten oder beschädigen, in seinen Rechten und Eigenthümlichkeiten verletzen zu wollen. Sie nimmt das Volksthümliche, wie sie es findet, und verleiht ihm die höhere Weihe. Sie ist weit entfernt, alle Nationalitäten in ihrem Schooß unter das Joch einer monotonen Gleichförmigkeit beugen, die Unterschiede der Racen, des geschichtlichen Lebensganges vernichten zu wollen. Als die festeste und zugleich die biegsamste und geschmeidigste aller Institutionen vermag sie Allen Alles zu werden, und jede Nation zu erziehen, ohne ihrer Natur Ge-

walt anzuthun. Die Kirche geht in jede Nationalität ein, läutert sie, befestigt sie dadurch, und überwindet sie nur, indem sie dieselbe sich assimilirt. Sie überwindet sie, indem sie die Auswüchse des Volkscharakters bekämpft, die Verwilderung der nationalen Züge abwehrt. Sie ist wie das Haus des Vaters, in welchem es nach dem Worte Christi viele Wohnungen gibt. Der Pole und der Sicilianer, der Irländer und der Maronit, sie haben dem Nationalcharakter nach nichts miteinander gemein, und doch ist jedes dieser Völker in seiner Weise gut katholisch. Gibt es indeß Völker oder Stämme, die so tief gesunken, so gründlich verdorben sind, daß die Kirche mit allen ihren Mitteln nichts mehr an ihnen auszurichten vermag, so werden diese allmählig aussterben und andern Platz machen."

Das ist die auf geschichtlicher Betrachtung beruhende Darstellung Döllinger's, die etwas ganz Anderes lehrt als die Nothwendigkeit der confessionslosen Schule.

(Schluß folgt.)

XLIII.

Die alte Garde der grundsätzlichen Revolution.

Daß die Revolution von 1848 gleich denen von 1789 und 1830 von der Loge vorbereitet und in Scene gesetzt worden, haben Lamartine und Garnier-Pagès offen ausgesprochen. Allerdings wußte man es ohne solche Gewährsmänner. Schon 1844 erklärte aber bezüglich der 1848ger Revolution kein Geringerer als Disraeli: „die gewaltige

Revolution, welche sich in Deutschland vorbereitet, entwickelt sich durch die Einflüsse der Juden." Und weiter: „Die Welt wird von ganz anderen Leuten regiert als diejenigen meinen, welche nicht hinter die Coulissen sehen. Die russische Diplomatie voll Geheimniß, vor der ganz Europa erbleicht, wer organisirt und leitet sie? Juden. In Spanien, in Paris und anderswo steht es ebenso." Vor zehn Jahren eiferte ein Berliner Maurer, der klar hinter die Coulissen geschaut, also: „Die Macht, welche Juda durch die Freimaurerei erlangt hat, steht auf dem Zenith; sie ist gleich gewaltig gegen den Thron und Altar. Obgleich ausgeschlossen aus bestimmten Logen, sitzen die Juden in allen Logen der Welt. Zu London sind zwei jüdische Logen, welche die Fäden aller revolutionären Elemente die in den christlichen Logen leben, zusammenhalten. Die Spitze der Loge bildet Juda, die christlichen Logen sind blinde Puppen, welche von Juda in Bewegung gesetzt werden, ohne es selber größtentheils zu wissen. Eine dirigirende Loge, ganz von Juden gebildet, besteht auch zu Rom; auch sie ist eins der obersten Tribunale der Revolution, das durch unbekannte Häupter die übrigen Logen regiert. Zu Leipzig ist die geheime jüdische Loge zur Meßzeit permanent, kein Christ hat Zutritt. Zu Hamburg und Frankfurt haben nur die geheimen Emissäre Zutritt; die letztere nennt sich „Absolom zu den drei Brandnesseln", der Name zeigt die Sache an. Möchten die Großen doch begreifen, daß die Loge nur arbeitet, die Völker zu revolutioniren im Interesse des Judenthums."

Die Großen haben nichts begriffen. Als Syllabus und Encyklika die moderne Culturwelt in „sittliche Entrüstung" versetzten, da hielt auch Juda eine öffentliche Demonstration für opportun. In Leipzig versammelten sich die Großrabbiner Europa's zu einem Concil. Hier einigten sich die zwei großen Fraktionen der Orthodoxen und Reformjuden in der gemeinsamen These: „die Synode anerkennt die Entwicklung und Realisirung der modernen Ideen als die sichersten Garantien

für die Gegenwart und Zukunft des Judenthums und seiner Kinder.“ Diese These schließt ein indirektes Lob der Weisheit des neunten Pius in sich und spricht zugleich eine Wahrheit aus, die jeder Nichtjude in seinem eigensten Interesse beherzigen sollte. Die modernen Ideen nicht bloß, auch deren unerbittliche Consequenzen bewegen die Welt. Wir haben die Pariser Commune erlebt und sind nirgends und keinen Tag sicher, daß ein ähnliches „Vorpostengefecht“, wie der Socialdemokrat Bebel sich ausgedrückt, in irgend einer der Großstädte Europa's sich wiederholt. Unsere Zukunft ist unberechenbar geworden. Im Kriege wider die materielle Wohlfahrt der Völker, wider alles Christliche und Katholische, wider den Bestand der Gesellschaft überhaupt, wie dieselbe geschichtlich geworden und gewachsen, spielen keineswegs die Freimaurer die erste Rolle, wohl aber die Juden. Juden mit Adelsdiplomen und Orden in den Salons der Vornehmsten, Juden im Generalrathe der Internationale zu London, Juden an der Spitze der hohen Venta in Rom, Juden in der nächsten Umgebung des König-Ehrenmannes; Juden beherrschen die Börse, den Weltmarkt und die Großindustrie, die ganze nichtkirchliche Tagespresse; Juden dociren selbst in der Hauptstadt der Christenheit, sie dociren an norddeutschen Universitäten, wo Taufscheinkatholiken nicht zugelassen werden; sie lassen sich die reichliche Kost ursprünglich und stiftungsgemäß katholischer Universitäten in Süddeutschland schmecken. Welche Rolle Juden in parlamentarischen Körpern spielen, lesen wir alle Tage; es dürfte im Ganzen dieselbe seyn, welche in der Loge lange genug heimlich von ihnen gespielt worden. Juden überall obenauf und vornedran, während positive Christen sich auf dem Wege befinden, des Helotenthumes der mittelalterlichen Juden theilhaftig zu werden.

Wir haben unserm Aufsatze die Ueberschrift „die alte Garde der grundsätzlichen Revolution“ gegeben und thaten dieß nach reiflicher Ueberlegung. Wir dachten dabei nicht an den Juden Mendizabal, der mit Hülfe der Freimaurer

1820 Portugal und 1830 Spanien revolutionirt hat und spanischer Ministerpräsident wurde; auch nicht an den alten Cremieux, welcher in seiner Person die Würde eines Großmeisters des Weltbundes der Freimaurer mit der des Präsidenten der erdumspannenden alliance israélite vereinigte und Minister der französischen Republiken von 1848 wie 1870 geworden ist; ebensowenig dachten wir an den Juden Karl Marx, den bekannten Agitator der Internationale. Am wenigsten konnte uns einfallen, das Heer der Geschichtslügen um eine recht dicke vermehren zu wollen, indem mit dem Wort Garde die Vorstellung ausgezeichneter persönlicher Bravour verbunden ist. Man weiß ja, in welchem Grade die Juden Vorsicht als den vornehmsten Theil der Tapferkeit erachten und äußerst selten darnach geizen, in ehrlicher Feldschlacht oder auf der Barrikade sich Lorbeern zu erkämpfen. Wir reden von der grundsätzlichen Revolution und verstehen darunter etwas ganz anderes als was man unter Revolution bisher verstehen zu müssen glaubte. Der gewaltsame Umsturz einer bestehenden Regierung oder der massenhafte Versuch solchen Umsturzes ist nicht unbedingt und nothwendig ein revolutionäres Unternehmen. Die Beseitigung einer Regierung kann das Werk des ächtesten Conservatismus, der Aufstand eines Volkes berechtigte Nothwehr seyn. Darf man die Spanier von 1808 und die Polen von 1831 neben die Helden der vielen vom Freimaurerthum in Scene gesetzten Aufstände stellen? Passen ein Andreas Hofer oder Speckbacher neben die Führer der Wiener Aula oder gar neben den Revolutions-Condottiere Garibaldi? Es ist schon oft geschehen, damit aber bloß bewiesen, daß man den eigentlichen Sinn des Wortes „Revolution" nicht erfaßt hat. In der That thut es noth, diesem viel gebrauchten und sehr oft mißbrauchten Worte die rechte Bedeutung nicht sowohl zurückzugeben als endlich zu verschaffen. Allerdings nennt man unser Zeitalter mit Vorliebe das revolutionäre und keine Bezeichnung könnte zutreffender seyn, doch einer

klaren bündigen Auseinandersetzung des Sinnes begegnet man einfach nirgends.

Große Bewegungen können Ausbrüche des revolutionären Geistes seyn und sind solche schon häufig gewesen, doch nothwendig ist es durchaus nicht. Die Revolution besteht und arbeitet auch ohne stürmische Agitation, ohne Straßentumulte, ohne Barrikadenkämpfe und Schlachtengetös. Ja mitten im tiefen äußern Frieden hat sie gerade die besten Geschäfte gemacht und macht sie noch; ganze Berufsclassen und zahllose Herren die sich für ungeheuer conservativ hielten, haben ihr vielleicht erklecklichere Dienste geleistet als ihre Söhne und Heißsporne allesammt. Die Revolution ist gemäß unserer allerdings ungewöhnlichen Auffassung keine einzelne historische Erscheinung, keine wenn auch noch so lange Reihe von Thatsachen. Sie ist ihrem innersten Wesen nach ein Princip, ein Grundsatz. Revolution nennen wir den bewußten, gewollten und grundsätzlichen Abfall des öffentlichen Lebens von Gott und der von Gott gesetzten nicht etwa zugelassenen*) Autorität, die Verneinung der göttlichen und kirchlichen Gebote in der Wissenschaft, Literatur und Kunst, in dem ganzen Bereiche des bürgerlichen, politischen und socialen Lebens.

Das ist die Revolution, nicht mehr und nicht weniger. Was die Todsünde für den Einzelnen, das ist die Revolution für die Gesammtheit; man könnte sie in den Ausdruck: grundsätzliche Gott- und Kirchenlosigkeit als Gesellschaftsmoral zusammendrängen. Unser Begriff stimmt überein mit den Lehren der Bibel und Kirche, der gewaltigsten Theologen aller Jahrhunderte seit Christus bis auf den Syllabus des neunten Pius; nicht minder mit der Natur der Dinge, mit der Geschichte wie mit den Zu-

---

*) Wäre die protestantische Lehre, jede bestehende Obrigkeit sei von Gott gesetzt, mehr als ein Irrthum, dann müßte man consequenterweise z. B. auch die Herrschaft der Commune über Paris als von Gott gesetzt nachträglich anerkennen.

ständen und Kämpfen der Gegenwart. Wir gestehen offen: obiger Begriff ward uns zur Leuchte, in deren Licht wir die Welt ganz anders anschauen und beurtheilen lernten. Die zahllosen Phrasen und Schlagwörter des Tages und wahrhaftig nicht bloß die des antikirchlichen Lagers zerstoben wie leichter Nebel in der Morgensonne, wir sahen die moderne Welt wesentlich anders als früher gruppirt und dachten manchmal an Cicero, der so schlagend ausgesprochen, daß weitaus die meisten Streitigkeiten um den Begriff sich drehen und verstummen sobald dieser gefunden ist.

Wenn wir nun behaupten, das Judenthum sei die alte Garde der grundsätzlichen Revolution, so schulden wir den Beweis. Die Sache ist mit zwei Worten erledigt, insofern vom auserwählten Volke des alten Bundes, von der ursprünglichen Religion Israels, nämlich vom reinen Mosaismus die Rede ist. Der Israelite, der zum Gotte seiner Väter betet, am Moses und den Propheten der Bibel festhält und den Dekalog zur Richtschnur seines Lebens und Strebens macht, der ist ganz sicher und gewiß kein Revolutionsmensch. Er muß als ein der Achtung und Liebe werthes Mitglied der menschlichen Gesellschaft geschätzt und behandelt werden. Doch wo besteht die Majorität oder auch nur die erhebliche Minorität irgendwelcher Judenschaft aus solchen Israeliten? Im Großen und Ganzen gesprochen erscheint das jetzige Judenvolk als ein wesentlich anderes denn das Volk des alten Testamentes. Tausendjähriger Druck vermochte den Juden nicht zu erdrücken, wohl aber elastisch zu machen und zu deterioriren. Was wurde aus der mosaischen Religion unter der Feder der schreibseligen Talmudisten? Was hat die bis zur Stunde praktisch gebliebene Moral des Talmud über die nichtjüdischen Völker gebracht? An welche Abgründe hat das Reformjudenthum die europäische Gesellschaft zerren und in dieselben hinabschleudern helfen?

Vor uns liegen ein dickleibiger Quartband und zwei Broschüren. Jener enthält des alten grundgelehrten Eisen-

menger „Entdecktes Judenthum“; die eine der Broschüren rührt von einem katholischen Gelehrten her und kennzeichnet den „Talmudjuden“*), die andere rührt von einem Leipziger (?) Anonymus her, der zweifellos ein intelligenter Freimaurer und jedenfalls ein mit Juda sehr vertrauter Mann des praktischen Lebens ist, von welchem der moderne Jude überhaupt auf das Korn genommen wird**).

Die gelben Blätter haben, dem Laufe der Dinge und ihrer Aufgabe entsprechend, auch dem Judenthum von Zeit zu Zeit ihre Aufmerksamkeit gewidmet, jedoch ohne mit dem Talmud und Talmudjuden besonders sich einzulassen. In den Registerbänden finden wir weder die Mischna noch die Gemara; Eisenmenger's wird nur einmal vorübergehend Erwähnung gethan (XLV. 1107), ebenso des Talmud (II. 385. XIX. 356 f. und XXX. 760). Wir erachten es als sach- und zeitgemäß, zur Ausfüllung dieser Lücke unser Scherflein beizutragen und zu weiterem Forschen über das heutige Judenthum anzuregen.

Den Talmud selbst zu studiren, werden die Gelehrten bleiben lassen und mit einzelnen Abhandlungen, mit Auszügen, insbesondere mit dem „Entdeckten Judenthum“ sich begnügen, auf dessen Herstellung Eisenmenger sein Leben und sein pekuniäres Vermögen obendrein verwendet hat. Der um 500 n. Chr. fertige babylonische Talmud füllt nämlich vierzehn Folianten und ist durch eine Unzahl von Commentaren Jahrhunderte hindurch ergänzt und vermehrt worden. Es sei uns gestattet über das „Entdeckte Judenthum“, durch welches wir schon vor bald zwanzig Jahren uns hindurch gearbeitet, und dessen Verfasser das Nothwendigste diesen Blättern einzuverleiben.

---

*) Der Talmudjude. Zur Beherzigung für Juden und Christen aller Stände dargestellt von Professor Dr. August Rohling. Münster, A. Russel 1871. (Bereits in dritter Auflage.)

**) Die Verjudung des christlichen Staates. Ein Wort zur Zeit. Leipzig, H. Mathes 1865.

Eisenmenger, Johann Andreas, eigentlich Isemann, soll 1654 in Mannheim geboren seyn und ist 1704 in Heidelberg gestorben. Er war Protestant und einer der ersten Orientalisten seiner Zeit. Zu Amsterdam hat ihn das Treiben der Juden, deren eine erkleckliche Anzahl nach der Vertreibung aus Portugal 1603 daselbst eingewandert und recht warm geworden waren, auf die Idee seines Werkes gebracht. Dasselbe wurde in Frankfurt am Main gedruckt, allein erst viele Jahre später bekannt. Die Frankfurter Judenschaft protestirte nämlich gegen die Veröffentlichung und setzte durch den Geldjuden Oppenheimer beim Wiener Hofe die Beschlagnahme desselben durch. Für den Aufkauf der 2000 Exemplare starken Auflage boten die Juden 12,000 fl., doch Eisenmenger begehrte 30,000, eine für die damaligen Geldverhältnisse ansehnliche, indeß im vorliegenden Falle keine allzu große Summe. Nachdem auf Drängen der Erben des Verfassers Friedrich I. von Preußen wiederholt aber vergeblich um Freigebung des „Entdeckten Judenthumes" angehalten, ließ 1711 der König dasselbe und zudem auf seine Kosten in Königsberg von neuem drucken. Nunmehr wurde die zwecklos gewordene Confiskation der Frankfurter Ausgabe endlich aufgehoben.

Der erste Theil des vor uns liegenden Quartanten nimmt 998, der zweite 1108 enggedruckte Seiten ein. Ein flüchtiger Blick auf das Gewimmel der deutschen, hebräischen, arabischen, lateinischen und andern Typen erzählt dem Sachkundigen, welche Summe die Herstellung des Werkes in der That verschlungen haben müsse. Die Sachregister sind sehr gut, außerdem machen Ueberschriften der Kapitel sowie Marginalien das Entdeckte Judenthum zu einem sehr handhablichen Buche. Das Register der benützten Autoren nennt 181 hebräische, 13 deutschhebräische und 8 jüdische Convertiten, ist jedoch lange nicht erschöpfend *).

*) Der ein langathmiges Vorwort ersetzende Titel des merkwürdigen Buches lautet vollständig: „Des bei 40 Jahr von der Judenschafft

So leicht begreiflich der Widerwille und Haß der Judenschaft gegen „das Entdeckte Judenthum" erscheint, desto räthselhafter ein gewisses Odium, womit man selbst in katholischen Kreisen dasselbe belastet hat. Man schleudert dem alten Eisenmenger allerlei Vorwürfe an den Kopf, die durch den Zweck und Inhalt seines Werkes entkräftet werden. Leidenschaftliche Gereiztheit, in Folge deren er das Judenthum immer von der grellsten Seite Spießruthen laufen ließ, Animosität zugegeben, die in persönlichen Erfahrungen ihren Grund hatte, steht der Orientalist der Ruperto = Carolina nur um so achtungswerther da. Denn alle Animosität vermochte denselben zu keiner literarischen Unehrlichkeit fortzu-

---

mit Arrest bestrickt gewesenen, nunmehro aber durch Auktorität eines hohen Reichs = Vikariates relaxirte Johann Andreä Eisenmengers, Professoris der orientalischen Sprachen bei der Universität Heydelberg, Entdecktes Judenthum. Oder: gründlicher und wahrhaffter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die hochheilige Dreyeinigkeit, Gott Vater, Sohn und heiligen Geist erschrecklicher Weise lästern und verunehren, die heilige Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttlich durchziehen, und die ganze Christenheit auf das äußerste verachten und verfluchen; dabey noch viele andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge und großen Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurtzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag gebracht, alles aus ihren eigenen und zwar sehr vielen, mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiße durchlesenen Büchern, mit Anziehung der hebräischen Worte und deren treuen Uebersetzung in die Teutsche Sprache krafftig erwiesen und in zwey Theilen verfasset, deren jeder seine behörige, allemal von einer gewissen Materie Kapitel enthält Allen Christen zur treuhertzigen Nachricht verfertiget und mit vollkommenen Registern versehen. Gedruckt im Jahr nach Christi Gebuhrt 1700."

Die Jahrzahl 1700 erscheint als eine räthselhafte. Vorausgesetzt daß Geburts- und Todesjahr Eisenmengers richtig angegeben sind, so läßt das Jahr 1700 weder mit dieser Angabe noch mit der mehr als 40jährigen Beschlagnahme sich vereinbaren.

reißen. In seinem Werke lasen wir Beweise, daß er den Talmudjuden von den Karäern und andern Juden welche den babylonischen Talmud verwerfen, sehr genau und freundlich unterschieden hat. Der Beweis, man habe Jahrhunderte vor Eisenmenger und noch lange hernach ebenso streng, ja noch strenger über das Judenthum geurtheilt, ist unwiderlegbar erbracht worden *). Eisenmenger soll keine gründliche Kenntniß der Geschichte des Judenthums und besonders keinen tiefern Einblick in das Wesen und in die Geschichte des Talmud besessen haben. Abgesehen davon, daß er ein Sohn seiner Zeit gewesen und schon deßhalb nicht auf der wissenschaftlichen Höhe der unserigen zu stehen vermochte, lagen Geschichte wie spekulative Philosophie und Theologie außerhalb seines Zweckes. Dieser lief einfach darauf hinaus, den Talmud gebildeten Christen bekannt und zugänglich zu machen. Am seltsamsten lautet der Vorwurf, Eisenmenger habe Manches als allgemeine jüdische Lehre hingestellt, was solche nicht war oder ist. Hiefür wäre der Beweis doch erst noch zu liefern. Sollte es dagegen keine nachweisbare Talmudlehre seyn, daß die ärgsten Widersprüche der Rabbiner unter sich ihrer Glaubwürdigkeit, nein, ihrer Infallibilität sogar, keinen Abbruch thuen? „Gottes Wort ist was Schammai lehrt und was Hillel lehrt."

Allgemein wird der Heidelberger Professor als ein grundgelehrter, mit riesigem Fleiße sich abmühender Forscher anerkannt. Er gehört wahrhaftig in keiner Hinsicht neben die Vorläufer der modernen Plagiatoren, z. B. nicht neben Gibbon, der seine rationalisirende history of the decline and fall of the Roman Empire äußerst wohlfeil mit einem schweren Ballaste von Gelahrtheit ausrüstete, indem derselben der reiche Citatenschatz der Kaisergeschichte Tillemonts als Schleppschiff angehängt worden. Das „Entdeckte Judenthum" ist ein monumentum aere perennius ehrlichen deutschen Gelehrtenfleißes,

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 45 S. 1102 - 1108.

die bisher einzige und beste Quelle für die Kenntniß des Talmud und Talmudjuden. Es dürfte einer besseren Zukunft erst recht als Fundgrube und Schlüssel dienen, mit dessen Hülfe wahrheitliebende Geschichtschreiber und tieferblickende Geschichtsphilosophen die Mysterien des 19. Jahrhunderts ihren kopfschüttelnden und staunenden Zeitgenossen enthüllen. Vielleicht rubricirt Einer derselben unser Zeitalter in einem Abschnitte mit der Ueberschrift: neuheidnisch-jüdische Verblendung und Gewaltherrschaft. Leichtmöglich beweisen Historiker und Philosophen des 20. Jahrhunderts, der eigentliche Sitz der todtrohenden Krankheit des 19. sei doch kein religiös-kirchlicher sondern socialer gewesen und dieß namentlich durch das Zuthun der Juden. Leichtmöglich erinnern dieselben Zukunfts-Gelehrten daran, es sei ebenso sach- als zeitgemäß gewesen, daß die Juden in Oesterreich anno Domini nostri Jesu Christi 1872 die Bitte um Rückkehr in ihr gelobtes Land aus den rituellen Gebeten ausgemerzt haben. Sie werden leichtmöglich sich wundern, weßhalb denn Juda in Amerika und Europa solche „Aufgeknöpftheit" nicht sofort nachahmte.

Nach Art so gelehrter und voluminöser Werke hat auch das „Entdeckte Judenthum" keine neue Auflage erlebt. Vor 120 Jahren lieferte der Magister und Landdechant Elias Libor Roblick einen mit Noten und zwei wunderlichen Bildern ausstaffirten Auszug, aber keinen vollständigen *). Ende

*) Roblicks, des Pfarrers und Landdechanten von Groß-Meseritsch in Mähren, „Jüdische Augengläser", deren erster Theil in Brünn bei Swobodin 1741, deren zweiter in Königgrätz bei Tibelli 1743 herauskamen, begnügte sich bei manchen Kapiteln mit Angabe der Ueberschrift. Als Entschuldigung bringt Roblick vor, also gar summarisch verfahren zu seyn, weil die bezüglichen Kapitel „eine solch verwirrte und närrische Lehre in sich enthalten, daß sie einem vernünftigen Menschen im Lesen nur Eckel verursachen, und zur Bekehrung der blinden jüdischen Seelen doch keine Gelegenheit geben, es wäre denn, daß man derlei Materien recht gründlich, ausführlich und weitläufig auslegen wollte, was aber mein nach

der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts blieb das ähnliche Unternehmen des Ritters Cholewa von Pawlikowsky bei dem ersten vortrefflichen Bande stehen *). Schier unter die Zeichen der Zeit gehört die Thatsache, daß Professor Rohlings „Talmudjude" binnen kurzer Frist mehrere Auflagen erfuhr. Die Juden= wie die verjudete Presse versteht es ja meisterlich, alles dem Volke Jeschurun Mißfällige oder Schädliche aus dem Wege zu räumen, sei es durch Todtschweigen oder auf andere Weise. Das interessante, durchaus ruhig und würdig gehaltene und dadurch nur um so schneidigere Schriftchen ist der weitesten Verbreitung würdig. Dasselbe ist mit zahlreichen Citaten gespickt; die Uebereinstimmung der auf den Talmud bezüglichen mit denen des „Entdeckten Judenthums" verbürgt auf's neue die Genauigkeit des alten Eisenmenger, der übrigens niemals genannt wird.

Der ebenso gelehrte als geistreiche und populär schreibende Verfasser behandelt die Dogmatik und Moral des Talmudjuden, nachdem er zunächst über den Talmud selbst das Nöthigste bemerkt. Natürlich müssen wir uns hier auf Angabe des Wesentlichsten beschränken.

Die heutige Synagoge ist die leibliche Tochter der pharisäischen Schule, die rechtmäßige Erbin aller jener Lehren, welche von den Pharisäern zu Christi Zeit und bald hernach unter den Juden verbreitet wurden. Der Kern dieser Lehren und somit des Talmud ist zweifellos ein traditioneller. Auf dem Sinai soll Jehova zwar auch den Talmud mitgetheilt

---

der Kürze seufzendes Büchlein nicht geduldet." Sein „nach der Kürze seufzendes Büchlein" umfaßt zwei Foliobände!

*) Hundert Bogen aus mehr als fünfhundert alten und neuen Büchern über die Juden neben den Christen. Ein literarhistorischer Beitrag zur Geschichte der Juden seit Christus von Constantin Ritter Cholewa von Pawlikowsky. Freiburg bei Herder 1859. Das leider in Stockung gerathene Werk hat im 45. Bande dieser Blätter S. 1102 ff. die wohlverdiente günstige Beurtheilung erfahren.

haben, allein bloß mündlich, um dadurch den Fortbestand eines Unterschiedes zwischen Israel und den Abgöttischen besser zu sichern. Durch die Lehren der pharisäischen Schule sollten die Schwierigkeiten des ersten Gesetzes richtig erklärt und die vermeintlichen Lücken desselben ausgefüllt werden. Dieselben wurden um 150 n. Chr. von einem Rabbi Judas als Mischna, d. h. zweites oder wiederholtes Gesetz gesammelt. Die Schulen zu Jerusalem und Babylon lieferten Commentare zur Mischna, die Gemara. Um 500 n. Chr. war die Gemara von Babylon, der eigentliche Talmud, mit welchem die Juden zumeist sich beschäftigen, beendigt. Von jeher ward dieses 14 Folianten umfassende Werk für ebenso göttlich gehalten wie die Bibel. Genau genommen aber stellen sie den babylonischen Talmud hoch über die Bibel (S. 6). Gott studirt täglich drei Stunden im Gesetze, dagegen die Nacht hindurch im Talmud; nicht nur die Engel frequentiren die hohe Schule des Himmels, auch Aschmodai, der Oberste der Teufel steigt Studiums halber täglich von der Erde zum Himmel empor.

Der unnahbaren Auktorität des Talmud entspricht die der Rabbiner. Das Ansehen dieser ist dem Ansehen Gottes mindestens gleich. Denn wenn im Himmel eine gelehrte Fehde sich entspinnt, so sucht Gott Lösung der Frage — bei den Rabbinern auf Erden. Ganz eigenthümlich nimmt das Wüthen der Judenpresse gegen die Infallibilität des Papstes in Sachen des Glaubens und der Moral sich aus, wenn man die jüdische Lehre von der Auktorität der tamuldistischen wie anderer großer Rabbiner bedenkt. Da lesen wir mit dürren Worten: „die Worte des Rabbiners sind Worte des lebendigen Gottes.“ Weiter: „wenn der Rabbiner dir sagt, deine rechte Hand sei die linke und die linke die rechte, so mußt du es glauben.“ Was die Rabbiner vorbringen, ist absolut wahr, wären es auch, was sehr häufig vorgekommen, die crassesten Widersprüche. Jedem muß man glauben und wer Widersprüche auch bloß bespöttelt, wird dafür „im siedenden

Koth der Hölle" bestraft. Laut dem Talmud sind aber auch alle Handlungen der Rabbiner lauter Beobachtungen des Gesetzes, mag die Missethat noch so schwer und besonders die geschlechtliche Ausschweifung noch so gemein seyn. Auch an Machtfülle stellt der Talmud die Rabbiner neben Gott. Laut diesem „Grundbuche aller Magie" verstund mehr als Einer Menschen und dreijährige Kälber in das Daseyn zu zaubern oder aus Kürbissen und Melonen Rehe und Hirsche zu machen. Vermittelst eines Edelsteines soll ein Rabbi sogar eingesalzene Vögel neubelebt haben, so daß dieselben munter davonflogen. Rabbi Jannai vollends, dieser Goliath neben den modernen Zwergen Cagliostro, Bosco und Nachfolgern, verwandelte ein Weib in einen Esel, auf welchem er zu Markte ritt (Rohling S. 15).

So hoch der Koran Christum stellt und so ehrerbietig derselbe von der heiligen Jungfrau redet, ebenso blasphemisch und unfläthig ergeht das Hauptwerk der Juden seit dem Exil sich über „Jeschu's" Name, Herkunft, Wunder und Werke wie über die Gottesgebärerin, über die Evangelisten und das neue Testament. Mit Recht hat Rohling derlei in seiner für einen großen Leserkreis berechneten Broschüre bloß angedeutet. Weil aber Jungisrael heute ärger als je vom Wahnwitze, der Intoleranz und Grausamkeit des Christenglaubens deklamirt und dem Publikum aufzubürden trachtet, die jüdische Religion sei ohne Mysterien, nur pure Vernunft und volle Aufklärung, so wollen wir doch aus der Dogmatik und Moral des göttlichen Talmud Weniges andeuten, um zugleich dessen und Eisenmengers Studium zu fördern.

Die talmudische Glaubenslehre überflügelt in ideeller Weise die ungeheuerlichen Frazzen der indischen Pagoden; ihre Sprache klingt wie Jägerlatein der aufgeregtesten morgenländischen Phantasie in unser kaltverständiges Europa herein. In der Glaubens- wie in der Sittenlehre vermag der scharfsinnigste Kopf kaum noch leise Spuren und Nachklänge der mosaischen Religion zu entdecken.

Aus dem bis zu den deuterokanonischen Büchern allerdings stark anthropomorphistisch und anthropatisch erscheinenden Jehova der Bibel haben die Talmudrabbiner eine Carrikatur gemacht, die recht eigentlich der Hölle entflammt zu seyn scheint. Unsere Feder möchte den Dienst aufkünden. Gott (lehrt der Talmud) habe vor Zeiten getanzt und mit Leviathan, dem Könige der Fische gespielt, in dessen Rachen ein 300 Meilen langer Fisch Platz fände. Seit der Tempelzerstörung und Zerstreuung der Juden aber beweint Gott — seine Sünden. Er weint und brüllt dazu gleich dem Löwen aus dem Walde Elai, der das Brüllen dermaßen versteht, daß davon den Leuten auf 300 Meilen Entfernung die Zähne ausfallen. Die Reuethränen Gottes verursachen Erdbeben. Der liebe Gott soll im Zorne und übereilt gehandelt, gelogen, sogar den Eid gebrochen haben. Der Talmud stempelt ihn überhaupt zum Urheber der Sünde, indem er die böse Natur des Menschen erschaffen, diese zum Sündigen bestimmt und den Juden das Gesetz aufgezwungen haben soll. Zum Glück steht zwischen Himmel und Erde der Engel Mi, der Macht genug besitzt, Gott von seinen Sünden zu absolviren.

Ebenso widerspruchsvoll als eckelerregend lautet die Lehre von den Teufeln. Viele derselben essen, trinken, vermehren sich und sterben gerade wie wir Menschen auch. Am liebsten nehmen die Teufel ihre Herberge nicht etwa in Menschen, sondern auf Nußbäumen; auf jedem Blatte hockt Einer.

Den mehr als übervernünftigen Mysterien des Talmud gehören an die erdausfüllende Größe Adams vor dem Sündenfalle; der 74fache Appetit und Durst Abrahams; die Größe und der Appetit Ogs, des von Moses erschlagenen und trotzdem lebendig in das Paradies einmarschirten Königs in Basan. Ermangeln viele Universitätsprofessoren nicht die Spitzfindigkeit mittelalterlicher Nominalisten lächerlich zu machen, von denen dieser oder jener erörtern wollte wieviele Engel auf einem Nadelknopfe Platz fänden u. dgl., so sollten dieselben nebenbei den Talmud nicht ganz mit Stillschweigen

übergehen. So ist eine Streitfrage der Rabbiner z. B. die gewesen, ob Abraham aus einem ausgefallenen Zahne des Og eine Bettlade oder einen Sessel sich verfertigte.

Haarsträubender Unsinn! denkt wohl mehr als ein Leser. Wir wagen nicht unbedingt Ja zu sagen. Der Talmud lebt und schwebt in einem Gebiete, in welchem orientalische Ueberschwänglichkeit und Dämonisches gar wunderlich sich vermischen und dessen unheimliche Schleier wohl erst der Tod für uns gänzlich wegzieht. Mit der Glaubenslehre des Talmud steht die Sittenlehre in Zusammenhang und Wechselwirkung. Am augenfälligsten zeigt sich dieß in den Lehren von der Seele, vom Jenseits und kommenden Messias.

Entsprechend den 600,000 Auslegungen, deren jeder einzelne Bibelvers fähig seyn soll, hat Gott 600,000 Juden-Seelen erschaffen. Bloß der Jude besitzt eine eigentliche Seele, bloß er ist überhaupt ein Mensch. Seine Seele ist ein Theil Gottes, von Gottes Substanz in derselben Weise wie ein Sohn von dem Wesen seines Vaters. Die Seelen aller Nichtjuden dagegen stammen direkt vom Teufel, in nichts unterscheiden sie sich von der Thierseele, der „Fremde" ist ein Vieh (S. 18). Nach dem Tode wandert die Judenseele je nach Umständen ebenfalls in die Hölle, jedoch für länger als zwölf Monde niemals. Gemeiniglich fährt dieselbe in leblose Dinge, in Gewächse und Thiere und in heidnische Menschen, wird aber zuletzt immer wieder zum Israeliten. Denn ganz Israel soll des ewigen Lebens im Paradiese theilhaftig werden, das will der barmherzige Gott. Während im Paradiese die Juden mit Essen sich gütlich thun und einen schönen Wein dazu sich schmecken lassen, der von den Tagen der Schöpfung her für sie aufbewahrt worden, ergeht es den Nichtjuden desto schlimmer. Diese fahren, voran die Christen und Türken, sammt und sonders für immer und ewig zur Hölle. Die Hölle ist 60mal größer als das Paradies; in jeder Höllenwohnung stehen 6000 Kisten, deren jede 6000 mit Galle gefüllte Fässer enthält. Allein noch im

Diesseits erblüht dem Judenvolke das herrlichste Loos, denn sein Messias wird erscheinen. Geschieht es, dann trägt die erfreute Erde Kuchen und Flanelljacken und Waizenkörner jedes so dick als zwei Nieren vom fettesten Ochsen. Von allen Völkern wird der Messias Geschenke annehmen, bloß von den Christen nicht; alle Völker werden mit Bekehrung zum Judenthum begnadiget ausgenommen die Christen. Diese „Söhne des Teufels" werden durch einen furchtbaren Krieg ganz und gar vertilgt. Den Juden dagegen verschafft ihr Messias außer der vollen Befriedigung ihres Christenhasses die Herrschaft über alle Völker und vor allem Geld, Geld wie Heu. Nicht bloß daß jedem Juden 2800 Knechte zu Diensten stehen: er hat Zugang zu einer ungeheuern Schatzkammer, deren Thore und Schlösser von 300 Eselinen kaum getragen werden könnten (S. 20).

Ungemein einfach, aber consequent ist die talmudische Sittenlehre. Der Nichtjude hat keine Menschenseele; er ist bloß ein Vieh in menschlicher Gestalt, dessen Ehe keine Ehe ist, und demgemäß zu betrachten und zu behandeln. Israel ist ausnahmsloser Herr der Erde, ihm gehört von Rechtswegen Alles. Der Nichtjude ist für ewige Verdammniß prädestinirt, jeder Verfolgung und Vertilgung auf dieser Welt werth. Man ziehe die Consequenzen dieser kurzen Sätze und als arithmetisches Exempel haben wir ohne weiteres Studium des Talmud und der Beweisstücke Eisenmengers die Moral des Judenthumes gegenüber allen Nichtjuden vor uns. Außer sich und dem Glaubensgenossen kennt der Talmudjude keinen Nächsten, keinen Nebenmenschen, es wäre ja unmöglich. Welche Bedeutung einem Nichtjuden, einem Thiere gegenüber sollte denn der Eid haben? Der gewiß milde Rohling sieht sich nicht in der Lage, auch nur dem sogenannten Synagogeneid Werth beizulegen. Die angesehensten Rabbiner erklären das Verneinen des Eides in Gedanken für erlaubt, sobald es um einen Zwangseid sich handelt. In Sachen des Mein und Dein verfängt der Synagogeneid

mit all seinen furchtbaren Flüchen schon deßhalb nicht, weil den Juden als berufenen Herren der Welt alle Habe der Nichtjuden gehört. Ueberdieß vermeint der Talmudjude am Versöhnungstag für die schwersten Sünden und jeden Meineid Absolution zu erlangen, Absolution ohne irgendwelche Restitution. Im Nothfalle vermögen ihn der nächste beste Rabbiner oder drei gewöhnliche Juden des Schwures zu entbinden (Entd. Judenth. II. S. 469 — 515). Wie es unter solchen Umständen mit dem Fahneneid oder Unterthaneneid bestellt wäre, wenn es keine den Talmud theoretisch verwerfenden Reformjuden gäbe, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die moderne Geschichte erzählt davon mehr als genug.

Der Nichtjude ist als ein Thier unfähig Eigenthum zu zu haben; das Besitzthum des Goi ist verlassenes Gut, primi capientis. Der Jude als der eigentliche Herr alles Erdengutes ist gar nicht im Stande zu stehlen, zu übervortheilen, zu wuchern, in allen Fällen reklamirt er bloß sein vorenthaltenes Eigenthum. Der Talmud verwehrt es ihm nicht, die Gojim durch Schwindel und Wucher zu ruiniren oder gefundene Sachen desselben zu behalten. Die Nichtjuden sind keine Nebenmenschen, ihnen darf man alles Böse zufügen. Allerdings lehrt auch der Talmudrabbiner, der Diebstahl sei Sünde, dem Goi gegenüber jedoch hüpft er vermittelst einer reservatio mentalis über den eigenen Ausspruch hinweg. Nirgends steht ja geschrieben: du sollst dem Goi nicht Unrecht thun, das gilt bloß für den Nächsten d. h. für den jüdischen Glaubensgenossen. So belehrt uns der Talmud durch zahlreiche Stellen und Beispiele. (Entd. Judenth. II. S. 574 — 614; Rohling S. 23—27.)

Dem odium generis humani verliehen die Talmudisten den unverblümtesten Ausdruck. Wer eine Seele aus Israel umbringt oder rettet, dem wird es angerechnet, als ob er die ganze Welt umgebracht oder gerettet hätte. Wer dagegen einen Goi aus der Grube herauszieht, in die derselbe gefallen, der hat bloß einen Menschen für die Abgötterei er-

halten. Dieses Verdienst erscheint als ein sehr zweifelhaftes, steht doch geschrieben: „den Rechtschaffensten unter den Abgöttischen bringe um das Leben" und ist doch gefragt: soll ich diejenigen nicht hassen Herr, welche dich hassen? Moses hat verkündigt: du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Nun finden wir die größten Geister des Judenthums, einen „Adler" Maimonides, Raschi, Levi Gerson, Bechai einig und ganz consequent in der Anschauung, die Ehe des Nichtjuden sei gar keine Ehe. Sie interpretiren, Moses habe vom Weibe des Nächsten, d. h. des Juden gesprochen, keineswegs von den Weibern der Nichtjuden. Der „Adler", dessen Ansehen auch bei den Reformjuden wir bald bestätigt finden werden, lehrt ausdrücklich, es dürfe Einer eine Frau in ihrem Stande des Unglaubens mißbrauchen. Glühende Sinnlichkeit und Geilheit sprechen aus dem Talmud ebenfalls heraus, nicht minder die erniedrigende Stellung, welche das Weib der vorchristlichen Welt innegehabt. „Das Weib ist nichts." Die Anwesenheit von zehn Männern machen die öffentlichen Gebete gültig, neun Männer dagegen hätten in der Synagoge keine Bedeutung, wenn auch eine Million Weiber bei den Neunen stünde. Nicht einmal klagen darf das Judenweib, mag der Mann treiben was ihm beliebt. Denn „des Mannes Sache ist es, sein Weib zu behandeln wie ein Stück Fleisch, das er beim Metzger gekauft", und „sie ist bestimmt zu dulden, ohne zu klagen." Wer wollte dem Professor in Münster widersprechen, wenn derselbe in der Mißachtung des jüdischen Weibes den Schlüssel zu der von einem israelitischen Blatt (Archives israélites) angeführten Thatsache findet, daß in unsern Großstädten verhältnißmäßig weit mehr Judendirnen als Christendirnen gefunden werden?

Den modernen Juden schildert der Verfasser der „Verjudung des christlichen Staates." Wie ferne dieser Leipziger Anonymus dem positiven Christenthum stehe, lehrt schon seine Ansicht vom christlichen Staate, die bloß aus dem Munde eines Logenbruders erträglich klingt. Unter dem

Dache seines Staates findet Alles und Jeder Platz. „Denn, läßt er sich vernehmen, ist auch das Fundament des christlichen Staates das Christenthum, so ist doch der eigentliche Begriff vom christlichen Staate ein umfassenderer, über die Grenzen der Dogmatik und des ganzen kirchlichen Bereiches weit hinausreichender, mit welchem sich jeder Glaube gar wohl verträgt, schon deßhalb weil der christliche Staat vollkommene Gewissensfreiheit sichert. Der christliche Staat ist, mit Einem Worte gesagt, Civilisation, die Civilisation weiß nichts von Unduldsamkeit, nichts von Fanatismus." Wäre dieß richtig, so müßte die nordamerikanische Union der freieste und zugleich der christlichste Staat und die türkische Regierung mancher europäischen Regierung in der Civilisation um viele Pferdelängen voraus seyn; in der Union mag Jeder „nach seiner Façon" nicht bloß selig werden sondern unbehelligt leben; die türkische Regierung übt und schützt Duldsamkeit für ultramontane Christen sogar ehrlich. Anderwärts ist der Rückschritt in der Civilisation allem positiven Christen- und Kirchenthume gegenüber bekanntlich in athemlosen Galopp gerathen, das jüdische Crucifige zur Losung des Tages geworden.

Der Humane aus Leipzig schildert das äußere, das geistige und moralische Wesen des modernen Juden etwa folgendermaßen: Der moderne Jude versteht weder sich zu kleiden noch zu wohnen wie andere Leute. Dem jüdischen Elegant sitzt das Kleid schlecht, theils zu steif theils zu schlotterig. Beim reichen Juden trifft man sehr selten wahren Geschmack, anstatt dessen Ueberladung und kokette Schaustellung. Der Jude kann nicht gehen wie Körper und Bildung es bedingen; er geht eigentlich mit dem Kopfe, den er meistens vor sich ausstreckt. Er kann nicht ordentlich essen und trinken, bloß hastig verschlingen. Aus hundert Nichtjuden hört man den Juden heraus. Im Lob wie im Tadel hält er niemals die Mitte. Sein Lob ist übertrieben oder nergelnd, sein Tadel vernichtend, und wenn auch oft scharf-

sinnig und witzig, so doch ohne Humor, denn zum Humor gehört Liebe. Sollte der Jude unter tausendjährigem Drucke die „Kunst des Lebens" gründlich verlernt haben, so hat er dieselbe sich erst wieder anzueignen; wahrscheinlich kannte er diese Kunst niemals.

Die jüdische Literatur ist reich an Schätzen. Von Sirach und Aristobul angefangen sind alle Wissenschaften darin vertreten, theilweise glänzend, am glänzendsten die Kritik. Erklärbar durch seine Geschichte seit Christus neigt der Geist des Juden sich mehr zur Analyse als zur Synthese, die Negation ist seine Stärke. Aus der Vorliebe für die Skepsis erklärt sich die geringe Produktionsfähigkeit. An Esprit, Witz und Combinationsgabe, an Talent für alles Mögliche gebricht es dem Juden gewiß nicht, doch an geradem gesundem Menschenverstand steht er dem Christen weit nach, noch weiter an Urtheilskraft. „Am deutlichsten zeigt sich seine dießfallsige Schwäche in der Politik: der jüdische Politiker treibt immer nur Opportunitäts-Politik; es fehlt ihm der große Blick, die Divination, welche über die Combination weit hinausstrebt" (S. 18). Gäbe es ein wirkliches Genie der Verneinung und Zerstörung, dann müßten wir zu letzter Behauptung den Kopf gewaltig schütteln, doch solche Genies gibt es nicht. Was dem Juden aber vor allem abgeht, das ist hauptsächlich die Liebe. Der Jude liebt nicht — ohne Liebe aber mag Einer Virtuose werden doch niemals Künstler, Komödiant aber kein Schauspieler, Sprecher aber kein Redner, ein gewandter Rabulist, selten ein wahrer Jurist.

Wer der Liebe und der Thräne unfähig ist, kennt auch kein Vaterland: ubi bene ibi patria. Ein politisches Vaterland und rechtliche Zuständigkeit besitzt nunmehr der Jude, nachdem die Principien von 1789 ihre Reise um die Welt richtig zurückgelegt. Trotzdem lebt er noch immer nicht subjektiv, bloß objektiv, nur ein Ziffernseyn, ein arithmetisches Schema. Ein natürliches Vaterland, ein wirkliches Heim hat

er nicht gefunden, er will gar keines finden; weßhalb sollte er, der berufene Herr der Erde, zum „Partikularisten“ werden? In Frankreich seit mehr als achtzig Jahren emancipirt, ebenso in Nordamerika, ist er weder zum Franzosen noch zum Yankee geworden; mag er in Italien mit den wüthendsten Italianissimi agitiren oder in Deutschland als Urgermane sich aufthun und etwa à la Berthold Auerbach „in die Tiefen des deutschen Volksgemüthes sich versenken“, deßhalb wird er doch niemals ein Italiener oder Deutscher. Immer und überall bleibt der Jude „Reinblutjude“, er will und muß es bleiben, es ist sein Geschick; und er bleibt ein solcher, mag er aus Politik oder Opportunitäts-Gründen noch so glühenden Patriotismus affektiren, ja sogar Opfer bringen, die mehr als Scheinopfer sind.

(Schluß folgt.)

XLIV.

Reise-Erinnerungen an Sicilien.

IV.

Die Eisenbahnfahrt des nächsten Tages am Ufer dahin war glänzend schön, obwohl sicherlich vom Meer aus Alles noch viel prächtiger sich ausnehmen muß. Bei Agosta scheint die Bahn die ganze Landzunge, welche die Bucht im großen Bogen umschließt, zu bestreichen, denn zur Ueberraschung für unsere geographische Unkenntniß oder Gedankenlosigkeit lag das Meer, das wir immer zur Rechten gehabt, auf einmal zu unserer Linken, um freilich bald wieder auf die Rechte zurückzukehren.

Die frühzeitige Ankunft in Catania gestattete uns noch vor der späten Hauptmahlzeit einen Gang durch einige Straßen der merkwürdigen Stadt, welche, in und auf Lava gebaut, so und so viele frühere Catania unter sich weiß. Im Dome der heil. Agata sahen wir Votivgaben, wie sie dem kühlen Nordländer schier ungeziemend erscheinen. Wer aber einerseits des Heldenmuthes in Wort und That der gefeierten Heiligen eingedenk bleibt, andererseits die Qualen jener besonderen Kranken erwägt, welche vorzugsweise St. Agata's Fürbitte in Anspruch nehmen, der wird trotz eines schauernden Gefühles beim Anblick der allzu naturalistischen Wachsbilder sich mit theilnehmender Rührung in die Dankbarkeit der Geheilten versetzen und die erschreckend unkünstlerische Aeußerung dieses Dankes mit in den Kauf nehmen. Schon in Syrakus hatte ein deutscher Jüngling, Sohn eines Arztes und, wenn ich nicht irre, selbst Medicinbeflissener, am Wirthstische gespöttelt, daß jüngst ein Todkranker das Bild der heil. Agata in feierlichem Zug habe zu sich kommen lassen, aber merkwürdiger Weise doch gestorben sei. Er sprach nicht zu mir; obwohl selbst eines Arztes Tochter, hätte ich ihm vielleicht zu erwägen gegeben, ich wüßte Fälle, da Kranke merkwürdiger Weise sogar nach Berufung von Aerzten gestorben seien; ja sie hätten merkwürdiger Weise von dieser Berufung auch nicht einmal geistlichen Trost empfangen, wie vielleicht der catanesische Kranke von der Verehrung der heil. Agata, über welcher er doch wohl kaum die natürlichen Heilmittel werde versäumt haben.

In der Domsakristei fesselt ein Bild, nicht durch künstlerischen Werth, aber durch den Inhalt der Darstellung die Blicke: die letzte Feuer-Katastrophe von Catania, da die Einwohner vor dem langsam heranrollenden Gluthenstrom sich und ihre fahrende Habe auf des Meeres Schiffe flüchten.

In unser „Grande Albergo di Catania" zurückgekehrt, ließen wir uns die späte Hauptmahlzeit trefflich schmecken, und wenn ich bei Syrakus das Lob gewisser altmodischer

Gasthäuser gesungen, so konnten wir in diesem, einer Schweizer Gesellschaft gehörigen, wohleingerichteten Hause nicht umhin, das Behagen mancher neuen Einrichtung dankbar zu empfinden; allerdings sorgen die nicht geringen Preise dieser Gasthäuser dafür, solche Dankesempfindung sogleich zu werkthätigstem Ausdruck gelangen zu lassen.

Den nächsten Tag durchwanderten wir die Stadt. Sie ist erbaut auf jener Lava, welche im Jahre 1669 zwar nicht das alte, aber doch das nächstältere Catania, ich weiß nicht ob ganz oder theilweise, in seinen langsam sich hindurch wälzenden Gluthstrom aufnahm und begrub und nun dieses wohl meistens verkohlte, vielleicht in seinen festeren Theilen auch erhaltene Catania in ihrem erstarrten Schooße festhält. An vielen Häusern namentlich kleiner Gassen der heutigen Stadt scheinen die unteren Stockwerke aus der Lava heraus- oder in sie hineingearbeitet. In welch ungeheuren Massen der schon in seiner Breitenausdehnung viele Miglien deckende und von so beträchtlicher Entfernung herabdrängende Brei sich in der Niederung auch noch übereinander geschoben und gethürmt hat, zeigt unter Anderem der tiefe Schacht, welchen der Herzog von Biscari senkrecht an einer Stelle aushauen ließ, wo auf weite Strecke hin ein Flüßchen unterirdisch oder besser gesagt unterlavaisch geworden war. Wie mit Einem Auge blinzt es nun zwischen den hohen Lavawänden hinauf an das nach einem oder zwei Jahrhunderten*) wiedergewonnene Licht der Oberwelt, und die auf hoher Holzstiege auf- und abkletternden Wäscherinen haben es alsbald dem heutigen Geschlecht wieder dienstbar gemacht.

Ich konnte nicht klug daraus werden und kann es in

*) Meine Frage, ob jener Herzog von Biscari ein lebender sei, wurde bejaht, doch vermuthe ich ein Mißverständniß; und wenn es derjenige war, den schon Stolberg den bekannten verstorbenen Biscari nennt, so gehört die Ausgrabung jenes Schachtes schon in's vorige Jahrhundert.

der Erinnerung noch weniger, wie die vorhandenen mehr oder minder großen Trümmer antiker Bauten (Theater, Bäder u. s. w.) dem völligen Untergang sich entzogen, vermuthlich durch ihre höhere Lage; denn an eine Ausgrabung aus der harten Lava ist schwer zu denken. Pompeji ward bekanntlich durch Asche verschüttet und Herkulanum, das gleich Catania durch Lava seinen Untergang gefunden, wird nur äußerst mühselig und langsam davon befreit.

Hat es in ganz Italien etwas Bewegliches, zu sehen, wie die jüngeren Geschlechter, namentlich das arme Volk sich harmlos einnistet in die Trümmer der alten Herrlichkeit, sich bettend recht und schlecht, so gut es gelingen mag, oft auch, wenngleich durch Zufall, auf gar malerische Weise, so ist dieß in erhöhtem Maße hier der Fall, wo jeder Blick auf den Aetna die Möglichkeit einer neuen Katastrophe dem Gedächtniß zurückruft.

An erster Stelle dem Feuerstrom ausgesetzt schien das alte Benediktinerkloster; aber sieh, an seiner Gartenmauer staute sich derselbe und wich in zwei Ströme auseinander, deren erstarrte hochragende Ueberbleibsel, mit in allen Fugen sich festklammernden Cactuspflanzen geschmückt, noch heut die Wahrheit der Erzählung bezeugen. Das so wunderbar verschonte Gebäude fiel nichtsdestoweniger vierzehn Jahre später einem Erdbeben zum Opfer, das zur Zeit eines neuen Ausbruches vom Aetna die kaum erstandene Stadt in einen Schutthaufen verwandelte. Des Klosters Neubau ward berühmt durch die Großartigkeit seiner architektonischen Verhältnisse. Wir wanderten darin herum und schauten die prächtigen Säulenhöfe, die majestätische Kirche mit ihrem durch einen deutschen neueren Gelehrten gezogenen Meridian, das naturhistorische Museum, aber die Bewohner sind fort, vertrieben, der Geist der Annexion hat sich hier breit gemacht. Die Mönche waren lauter Signori (Principi u. s. w.), wie unser Führer aus der Stadt uns sagte; sie kehrten in ihre Familien zurück und waren so im Stand, die von der

eingedrungenen neuen Regierung jedem männlichen Mitglied eines aufgelösten Klosters gebotene Jammerpension von 1 Lira (1 Franc) für den Tag zurückzuweisen. Man zeigte uns auch Nonnen aus aufgehobenen Genossenschaften, in der Klostertracht mit ihren Familien durch die Straßen wandelnd. Dagegen geschah es uns, Frauen in ebenfalls nonnenhafter, malerisch ernster Gewandung für solche Vertriebene zu halten, bis in einem Ambraladen eine derselben uns von ihrem Manne sprach.

Die Stadt selber machte uns stattlichen Eindruck; am Largo Marina athmeten wir in einer netten kleinen Blumenanlage Frühlingslüfte und Düfte und wanderten dann über den schönen Domplatz, dessen Mitte ein Elephant aus Lava mit ägyptischem Obelisken auf dem Rücken ziert, hinaus in die unvergleichliche Via Etnea, deren gelind ansteigender Grund den Fuß des gewaltigen Berges bildet, welcher in stolzer Majestät, mit seinen Gärten, Villen, Lavafelsen und blauen rauchenden Höhen die lange Straße abzuschließen scheint, ohne zu drücken, da sein steilerer Anstieg in Wahrheit doch mehrere Stunden entfernt liegt. Die verschiedenen Kirchenfronten, die wir in Haupt- und Nebenstraßen sahen, sind im Rococostyl, aber nicht im überladensten, groteskten; sie machten mir vielmehr den Eindruck des elegant Würdevollen. Auch die modernen Wohnhäuser oder palazzi der Via Etnea trugen den Stempel gediegenen Reichthums. Trotz ihres unbedeutenden Hafens soll die Stadt sehr reich seyn an Handel und Industrie; aber ich versäumte mich zu erkundigen, wie in dem straßenlosen Lande dieß ohne großen Hafen möglich geworden. Oder war die östliche Seite der Insel weniger vernachlässigt?

Wir wanderten bis zur Villa Bellini, einer Gartenanlage, durch die Büste des hier gebürtigen Tondichters der Norma verherrlicht. Aber mit dem Ausdruck ihres patriotischen Stolzes wußten die Catanesen auch das lehrreich Unterhaltende zu verbinden; denn im Rücken des Maestro springt,

singt, schwimmt, schreit es in lustig zwischen Gebüschen und an Bächen vertheilten Gehäusen von Aeffchen und Luft-, Erd- und Wasserthieren mannigfachster Art, zur hohen Belustigung einer wißbegierigen Jugend. Reinlich und hübsch erschienen uns die mit gewöhnlichem rundgewölbtem Gestein, aber mosaikartig gepflasterten Wege. Eine prächtige Aussicht auf die von Hügeln in die Niederung sich ziehende Stadt lud uns zum Verweilen ein, bis noch stärker die Pflicht der Selbsterhaltung in's Gasthaus zurück uns lockte. Wir trafen dann noch unsere Anordnungen für den nächsten Tag zu unserer Aetnafahrt und begaben uns zur Ruhe.

Aetnafahrt! Wie groß das klingt! In der That wir sind ganz stolz auf das Wort: Unsere Aetnafahrt! Und wenn wir es auch nicht zu machen gedenken wie jener Engländer Brydone, welcher, vom Nebel überfallen, nicht weiter kam als bis zur Kastanie dei cento cavalli*) und dennoch die Welt mit der berühmtesten Beschreibung des Sonnenaufganges auf dem Aetna erfreute — wir, die wir nicht einmal bis zu jener Kastanie gelangten — so läge doch die Versuchung nah, wenigstens unsere Besteigung in ein gewisses Dämmer des Geheimnisses zu hüllen und etwa zu sagen: Das Geschaute und Erlebte spotte aller Beschreibung oder doch der schwachen Kräfte meiner Feder. Allein der kluge Leser, den Schwindel ahnend, käme wohl gar auf den argwöhnischen Gedanken, an unserer Aetnafahrt sei mit Stumpf und Stiel nichts gewesen; darum soll's ihm gemeldet seyn, erstens daß in jener Jahreszeit — es war um die Mitte des April — von einer Kraterbesteigung nicht die Rede seyn kann und daß es daher für den Leser wie für uns selber muß dahin gestellt bleiben, ob in günstiger Jahreszeit wir jenen herzhaften Entschluß gefaßt hätten; zweitens daß es sich immerhin sehr

*) Der Abbate Ferrara, der ihm die Fruchtlosigkeit des Versuches vorausgesagt, dann aber den bei seinem Vorhaben Beharrenden begleitete, hat Obiges selbst meinem Vater erzählt.

verlohnte, auch nur dahin zu gelangen, wohin wir in der That uns verfügten.

Früh des Morgens fuhren wir, in bequemer Miethkutsche uns wiegend, die breite via Etnea mit ihren Prachthäusern hinaus, lang, lang fort zwischen reizend gelegenen Villen, mit dem Blick auf den zornmüthigen alten Herrn, der zugleich so reich ist an liebenswürdigsten Launen, die Landschaften bald mit üppigstem Segen der Fruchtbarkeit, bald mit dem Grimme der Verwüstung überzieht, die Verwüstung aber selbst wieder in Stoff der Fruchtbarkeit verwandelt, denn die modernden Laven und die Asche dienen trefflich zur Düngung jener Wein-, Obst- und Getreidefelder- und Gärten, die zur nächsten bösen Stunde ein neuer Lavastrom zu verzehren beliebt. Ein Tyrann ist der Aetna, aber ein bewunderungswerther, und wäre sein Segen nicht reicher denn sein Fluch, so blieben nicht so blühende Städte an seinem Fuße. Auf der ganzen Fahrt von Catania bis zum Dorfe Nicolosi, um wie viel mehr beim Weiterpilgern wird die Phantasie unaufhörlich angeregt durch jene breiten schwarzen gründurchzogenen Striche, die nach verschiedenen Richtungen gleichsam als riesige Jahreszahlen hingeschrieben liegen. In Nicolosi bestiegen wir die schnell herbeigebrachten Esel, nicht wegen großer Steile des zu machenden Weges, sondern wegen seiner Unbequemlichkeit, da es bald über holperige Lavafelsen, bald durch bröckelig ausweichenden Schlackensand dahinging. Der Ritt war kurz, aber sehr eigenartig in der malerischen Lavawüste mit dem Blick jetzt auf den Bergriesen, jetzt auf die überreiche Landschaft drunten; nur ließ uns hier wie auf der Burg von Syrakus der blaue Mittagsduft bedauern, daß es nicht bei uns gestanden, die geeignetste Tageszeit zu wählen. Es lag uns nah, Vergleichungen anzustellen mit den herrlichen Gebirgen des Vaterlandes; da summte es in mir:

Zweierlei gebe mir Gott und ein Drittes versag' Er mir nimmer:
Schmälere bäu'rischer Stolz nie mir der Fremde Genuß!
Wachse der Heimath Werth stets tiefer in's liebende Herz mir!
Preise den Einen dieß Herz, der das Vielfältige schuf!

Da der Ritt etwas holperig dahinging, ließ ich auch im fünften Fuß der vierten Zeile die reglementwidrige Länge der zweisylbigen Senkung stehen, um so mehr als ich gar nicht einsah warum nicht, und in solcher Höhe noch dazu hoch zu Esel auch mein Unabhängigkeitsgefühl bedeutend schwoll; denn, wie ich es in unzähligen Wiederholungen im Fremdenbuch unseres heimischen Hohenpeißenberg gelesen, „auf den Bergen wohnt die Freiheit", und was ist mit all seiner Pracht der liebe zahme Hohenpeißenberg gegen den feuerspeienden Aetna!

Beim kleinen Krater delle Palumbe, aus welchem trotz seines harmlosen Namens im Jahre 1669 das Verderben für Catania hervorgebrochen war, stiegen wir ab und jeder Führer nahm mit südländisch anmuthiger Unbefangenheit seine Dame an den Arm, damit sie bequemer und sicherer in den Grund der trichterartigen Mulde hinabgelange, wo diese Mulde seitwärts wie einen Brunnenabzug eröffnet, in welchen sich an Seilen hinunterzulassen hie und da ein Verwegener unternommen, bis er am Weiterdringen durch das Wasser der Tiefe gehindert ward. Und hier sei der freundliche Leser gebeten, ein wenig zu verweilen, etwa in sinnigen philosophisch-historischen oder frommen oder naturwissenschaftlichen oder auch gar keinen Betrachtungen; mag er meinetwegen zerstreut und ohne alle Gedanken hinabstieren in den finsteren Schlund verderblichen Angedenkens; er hat alle Zeit dazu, bis wir glücklich wieder auf unsere Eselchen gelangt sind, und wir wollen zu diesem wichtigen und stets mit einiger Schwierigkeit verbundenen Geschäft uns so viel Zeit wie möglich gönnen, damit unsere Aetnafahrt, auf die wir so stolz sind, nicht allzuschnell zum Schluß gelange. Endlich sind wir glücklich droben und reiten weiter.

Nah beim Krater wölben sich die zwei Monti grossi; von unten gesehen gleichen sie etwa dem runden Ende von Eiern, die man mit der Spitze in den Sand gesteckt hätte. Sie danken ihre Entstehung jenem besagten Ausbruch des

eben von uns verlassenen Taubenkraters, durch Hebung ohne Zweifel, denn durch Anschüttung hätten sie kaum die runde Form erhalten. Wir bestiegen den einen derselben, um in der nach drei Seiten hin schier unbegrenzten Aussicht über Land und Meer zu schwelgen und auf der vierten Seite immer wieder den herrlichen Berg zu bestaunen, lasen im Aschensand kleine Krystalle auf und trabten wohlgemuth zu Fuß die steilste Stelle hinab, um dann wiederum hoch zu Esel in Nicolosi einzuziehen, von wo nach eingenommener kleiner Erquickung der Wagen uns dem Aetna entführte.

Der Kutscher schlug einen Umweg vor und wir willigten gern darein, um in kurzer Zeit so viel möglich den Eindruck der Gegend in uns zu saugen. Als äußerstem Ziel hielt er an einer ziemlich großen Kirche, zu welcher nach seiner Behauptung die Leute bis von Palermo her wallfahrten, die Männer oft bis zur Hüfte herab entblößt, und innen zeigte er uns auf dem Boden einen steinernen Streifen vom Thor bis zum Altar, auf welchem nach seiner Angabe jene Pilger höchst mühselig die wunderlichste Buße sich auferlegen, davon ich jemals gehört. Aber eben weil sie, wenngleich sehr harmlos, doch so gar wunderlich ist, soll der Leser sie nicht erfahren; denn er dächte vielleicht, wir hätten uns vom Kutscher zum Besten halten lassen oder sein Sicilianisch mißverstanden, und lachte uns unnütz aus.

Es war uns von Interesse, gelegentlich dieser Fahrt die eine und andere Villa zu besuchen, theils der Gärten halber, theils auch um das Innere des Landhauses zu sehen. Mir schien in den ersteren weniger Geschmack der Anlage zu herrschen als eben Ueppigkeit der Natur; vielleicht hatte der Kutscher nicht die beste Wahl getroffen. Höchst einladend sahen einige wohl noch zur Stadt gehörige in der Via Etnea aus, an denen wir leider vorüberrasselten, um heimzukehren.

Hier also, werther Leser, hast du das Lange und Breite oder auch das Kurze und Schmale, jedenfalls das Wahrhaftige und Getreue von unserer Aetnafahrt.

Am Wirthstisch fanden wir Gelegenheit, einheimische Freundlichkeit zu genießen. Ein paar Kaufleute, wie es schien, knüpften Gespräch mit uns an und da wir äußerten, wir hätten Auftrag zu einer kleinen Weinbestellung, mußten wir den alsobald von ihnen herbefohlenen und uns aufgesetzten verkosten und erhielten für unseren Kauf Rath und Anweisung, die sich als trefflich bewährten.

Im Lesezimmer suchte noch ein Individuum sich in unser Gespräch zu mischen; es redete französisch, ich weiß nicht, war es Franzos, Belgier, Schweizer; auch schien mir sein Standestypus unklar, ich schwankte sogar zwischen Künstler und Commis-Voyageur; nur eines war gewiß, daß er sich auf den kleinen Roué hinausspielte. Einer der Herren hielt Catania für die weit regsamere Stadt als Palermo; das Männchen meinte, Palermo sei doch auch nicht übel, der Conte N., der Marchese X und der Duca Y seien charmante Leute und verspielten oft in einem Abend, ich weiß nicht wie viele Tausende (ohne Zweifel in des Männchens Gesellschaft). Einer der Einheimischen bemerkte, das böse Spiel sei in der That allzuhäufig im Land und mache den Familien vielen Kummer, wir nickten ernsthaft zu, das Männchen aber äußerte mit einer Art schmachtender Begeisterung: Que voulez-vous, la passion c'est le ressort de la vie! Alles Größe in der Kunst u. s. w. komme aus der Leidenschaft. Da die Gasbeleuchtung im Zimmer die seltsame Construktion der neueren Leuchtthürme (revolving lights) zu haben schien, indem das Licht in fortwährendem Wechsel bald aufflammte bald zusammenschwand, konnte das Lesen nicht minder als jenes Gespräch entfernte Erinnerungen an seekranke Gefühle erwecken, und wir zogen es vor, die lauen Abendlüfte vor dem Hause wandelnd zu genießen.

Aber auch deutsche Landsleute hatten bei Tisch uns mit ihrem hochgeschwellten deutschen Selbstgefühle wenig erbaut. Konnte ich auch dem Einen derer die unserer Nation das qualmende Rauchfaß um die Nase schlugen, an den schönen

welken Zügen die Herkunft aus Israel ablesen, so war doch der andere, ein sonst angenehmer Mann, gewiß Vollblut-Deutscher vom Rheine, von dem es mich verdroß, ihn in so ekler nationaler Selbstgefälligkeit sich ergehen zu sehen. So hält denn unsere vielgerühmte deutsche Bescheidenheit nur Stich, so lang wir politisch ohnmächtig sind? So ist, um mich eines derben aber auch bezeichnenden bayerischen Ausdruckes zu bedienen, nationales „Prozenthum“ nicht eine Besonderheit etwa nur der Franzosen oder Engländer, sondern im Glück entpuppt sich in Michel derselbe hirnlose Uebermuth wie bei Jenen? Nun Gottlob, hüben wie drüben sind nicht Alle von solchem Rausch benebelt, überall finden wir auch christlich nüchterne, ja freudige Gerechtigkeit für den Nachbarn, und wäre er gleich durch Schuld der sichtbaren wie der geheimen Machthaber im Augenblicke leider der Gegner und Feind.

LXV.

Zeitläufe.

Das deutsche Reich und der katholische Episcopat im Reich.

Am zweiten Jahrestag der Besetzung Roms durch die königliche Revolution in Italien haben die am Grabe des heil. Bonifacius versammelten Erzbischöfe und Bischöfe ihre große Beschwerdeschrift über die gegenwärtige Behandlung der katholischen Kirche im deutschen Reiche beschlossen und unterzeichnet, alle ohne irgendeine Ausnahme. Schon das Datum der großen Denkschrift ist von besonderer Bedeutung.

Der 20. September wird in der Geschichte aller Zeiten als Merkmal dastehen, wie die königliche Revolution ihr feierlichstes Wort zu halten pflegt. In tausend Formulirungen und Wendungen hat sie versichert: das hinderliche Anhängsel einer weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhls nur abschneiden zu wollen, damit die geistliche Macht des Papstes und die Wirksamkeit der katholischen Kirche sich um so freier entfalten möge. Wie es in Wirklichkeit damit gekommen ist, zunächst bei uns, das besagt nun eben die Denkschrift der Bischöfe mit meisterhafter Gründlichkeit und Präcision, mit unerschrockenem Freimuth.

Und alle Bischöfe ohne Ausnahme haben sich innerhalb des neuen deutschen Reichs zu dieser großartigen Bezeugung vereinigt *). Die Gegner in ihrer blinden Wuth haben sich nicht enthalten können, das Gewicht dieser Einmüthigkeit durch ihr eigenes Zeugniß hervorzuheben, und in aller Welt auszuschreien, daß sie das nie und nimmer erwartet hätten. Zum Beweise daß sie zu den bedeutendsten Zweifeln an der Einmüthigkeit des Episcopats wohlberechtigt gewesen seien, haben sie sofort das vertrauliche Schreiben eines Bischofs veröffentlicht, der noch drei Monate nach dem Concil eine ganz andere Sprache geführt habe als jetzt in der bischöflichen Denkschrift. Wäre nur dieser Eine Bischof auf ihre Seite gefallen, so wäre das allerdings ein unberechenbarer Gewinn für ihre Sache gewesen; denn sie hätten mit Recht sagen können, daß dieser Eine Mann an Wissenschaft und Gelehrsamkeit alle anderen aufwiege. Jetzt hingegen steht der Name des Bischofs von Rottenburg unter der bischöflichen Denkschrift als lebendige Lehre über das Verhältniß der Wissenschaft zum kirchlichen Leben, wie es in der katholischen Kirche von jeher bestand und nicht anders seyn konnte. So

*) Der Erzbischof von Gnesen und Posen kann selbstverständlich nicht als Ausnahme gerechnet werden. Er gilt überdieß an sich schon als „Hauptjesuit".

hat gerade die Bosheit der Gegner der Denkschrift das prägnanteste Relief verliehen.

Diese Leute glaubten sich an dem hochwürdigsten Bischofe zu rächen für seine Unterschrift zu dem großen Dokument von Fulda, indem sie das vertrauliche Schreiben vom November 1870 indiscret veröffentlichten. In Wahrheit hat diese Correspondenz wie durch elektrisches Licht die ganze Situation erleuchtet, die wir jetzt glücklich hinter uns haben. Jetzt erst erkennt man in ihrem vollen Umfange die Gefahr, in welcher die katholische Kirche Deutschlands in jener bis zur Besinnungslosigkeit aufgeregten Zeit geschwebt hat. Ebenso erkennt man erst jetzt die Größe des Wunders, das der göttliche Geist in der Kirche gewirkt hat, indem er alle auf die Insurrektion des eigenwilligen Subjektivismus gebauten Hoffnungen und Erwartungen zu Schanden gemacht hat. Fast sollte man wünschen, die Herren möchten doch in ihrem verzeihlichen Aerger noch mehr solcher Briefe veröffentlichen, wenn sie können!

Was aber das Sonderbarste ist: in Berlin hat man die seitdem grassirende Katholiken-Hetze erst dann officiell in Scene gesetzt, als man bereits wissen und gewiß seyn mußte, daß aus dem deutschen Episcopat die nöthige Handreichung zum Aufbau einer Nationalkirche, der ganzen oder der halben, nicht stattfinden werde und überhaupt die von einem Schisma in der katholischen Kirche gehegten Erwartungen im höchsten Grade illusorisch seien. Allerdings begreift es sich, daß man nicht früher losgeschlagen, denn man wollte erst mit den Franzosen und mit dem Kriege vollends zu Ende kommen. Aber schwer zu begreifen ist die Politik, welche den vorgefaßten Plan dennoch unverändert in's Leben treten ließ, als die unumgänglichen Voraussetzungen bereits hinfällig geworden waren.

Nichts ist bezeichnender für diese Politik als das Klagelied das die Officiösen jetzt mehr als je aus allen Tonarten singen: daß nämlich die Bischöfe und der katholische Klerus den in sie gesetzten Erwartungen nicht im mindesten ent-

sprochen hätten. Man erwartete von ihnen, daß sie sich in Masse gegen den heiligen Stuhl auflehnen und von dem „absolutistischen Joch der Papstherrschaft“ befreien würden; so glaubte man die Opposition vieler vor dem Concil und bei dem Concil verstehen zu dürfen; und nun, wo das Mißverständniß nicht mehr abzuläugnen ist, soll der Irrthum beileibe nicht die eigene Schuld sondern das Verbrechen der Andern seyn. „Genial“ mag diese Politik immerhin genannt werden, eine Realpolitik aber ist es gewiß nicht.

Damit hängt auch die jetzt vor Allem bestrittene Frage zusammen, wer den traurigen Streit angefangen habe. Die Bischöfe deuten in kurzen Worten auf den pragmatischen Hergang der Verwicklung; die Officiösen hingegen sagen kurz und gut: „ihr, die ihr unsere Erwartungen und unsere Spekulation auf ein großes deutsches Schisma getäuscht habt, ihr habt den Streit angefangen.“ Horche man nur einmal aufmerksam hin auf den Höllenlärm den die Liberalen überhaupt und die Officiösen insbesondere über die bischöfliche Denkschrift aufgeschlagen haben, ob nicht der durchgehende Grundton geradeso lautet, wie wir eben gesagt haben. Unsererseits wollen wir uns nicht wiederholen über die Anfänger und Ursächer des verhängnißvollen Streites. Man muß in der That, nach dem geflügelten Wort des Herrn von Vincke, glauben daß „das Unrecht alle Scham verloren habe“, sonst müßte Jedermann sich erinnern, daß und warum die „Katholikenhetze“ in Deutschland seit 1866 ein stehender Artikel der katholischen Presse wurde und werden mußte. Hier wollen wir nur eine einzige Erinnerung aufführen.

Die letzten preußischen Landtagswahlen hatten eine im Verhältniß zu früher überraschend große Anzahl katholischer Vertreter in die Kammer gebracht und die Bildung einer stattlichen Fraktion unter dem Namen des „Centrums“ ermöglicht. Unbefangene Beobachter mußten sich sagen, daß die täglich cynischer auftretende Hetzerei der Liberalen, welche in der Gestalt des „Klostersturms“ auch bereits in die

preußische Kammer eingedrungen war*), sich vor Allem das Verdienst an dem unerwarteten Wahlresultat zuzuschreiben habe. Unterm 5. Dezember 1870 aber — also ehe noch die Versailler Verträge allseitig angenommen waren — brachte die Augsburger „Allg. Zeitung“ aus Preußen einen Aufruf an den Kaiser, dessen Gedankengang allerdings im interessantesten Gegensatz zu der in der bischöflichen Denkschrift ausgesprochenen Meinung steht: „daß der Schutz des Rechts und der rechtmäßigen Freiheit die erhabenste und wesentlichste Prärogative des Kaisers sei.“ Man höre nur!

„So wäre denn Alles zu Heil und Segen gewendet, fräße nicht ein giftiger Schwamm in unsern Eingeweiden, der unablässig Tag und Nacht seine zerstörende Arbeit fortsetzt.“ So beginnt der fragliche „Wunsch zur Kaiserkrönung“ und dem entsprechend wird im unverkennbaren Logen-Styl fortgefahren. „Welches die Krankheit ist, braucht nicht erst gesagt zu werden: die Wahlen zum preußischen Landtag haben wieder einmal die wunde Stelle entblößt; blind ist wer nicht erschreckt davor zurückfährt. Der blühendste, aufgeklärteste, heiterste, regsamste Theil Deutschlands, Rheinland und Westfalen, schickt vierzig ultramontane Abgeordnete in die Landesvertretung. Wahrlich eine verlorene große Schlacht an der Loire wäre ein geringeres Unglück für die Nation als diese Niederlage... So wächst und wächst die stille Verschwörung gegen Staat und Cultur Stund' für Stund', treibt ihre sich festkrallenden Ranken überall umher und droht uns zu ersticken in gegebener Zeit.“

Auch das Mittel zur Heilung hat der feierliche Gratulant zur Kaiserkrönung anzugeben nicht vergessen, geradeso wie es seitdem als probat befunden worden und in An-

*) Selbst die Allg. Zeitung (30. November 1870) sprach damals von dem „unnützen und übelberathenen Lärm, welcher im vorigen Jahre aus Anlaß der Krakauer Vorgänge in Preußen gegen die Klöster erhoben wurde.“

wendung begriffen ist. Er verklagt zunächst die deutsche Demokratie oder den „abstrakten Radikalismus" wegen eines angeblichen Bündnisses, das er mit dem Ultramontanismus unterhalte, bloß aus verrannter Liebe zur Formel und zur Phrase. Mit der Formel und Phrase ist aber die preußische Verfassung gemeint, soweit sie die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche garantirt, überhaupt der Grundsatz von der „freien Kirche im freien Staat". Sodann wird der „protestantische Papismus" als Hauptmitschuldiger denuncirt und werden die Minister von Mühler und Dalwigk — nunmehr beide bereits „abgethan" — als solche „protestantische Papisten" insbesondere benannt. „Sollte keiner (von der kaiserlichen Umgebung) wagen anzudeuten, daß der katholische Papismus keinen eifrigeren Helfershelfer hat als den protestantischen Papismus? Sind doch in des Königs nächster Nähe fürstliche Interessen die von dem verzehrenden Höllenfeuer am eigenen Stamme beleckt werden!" Endlich ergeht noch der Appell an den Fürsten Bismark, der zwar mehr als einmal schon das zugemuthete Bündniß mit der Finsterniß abgewiesen und denen Hülfe geleistet die ihn um Beistand gegen das Ungethüm angegangen. „Aber dennoch heißt es von ihm: er sei nicht zum ernstlichen Vorgehen gegen den Hort des Muckerthums beider Confessionen zu bringen, ja es sei nicht abzustreiten, daß etwas wie ein heimlich Wohlgefallen an dessen Spiel ihm nicht selten an den Augen anzusehen sei" *).

Heute nun hat der Fürst den Verdacht der Loge und die Befürchtung des Liberalismus glänzend widerlegt, und die Dinge sind genau auf den Weg gebracht, wo der Gratulant vom 5. Dezember 1870 sie haben wollte. Aber — man beachte wohl das Datum! — damals hat kaum eine „ultramontane" Seele eine solche Wendung der preußischen Politik für möglich gehalten. Wer hat also im wahren Sinne des

*) „Ein Wunsch zur Kaiserkrönung. Von einem Rheinländer" a. a. O.

Wortes den Streit „angefangen"? Damals, lange nach dem Schluß des Concils und der Kundmachung der conciliarischen Dekrete, handelte es sich um die Annahme oder Nichtannahme der Versailler Verträge. Den verneinenden Partikularisten wurde von ihren eigenen Freunden gerade das als Hauptargument vorgehalten: daß die Rechte und Freiheiten der Kirche nirgends besser aufgehoben seyn würden als in den Händen Preußens. Gerade die Männer welche als sogenannte „Jesuitenfreunde" im engsten Sinne betrachtet wurden, bedienten sich am liebsten dieses Arguments; sie versöhnten sich am leichtesten mit dem zu begründenden Reich, während unter Andern der Schreiber dieser Zeilen öffentlich gegen derlei „katholische Zweckmäßigkeits-Politik" protestiren zu müssen glaubte. Aber kaum Einer unter uns hätte es gewagt, das Gegentheil jenes loyalen Vertrauens zu behaupten, aus welchem der bekannte Antrag Reichensperger am ersten deutschen Reichstage hervorgegangen ist.

Selbst die „Genfer Correspondenz" war damals gewissermaßen ein „reichsfreundliches" Blatt. Sie glaubte unter allen Mächten am ehesten noch von Preußen thatkräftige Sympathien für den heiligen Vater gegenüber den Attentaten der italienischen Revolution annehmen zu dürfen. „Sollen wir dieß", so bemerkte die Correspondenz noch Ende Januar 1870, „den rechtlichen Gefühlen des Königs Wilhelm, der politischen Intelligenz des Herrn von Bismarck oder der Thatsache zuschreiben, daß die Katholiken Deutschlands für die Rechte des Papstes, die auch ihre Rechte sind, so energisch in die Schranken treten?" Ja, als die italienischen Blätter Mitte März 1871 den Text der Rede veröffentlichten, mit welcher der preußische Gesandte in Florenz die erste Kaiserbotschaft überbrachte, da wollten die Herren in Genf gar nicht an die Möglichkeit glauben: „Jedes einzelne dieser Worte enthält eine offenbare Unwahrheit"*). Sie hielten

*) Wir entnehmen diese Citate, von welchen uns aus schwerer Zeit

eine preußisch-italienische Allianz für unmöglich, um so mehr eine Umkehr jener innern Politik, welche von Preußen seit zwanzig Jahren, wahrlich nicht zu seinem Nachtheile, verfolgt worden war.

Im vergangenen Frühjahr hat ein preußisches Mitglied der Centrums-Partei deren Stellung und ihr so grausam getäuschtes Vertrauen wie folgt erläutert: „Was Preußen die moralische Führerschaft in Deutschland, die Anhänglichkeit der deutschen Katholiken gesichert hatte, war seine Stellung gegen den revolutionären Liberalismus, der andere Glieder der deutschen Bundesgemeinschaft zerfleischte, war insbesondere die öffentliche verfassungsmäßige Anerkennung der christlichen Confessionen in ihrem eigenen Rechtsleben ... So sehr auch einzelne politische Persönlichkeiten und Ministerien, und — was viel schlimmer — so sehr auch die preußischen Hochschulen, entgegen den Rechtsgrundlagen des Staats, für die Verbreitung des Liberalismus sorgten, stärker als alles das war das preußische Verfassungsrecht, das Recht, insbesondere das Recht der großen christlichen Confessionen. Es gab darum in ganz Deutschland, ja in ganz Europa erfahrungsgemäß für den revolutionären Liberalismus keinen Feind an dessen

---

die lebhafteste Erinnerung persönlich zurückgeblieben war, der Schrift: „Das moderne Deutsche Kaiserreich und die Katholiken von Dr. Philalethes Freimuth.“ 5. Aufl. Luxemburg. 1872. Der pseudonyme Verfasser, wenn wir nicht irren einer der fruchtbarsten und schlagfertigsten Schriftsteller auf dem Gebiete der höhern Broschüren-Literatur, spricht so frisch von der Leber weg, daß sein Buch bereits die Aufmerksamkeit der preußischen Polizei erregt hat. Von dem deutschen Episcopat dem er seine Meinung gleichfalls nicht verhehlt, wird er sich nun hoffentlich befriedigt finden. Die schärfste Spitze seiner Kritik aber gegen die neue Reichspolitik und deren Vorgeschichte bilden im Grunde die Belegstellen aus dem politischen Testament des Herrn Gervinus in Heidelberg, der wahrhaftig nie im Geruch eines „katholischen oder protestantischen Papismus“ gestanden ist.

Namen der Haß des Liberalismus so sehr haftete, als an Preußen"*).

Die gänzliche Umkehr dieses Verhältnisses, wie sie in kurzen achtzehn Monaten eingetreten, wird nun in der bischöflichen Denkschrift mit philosophischer Schärfe präcisirt, und das Echo ihrer Klage in der officiösen und nichtofficiösen Presse liefert den neuen Beweis für die Richtigkeit der bischöflichen Erläuterungen. Die Bischöfe haben das „Recht" reklamirt und nichts als das „Recht." Darauf antwortet ihnen schallendes Hohngelächter. Meinen die Bischöfe das alte Reichs- und Staatsrecht, so wird ihnen kurzweg erwidert: auf historische Ansprüche der Hierarchie werde sich namentlich Preußen bei der Neuregulirung der kirchlichen Dinge nicht einlassen, sondern nur „die allgemeine Wohlfahrt als den Maßstab seines Verhaltens im Auge behalten." Meinen die Bischöfe das verfassungsmäßige Recht Preußens, so wird ihnen höhnisch geantwortet: der Art. 15, welcher bis jetzt ohne Ausführungsgesetz geblieben, solle nun eben durch unzweideutige Staatsgesetze näher bestimmt, mit anderen Worten auf dem Wege der Gesetzgebuug in seinem wahren Sinne aufgehoben werden. Endlich wird den hochwürdigsten Herren unumwunden zugegeben: allerdings sei die erst in der Entfaltung begriffene Macht des deutschen Nationalstaats schon jetzt nichts Anderes „als die in der Nation selbst waltende Vernunft und sie werde sich der Hierarchie noch ferner bemerklich machen"**). Deutlicher kann man nicht mehr sagen, daß das Wort „Recht" ein leerer Begriff geworden sei, an dessen Stelle nun der Grundsatz gelte: salus reipublicae suprema

---

*) Kölnische Volkszeitung vom 15. März 1872.

**) Vgl. besonders die officiösen Berliner Artikel in der Allg. Zeitung vom 10. und 15. October. Dem Style nach zu urtheilen, könnte man darin die höchsteigene Feder des Herrn Geh. O.-R.-Raths Wagener vermuthen, es müßte denn nur die profosenmäßige Plumpheit der Pronunciation das ganze Preßbureau angesteckt haben.

lex esto — welchen obersten Grundsatz sonach das deutsche Reich gemein hätte mit dem Convent der französischen Schreckensmänner und mit der neuesten Pariser Commune.

Mit Recht geht die Denkschrift der Bischöfe zurück auf jene antichristliche Schule, deren Grundprincip die Läugnung jeder übernatürlichen Offenbarung und jeder übernatürlichen Ordnung ist, an deren Stelle einzig und allein die menschliche Vernunft und die ihr allein entsprungene Wissenschaft das Menschengeschlecht beherrschen soll. Die Bischöfe nennen diesen neu obenaufgekommenen Geist den „rationalistischen Naturalismus"; wir haben ihn kurzweg als den „Geist des Subjektivismus" bezeichnet. Das folgerichtige Corollar der neuen Art von Gottesleugnung ist jene andere Doktrin, wornach es dem Staate gegenüber kein selbstständiges und wohlerworbenes Recht gebe, der Staatswille schlechthin absolut sei, und dieser souveräne Wille insbesondere allein die Rechts- und Freiheitssphäre der Kirchen und Confessionen in jedem Momente beliebig bestimmen könne. Dem „Gott in der Menschenbrust" — auch dieses Schlagwort hat sich im Berliner Preßbureau bereits eingeschlichen — entspricht genau die Omnipotenz des modernen Staats als der Collektivvernunft des betreffenden Volkes; das „Recht" hat keinen Platz mehr neben dem Absolutismus einer Gesetzgebung, die als Aeußerung dieser Collektivvernunft nur aus formellen Gründen der Kritik unterliegt, ob sie nämlich parlamentarisch zu Stande gekommen sei oder nicht.

Die Bischöfe selber äußern die Besorgniß, daß diese ihre Darstellung bei Manchen Befremdung, ja Mißbilligung erregen möchte. Ihre Besorgniß ist überflüssig geworden, nachdem die Officiösen jetzt selber ganz ungenirt sagen: allerdings sei es so, daß die in der Nation selbst waltende und durch Mehrheits-Beschluß im Reichstag oder preußischen Landtag zum Ausdruck gekommene Vernunft allein maßgebend sei über alles was Recht und Existenz heiße im Reich. Wenn man nun den Gang der preußischen Politik seit dem Amts-

antritt des Herrn von Bismarck und insbesondere seit der denkwürdigen Entwicklung des schleswig-holsteinischen Handels kühl betrachtet, so kann man allerdings sehr wohl begreifen, daß der strenge Begriff „Recht" in diesem Kreise unbequem und unheimlich erscheinen mag; daß aber jetzt die Officiösen einer so nackten Verläugnung sich unterstehen dürfen, das kommt doch unerwartet. Der Anfang fällt da bereits mit dem Ende zusammen.

Vor Jahren schon hat ein scharfer Beobachter der preußischen Dinge gegen uns geäußert: man irre sich vollständig, wenn man dem Herrn von Bismarck die Idee eines christlich-conservativen Staats zutraue, im Grunde sei er ganz und gar von der antiken Staats-Idee beherrscht, wenn auch allerdings ihm selbst nicht klar bewußt. Nunmehr hat sich die leitende Idee in ihm auch theoretisch entwickelt; Preußen heißt aber heute Bismarck. Er selber hat sich im Reichstage klar genug ausgesprochen, über die von ihm gemeinte Souveränetät des Staats, und die Theorie hat er sofort auf den Bischof von Ermeland angewendet. Darin beruht die große principielle Bedeutung dieses merkwürdigen Streites, sowie des parallel laufenden Handels mit dem preußischen Armeebischof. Selbstverständlich haben die Bischöfe in Fulda sich mit dem Bischof Dr. Kremenz solidarisch erklärt: „wir würden im gleichen Fall uns das gleiche Recht nicht bestreiten lassen können"; und ebenso selbstverständlich haben sie erklärt: „der Armeebischof konnte nicht anders handeln", als er treu seiner Kirche wie seinem König gethan.

Der Vorwurf wegen Verletzung des Art. 57 des A. L.-R. ist im Verlaufe des Streits mit dem Oberhirten von Ermeland als pure Nebensache völlig in den Hintergrund getreten, wie natürlich. Der oberste Gerichtshof Preußens hat selber durch Urtheil festgestellt, daß jener Artikel nach Erlaß der Verfassung nicht mehr rechtsbeständig sei, und thatsächlich ist Herr Michelis mit seiner auf Art. 57 gegründeten gerichtlichen Klage gegen den Bischof in zwei In-

stanzen abgewiesen worden. Daß unter den heutigen Verhältnissen noch die „bürgerliche Ehre" durch eine kirchliche Excommunikation verletzt werde, hat die preußische Jurisprudenz selber nirgends mehr angenommen, wie es denn eine fast lächerliche Behauptung ist, und überdieß hätte dann das keinen Unterschied gemacht, ob die Ausschließung öffentlich oder bloß brieflich, wie von den Stühlen in Köln und Breslau, verhängt worden war. Zwar hat Fürst Bismark in eigener Person dem Bischof am Schlusse des Briefwechsels noch die Falle gestellt, er möge wenigstens für die Vergangenheit anerkennen, daß er durch den Akt der ohne Erlaubniß verhängten Excommunikation ein Landesgesetz verletzt habe; aber gerade in dieser Wendung lag das deutliche Zugeständniß, daß es sich in der vorangegangenen Correspondenz um eine viel allgemeinere und principiellere Frage gehandelt habe.

Der Bischof sollte erklären, „die Landesgesetze in ihrem vollen Umfange befolgen zu wollen"; gerade die Clausel salvis juribus ecclesiae sollte ausdrücklich ausgeschlossen seyn, obwohl das A. L.-R. selber diese Clausel zuläßt, indem es §. 66 11. II. mit klaren Worten die katholischen Priester, also auch die Bischöfe, „wegen ihrer geistlichen Amtsverrichtungen auf die Vorschriften des kanonischen Rechts," sowie „die protestantischen Geistlichen auf die Consistorial- und Kirchenordnungen" verweist. Ganz im Einklange damit erklärte der hochwürdigste Bischof, daß „er die volle Souverainetät der weltlichen Obrigkeit auf staatlichem Gebiet anerkenne". Aber diese Erklärung genügte nicht; denn es war darin allerdings nicht gesagt, daß der Bischof auch alle künftigen und etwa möglichen Gesetze über kirchliche Dinge als unantastbares Recht anerkennen wolle. Gerade darum war es aber den Fragestellern zu thun. Denn darin besteht wesentlich die Souverainetät des modernen Staats, daß alles Bestehende ohne jegliche Rücksicht und bloß nach dem Ermessen der jeweils herrschenden Collektivvernunft dem Gesetz zu weichen habe; und hat man kein Gesetz, so macht man eines.

Herr von Gerlach meint, und andere kluge Männer haben dasselbe gemeint: es sei zunächst schon unweise, wenn Staatsmänner als solche derlei Fragen in abstracto aufwerfen, wie die Frage ob die Gebote Gottes und der Kirche schlechthin dem beliebigen Staatsgesetz unterliegen sollen. Sehr richtig. Nachdem aber Fürst Bismarck mit dem Feuer eines Neubekehrten das Wesen des modernen Staats ergriffen, mußte er bei dem ersten Widerstand, der ihm begegnete, mit der ganzen Wucht seines Amtsansehens für jenen Satz eintreten, der uns mit einemmale hinter die ersten Anfänge der christlich-germanischen Weltperiode zurückwirft und den ehrlichen Begriff der „Freiheit“ zu einem hochverrätherischen Gedanken stempelt. Sehr schön spricht sich Herr von Gerlach über die „unumschränkte Menschenherrschaft“ und „Omnipotenz des Staats“ aus, welche hiemit als alleiniges Reichs-, Landes- und Privatrecht proklamirt ist: „Der Satz, daß alles Recht vom Staat ausgehe, führt uns in das crassеste Heidenthum und dessen unerträgliche Tyrannei zurück. Um solche Tyrannei aufrecht zu halten, darum wurden unter den römischen Kaisern die Christen, die den Kaisern nicht opfern und räuchern wollten, zu Tode gemartert“*).

Der radikale Staatsmann James Fazy hat jüngst im Staatsrath von Genf gesagt: die Confiskation durch ein Gesetz sei immer eine revolutionäre Maßregel. Auch dieser Mann steht offenbar noch auf dem veralteten Rechtsstandpunkt, der im deutschen Reiche nichts mehr gilt. Hier hat man den Jesuiten ihre ganze Existenz confiscirt auf dem Wege des Gesetzes und dem Bischof von Ermeland die ihm aus der Säkularisation der Kirchengüter zustehenden Bezüge ohne Urtheil und Recht, bloß auf dem Verordnungswege, wobei man sich erst recht conservativ fühlte im Sinne des modernen Staats. Ja, ein großer Theil unserer Gegner

*) Kaiser und Papst S. 71.

mag sich bei diesen und sonst noch in Aussicht gestellten Maßregeln sogar in besonderem Grade gottwohlgefällig vorkommen. Denn nachdem das confessionelle Gleichgewicht in der deutschen Nation zerstört ist, glaubt die protestantische Politik — man sagt es uns ja immer und laut genug — ein unbeschränktes Verfügungsrecht im Reiche zu besitzen. Sonach gestaltet sich die Verwandtschaft mit dem antiken Staate sogar doppelt.

Zu dem bösen Gewissen, daß man uns nie gerecht werden wollte, zu der eingeblasenen Furcht, daß man uns nie gegen die teuflische Verläumdung ein williges Ohr lieh, kommt nun das Gefühl der süßen Rache für alle die getäuschten Hoffnungen und Erwartungen. Mit der verlorenen Liebesmühe, die man an den „Altkatholicismus" verschwendet, hat man sich zu weit vorgewagt und die innersten Absichten verrathen. Erreicht hat man nichts; man hat sich in jener verkommenden Gesellschaft verrechnet wie mit der versuchten Einschüchterung des Episcopats. Nicht einmal die Rückkehr auf den Standpunkt der Emser Conferenz unter Kaiser Joseph II. konnte erzielt werden*), geschweige den eigentlich nationalkirchlichen Regungen. Daß man nun auf der weihrauchumwogten Höhe aller anderen Erfolge diesen Mißerfolg wie eine unverzeihliche Beleidigung empfindet, das läßt sich am Ende auch noch verstehen. Seien wir daher auf Alles gefaßt, auch auf das Aergste und Unglaublichste!

Die Denkschrift der Bischöfe steht als Schlußpunkt da hinter jeder möglichen Illusion von beiden Seiten. Ihr

---

*) Die Emser Punktationen spielen in den jenseitigen Herzenswünschen immer noch eine große Rolle. In Norddeutschland hat man alsbald davon Notiz genommen, daß die Fuldaer Bischofs-Versammlung in der Allg. Zeitung als werdender Emser Congreß begrüßt wurde und zwar von einer „nicht zu verkennenden süddeutschen Autorität". Hoffentlich hat sich der Mann (Allg. Zeitung 2. Oktober) in der Person geirrt. Denn den Hrn. Dr. Sepp auch noch als „Autorität" anzusehen, das wäre doch ein Uebermaß von Grausamkeit.

Wort, daß „ja der Schutz des Rechts und der rechtmäßigen Freiheit die erhabenste und wesentlichste Prärogative des Kaisers sei", wird nach allem menschlichen Ermessen nur als wehmüthige Erinnerung der untergegangenen ächten Kaiser-Idee auf die Nachwelt übergehen.

So ist es auch gekommen, daß wir seit der ersten parlamentarischen Installation des Reichs, sehr gegen unsere Neigung, darauf angewiesen sind, anstatt politischer Betrachtungen diese Blätter fortwährend mit Beschreibungen des kirchlich-staatlichen Streits zu füllen. Möge man uns zum Schlusse wenigstens noch Eine politische Erwägung gestatten. Es ist dem Fürsten Bismark nicht gelungen, das Unglück Oesterreichs dadurch voll zu machen, daß er die österreichische Politik in seinen Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche hineinzog. Nach seinen eigenen Worten vom 6. März 1872 war dieß ein erster Fehlschlag von eigenthümlicher Bedeutung. Italien bleibt der Einzige in diesem Bunde und vielleicht selbst der nicht bis an's Ende.

XLVI.

Politischer Spaziergang durch Südwestdeutschland und die Schweiz.

V. Von Constanz nach Schaffhausen (Schluß).

„Ich versichere Sie (sprach mein Notar), farbenprächtiger und effektvoller als unsere Fahrt rheinabwärts ist die rheinaufwärts. Abwärts geräth man zuletzt in eine etwas eintönige Sackgasse, die oberhalb Schaffhausens plötzlich sich öffnet. Aufwärts dagegen gestaltet sich die Aussicht stets reicher und

weiter, bis nächst dem Ziele der Fahrt oberhalb der Constanzer Rheinbrücke die Stufe des Großartigen erreicht wird. Ihr Compliment hinsichtlich meiner Landeskunde klingt eigentlich wie eine Sottise, insofern nach meiner Vorstellung jeder halbwegs gebildete Mensch mindestens in der Geschichte seines Heimathortes bewandert seyn sollte. Uebrigens hat auch diese Kenntniß ihre parlie honteuse, möchte ich behaupten." — „Inwiefern?" — „Nun, schauen Sie ringsum diese lieblichen Gestade, die so still und friedsam daliegenden Städtchen und Dörfer, jene stattlichen Schlösser und Burgruinen, Wald und Feld und Rebhügel. Je genauer sie deren Geschichte kennen lernen, desto energischer drängt sich Ihnen der melancholische Gedanke auf, in der weiten Umgegend sei schwerlich auch nur der Fleck einer Quadratruthe, die im Laufe der Zeiten nicht schon mehrmals vielleicht der Schauplatz des Schreckens und Elendes gewesen. Die Geschichte erzählt unverhältnißmäßig mehr vom Unglück als von Glück." — „Allerdings, nur Einer weiß, welche Unsumme von Dummheit und Schurkerei, von geheimem Wehe und öffentlichem Unglück zur Stunde in diesen paradiesischen Gefilden haust. Sie haben Recht vom Nordpol bis zum Südpol." — „Selig die Knownothings, denn ihren Genuß vergällen historische Reminiscenzen niemals." — „Ich schätze, daß Irrthum, Vorurtheil und Charakterschwäche in der Welt doch eine größere Rolle spielen als Sünde und Leidenschaft, Laster und Verbrechen. Wohl bringen es Hohlkopf, Schufterle und Compagnie durchschnittlich weiter im Leben als gescheidte und ordentliche Leute. Dafür hebt aber die Wissenschaft im Bunde mit der Religion ihre Jünger höher und höher über den großen Haufen; besonders die exakten und historischen Wissenschaften verschaffen ihnen Genüsse, von denen Ignoranten nicht eine Ahnung besitzen." — „Ganz einverstanden!" lächelte der Helvetier und drückte mir treuherzig die Hand. „Sehen Sie drüben am badischen Ufer unterhalb Gaienhofen jenes stattliche Schloß? Es heißt Marbach und hat seine schlimmen Tage auch gehabt. So wurde es z. B. Anno 1364 von den Constanzern erobert und verbrannt, neun Bewohner desselben mußten vor

dem Kreuzlinger Thore „auf dem Nichts tanzen", wie englische Humanität das Gehenktwerden euphemistisch taufte. Auch Gaienhofen hat ein ehedem festes Schlößchen, wohl am merkwürdigsten dadurch, weil es im Lenzmonat 1499 von den Schweizern zwar erobert aber nicht verbrannt wurde. Ja der Schwabenkrieg, der den Hegau da drüben am ärgsten heimsuchte, war ein kurzer aber furchtbarer Krieg. Ueber 20,000 Menschenleben hat er gekostet, fast 2000 Städtchen, Dörfer und Schlösser in Schutt und Asche gelegt. Der allerchristlichste König von Frankreich, die von ihm bestens „mit Geld eingeölten" Schweizerführer und namentlich auch die Zwing- und Burgherren der Seegegend hatten es zu verantworten. Ludwig XII. blies, schürte und schmierte, bis die Eidgenossen den Beschlüssen des Wormser Reichstages kein Gehör gaben, an das französische Interesse verkauft waren und 1498 wie 1499 Verheerungszüge unternahmen. Seit dem schwäbischen Städtekrieg war der Hegau aus dem Lande der Heiligen die Freistätte aller Strauchdiebe und aller Straßenräuber geworden. Die Adeligen waren viel zu zahlreich; Archive enthalten die Beweise, die des Hegaues seien die übermüthigsten, leichtsinnigsten und unruhigsten Zeloten ihres Standes, nebenbei gemeine Wegelagerer und Großhanse gewesen. Und wie der Herr so die Knechte. Jene prahlten, Kaiser Max werde an der Spitze des Schwabenbundes die frechen „Kuhgiger" schon zu Paaren treiben. Diese versprachen, im Schweizerland zu räuchern und zu brennen, daß unser Herrgott vor Hitze die Füße an sich ziehen müsse. Grob und ungeschlacht waren die Schweizer gleichfalls, doch grausam wurden sie erst durch herausforbernden Schimpf und unwürdigen Hohn. Unter Gemuh und Geplärr zogen z. B. die Hegauer Bauern des Herrn Burghard von Gailingen den „Kuhmäulern" in ihr „Kuhland" entgegen. Sie kamen bloß bis Dießenhofen. wo sie den Brunnen abgruben und ein todtes Kalb in die Brunnenstube warfen. Als aber die Schweizer rachelechzend heranstürmten, da trafen sie auf gar keinen Widerstand. Die grimmen Haudegen des Adels und deren Landsknechte warteten hinter den Mauern von Engen und Aach auf Zuzug aus

Württemberg. Sie bankettirten und renommirten, bis die Schweizer, des Plünderns und Sengens überdrüssig, von selbst heimzogen. Zu Dutzenden gingen große Ortschaften und Vesten in Flammen auf, Gailingen natürlich am wenigsten ausgenommen. Für Einen mußten leicht Alle büßen. So ward das große Hilzingen zerstört, weil der Wirth einen Schweizer mit seiner Kuh an die Wand seines Hauses hatte malen lassen. Die Schweizer befanden sich schon auf dem Abzuge von Gottmadingen und der Veste Heilsberg, als ein dummer Geselle ihnen das tödtlich verhaßte Schimpfwort „Kuhgiger“ nachsandte. Um Ort und Veste war es damit geschehen. Gottlob, daß jene rohen entmenschten Zeiten, die von den schönen Kriegsbräuchen des Mittelalters nichts mehr wußten, weit, weit hinter uns liegen. Von 1792 bis 1815 wurde in ganz Europa nicht so viel geplündert und zerstört wie 1498 und 99 hier auf dem Raume weniger Quadratmeilen. Die moderne Kriegführung entspricht der modernen Cultur!“ — „Gott sei es geklagt, diese stark unsaubere Cultur hat den alten wüsten Kindern neue Namen gegeben, voilà tout!“ seufzte ich leise vor mich hin.

Während mein Notar von einer Altneuburg erzählte, deren Trümmer hoch aus dem Buchenwalde des Thurgauer Ufers herabschauen, erreichten wir die erste badische Station, Wangen. Dieser lieblich gelegene Ort theilte mit Randegg und mit Gailingen das etwas zweifelhafte Glück, ein Ghetto der Juden des badischen Seekreises zu seyn. Die Aera von 1860 hat, novarum rerum cupidissima, dieser „berechtigten Eigenthümlichkeit“ den Garaus gemacht. Heutzutage gibt es keinen Seekreis mehr, kein Ghetto, überhaupt bloß noch ein nominelles Baden, das sich rühmen kann, unter allen deutschen Staaten der erste und einzige zu seyn, der eines Finanzministers jüdischer Nationalität sich erfreut.

Die vorherrschend Laubholz tragende Hügelkette des Thurgaues senkt und hebt sich in sanften Linien, die zuletzt fast zur Ebene herabsteigen, während Obstwäldchen dem eigentlichen Walde mehr Platz machen, der an mehreren Stellen bis dicht zum Ufer vorbringt. Längere Zeit bewahrt die

badische Seite den gartenähnlichen und großartigeren Charakter. Unermüdlich machte mein Mentor auf allerlei mich aufmerksam, was der minder glückliche Tourist übersieht und mitunter in keinem Buche findet.

Wie lieblich und friedlich liegt doch Mammern da! Fürwahr die Ordensleute haben sich vortrefflich darauf verstanden, die bestgelegenen und schönsten Erdflecke herauszufinden. Mammern gehörte dereinst dem Benediktinerstifte Rheinau, dem einzigen im Kanton Zürich übrig gebliebenen Kloster. Dem Umstande, daß viele Güter desselben am rechten Rheinufer lagen und im Säkularisationsfalle von der badischen Regierung eingesackt werden konnten, verdankte Rheinau hauptsächlich den Fortbestand. Allerdings ermangelten die intoleranten Sesselherren an der Limmath keineswegs, die Mönche zu tormentiren und auf den Aussterbeetat zu setzen, doch neidischer Eigennutz überwog ihre Intoleranz. Da brachte das Jahr 1860 in Baden die freimaurerisch-protestantische Clique zur Alleinherrschaft und es begann jene jämmerliche Parteiwirthschaft, als deren rother Faden die unablässige Befehdung alles positiv Christlichen und Katholischen einerseits, die Aushauserei zu Gunsten Kleindeutschlands andererseits hinlänglich bekannt wurden. Damit hatte das Todesstündlein für das mittelalterliche Stift unterhalb Schaffhausens geschlagen. Die Züricher Sesselgewaltigen hoben im vollen Einverständniß mit den Karlsruher Generalgewaltigen das schutz- und wehrlose Rheinau auf. Im vormaligen Schlosse des Statthalters von Mammern befindet sich jetzt die renommirte Kaltwasseranstalt des Doktors Fräuler. Auf dieselbe schaut vom Gebirge herab das letzte Eigenthum katholischer Ordensleute im ganzen Thurgau, nämlich Freudenfels, eine Statthalterei des Klosters Einsiedeln. Unweit davon ragt Gündelhardt empor, jetzt im Besitze einer Familie von Berolbingen.

Bei der Vorüberfahrt am thurgauischen Aeschen, dem Aescanodurum oder Aescania der Römer, erblickt man am rechten Ufer das weinberühmte Kattenhorn mit Oehningen und dessen stattlichen Klostergebäuden. Dereinst eine mit Augustinern bevölkerte Propstei, hob Bischof Johann VI. diese

auf, um seine Tafelgelder zu erhöhen. Den Rest verschluckte bis auf einen Bruchtheil 1805 jener modernstaatliche Annexander, von dessen Haifischappetit Himmel und Erde erzählen.

Während wir der Station Oberstaab entgegendampften, gab mir der Herr Notar eine kurze dunkle Geschichte zum Besten, die keineswegs zu den veralteten gehört. Längere Jahre habe im entlegenen Oberstaab ein Rittmeister gehaust, der die Gesellschaft der Menschen floh und über welchen Allerlei gemunkelt worden. Eines Morgens habe man denselben ermordet gefunden. Der Mord sei nichts weniger als ein Raubmord gewesen, sondern ein politischer oder eigentlich ein dynastischer. Der Offizier, Eingeweihter oder Mitschuldiger eines großen Verbrechens, habe Papiere besessen, durch welche gewisse hohe Herren äußerst compromittirt waren. Um den Preis einer neuen Blutschuld hätten sie dieser Schriften sich bemächtigt. Dem Mörder sei man niemals auf die Spur gekommen, man habe die eingeleitete Untersuchung gemächlich einschlafen lassen. Diese Erzählung rief mir ein kaum minder mysteriöses Vorkommniß in das Gedächtniß zurück. Vor einigen Jahren nämlich -- ich meine kurz nach dem 66ger Krieg — veröffentlichte die „Frankfurter Zeitung" in Sachen Kaspar Hausers eine Abhandlung, die mehrere Nummern des Feuilleton ausfüllte. Das Resumé lautete haarsträubend, entsetzlich: eine Kette von Blutschande und Mord. In Jungbaden herrschte gerade damals das strammste Regiment. Wehe jedem Oppositionsblatte, das in den engen Maschen des Fangnetzes der berüchtigten Ukase 631 a — f ein klein wenig ungeschickt sich abzappelte; selbst an die „Neue freie Presse", ja einmal sogar an die Kreuzzeitung wagte sich wegen Lappalien der staatsanwaltliche Diensteifer. Jetzt aber den furchtbaren, alle ersinnbaren Preßvergehen mit Einem Schlage in sich fassenden Artikeln des Sonnemann'schen Blattes gegenüber — keinerlei Anklage, keine Confiskation, in den ministeriellen Blättern kein Laut der Erwähnung geschweige der Versuch einer Entgegnung. Alle denkenden Zeitungsleser schüttelten die Köpfe; bis zur Stunde ist der Grund der so auffallenden Inconsequenz ganz unbekannt geblieben.

„Sehen Sie dort auf unserer Schweizerseite das Inselchen? Man nennt dasselbe Bärth. Und darauf neben jenem alten Baume die einfache Kapelle mit der kleinen Behausung nebendran? Der Baum soll vom heiligen Othmar, dem Apostel dieser Gegend, gepflanzt worden seyn. Jenes Häuschen diente ihm als Wohnstätte, in jener bescheidenen Kapelle hat er gebetet und Messe gelesen. Sie ist zugleich das einzige kirchliche Lokal im ganzen Kanton, worin noch niemals protestantischer Gottesdienst gehalten wurde. Und weiter unten dort zwischen Obstbäumen halb versteckt abermals ein Kirchlein auf altrömischem Fundament mit römischen Inschriften aus der Burgzeit. Das Dörfchen um dasselbe herum ist Stiegen. Dort stund zur Römerzeit eine Brücke, damals war Stiegen überhaupt etwas ganz Anderes als jetzt."

Was mein freundlicher Gefährte von Stiegens vergangener Herrlichkeit mir vorplauderte, hörte ich kaum halb. Meine Augen fesselten die stattlichen Trümmer von Hohenklingen, einer der am kühnsten gebauten Burgen weitum. Ein langer schmaler waldiger Bergrücken scheint gerade da, wo der Rhein vom See Abschied nimmt, plötzlich Halt gemacht zu haben und verzaubert ob der Herrlichkeit der Landschaft ringsum hoch aufgerichtet stehen geblieben zu seyn. Das Mittelalter krönte des steilen Felsens Haupt mit Hohenklingen, einer vor dem Gebrauche des Schießpulvers wohl nur durch Hunger zu bezwingenden Veste. Wie oft haben auch in dieser Gegend Pfeile geschwirrt und Schwerter geklirrt, Wuthgeschrei der Kämpfenden und Schmerzgeheul der Getroffenen die Luft erfüllt. Mit ganz andern Empfindungen als wir haben ehedem die Bewohner der Umgegend und besonders die von Stein am Rhein tausendmal zur Zwingburg emporgeschaut. Denn dort droben horsteten die von Klingen, eines der wildesten Abelsgeschlechter, grimmige Verächter und Feinde der wappenlosen Menschen.

Bei dem uralten Städtchen Stein verbindet eine Brücke die Ufer, der man es ansieht, der Verkehr sei kein erheblicher. Von den Rittern von Klingen und den noch ärgern von Klingenberg lange genug mißhandelt, kauften die

Steiner 1457 von diesen sich los. Allein Ruhe vor den Anläufen des Adels oder Reichsschutz waren damit nicht gewonnen. Dreißig Jahre später erwarb das Städtchen den Schutz Zürichs und fortan hatten die Burgherren Respekt, durch deren Gewaltthätigkeit und Geiz die schweizerische Genossenschaft größer und immer größer geworden. Der Schritt ward verhängnißvoll für das kleine, durch Heinrich den Heiligen von Twiel nach Stein am Rhein verlegte Benediktinerstift Sankt Georgen. Es kam die kirchliche Umwälzung Nach dem Vorgange des mächtigen Zürich huldigte Stein der Lehre Zwingli's. Abt David von Winkelheim war derselben wenig hold, allein er mußte seine Kirche der Bürgerschaft einräumen, das Kloster den Zürichern übergeben und obendrein mitansehen, wie die Mehrzahl seiner Mönche mit Leibgedingen in die weite weite Welt hinauszogen. Die Uebergabe gereute den Abt, die Züricher hielten ihn wie einen Gefangenen. Er aber packte Baarschaft, Kleinodien, Urkunden und Briefe heimlich zusammen und entfloh nächtlicherweile zu Schiffe nach Radolfzell „hinter die Herrschaft von Oesterreich". Er widerrief die Uebergabe, vermachte die schönen Gefälle innerhalb des Reichsgebietes dem König Ferdinand und überließ den Rest mit dem „leeren Rest" den Eidgenossen.

Auch eine Sage von Hohenklingen ward von meinem Notar mir mitgetheilt. Im 30jährigen Kriege nämlich hielten Schweizer die Burg besetzt. Sie ward belagert und zwar so hartnäckig, daß der Besatzung bloß noch die Wahl zwischen der Uebergabe und dem Hungertode blieb. Während der Berathung hierüber pocht es am Thore, ein Wächter öffnet und vor ihm steht ein Reh, das sich willig greifen ließ. Noch ehe das Wild gänzlich aufgezehrt war, kamen Landsleute zum Entsatz.

Unterhalb Stein treten die Ufer näher zusammen, beschränken die Aussicht manchmal auf die nächste Umgebung und zeigen mit ihrem Jungholz und Buschwerk eine Eintönigkeit, die nach der überreichen Bilderflucht wirklich wohlthut. Den jugendlichen Strom scheint die Emancipation vom See aber muthwillig gemacht zu haben. Er treibt allerlei

Possen, die den Matrosen und besonders dem Steuermann zu schaffen machen. Je mehr er zwischen oft steilen Ufern sich durchwinden muß, desto dräuender braust und schäumt sein Groll auf, bis er zuletzt aller Schifffahrt Halt gebietet und jenen Salto mortale in die Tiefe unternimmt, der als Schaffhausener Wasserfall weltbekannt ist. Allein bis in diese Nähe schwammen wir noch an mancher pittoresken Partie vorüber.

Dort drüben Kirche und Pfarrhaus von Wagenhausen, vor Zeiten auch katholisches Kirchengut, nämlich eine Expositur des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen. Aus Obstgärten lugt das behäbige Rheinklingen gar freundlich vom Schweizerufer herüber. Unweit davon überrascht den Passagier für einen Moment, aber auch nur für einen Moment, auf den der Herr Notar mich aufmerksam machte, der Anblick des imposanten (sit venia verbo in der Nähe der Alpen!) Hohentwiel. In Ermanglung den Ufern nahe liegender Orte und Ruinen wies mein Mentor auf andere Dinge hin. Er zeigte mir die Stelle, wo Massena, der ehemalige piemontesische Hausknecht und spätere französische Marschall, 1799 eine Brücke geschlagen. Selbst das „Vagabundenhäuschen" von Staffel, zwischen Thurgau, Schaffhausen und Baden gelegen, vergaß er nicht. Von diesem Häuschen aus pflegte man die Schelme in der guten alten Zeit in ihre Wälder zu verfolgen und zwar „mit schlagenden Trommlern."

Plötzlicher Lärm auf dem Vorderdeck. — Einen Sovereign zwischen den Fingern haltend, suchte der storchenbeinige Englishman dem Schiffsgarçon begreiflich zu machen, welche Erfrischungen er für seine Gesellschaft wünsche. Der Unglückliche verstund keine Sylbe Englisch, er rannte rathlos hin und her und schleppte wiederholt herbei, was Niemand begehrte. Seine Kopflosigkeit erschöpfte buchstäblich selbst eine englische Geduld. Fallstaff brummte in kellertiefen Tönen, die Misses machten verlegene Mienen, der Lange fluchte ganz plebeisch, ohne das starre Entsetzen der frommen Nachteule zu berücksichtigen. Weil der Gerechte des Viehes sich erbarmen soll, geschweige des Mitmenschen selbst aus Albion, so intervenirte ich endlich und brachte die Angelegenheit zur befriedigenden Lösung. Mein Lohn war

eine Beschämung, indem der Lange den Wahn, einen conversationsfähigen Engländer vor sich zu haben, erst nach wiederholten Anläufen aufgab. Welche Scheidewand zwischen den Völkern macht doch ohne alle Confessionsverschiedenheit schon die Verschiedenheit ihrer Sprachen aus! An die gewaltigen praktischen Folgen mitten im Christenland hat meines Wissens noch kein Gelehrter recht ernsthaft gedacht.

Rasch erreichten wir Dießenhofen. Dasselbe rühmt sich, seit dem Brande der alten Constanzer Brücke die einzige bedeckte Brücke am ganzen Rheinstrom zu besitzen. Außer wenigen Häusern bekamen wir auch bloß diese Brücke zu sehen. Zu meinem Leidwesen nahm mein wackerer Notar hier von mir Abschied und ließ mich verwaist zurück. In meiner Nähe die in ihre alte Lethargie zurückgesunkenen Engländer nebst zwei Germanissimi, brunten in der Kajüte einige Schweizer, die vom ersten Augenblicke an und jetzt noch um Geld spielten — eine Leidenschaft, welcher in der Schweiz häufiger als irgendwo gefröhnt wird; auf dem zweiten Platze gar Niemand mehr.

Kaum hatte ich mir eine Cigarre angezündet, so ersuchte mich einer der Germanissimi um Feuer und knüpfte ein Gespräch an. Sind Sie ein Schweizer? — Nein! — Ein Elsässer? — Nein! — Aber doch ein Deutscher? — Nicht mehr! — Nicht mehr? Aber wie kann man denn aufhören ein Deutscher zu seyn? — Recht wohl, insbesondere jetzt, nachdem Deutschland in Preußen nahezu ganz aufgegangen ist. Der Junge glotzte mich groß an und begann von den deutschen Siegen zu schwadroniren, von denen er meinte, sie hätten die Franzosen für mindestens ein halbes Jahrhundert lahm geschlagen. Durch meine Kälte offenbar geärgert, ward der junge Mann eifrig. Meine kühle Erklärung, jeder Krieg sei für beide Theile ein schweres Unglück oder auch eine Züchtigung Gottes, Gott sei noch immer der Lenker der Schlachten, das Heldenthum bei der jetzigen Kriegsführung und Bewaffnung vielfach „Poesie", behagten ihm nicht recht. Meine Behauptung, seit dem Tage von Sedan sei der Krieg ein recht unheiliger Eroberungskrieg in den

Augen Vieler gewesen, ging über den Horizont beider Germanissimi hinaus. Als ich gar hinwarf, der entsetzliche Krieg sei doch bloß die Explosion längst gelegter Minen gewesen, und das französische Volk jetzt erst recht ein von allen Unbefangenen bewunbertes Volk, indem dasselbe nach dem Verluste der ganzen Feldarmee vielleicht mehr als einer Million der bestgebrillten Soldaten Europa's monatelange Nothwehr entgegengesetzt, schienen sie geneigt mich für halb verrückt zu halten. — Aber die „frivole Herausforderung“, Herr? — Nicht derjenige trägt am Kriege die Schuld, der ihn erklärt, wohl aber, wer ihn nothwendig macht. Rafft sich Einer auf, den man systematisch reizt und immer kecker bedroht, so vermag ich in diesem Aufraffen jedenfalls keinerlei Frivolität zu entdecken. Die Kriegserklärung Napoleons in einem Augenblicke, in welchem Frankreich für einen großen Krieg weniger als je gerüstet dastand, ist für mich ein triftiger Grund für den Glauben, Frankreich sei ein von Franzosen verrathenes Land und der unerhört schlechtunterrichtete alte Verschwörer nunmehr selbst das Opfer einer Verschwörung gewesen. — Aber die Zerstörung von Saarbrücken? — Eine jener Uebertreibungen, die wie ein Mückenschwarm die schwarzweißroth angelaufene Germania in das Feld begleiteten. Saarbrücken steht noch heute unzerstört auf dem alten Flecke, wohl aber boten leere Gerüchte den Vorwand zur gründlichen Einäscherung mehr als eines französischen Dorfes. — Aber Turkos, Zuaven und dergleichen uncultivirtes Gesindel hat man gegen uns gehetzt, das werden Sie doch nicht läugnen wollen? — Turkos gegen das edle germanische Blut, nein, diese Thatsache vermag ich weder in Abrede zu stellen noch mich darob zu alteriren. Woher aber hatte man auch nur den Schein eines Rechtes, den Franzosen vorschreiben zu wollen, *welche Truppen* sie gegen den Feind zu verwenden und *wie* sie den Krieg zu führen hätten? Hat Oesterreich nicht seine berüchtigten Rothmäntel nach Belieben verwendet? Schickte Rußland nicht Baschkiren nach Frankreich, denen der Ruf voranging Kinderfresser zu seyn? Die Turkos sind afrikanische Franzosen so gut als die Elsässer deutsche Franzosen waren. Wenige Ausbrüche des afrikanischen Tempera-

mentes abgerechnet, stellte sich Alles als erbärmliche Lüge heraus, was Freimaurer und Nichtfreimaurer den Turkos andichteten. Es galt eben die Soldaten zu hetzen und jenen Fanatismus des deutschen Culturphilisters zu schüren, der mit der Vaterlandsliebe verwechselt wird. Ich denke die stets niederträchtige Neuheidenpresse richtete ihre Wuthergüsse auch deßhalb gegen den Turko, weil dieser noch in seiner Art Religion hat. Ein Turko betrachtet jedes der Gottesverehrung gewidmete Gebäude als unantastbares Asyl; er würde die Waldungen seines Todfeindes nicht ruiniren, läßt dasselbe von Christen sich behaupten? — O Sie Franzose! — Bitte recht sehr, ich bin bloß ein Mensch, der Gerechtigkeit und Freiheit liebt und der jene rohen Gesellen bewundert, die über Nacht Franzosenfresser wurden und nebenbei Affen der Franzosen nolens volens geblieben sind und nothgebrungen bleiben werden, weil Gott jedem Volke seine besondern Gaben verliehen hat. — Am Ende finden Sie auch das Unwesen der Franktireurs in Ordnung? — Im Ganzen weßhalb nicht? Respekt vor Patrioten, welche für ihr Vaterland das Leben einsetzen, anstatt hinter dem Biertische krakehlen und Abwesende und Wehrlose zu beschimpfen. Kennen Sie jenen Paragraphen des preußischen Gesetzes, der jeden Preußen ohne Ausnahme verpflichtet, dem in das Land eingedrungenen Feinde auf jede mögliche Weise Schaden zuzufügen? Sanktionirt dieser Paragraph die Franktireurs oder nicht? Wissen Sie, daß im Herbst 1870 ein württembergischer Oberst gegen die möglicherweise in den Schwarzwald eindringenden Franzosen Franktireursbanden zu organisiren versuchte? Sind Andreas Hofer und die Tyroler Bauern oder so manche Freicorps der sogenannten Befreiungskriege denn etwas anderes als Franktireurs gewesen? Weit entfernt auch nur einen Fall von Grausamkeit und Bestialität entschuldigen zu wollen, den französische Franktireurs oder verzweifelte Bauern sich zu Schulden kommen ließen, forbere ich gleiches Maß und Gewicht auch für den Gegner, sei derselbe Franzose, Russe oder etwas anderes."

Die Germanissimi schwiegen, schossen aber feindselige

Blicke auf mich neutrales Menschenkind ab. Sie waren offenbar deutsch genug, um die Sprache der Vernunft als eine der neuesten Auflage des Deutschthumes fremde zu betrachten, die naiven Jünglinge!

Wir hatten eine geraume Strecke zwischen ziemlich hohen und waldigen Ufern zurückgelegt, als der Anblick von Biesingen uns überraschte, eines der dankbarsten Sujets für einen Landschaftsmaler. Der Ort ist uralt; das ehemalige Dorf Schaffhausen nebst andern längst verschwundenen Orten und Höfen waren dahin eingepfarrt. Da wo jetzt auf einem Hügel östlich vom Dorfe die Kirche malerisch sich erhebt, soll dereinst die Burg derer „von Büsingen" gestanden haben. Die Sage läßt den letzten des Geschlechtes sammt der Burg elendiglich verbrennen, den trostlosen Vater desselben aber auf der Brandstätte die Kirche aufbauen. Das ganz von Schaffhausener Gebiet umgebene Biesingen hat die Ehre badisch zu seyn. Bei dem absoluten Mangel irgendwelchen Schmerzensschreies der deutschen Schweizer nach „Dütschland" und bei der gewaltigen Eifersucht der Schaffhausener auf ihre Souveränität bot die Lage des Ortes wiederholt Anlaß zu Häkeleien und Nergeleien wegen Grenzverletzung. So besonders 1849, als preußische Einquartirung dahin gelegt werden wollte. Natürliche Lage wie die Interessen würden Constanz zur Hauptstadt des Thurgaues sehr geeignet machen; erstere weist den Kanton Schaffhausen wie die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theile der Kantone Zürich und Basel Deutschland zu. Da mir jedoch die Schweizer noch niemals ein Herzeleid angethan haben, so bitte ich mit Erlaubniß der Geographie, der grundgütige Himmel möge die Schweizer des rechten Rheinufers für ewige Zeiten Scheizer seyn und bleiben lassen!

Was ist das für ein Thurm dort drüben? frug ich eine der Spielratten, welcher die Kajüte endlich doch zu enge geworden. — „Katharinenthal!" — Ah, Sankt Katharinenthal, das letzte Klösterlein des Kantons, das vor nicht langer Zeit aufgehoben worden? — Freilich! — Was haben die paar armen Frauen denn verbrochen, daß man auch sie nicht länger gemeinsam beten und den öffentlichen Nutzen fördern

ließ? Was haben die reformirten Kantonsgewaltigen und der Kanton selbst durch die Aufhebung denn gewonnen? Mich dünkt, jene die hämische Freude, der katholischen Kirche einen Schnakenstich mehr versetzt zu haben, dieser einen Flecken mehr in seiner Geschichte. Nehmen Sie es nicht übel, aber die Wahrheit, daß der Protestant von Toleranz ungeheuer viel schwatzt, der Katholik dieselbe schweigend übt, galt in der Schweiz schon lange, ehe das Freimaurerthum in Baden, Bayern, Oesterreich und nunmehr auch versuchsweise in Preußen in Kirchenstürmerei und Altkatholicismus machte! — Der Schweizer runzelte die Stirne und meinte, in Deutschland sei nach Herzenslust säkularisirt worden, bevor man in der Schweiz Klöster aufgehoben habe. — Leider nur zu wahr, doch weßhalb dem schlechten Beispiele nachhinken? — „S' chömt äbe just uf dä Schtandpunkt an; mir wills vorchoh, Ihr k'höret zu däne schwarze Vögl, dia mier im Sonderbunds-kriag e chlie's usem Näscht ch' noh händ"*)! erwiderte der Helvetier massiv und ließ mich stehen. Ich und ein Jesuit, wie drollig! In unsern drolligen Zeitläufen, die das Spektakelstück: verkehrte Welt aufführen, muß freilich jeder Christenmensch, der den Glauben an Jesum den Gottessohn bewahrt hat, sich gefallen lassen, als Jesuit verzollt zu werden. Der vermeintliche Schimpf ist dießmal ein großes Compliment; die Neuheiden sind sich recht wohl bewußt, weßhalb sie ihre Antipoden so ingrimmig hassen!

Eine Wendung und die Eintönigkeit der Ufer hatte plötzlich ein Ende. Vor uns lag Schaffhausen mit seiner reizenden Umgebung, die ewigen Donner des Rheinfalles drangen dumpf zu unserem Ohr.

Schon erspähte ich die Landungsstelle. Abermals fuhr Leben in die Engländer. Fallstaff humpelte brummend herum; die braune Miß lachte spöttisch; die blonde disputirte mit der

---

*) „Es kommt eben hier auf den Standpunkt an. Mir will es vorkommen, als ob Ihr zu jenen schwarzen Vögeln gehört, die wir im Sonderbundskriege ein wenig aus dem Neste genommen haben."

Nachteule in Tönen welche an die einfachste Anleitung zum Englischsprechen erinnerten: man nimmt ein Wort, wirft dasselbe tüchtig im Munde herum und spuckt es wohlgekaut aus. Langbein aber rannte hin und wieder, Jedem seinen Gepäckschein unter die Nase haltend und Jeden überflüssig genug anredend. Die Aermsten vermißten einen ihrer zahlreichen Koffer, vielleicht gar den Geldkoffer. Ob dieser sich noch vorgefunden oder nicht, ist mir unbekannt geblieben. Als der Erste stieg ich an das Land und schlenderte hinein in — ein Stückchen Mittelalter.

XLVII.

Oelsner über den Bibelglauben des heil. Bonifatius *).

Mit vieler Freude las ich die Jahrbücher des fränkischen Reichs unter König Pippin, verfaßt von dem in Frankfurt am Maine lebenden Gelehrten Oelsner. Dieser Band bildet ein Glied in der Kette der Jahrbücher der deutschen Geschichte, welche die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München „auf Veranlassung

---

*) Man schreibt Bonifatius, von boni fati, εὐ-τυχης, wie bona ventura.

und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern" herausgibt.

Das Buch gefällt, denn es verräth großen Fleiß, eingehende Forschung und Liebe zum Stoffe. Der Verfasser schaut mit Hochachtung zu Bonifatius auf. Aber es ist schwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn wir S. 175 ff. die Charakteristik des religiösen Bekenntnisses des Heiligen lesen. Es ist wahrhaft traurig, wie die protestantische Ueberzeugung die Thatsachen radbrecht und krächt, damit sie in die Voreingenommenheit passen. Weil wir als Glaubensregel der Erblehre folgen, dabei die heilige Schrift subsumiren, glaubt man gegnerischerseits, die heilige Schrift habe für uns keinen Werth. Wo immer bei „Erforschung eines katholischen Lebens der Vergangenheit nur eine Aeußerung über die heilige Schrift vorkommt, sofort wird der arme Katholik zu einem Vorreformator, zur einem eigentlichen Urchrist umgestempelt. So heißt es bei Oelsner:

„Die heilige Schrift des alten und neuen Testamentes war für ihn (Bonifatius) der Anfang und Schluß alles Lernens und Forschens, die göttliche Quelle alles Glaubens und Erkennens. Als er sich von Erzbischof Ecbert von York einmal die Homilien Beda's und seine Erklärung zu den Sprüchen Salomos erbat, sprach er es geradezu aus, daß diese Bücher ihm zum Handgebrauche beim Predigen nützlich seyn sollten. An die Aebtissin Eadburg richtete er die Bitte, ihm die Episteln Petri in goldenen Lettern abschreiben zu lassen, um durch dieses Mittel bei der Predigt den sinnlichen Menschen Ehrfurcht vor der heiligen Schrift einzuflößen . . . Denn die Göttlichkeit der Bibel war ihm über allen Zweifel erhaben."

S. 177. „Der Bibelglaube war dem damaligen Geschlechte die sichere Grundlage aller seiner Anschauungen und Schöpfungen, und diese Anschauungen waren lebenswarm, diese Gestaltungen voll Lebenskraft, mit jenen Schattenbildern nicht zu vergleichen, zu welchen sie in den folgenden Zeiten verkümmert sind."

Das sind eitel Phrasen! Noch mehr, geschichtliche Un-

wahrheiten, Widersprüche mit den unzweideutigsten Thatsachen aus dem Leben des großen Apostels. Seine Verbindung mit Rom, sein Glaube an die Erblehre sind die Quelle seiner Ueberzeugung, wobei die heilige Schrift den ihr zukommenden Platz einnimmt. Geht nicht wiederholt Bonifatius nach Rom, kennt der Verfasser nicht seine vielen Anfragen an den Papst?! Jaffé's bonifacianische Briefsammlung steht beständig an meinem Pulte vor meinen Augen. Seit Jahren strebe ich die Zeit zu erübrigen, mir die Tradition der Partialkirche (der ich angehöre) über das unfehlbare Lehramt zusammenzustellen, wobei ich mit Bonifatius beginne, so „päpstlich" und „ultramontan" ist derselbe.

Gleichwohl stellt sich Oelsner mit der Peitsche vor den Bienenkorb und ruft: „Der Bien muß."

XLVIII.

Streiflichter auf die Regierungs-Dreiheit in Oesterreich-Ungarn.

Im Oktober 1872.

Wenn ich auch einmal meine Feder in Bewegung setze, um Ihnen über österreichische Verhältnisse zu berichten, so verhehle ich mir dabei keineswegs, daß meine Lage nicht so günstig ist wie die so mancher meiner Vorgänger in der Berichterstattung. Ereignisse die den Reiz der Neuheit für sich hätten, gibt es nicht, und der Versuch gereicht nicht Jedermann zum Vergnügen, den bekannten schon dürren Stoff durch Heraufbeschwörung seiner Hüter, der liberalen Geister, zu beleben. Indessen, wenn die Liberalen an der Arbeit sind, liegen immer „Krisen" in der Luft und da ist es gut, den leitenden Faden nicht ganz aus der Hand zu geben. Vielleicht läßt sich in der äußeren Erscheinung des politischen Einerlei doch etwas Neues entdecken, etwa der Umstand, daß jetzt schon die „Delegation", ein einzelner Parlamentsausschuß, eine Ministerkrisis hervorzurufen vermag, was zwar nicht die Regierung und ihre Partei, aber in ganz unerwarteter Weise die bescheidene Delegationsinstitution im Ansehen zu erhöhen und zu befestigen vermag.

Nach wenigen Monaten wiedererrungener Herrschaft, war abermals — wie oft schon? — der Augenblick gekommen wo

die einzig „Regierungsfähigen" in Oesterreich in ihrem stillen Kämmerlein seufzend ausriefen: Ach! ist denn kein Bismark da? Ohne einen „Herrn" der diese Freiheitsmänner, als rücksichtslos waltender Diktator, einig und glücklich zu machen versteht, geht es nun einmal nicht. Diese Erfahrung wird man auch anderwärts machen. Kaum daß die Dezember-Verfassung auf „unerschütterliche Grundlagen" gestellt war, ging — in Folge eigenen Thuns — ein Zittern und Beben durch Reih und Glied der ganzen liberalen Armee, daß man Erbarmen fühlen konnte, wenn der Anblick nicht gar zu verächtlich gewesen wäre. Sie können nur leidenschaftlich hassen oder leidenschaftlich fürchten, diese modernen Staatsbeglücker, und dabei haben sie die Anmaßung, eine Opposition im Lande für unberechtigt, ja für hochverrätherisch zu erklären. Mit der Regierung die sie selbst ersehnt haben, vermögen sie nicht Frieden zu halten und bei jeder Differenz im eigenen werthen Familienkreise beweisen sie durch ihre lauten Angstrufe, daß alle ihre Schöpfungen nichts sind als ein armseliges Werk der Laune, daß sie nichts sind als leichtfertig ausgesprochene und mit dem Heiligenschein des Gesetzes umgebene Gedanken, welche die Consolidirung des ruhelos hin- und hergetriebenen Staatswesens unmöglich machen! Ob man Centralist oder Föderalist, ob man Rückschritts- oder Fortschrittsmann sei, das ist heute nicht mehr die Hauptfrage die im Staatsinteresse sofortige Beantwortung heischt. *Kann und darf man den Staat zum Spielball der Launenhaftigkeit einer Partei machen?* Das ist die richtige Fragestellung, die uns von den Liberalen selbst diktirt wird.

Ja, ist's denn nicht ein überflüssiges Unternehmen über so einfache Dinge noch ein Wort zu verlieren? Genügen denn, bei so grellen Farben, nicht offene Augen, um nach dem was man sieht, zu wissen wie zu handeln ist? Leider nein! Die Köpfe sind verwirrt, die Begriffe von Recht und Unrecht, weil jedes sittlichen Elementes baar, sind so ver-

zerrt, daß wenn heute das liberale Cliquenregiment unterliegt, es längstens übermorgen wieder aufrecht stehen kann, denn es hat die unsterbliche Phrase und den noch unsterblicheren Egoismus der Gesellschaftsatome, mit der ganzen Schaar corrupter Seelen, für sich.

Man darf daher nicht ermüden in der Schilderung des Liberalismus wie er ist und wirkt, hoffend daß die Menschen doch endlich die Phrase überwinden und den ganzen Formelkram ohne Lebensinhalt erkennen werden. So trete ich denn an die saure Arbeit heran, das schon so oft erzählte und gedeutete noch einmal zu erzählen und noch einmal zu deuten.

Sie werden gewiß ein geringes Verlangen darnach tragen, an meinem Referate eine solche Ausführlichkeit bewundern zu können, daß selbst die Badereisen und Ausflüge unserer unterschiedlichen Herrn Minister darin eine Stelle fänden. Das persönliche Wohlbefinden der Excellenzen wird man mit aufrichtigen Sympathien begleiten, aber bei der hohen einflußreichen Stellung derselben ist eine gewisse Herzenshärte, die mehr auf Thaten als auf Personen sieht, gewiß entschuldbar. Es haben ja selbst die „schlaflosen Nächte“ ihren Erfinder, Herrn von Beust, nicht gehindert recht gut zu gedeihen. Also die Personen sind gefeit. Wie steht es aber um das Staatswesen? Das dürfte doch wichtiger erscheinen, und bei der Antwort auf diese Frage wird es mir gestattet seyn, meine Betrachtung nicht auf die erschütternden Ereignisse der letzten Wochen zu beschränken, vielmehr auch die stille geräuschlose Arbeit und gemüthliche Ruhe der letzten Monate in meine Erwägung einzubeziehen.

Wir hatten Regen und Sonnenschein und lebten in den Tag hinein! Oesterreich hat für das Gesetz der Trägheit, des zähen Beharrens stets eine besondere Vorliebe gezeigt, und obwohl es hier nicht am Platze wäre sich über dieses Gesetz in philosophischen Betrachtungen zu ergehen, so kann doch die einfache Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß sich in dieser Trägheit und ihrer lieben Schwester, der Un-

beholfenheit, ein gewisser conservativer Sinn ausspricht, der in so bewegter Zeit gewürdigt zu werden verdient. Wir haben nun einmal den Dualismus, wir haben eine Dezember-Verfassung, also können wir bei einiger Genügsamkeit hübsch ausruhen, bis zu seinem und ihrem seligen Absterben. Der Gaben beste war die Dezember-Verfassung freilich nicht; sie hat viel Verwirrung angerichtet, sie hat die Leidenschaften der Parteien und Nationalitäten bis zum Hasse entflammt; allein sie ist, und die „Fundamentalartikel" sind nicht. Die Beachtung dieses wichtigen Umstandes schont den Kopf und alles was wirklich ist, ist nicht bloß vernünftig, sondern das Vernünftige läßt sich auch steigern und bessern.

Man braucht die Verfassung nur umzustürzen um sie zu „erhalten", und dieses Geschäft läßt sich ganz leicht abwickeln. Es geschieht nichts weiter, als daß dem soliden Bau sein Fundament, die Landtage, entzogen und er auf ein Abstraktum, das cisleithanische Volk als unterschiedslose Masse gestellt wird. Dazu genügt wieder eine einfache Abstimmung im Reichsrath und alles ist geschehen. Man könnte allenfalls noch die Besorgniß hegen, daß wenn gleich bei der Grundlage mit dem Abstrahiren begonnen wird, der kühne Luftbau abermals der genügenden Festigkeit entbehren werde. Solche Befürchtungen wären aber wenig zeitgemäß; denn darin zeigt sich des Liberalismus Größe und Weltbedeutung, daß er alles Uebernatürliche läugnet und verspottet, und doch wieder zu sinnig und geistesgewaltig ist, um die Natur in ihrer einfachen Wahrheit zu beachten.

Sowie das Ich an dem Nichtich zur Klarheit des Bewußtseyns gelangt, so ist zu hoffen, daß viele unserer Conservativen durch die volle Darbildung der politischen Abstraktion in ihren Consequenzen zur Erkenntniß kommen: es gebe neben dem Wiener Stephansthurm auch noch andere concrete Gebilde in Oesterreich, vielleicht minder erhaben, aber ebenso altehrwürdig und von weit tieferem Fundamente. Der Vortheil solcher Erkenntniß wäre theuer erkauft, aber

wenn alles Warnen, alles Argumentiren a priori unwirksam bleibt, so muß a posteriori nachgeholfen werden.

Diese gutgemeinten Reflexionen sind weit mehr den Regierten als der Regierung gewidmet. Es wäre ungerecht dieser ein müßiges Stillleben vorzuwerfen, im Gegentheil, es ist Methode in ihrem Vorgange und das Princip des Theilens um zu herrschen, die Verbindung des Nützlichen, der Beschwichtigung und Abspannung, mit dem Angenehmen liberaler Regierungen, der Energie gegen Andersdenkende — alles das hat eine wohldurchdachte Geltung gefunden. In Böhmen, dem Hauptsitz der Opposition, zeigt sich eine Thatkraft die nur im Brechen Befriedigung findet; in den anderen Ländern, wo der Widerstand an den gläubigen Katholiken einen starken Rückhalt findet, macht sich ein kluges Temporisiren bemerkbar, eine schlaue Milde in der Beurtheilung des Schwachsinns der Bevölkerungsclassen, die in dem vorgeschrittenen Jahrhundert auf den religiösen Glauben noch einen Werth legen. Und die Resultate? Groß sind sie gerade nicht, aber doch darf nicht verkannt werden, daß die Keime der Zersetzung hie und da fruchtbaren Boden fanden. Der Versuchung widerstehen ist nicht Jedermanns Sache und sich eine klare Einsicht in das innere politische Getriebe erwerben, ist noch weit weniger eine Aufgabe die viele willige Geister fände.

Besteht die Opposition die Prüfung die ihr jetzt beschieden ist und die, weil Gewalt sich mit Schlauheit verbindet, weit ernster ist als die vorhergegangenen — dann hat man es mit einer Macht zu thun, mit der Regierung und Parlament an jedem Tage „rechnen" müssen. Vorläufig muß man sich mit einzelnen Hoffnungsstrahlen begnügen, vor allzu sanguinischen Erwartungen warnen und zur Arbeit mahnen, zur unausgesetzten Arbeit im Studium der realen Verhältnisse und Lebensbedingungen der Monarchie, und in der Einigung auf Grundlage dieser Studienresultate. Die Verhältnisse sind an sich so schwierig, die Fäden so verworren,

daß ein zeitweises Fehlgreifen und Zurückweichen fast zu den nothwendigen Erscheinungen dieses großartigen Processes der Wiedergeburt gehören. Es sind Ideen die die Welt bewegen, welche hier im Kampfe hart aneinander stoßen, und wer daran verzweifelt, daß die verschiedenen Stämme und Landesindividualitäten Oesterreichs eine Lebensordnung gründen, die ihnen die Freiheit verbürgt, dessen düsterer Blick muß über Oesterreichs Grenze schweifen, denn was hier mißlingt, kann ganz Europa in Flammen setzen!

Mit unseren Deutschliberalen bringt mich diese Anschauung freilich auf sehr gespannten Fuß, obwohl ich billig denkend genug bin um anzuerkennen, daß wenn ihr politischer Gedanke wirklich allein zur Herrschaft berufen ist, das Knebeln des dissentirenden Staatsbürgers geradezu eine patriotische That genannt werden muß. Ich habe schon oft versucht diesen Standpunkt festzuhalten, der mich den sonnigen Höhen meiner Gegner entschieden näher brächte und mir schließlich gar einen Antheil an irdischer Macht und Herrlichkeit verspräche. Haß und Verfolgung wollte ich in aller Demuth eines vielleicht wahrhaft Irrenden ertragen, aber — immer hat jene Partei mir Erwägungen aufgedrungen, so einfach und faßlich daß selbst mein beschränkter Verstand sich ihnen erschloß, mochte ich auch die Vernichtung meines guten Vorhabens dabei zu beklagen haben.

Das Messen mit gleichem Maße ist ein schöner Grundsatz, aber gewiß keine weit verbreitete Tugend. Mit Lob und Tadel ist daher Vorsicht geboten. Verwandelt sich jedoch dieser Grundsatz in sein Gegentheil, sieht man in der Anwendung ungleichen Maßes einen Heroismus politischer Tugend der jede Warnung höhnend zurückweist, dann verstummt selbst der Tadel und man steht vor einem Beginnen, das nur als sinnlose Verfolgung richtig bezeichnet werden kann. In dem Drange mich in der liberalen Gedankenwelt zurechtzufinden, würde ich es begreifen, wenn man den „Verfassungsuntreuen“ zuriefe: für euch gilt die Preß-, die

Vereins- und Versammlungsfreiheit nicht, denn ihr verweigert ja der Quelle alles Rechts, aller Freiheit, der Dezember-Verfassung, die Anerkennung! Gewagt wäre ein solches Diktum allerdings, denn mit den Rechten könnte man auch die Pflichten auf Grund dieser selben Verfassung in unlösbare Verbindung bringen, und auf Gut und Blut der „Ungetreuen", auf Steuern und Rekruten, will man ja doch nicht verzichten.

Die Zwangslage erkenne ich willig an, aber ich werde nie begreifen, wie man die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit dem Untergange weihen, und dabei einen Staat regieren kann! Unser Strafgesetz enthält strenge Bestimmungen zur Ahndung jener welche die öffentliche Ruhe und Ordnung dadurch stören, daß sie „zu Feindseligkeiten wider die verschiedenen Nationalitäten, Classen oder Stände, oder überhaupt die Einwohner des Staates zu feindseligen Parteiungen gegeneinander auffordern, aneifern oder zu verleiten suchen." Wer die deutschliberalen Blätter liest, der weiß welche Achtung dieser Gesetzesbestimmung täglich erwiesen wird und dieß in einem Staate, in dem die Erzielung und Befestigung des Friedens unter den „Nationalitäten und Einwohnern" nicht geringer denn als eine Lebensfrage geachtet werden muß. Mir ist nun nicht bekannt, daß sich unsere unabhängigen Richter auch nur ein einzigesmal mit solchen Ausschreitungen liberaler Blätter beschäftigt hätten, so daß diese sich z. B. des Ausdrucks „Bettelvolk" oder „Lumpenhunde" zur Bezeichnung der slavischen Bevölkerungsmajorität, ungestraft bedienen können. In Böhmen dagegen vergeht kein Tag, an dem nicht ein oder das andere oppositionelle Blatt oder mehrere zugleich, sowie auch andere Druckschriften dieser Richtung, confiscirt werden und die Strafgewalt des Richters fühlen, nicht bloß wegen ihres räsonnirenden Theils, sondern auch wegen Anführung von Thatsachen, die der herrschenden Partei unbequem sind. Nebst der Delegirung von Schwurgerichten ist hier das sogenannte

„objektive Strafverfahren“, die Bestrafung der That ohne Sicherstellung des Thäters, beliebt. Die Vereinsthätigkeit in den oppositionellen Volksschichten wird der strengsten Aufsicht unterzogen; die landwirthschaftliche Gesellschaft Böhmens, die seit einer langen Reihe von Jahren für die ökonomischen Interessen sehr ersprießlich wirkte, wurde ohne vorhergegangene Untersuchung und Mahnung aufgelöst, weil — nun weil ihr Vorstand nicht zu den Deutschliberalen gehört, in deren Händen sich jetzt, nach vollzogener Auflösung, das Geschäft und Vermögen der Gesellschaft befindet. Die beabsichtigten Versammlungen werden nicht bloß in Böhmen sondern auch anderwärts wo sich eine slavische Bevölkerung vorfindet, wie z. B. jüngst in Görz, verboten, weil hier nur im Interesse Einer Nationalität gesprochen und gewirkt würde, was die „nationale Eintracht stören könnte“. Der streng wissenschaftliche deutsch-historische Verein in Böhmen hingegen hielt unlängst eine Versammlung in Karlsbad ab. Diese wurde anstandslos zu einem Stelldichein der liberalen Landtagsabgeordneten Böhmens benützt und die wissenschaftlichen Bestrebungen durch eine politische deutschnationale Agitation ersetzt. Versammlungen der Deutschliberalen können jederzeit und allüberall unbehindert stattfinden, obgleich sie nur im einseitig nationalen Interesse wirken, ja nach einem Programme vorgehen, welches in der Mai-Versammlung des Jahres 1870 zu Wien aufgestellt wurde und wornach bei jeder politischen Frage zunächst das deutschnationale Interesse zu entscheiden hat!

Ein wahres Bollwerk des Liberalismus bilden die zahllosen Gründergeschäfte, Aktienvereine u. s. f. kurz: die organisirte Corruption. Tausend und abertausend Fäden durchziehen, vom politischen und ökonomischen Centrum ausgehend, alle Schichten der Gesellschaft bis zum einfachen Tagarbeiter. Kaum Eine dieser Gesellschaften erachtet sich durch ihre Statuten gebunden und es herrscht dießfalls die allermildeste Praxis auch von Seite der Regierung. Keine Mahnung,

keine Drohung, weder ein präventives noch ein repressives Einschreiten ist zu besorgen. Nur dann wenn unmittelbar die Staatsfinanzen in exorbitanter Höhe durch die Mißwirthschaft in Anspruch genommen werden, wie bei subventionirten Eisenbahnen, kömmt es vor, daß die Gesellschaft nach fruchtlosen Mahnungen einer amtlichen Correktur unterzogen wird. So geschah es jüngst der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahngesellschaft, was übrigens auch der erste Fall dieser Art ist. Nach amtlicher Bestätigung wurde „seit dem Jahre 1870 in zahlreichen Erlassen die Abstellung der Uebelstände verlangt"; jedoch immer „erfolglos". Wenn von der Gesellschaft in „unzulässiger Weise remonstrirt" wurde, so folgten „Zurechtweisungen", weiter nichts; obwohl es an „flagranten Beispielen der Renitenz" nicht fehlte und die von der Regierung gestrichenen Posten immer wieder unter anderen Namen in die Rechnung eingestellt wurden. Eines der einflußreichsten Mitglieder des Verwaltungsraths dieser ehrenwerthen Gesellschaft war — stillschweigend auch während seiner Ministerschaft — Herr Dr. Giskra, den die Haupt- und Residenzstadt Wien mit großer Majorität zu ihrem Abgeordneten erwählte. Erst nach drei Jahren der Renitenz und Schädigung des Staatsschatzes wagte die Regierung eine „Drohung" und hätte die Gesellschaft nicht auch jetzt noch durch ihren Generaldirektor die frechste Sprache geführt und alle amtlichen Forderungen schroff abgelehnt, so wäre man auch heute nicht am Ende des weiten Wegs zwischen Wort und That angelangt.

Wie ganz anders verhält es sich und wie rasch reifen die Dinge, wenn es sich um Creditvereine handelt, die von Mitgliedern der politischen Opposition gegründet und geleitet werden. In diese Kategorie gehören namentlich die „Vorschußkassen", die in den slavischen Theilen Böhmens und Mährens seit Jahren in großer Anzahl bestehen und für den kleinen Geschäftsmann bei unseren Steuer- und Creditverhältnissen ein wahres Bedürfniß sind. Die sonst so schweig-

samen Blätter der Deutschliberalen, wenn es sich um Geldgeschäfte handelt, die nach verschiedenen Seiten hin Gewinn bringen, sind wahre Cato's an Sittenstrenge den Slaven gegenüber, und sie fordern von der Regierung mit anerkennenswerther Beharrlichkeit die Unterdrückung ähnlicher Creditinstitute. Der Erfolg ist zweifellos, wie die Beispiele in Mähren zeigen. Hier gab es amtlicherseits keine „zahlreichen Mahnungen", keine „Drohungen", sondern eine Untersuchung und bei vorgefundenen Statutenwidrigkeiten sogleich die Auflösung des Vereins — alles Schlag auf Schlag! Die Verwaltung des Vereinsvermögens wird, mit dem Zugeständniß reichlich bemessener Verwaltungsgebühren, in die Hände der liberalen Gegner gelegt und so kömmt zu dem politischen Vortheil auch noch ein finanzieller hinzu!

Diese Beispiele energischen Waltens dürften genügen, und ich möchte nur noch bemerken, daß es ein Kraftgefühl sondergleichen verräth, wenn Regierungsblätter (!) in Wien und Prag jedes Lebenszeichen politischer Gegnerschaft nur mehr mit dem verletzendsten Spotte begleiten, so daß die Verhöhnung des Gegners als ein Akt politischer Klugheit betrachtet zu werden scheint. Die Reizbarkeit hat schon einen solchen Grad erreicht, daß Staatsbeamte in Böhmen allen Grund haben um ihre Stellung besorgt zu seyn, wenn sie nicht jeden Privatverkehr mit Persönlichkeiten ängstlich meiden, die außerhalb deutschliberaler Kreise stehen. Es fehlt in dieser Beziehung nicht mehr an abschreckenden Beispielen.

Gnade dem, der berufen ist die Erbschaft dieser systematisch betriebenen Verbitterung und Vergiftung der Gemüther anzutreten! Alle Mittel „aufgeklärter" Politik, Geld, Gewalt, Hohn, sind erschöpft; und das Gift unversöhnlichen Grolles greift immer weiter und tiefer! In den Frühlingsmonden dieses Jahres stellte der Wiener Börsen- und Gründungsschwindel der Regierungspartei Millionen zur Verfügung und es gelang hiedurch die Opposition aus dem böhmischen Landtagssaal hinauszudrücken. Dennoch sah sich der Statthalter

zur selben Zeit durch den politischen „Nothstand“ zu den erstaunlichsten Kraftanstrengungen gedrängt. Von der Militärmacht wurde ein Gebrauch gemacht, wie er nur für die Fälle offenen Aufruhrs im Gesetze vorgesehen ist. Ohne Untersuchung wurden die „Schuldigen“ im militärisch-administrativen Wege bestraft. Die nachträglich eingeleitete Gerichtsverhandlung ward bald wieder eingestellt; dem Richter ist es nicht gelungen auch nur ein Vergehen, geschweige denn ein Verbrechen, zu constatiren, was jene anticipando bestraften Staatsbürger begangen hätten. Die Reassumirung der Verhandlung wurde angeordnet und das Resultat war ein freisprechendes Urtheil für alle Angeklagten.

In die letzte Periode der Thatkraft fällt auch die verfügte Verhaftung mehrerer böhmischer Journalisten die der Oppositionspartei angehören. Die Maßregel war vielleicht berechtigt, ich weiß es nicht, und solange die Untersuchung schwebt, wäre es voreilig darüber abzusprechen, auch wenn Symptome vorliegen welche die Sache etwas bedenklich machen. Wegen desselben Vergehens (Veruntreuung von Inseratengebühren) wurden nämlich auch andere Journaleigenthümer derselben Partei in Untersuchung gezogen; nur daß hier wegen Geringfügigkeit des Betrages der Einzelrichter competent erschien. Diese wurden in erster Instanz freigesprochen, weil nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes die Eintreibung der Inseratengebühr eine reine Finanzsache sei. Das Obergericht war anderer Ansicht und sein Urtheil lautete auf „schuldig“. Es sei dem wie ihm wolle, so steht doch außer Zweifel daß das Grundrecht auf persönliche Ehre, unter der Obhut der Liberalen, eine entzückende Errungenschaft ist und daß die Unabhängigkeit des Richters nur gewinnen kann, wenn durch ein rechtzeitiges Losstürmen der Presse eine Urtheilsfindung gesichert wird, die der „öffentlichen Meinung“ entspricht. Die bloße Präventivhaft, ohne Anklage, ohne Gerichtsbeschluß hat dieser sittenstrengen Presse genügt, die Verhafteten vor aller Welt als „Spitzbuben“, als „Betrüger“

zu brandmarken und deren politische Beziehungen dazu zu benützen, um die ganze Partei, der sie angehören, als Verbrechercolonie des liberalen Tugendstaates zu stigmatisiren!

Als im Monat Mai dieses Jahres ein großer Theil Böhmens durch Wolkenbrüche verheert wurde, wie nahe lag es da die Stimmung so vieler Unglücklichen zu beachten und durch eine edle großherzige Form der Unterstützung auch einmal einen „Ausgleich" der Gemüther zu versuchen. Man brauchte nur die Politik und den Hohn bei Seite zu lassen. Geholfen wurde freilich, das lag im Interesse des Staates, war eine Pflicht und kein Verdienst; das politische Moment wurde aber dabei überall in den Vordergrund gerückt, so zwar daß man der Gegenpartei z. B. in Mähren geradezu verbot direkte Hülfe zu bringen. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß der Statthalter bei Bereisung des verheerten Gebietes, an der Grenze des Besitzes und Wohnortes eines der Schwerstbeschädigten anhielt und sich zur Umkehr entschloß, weil der Besitzer nebst dem Unglück der Vernichtung seiner Habe auch noch das weitere Unglück zu beklagen hatte: ein „Feudaler" zu seyn. Hierin könnte man nur eine Aeußerung persönlicher Antipathie erblicken und die „Feudalen" sind einmal, im Glück und Unglück, antipathische Leute. Es heißt aber mit dem schweren Unglück in der ungeschicktesten gehässigsten Art Politik treiben, wenn die Liberalen bei jeder Gabe hochmüthig ausriefen: Seht ihr armen Schlucker! ohne uns, eure Herrn, müßtet ihr im Elend verkommen, aber wir lassen Gnade für Recht ergehen u. dgl. m.! Kurz, es war abermals keine Friedenssaat die damals bestellt ward.

Nun hätte ich das Doppelantlitz der Regierung auch in seinen milden Zügen zu betrachten. Zunächst käme das Schulgesetz mit seinem confessionellen Gleichmuth und seiner achtjährigen Unterrichtszeit an die Reihe. Die Verlängerung der Schulzeit um zwei Jahre hat bei der großen Masse der Bevölkerung vorerst einen weit ungünstigeren Eindruck gemacht als die Erhabenheit des Gesetzes über Confession und

Religion, in welcher Beziehung das Verständniß nur allmählig reifen wird. Für die Parteizwecke stehen aber beide Grundbestimmungen in der innigsten Verbindung; man muß die Schuljugend möglichst lang, über das zwölfte Altersjahr hinaus, in der „liberalen" Zucht behalten um, wo thunlich, schon die nächste Generation zu brauchbaren „Humanisten" heranzubilden. Die Macht der realen Verhältnisse brachte aber das Wollen und Können sofort in einen ernsten Conflikt und der Widerstand der Bevölkerung zeigte sich an vielen Orten so mächtig, daß die Erwägung nicht mehr umgangen werden konnte, wie denn das Ansehen der Gesetzgebung gewahrt und doch zugleich vor dem Widerstand der Rückzug angetreten werden könnte. Das Gesetz durfte schon wegen seiner inneren Vortrefflichkeit nicht geändert werden; aber es gibt neben der Gesetzgebung, und oft gegen dieselbe, eine Verwaltung und ganz unschätzbar war jetzt die von ihr gewährte Hülfe. Es wurden im administrativen Wege „Dispensen" vom Schulbesuche ertheilt, soweit dieser über das zwölfte Altersjahr hinaus vorgeschrieben ist; demnach hängt es nur von der Schulbehörde ab, ob von der gesetzlichen Verlängerung der Schulpflicht noch etwas übrig bleibt oder nicht. Im Schulgesetze kann man wohl keinen Anhaltspunkt für eine so weitgehende administrative Liberalität entdecken, allein darin liegt eben der Vortheil der Ministerverantwortlichkeit, daß bei ungestörter Harmonie zwischen der Regierung und der Partei der die Majorität im Parlamente gehört, eine Gesetzesschranke im Handeln gar nicht beachtet zu werden braucht. Das Hauptziel wird dabei fest im Auge behalten, man wählt nur andere Wege und wählt sie mit unläugbarem Geschick.

Die niedere Geistlichkeit soll von der höheren getrennt und gewonnen werden; man hat es vorzugsweise auf die jüngeren Geistlichen abgesehen, da unter den älteren der Josephinismus ohnehin noch stark vertreten ist. Eine halbe Million wird votirt, aus reiner Liebe zur Kirche, aus Mit-

leid mit den karg dotirten Priestern; aber — das politische Verhalten der geistlichen Bittsteller muß tadellos, d. h. der liberalen Partei günstig seyn! Den Ordinariaten wird „gestattet" die Gesuche einzubegleiten, die Entscheidung liegt aber allein in den Händen der Regierung, obgleich die Betheilung der Priester auf Kosten des Religionsfonds erfolgt. Die Fälle waren nicht gar zu selten, wo der Bischof würdige Priester empfahl, der Minister aber anderen Anschauungen folgte. Die Unabhängigkeit des ministeriellen Urtheils bereitete den Liberalen die größte Freude. Natürlich, denn entsagte nun der Bischof einer weiteren Mitwirkung, so war man einer lästigen Zwischeninstanz ledig, und die Regierung verkehrte nun unmittelbar mit den einzelnen Priestern. Die Zahl der geistlichen Bittsteller war in manchen Diöcesen, z. B. in der Wiener, sehr bedeutend und ich möchte die Keimkraft des ausgestreuten Samens nicht unterschätzen. Es rächt sich jetzt so manches Versäumniß früherer Zeit, und der Schein eines Verdienstes der liberalen Regierung wird sich nicht so leicht beseitigen lassen.

Der Religionsfond wurde in der josephinischen Zeit aus eingezogenen Kirchengütern gebildet und ausdrücklich kirchlichen Zwecken gewidmet. Er war nach Ländern gesondert, da aber die Verwaltung der Regierung vorbehalten blieb, so nahm man es mit dieser Sonderung nicht sehr genau, und durch verschiedenes „Aushelfen", durch Nehmen und Geben, wurde nicht bloß dem Staate, sondern auch den Ländern gegenüber ein etwas complicirter Zustand geschaffen. Das Concordat von 1855 hat den Verwaltungsmodus im wesentlichen nicht geändert, es besagt nur im Art. 31: „Die Güter aus welchen der Religions- und Studienfond besteht, sind kraft ihres Ursprungs Eigenthum der Kirche und werden im Namen der Kirche verwaltet werden." Der vorhergehende Artikel fordert zu einer „beträchtlichen Belastung kirchlichen Gutes" nebst der Zustimmung des Landesfürsten auch die Einwilligung des heil. Stuhles. Das Concordat ward ein-

seitig gekündigt, aber kirchlicherseits wird es noch immer als geltend betrachtet. Der Religionsfond wird auch heute noch, nicht als Staats-, sondern als Kirchengut von der Regierung verwaltet und jene halbe Million ist als ein den Religionsfond belastender Vorschuß aus dem Staatsschatze erfolgt worden; dieß geschah aber ohne vorher eingeholte Zustimmung des heil. Stuhles. Eine entschiedene Einsprache wurde, seitens der kirchlichen Behörde im Lande, gegen diesen Vorgang nicht erhoben; man betrachtete diesen „Vorschuß" als eine bedeutungslose Form. Ich bin anderer Ansicht und sehe hierin einen Präcedenzfall, der nach mehr als Einer Richtung hin gefährlich ist. Mir will es nicht gelingen einen derartigen Vorgang mit der vertheidigten Gültigkeit des Concordates zu vereinigen, und ich kann auch nicht begreifen, wie die einseitig vorgenommene Belastung eines anvertrauten Gutes nichts als leere Form seyn soll. Nach gewöhnlichen Rechtsgrundsätzen beurtheilt, wäre es mindestens eine rechtswidrige „Form", die einmal schweigend hingenommen, oder gar bei der Ausführung hülfreich unterstützt, das Eigenthumsrecht der Kirche auf den Religionsfond in Frage stellt. Es bedarf keines tiefen Rechtsstudiums um einzusehen, daß der Weg der „Belastung" den Staat mit aller Sicherheit dahin führt das belastete Objekt zu behalten!

Die erwähnten Schritte der Regierung sind wohl nur die Einleitung einer Kirchenpolitik, die in nächster Zeit zur vollen Entfaltung gelangen soll. Die wohlberechnete Aufreizung liberaler Gemüther gegen eine Jesuiteninvasion, die gar nicht stattfand, hat die Frage einer staatsgefährlichen „Ordensthätigkeit" der parlamentarischen Lösung nahe gebracht. Leider ist uns Deutschland in der Bethätigung wahren Freisinns vorangeeilt; die spätere Nachahmung kann allein das innere Weh nicht stillen im Wettlauf milder Duldung besiegt worden zu seyn. Linderung gewährt nur der Gedanke zu einer ähnlichen, vielleicht noch größeren That die Initiative zu ergreifen. So spricht man von der „Regelung des

Patronatswesens", worüber den Kammern schon bei ihrem nächsten Zusammentritt Vorlagen zukommen sollen. Werden die in Oesterreich sehr zahlreichen Privatpatronate vom Staat „übernommen", so müßte man eine solche Maßregel allerdings als einen großen Fortschritt auf der Bahn der „Kirchenfreiheit" ansehen; denn unter der Form der „Präsentation" verleiht dann die Regierung fast alle Pfründen. Ganz ungesucht ergibt sich hieraus die Forderung, auch die Studien der geistlichen Candidaten zu „regeln" und die Berücksichtigung derselben von einer Staatsprüfung abhängig zu machen. Was würden die Dove, Friedberg, Wasserschleben und andere gelehrte Canonisten dazu sagen, wenn ihren Ideen nur eine theoretische Priorität, der Ruhm praktischer Initiative aber den Liberalen Oesterreichs zukäme?

Doch auch diese Hoffnung ruht auf schwachem Grunde; die Wiederaufnahme der Reichsrathsthätigkeit verzögert sich und inzwischen wird der preußische Landtag, inspirirt vom Fürsten Bismark, den Kampf für „Gewissensfreiheit" aufnehmen. Das Regierungsplacet für Verleihung kirchlicher Würden und Aemter, das man dort, dem Vernehmen nach, einzuführen beabsichtigt, würde dem in Oesterreich Geplanten in der Wirkung ziemlich gleich kommen; ja, es hätte noch das Prästigium größerer Einfachheit für sich. Alle Rechtsverhältnisse blieben da unberührt, denn daß Macht vor Recht geht, ist ein Grundsatz den nur mehr ultramontane Finsterlinge zu bestreiten wagen.

Das Patronat ist ein von der Kirche ihren Wohlthätern verliehenes Ehrenrecht; der Staat hat rechtlich gar nichts damit zu schaffen. Wir wären in Oesterreich freilich so glücklich nach anziehenden Vorbildern arbeiten zu können. Zur Zeit Josephs II. wurden die Kirchen- und Pfarrpatrone als solche nicht bloß zu materiellen Leistungen verpflichtet, es wurden durch das Staatsgesetz auch Patronate geschaffen, indem die Regierung für die ohnehin seltenen Fälle, in welchen den Bischöfen noch ein freies Verleihungsrecht zu-

stand, Patronate der Grundobrigkeiten errichtete. In Folge der Aufhebung von Klöstern und Einziehung von Kirchengütern, aus welchen die erwähnten Fonde gebildet wurden, hat die Regierung ferner sich selbst, mit der Fondsverwaltung, auch das Patronat über die betreffenden Kirchen und Pfarren verliehen, die entweder in Verbindung mit den geistlichen Conventen bereits bestanden, oder aus Fondsmitteln neu errichtet wurden. Jetzt wird man die Ordnung vielleicht umkehren: zuerst verleiht man sich Patronatsrechte, und dann — zieht man die Kirchengüter ein!

Mein Bericht würde an Unvollständigkeit leiden, wenn ich in dem dualistischen Oesterreich nicht auch die neuesten Ereignisse in Transleithanien berühren würde. Das letzte Delegationsdrama soll dann den Abschluß bilden.

Unsere Liberalen blicken noch immer mit Neid über die Leitha hinüber, und sie haben recht; drüben steht das Gebäude fester. Einen Grund dieser Erscheinung haben sie bereits entdeckt: die oppositionellen Elemente diesseits sind weit kräftiger, selbstbewußter, bildungsreicher als jene Ungarns. Einen zweiten Grund anzugeben fällt demjenigen nicht schwer, der von liberaler Selbstzufriedenheit nicht angekränkelt ist. An Parteidisciplin, an geschlossenem Auftreten und instinktivem Erfassen und Benützen des nächsten Vortheils sind die Ungarn den Deutschliberalen weit überlegen. Es herrscht dort noch eine achtbare Pietät für das Althergebrachte, für geschichtliche Institutionen und Würden. Ein sittlicher Halt ist dadurch gegeben, der auf der anderen Seite der herrschenden Partei gänzlich fehlt; der Liberale hier hat nur eine unbegrenzte Pietät für sein eigenes Ich, und demzufolge gefällt er sich nur zu sehr in der Rolle des Staatsbeglückers auf eigene Faust. — Aus diesen beiden Prämissen müßte sich der Schluß ergeben, daß man diesseits anders vorgehen müsse wie jenseits der Leitha; das geschieht aber nicht; Gewalt ist auf beiden Seiten die bevorzugte Stütze der Herrschaft. Der Erfolg kann nur ein verschiedener seyn: hier ein

ewiges Schwanken, Jubeln und Verzagen, dort Festigkeit und entschlossen auftretende Kraft. So ist es jetzt in Ungarn. Kann es aber für die Dauer so bleiben? Droht nicht die rohe Ursprünglichkeit, trotz des bisherigen Krafterfolges, die Zustände in ein so grelles Licht zu setzen, daß der gebildete Ungar sich derselben schämen muß? Dieser Zeitpunkt ist schon bedenklich nahegerückt. Und was dann?

Es ist viel Staub aufgewirbelt worden über einen glänzenden Wahlsieg der Deakpartei, über eine von der oppositionellen Linken angestrebte Fusion, über einen „Ausgleich" mit Croatien u. s. w. In Wahrheit ist die Stimmung in Ungarn lange nicht mehr so hoffnungsreich wie im J. 1868. Allerdings wurden damals die Erwartungen etwas zu hoch gespannt, wie es immer ergeht wenn nach einer längeren Periode politischer Unfreiheit die Parlamentssäle wieder geöffnet werden. Es ist aber noch der besondere Umstand zu beachten, daß das Jahr 1850 der früheren Abgeschiedenheit Ungarns von der occidentalen Welt, der ungarischen Lebensidylle mit einem magyarischen Gott, ein Ende machte.

Ideen sind in das Land gekommen, Geistesströmungen sind entstanden, die mit dem Wesen des herrschenden Stammes eine geringe Verwandtschaft haben. Bannen lassen sie sich nicht mehr, man ist daher bemüht sie zu Gunsten des Magyarismus zu verarbeiten, was aber, meines Erachtens, einen förmlichen nationalen Umwandlungsproceß voraussetzt. Frägt man nach der Möglichkeit des Gelingens, so muß die Antwort zugestehen, daß bisher nur der Beweis erbracht wurde: die Aufgabe sei eine zeit- und kraftverzehrende.

Von der erstaunlichen materiellen Kräftigung des Landes wird wohl viel gesprochen, aber man weist dabei doch immer nur auf Unternehmungen hin, deren Solidität sehr ernsten Zweifeln unterliegt. Die finanzielle Gebarung hat für 1873 zu dem großen Deficit von 62 Millionen geführt! Es fehlt im Lande an Capital, an Credit und an brauch-

baren Arbeitskräften in genügender Zahl. Der Credit ist bedingt durch eine gute Verwaltung und Justiz. Beides liegt im Argen. Das sind wohl lauter erschwerende Umstände für eine politische Selbstständigkeit, und doch wird diese mit einem krankhaften Eifer angestrebt um Einflüsse fern zu halten, die der Reinheit des Blutes gefährlich werden könnten. Je mehr man sich dieses tragischen Conflictes bewußt wird, um so weniger kann man sich durch die Lage befriedigt fühlen, und wären die Magyaren nicht mit der feurigsten Phantasie begabt, sie müßten allesammt heute schon die Dinge sehen wie sie wirklich sind, und man würde es in jenem Lande kein Wagniß mehr nennen, den nüchternen Verstand sprechen zu lassen.

Geld und Spirituosen sowie, im Zustand der Begeisterung, die Faust, das sind die Faktoren die bei der großen Mehrzahl der ungarischen Wahlen den Ausschlag geben. Ein Wahlsieg entbehrt demnach der moralischen Bürgschaften seiner Dauer, und eine Wahlreform ist kein ungefährlicher Versuch.

Die „Linke" repräsentirt den Kern des selbstbewußten phantasiereichen magyarischen Volkes, und dieser ist am allerwenigsten geneigt auf sein politisches Selbstständigkeitsideal zu verzichten. Eine Fusion mit der „Rechten" wäre daher kein Symptom einer Kräftigung des jetzigen staatsrechtlichen Bestandes, vielmehr ein Zeichen daß die Deakpartei nun selbst Willens sei, den Rechtskreis des Landes zu erweitern. Die Freudenrufe die aus Anlaß des Fusionsversuches des Abgeordneten Ghiczy laut wurden, als ob der Ausgleich von 1867 von der Opposition hiedurch anerkannt würde, beruhen entweder auf Unkenntniß oder absichtlicher Entstellung des Sachverhaltes. Mit Ausnahme der Rumänen Siebenbürgens, ist der Ausgleich in den Ländern der ungarischen Krone längst anerkannt; wie könnte sonst die Opposition an einem Parlamente theilnehmen das, ebenso wie die ihm gegenüberstehende Regierung, auf der Grundlage sich bewegt, die durch

jenen Ausgleich geschaffen wurde? Dieß hindert aber nicht den letzteren in und außer dem Parlamente als schädlich zu bekämpfen, ja im Parlamente selbst mit der Revolution zu drohen oder — wie dieß gleichfalls ein Mitglied der äußersten Linken Namens Bobory bei der letzten Adreßdebatte that — zu erklären: er werde unter gewissen Eventualitäten den Augenblick segnen, wo Oesterreich zerfällt und dem Aufblühen eines großmagyarischen Reiches kein Hemmniß mehr bereitet! Solche Aussprüche können im Landtage ohne irgend welchen Tadel gewagt werden; das ist specifisch magyarisch.

Der Abgeordnete Ghiczy gehört zu den einsichtsvollsten und einflußreichsten Politikern des Landes; aber auch er nimmt Anstand seiner besseren Einsicht rückhaltslos Ausdruck zu geben. Das lehrt eben sein Fusionsprojekt. Er erkennt die Vortheile eines einheitlichen Heeresorganismus für „Oesterreich-Ungarn“ an, plädirt aber gleichzeitig für ein selbstständiges ungarisches Heer nach dem Muster des bayerischen! Er ist voll Besorgniß vor den Nachtheilen der Errichtung von Zollschranken an der ungarisch-cisleithanischen Grenze, spricht sich aber für die freie, durch keinen Vertrag mit den anderen Ländern beschränkte Verfügung Ungarns in Handels- und Zollsachen aus! Darnach läßt sich ermessen wie schwer es fällt, ein erleuchteter Politiker zu seyn und zugleich Kernmagyare zu bleiben.

Bezüglich der Verständigung mit Croatien (eigentlich eines Ausgleiches des „Ausgleiches“ vom J. 1868), zähle ich mich zu den Ungläubigen. Die Einleitung dazu ist zwar recht hoffnungsreich getroffen worden, aber selbst wenn das neue Ausgleichsinstrument ganz correkt zu Papier gebracht wäre, könnte ich mich erst dann beruhigen, wenn ich die praktische Ausführnng in ungestörter Harmonie zu bewundern in die Lage käme.

Nach den Zeitungsberichten hat unser Minister des Aeußern bei den Delegationsberathungen die geistreiche Bemerkung gemacht: er betrachte die Türkei als den „potentesten

Faktor der Zukunft". Ein Regierungsorgan hat zwar kürzlich diesen potentesten Faktor beschuldigt, daß er eine „miserable, niederträchtige Wirthschaft" führe; ich möchte aber doch der Ansicht des Ministers beistimmen, in dem Sinne nämlich wie lucus a non lucendo. Die hohe Pforte hat trotz der feierlichsten Verheißungen noch stets die vollste Impotenz gezeigt, die Kluft zwischen Türken und Christen auszufüllen. Ein verwandtschaftlicher Zug der Magyaren ist kaum zu verkennen. In den Jahren 1867 und 1868 hat man „ausgeglichen": in Siebenbürgen, in Croatien und in den ungarischen Gebietstheilen serbischer Nationalität. An feierlichen Verheißungen der Regierung und Deakpartei hat es wahrlich nicht gefehlt. In Siebenbürgen wurde verheißen, man werde den vier Volksstämmen des Landes mit gleicher Gerechtigkeit begegnen, ihre freie Entwicklung begünstigen und durch die Union das Land einer Prosperität zuführen, die bei fortgesetzter Selbstständigkeit ein ungestilltes Sehnen bleiben müßte. Den Croaten reicht man ein „weißes Blatt" auf welches sie, der Gewährung sicher, ihre Forderungen niederschreiben mochten. Den Serben endlich versprach man, ihre privilegirte Stellung in Kirchen- und Schulangelegenheiten — die aus dem 17. Jahrhundert datirt — nicht nur achten sondern im Interesse der Betheiligten befestigen zu wollen. So die Verheißung. Wie steht es nun mit der Verwirklichung?

Vom J. 1867 bis 1872 währte in Siebenbürgen der Ausnahmszustand, den man allerdings über das ganze Land, also mit gleicher Gerechtigkeit, verhängt hatte; aber der königliche Commissär, der daselbst mit absoluter Machtvollkommenheit waltete, war ein Magyare! Das Land blieb von jedem Zugeständniß in freiheitlichem Sinn, von Preßfreiheit, Vereinsfreiheit u. s. f. ausgeschlossen. Zur Zeit der Verheißungen befanden sich die Rumänen (die große Mehrheit der Landesbewohner) in schroffer Opposition. Heute hat nicht allein diese Opposition nichts an ihrer Schroffheit ver-

loren, sondern bei den letzten Wahlen haben auch die Szekler ihrer Unzufriedenheit mit der Regierungspolitik einen sehr unzweideutigen Ausdruck gegeben. Endlich klagen auch die Sachsen über Beeinträchtigung ihrer nationalen und culturellen Interessen, obwohl ich dieser Klage insofern kein großes Gewicht zugestehen möchte, als dieser Volksstamm sich ehrfahrungsgemäß unter allen Umständen der jeweilig herrschenden Macht anschließt.

In Croatien hat man, als es dazu kam das „weiße Blatt“ auszufüllen, alle Machtmittel aufgeboten und in schonungslose Anwendung gebracht, um dem Landtage eine magyarisch gesinnte Majorität zu sichern. Anfangs ist dieß gelungen; es wurden daher nur solche Forderungen gestellt, die den Machthabern in Pesth in ihrem Interesse genehm waren. Im J. 1868 ist dieser „Ausgleich“ perfekt geworden und mit ihm auch die Zwietracht im Lande und das Erstarken der nationalen Gegenpartei. Als die erste dreijährige Wahlperiode abgelaufen war, hatten jene Machtmittel der ungarischen Regierung bereits ihre Wirkung großentheils eingebüßt; das Wahlresultat war nun fortan ein der croatischen Nationalpartei günstiges, so daß man es mit oft wiederholten Vertagungen, dann mit der Auflösung der Vertretung und als alles nicht helfen wollte — mit einem neuen „Ausgleich“ versucht hat. Bei diesem Versuche stehen wir jetzt, und um zu erkennen was er bringen kann und soll, ist es gut den gegenwärtigen Rechtsbestand mit wenigen Worten zu zeichnen.

In den Angelegenheiten der Administration, der Justiz, des Cultus und Unterrichts, besitzt Croatien eine Autonomie, wenigstens im Princip. An der Spitze der autonomen Landesverwaltung steht, als erster Würdenträger, der Banus; er ist aber abhängig von der ungarischen Regierung, beziehungsweise dem ungarischen Ministerpräsidenten, der einzig und allein der ungarischen Vertretung verantwortlich ist. Dasselbe gilt von dem croatischen Mitglied des ungarischen Ministeriums; dieser

„Minister für Croatien" dient überhaupt nur zur Dekoration magyarischer Entschlüsse.

Ohne autonome Finanzverwaltung läßt sich eine Autonomie auf anderen Gebieten schwer begreifen. Das Finanzwesen ist aber auch für Croatien vollständig der ungarischen Regierung und in legislativer Beziehung dem ungarischen Parlamente, an welchem eine kleine croatische Minorität theilnimmt, vorbehalten. Der Ertrag an Steuern fließt in ungarische Kassen, und dem Lande Croatien wird für seine autonome Verwaltung eine fixe Jahressumme zur Verfügung gestellt, so daß bei ungenügendem Ertrag der Landeshülfsquellen der ungarische Staatsschatz ergänzend eintritt. Diese Bestimmung ist scheinbar sehr wohlwollend, indem das Land bei geringer wirthschaftlicher Entwicklung nur über schwache Kräfte verfügt. Wäre die Eintracht zwischen Ungarn und Croatien fest begründet, die Störungen durch das politisch-nationale Moment bereits gründlich überwunden, dann könnte eine solche Einrichtung, mit dem materiellen Rückhalt an einem kräftigeren Gemeinwesen, recht ersprießlich seyn. Um die Eintracht erst herzustellen, ist aber die Maßregel eine ganz verfehlte; das nationale Mißtrauen wird, durch die Bundesgenossenschaft mit den sehr empfindlichen materiellen Interessen, auf's höchste gesteigert, so daß die Magyaren nun erst recht als Bedränger der Croaten betrachtet werden. Ob sich in diesen wichtigsten Punkten: der unabhängigen Stellung der leitenden Verwaltungsorgane des Landes und einer freien Finanzverwaltung, ungarischerseits eine aufrichtig gemeinte Nachgiebigkeit zeigen wird, bleibt abzuwarten.

Um schließlich auch der Schicksale der Serben zu gedenken, finde die Erwähnung eine Stelle, daß nach langjähriger Verhandlung über Patriarchenwahl und selbstständiges Kirchenregiment die Dinge so weit gediehen sind, daß kein Patriarch gewählt und das nationale Kirchenregiment unlängst sistirt wurde. Ein magyarischer königlicher Commissär vertritt nun die „serbische Autonomie" und hat die letzte

Versammlung der Kirchengemeinde mit militärischen Evolutionen zerstreut. Gleichzeitig wurde ein Regierungscandidat für das Pesther Parlament „durchgesetzt“.

In der serbischen Angelegenheit ist es gelungen die innere Politik mit der äußeren sehr glücklich zu combiniren. Den Kirchencongreß der Serben hat man für dieselbe Zeit nach Karlowitz einberufen, in welcher die Thronbesteigung des Fürsten Milan und die damit verbundenen großen Festlichkeiten zu Belgrad in Aussicht standen. Wann dieser Fürst großjährig würde, das ließ sich wohl berechnen, und die feindselige Stimmung im Congresse war ebenfalls leicht vorauszusehen. Eine Regierung aber die den nichtmagyarischen Nationalitäten gegenüber mit Vorliebe Gewaltpolitik treibt, wird diplomatische Feinheiten verachten; je mehr Anlässe zu Keulenschlägen, desto besser.

So ist es denn geschehen, daß der einberufene Kirchencongreß noch vor seiner Eröffnung aufgelöst und gleichzeitig der Regierungsantritt des serbischen Fürsten von Oesterreich-Ungarn mit eisiger Kälte begrüßt wurde. Mag auch zwischen den Mitgliedern der serbischen Regentschaft und den magyarischen Regierungsmännern Manches vorgekommen seyn, was eine persönliche Gereiztheit zurückließ — was hatte denn Fürst Milan verbrochen, er, der noch gar keinen Regierungsakt vollziehen konnte? Waren unsere Diplomaten mit der Regentschaftspolitik nicht einverstanden, so hätten sie sich doch um so mehr veranlaßt finden sollen, den jungen Fürsten bei seinem Regierungsantritt durch ein freundliches auszeichnendes Entgegenkommen für eine andere Richtung zu gewinnen. Nur nationale Antipathie vermag ein anderes Vorgehen zu erklären; sie ist zu mächtig als daß der Groll nicht auf jeden übertragen werden möchte, der als Serbe unter Serben lebt und zu wirken berufen ist. Es wurde den Russen überlassen bei der Begrüßung des Fürsten durch einen Specialabgesandten hohen Ranges zu glänzen; das benachbarte Oesterreich begnügte sich mit der Funktion seines ständigen

Vertreters zu Belgrad, des Herrn von Kallay, der bei dieser Gelegenheit, um sein Ansehen zu erhöhen, vom Minister Grafen Andrassy in bester Form desavouirt wurde. Denn die Stadt Belgrad hatte zu den von ihr veranstalteten Festlichkeiten viele Gemeindevertretungen Oesterreichs (ohne Unterschied der Nationalität) nur mit Zustimmung des Herrn von Kallay eingeladen; Graf Andrassy erließ aber ein Verbot dieser Einladung Folge zu leisten, indem der Minister des Aeußern allein berufen sei, bei solchen Anlässen für die „Vertretung des Staates" zu sorgen. Daß dieser Minister auch zur Vertretung österreichischer Städte bei der Festfeier einer anderen Stadt competent sei, war natürlich bis jetzt unbekannt. Selbst den Privatpersonen aus Oesterreich wollte man das Vergnügen, als Gäste der Feierlichkeit beizuwohnen, möglichst vergällen, zu welchem Zwecke ein Paßzwang eingeführt ward, der in Oesterreich seit Jahren nicht mehr besteht und speciell in Ungarn vor dem Jahr 1850 nie bestanden hat!

Die serbische Regentschaft hat für das Land Großes geleistet, und die Wichtigkeit Serbiens für die Entwicklung der Dinge in den christlichen Ländern türkischer Oberhoheit entschieden gesteigert. Die Anziehungskraft gegenüber den Südslaven Oesterreichs muß naturgemäß zunehmen, wenn man diese im eigenen Lande nicht besser zu befriedigen versteht. Unser magyarisch-österreichisches Diplomatenhaupt hat daraus nur die Lehre gezogen, dem „potentesten Faktor" in Constantinopel mit erhöhter Innigkeit die Hand zu reichen! Um die diplomatische Feinheit deutlich hervortreten zu lassen, begehrte Graf Andrassy bei den Delegationen eine Erhöhung seines Dispositionsfonds von 80,000 fl. auf 400,000 fl., mit dem ausdrücklichen Beisatze: „wegen der Zustände in den kleinen Nachbarstaaten." Diese Summe wurde anstandslos ohne sachlich ernste Debatte bewilligt! O quam pauca sapientia regitur mundus!

Die dießjährige Adreßdebatte in Pesth hat, wie die

ungarischen Blätter aller Farben zugestehen, mit einer allgemeinen Verstimmung geendigt. Was ich früher erwähnte, erhält dadurch seine Bestätigung: das sichtliche Schwinden politischer Zuversicht. Nur ein Umstand verdient hervorgehoben zu werden: der tiefe Eindruck den die Rede des Abgeordneten Paul von Sennyey zurückließ. Dieses Parlamentsmitglied zählt unbestritten zu den ersten Capacitäten des Landes und namentlich wird seinem Verwaltungstalent kaum ein zweites an die Seite zu stellen seyn. Solche Kräfte sind im Lande gezählt und dennoch blieb das Talent des Baron Sennyey jahrelang unbenützt und der in Fortschrittsträumen befangene Sinn hat es als eine Beleidigung aufgefaßt, diesem Manne noch eine einflußreiche Stellung in Ungarn zu prophezeien. Er ist ein conservativ gesinnter Mann und gehörte in der Uebergangszeit von 1865—1867 als Statthalter einer Regierung an, die der gegenwärtige ungarische Cultusminister Trefort vor wenigen Jahren im Parlamente als eine „jesuitische“ zu brandmarken bemüht war. Heute folgen alle Parteien im Landtage mit gespannteste Aufmerksamkeit der Rede dieses Mannes, erklären sie übereinstimmend für ein Ereigniß und sehen, theils mit Freude theils mit Schrecken, in dem Redner eine politische Größe der die Zukunft gehört! Und geschmeichelt hat Baron Sennyey den Magyaren eben nicht, wenn er — nach sechsjährigem nationalen Regiment — die ungarischen Zustände mit dürren Worten „fast asiatische“ nennt. Ein: „So ist es!“ war die Antwort der lauschenden Collegen! Der Redner legte das größte Gewicht auf eine bessere Verwaltungspolitik, die einen höheren Standpunkt gewinnen soll. Der Gedanke hat seine volle Berechtigung, aber der Ausführung stellt sich ein mächtiges Hinderniß entgegen. Die beste „höhere Verwaltungspolitik“ ist ohne eine entsprechende niedere Verwaltung ein Messer ohne Heft und Klinge. Die Organe der niederen Verwaltung werden gewählt, und zwar in magyarischer Weise gewählt. Es bildet dieß ein unantastbares Recht des

Landes. Nach einem tiefeingewurzelten Herkommen, mit dem Nationalcharakter engverflochten, wird im Comitatssaal Parlament gespielt, an Stelle des Verwaltungsdienstes wird hohe Politik getrieben. Wer dieses den ungarischen Verwaltungsmännern abzugewöhnen vermöchte, gehörte zu den ersten Männern seines Jahrhunderts!

(Schluß folgt.)

XLIX.

Allerlei aus Frankreich zur Lehre und Warnung.

Ich fange an wegen der Zukunft dieses Landes beruhigter zu seyn. Nicht etwa daß ich der Regierung das Wort reden wollte, sondern weil es im Volk zu dämmern anfängt. Eine religiöse Bewegung hat begonnen, die nothwendig zu einer Besserung aller Verhältnisse führen muß. Die Zahl derjenigen welche durch die letzten Ereignisse zur Einkehr in sich selbst bewogen wurden, hat sich allmählig vergrößert, der Eifer ist gestiegen und sucht neue Mittel und Wege sich zu bethätigen. Daher die Prozessionen und die Wallfahrten. Da wir kein Versammlungsrecht besitzen, helfen sich die Katholiken auf diesem Wege, während ihre Gegner öffentliche oder nichtöffentliche Festessen mit langen Nachtischreden veranstalten. Die Feindseligkeit welche die meist rothen Stadtbehörden gegen die Wallfahrer bethätigten, die Mißhandlungen welche dieselben namentlich in Grenoble und Nantes ausgesetzt waren, haben die Bewegung nur noch gefördert. Am 6. Oktober waren gegen 100,000 Wallfahrer

aus allen Theilen Frankreichs in Lourdes, bei Tarbes in den Pyrenäen. Etwa ein Drittel derselben communicirte an diesem oder dem folgenden Tage, an welchem täglich an tausend heilige Messen gelesen wurden. Bei der großen Prozession waren 252 Städte und Genossenschaften vertreten, während etwa hundert mit ihren Bannern zu spät kamen. Selbst die Gegner konnten nicht umhin diese großartige Kundgebung, bei der trotz des Gedränges nicht die geringste Störung vorkam, mit der gehörigen Rücksicht zu behandeln.

Lourdes ist ein Städtchen von 5000 Seelen, in einem von dem Gave bewässerten Thale, das sich auf der einen Seite etwas ausweitet. Vor zehn Jahren erschien die heilige Jungfrau einem kleinen Mädchen (Bernadette Soubirous) in einer Grotte an den steilen Felsen die den Gave an einer Stelle eindämmen. Die Erscheinungen wiederholten sich und erregten ungemeines Aufsehen, als neben der Grotte aus dem Felsen eine Quelle entsprang, welche seither ohne jegliche Abnahme drei baumendicke Röhren speist und treffliches Wasser liefert. (Schreiber dieses hat dieselbe schon vor dem Kriege gesehen.) Verschiedene Heilungen kamen durch dieß Wasser vor. Darauf begannen die Wallfahrten. In der Grotte wurde das Marmorstandbild der heiligen Jungfrau aufgestellt, das von einem bewährten Künstler genau nach den Angaben des seither zur barmherzigen Schwester gewordenen jungen Mädchens angefertigt worden war. Ueber der Grotte, hoch auf dem Felsen, erhebt sich die großartige, ganz aus pyrenäischem Marmor erbaute Kirche zu Unserer Lieben Frau zu Lourdes, mit etlichen dreißig Altären in der Crypta und in der eigentlichen Kirche. Der Weg dahin mußte in den Felsen gehauen oder dem Gave abgewonnen werden. Auch ein Haus für die Missionspriester ist bei der Kirche gebaut. Um Kirche und Grotte ist begreiflicherweise wenig Platz. Die meisten Pilger mußten jenseits des Flusses auf der Wiese halten. Außer an diesem Tage der National-Wallfahrt waren heuer schon über 100,000 Pilger in Lourdes.

Auch die zahlreichen sonstigen Gnadenorte Frankreichs, selbst die in den religiös-gleichgiltigsten Gegenden belegenen, zogen dieses Jahr ungewöhnliche Schaaren Pilger heran, die sich nächsten Sommer noch mehren dürften. So z. B. Notre-Dame des Victoires in Paris, Saint-Cloud, wohin sich mehrere Pfarreien von Paris zu Schiffe begaben; Notre-Dame des Anges zu Raincy (unweit Paris), Saint-Denis, Notre-Dame du Sacré-Coeur zu Issoudun, Notre-Dame de la Treille zu Lille, Notre-Dame de Pontmain, Notre-Dame de Roc-Amadour (bei Perigueux), Notre-Dame de la Salette (bei Grenoble), Notre-Dame de Fourvières (Lyon), Notre-Dame de la Garde (Marseille), Sainte-Anne d'Auray (bei Vannes in der Bretagne), Notre-Dame des Andelys (Normandie), Notre-Dame du Mont Saint-Michel, Notre-Dame de Betharram (Bayonne), Notre-Dame du Puy (Auvergne), Paray-le-Monial, Ars u. s. w.

Bei allen diesen Wallfahrten, sowie bei allen öffentlichen Andachten und kirchlichen Versammlungen die in letzter Zeit stattgefunden und noch stattfinden, ist die Beständigkeit zu bemerken, mit der jetzt die Sache des Papstes mit derjenigen Frankreichs als gleichbedeutend angesehen wird. Ueberall wird für das Oberhaupt der Kirche, für diese selbst und für Frankreich gebetet. Die letzten Ereignisse haben, offenbar durch die Umsturzpolitik Viktor Emanuels und Bismarks, unendlich dazu beigetragen, das Bewußtseyn des Zusammenhanges der französischen Nation mit dem Mittelpunkte der Christenheit allgemeiner und klarer zu machen. Vor dem Kriege war gerade in dieser Hinsicht eine unläugbare Trübung eingetreten, die bei glücklichem Fortbestand des Kaiserreiches zu bedenklichen Folgen hätte führen können. Je heftiger nun hier und im Auslande gegen Papst und Kirche aufgetreten wird, desto unwiderstehlicher bricht sich die Ueberzeugung allenthalben Bahn, daß Frankreich nur als katholische Macht eine Bedeutung in der Welt und einigen Einfluß auf die Geschicke derselben gewinnen kann. In dieser Hinsicht ist

ebenfalls ein ungemeiner Fortschritt zu verzeichnen. Mit Ausnahme der unverbesserlichen Rothen, behandeln jetzt alle Blätter, seien sie nun conservativ-republikanische (Thiers) oder legitimistische, bonapartistische, orleanistische, die religiösen Fragen mit einer Rücksicht und Gerechtigkeit, die man früher kaum für möglich gehalten. Unter nahezu dreißig Tagesblättern die in Paris erscheinen, sind gegenwärtig nur noch etwa zwölf welche eine grundsätzlich feindliche Stellung gegen die Kirche einnehmen. Freilich, die Heftigkeit und Ungerechtigkeit mit der in Deutschland, dem Hauptgegner Frankreichs, plötzlich gegen die Kirche losgebrochen wurde, hat nicht wenig dazu beigetragen die französische Presse auf gerechtere Gedanken zu bringen.

Auch einige praktischen Errungenschaften von Bedeutung stehen in sicherer Aussicht. Der freimaurerisch-ungläubige Unterrichtsminister Jules Simon hatte einen auf dem rücksichtslosesten Zwang und der schrankenlosesten Staatsallgewalt beruhenden Entwurf für ein Volksschulgesetz eingebracht. Die von der Nationalversammlung niedergesetzte Commission erklärte denselben für unbrauchbar und arbeitete ihrerseits einen Gesetzentwurf aus, welcher den Rechten der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder möglichst Rechnung trägt. Die Väter der Schulgemeinde sollen den Schulvorstand wählen, dem auch die Berufung des Lehrers obliegt. Der freien Selbstthätigkeit der Gemeinden, der Kirche, Vereine und einzelnen Personen wird der weiteste Spielraum sowohl in Stiftung als Erhaltung und Leitung von Schulen eingeräumt. Selbstverständlich sind auch die Rechte der Eltern auf Ordenslehrer und die Gleichberechtigung der letztern mit den weltlichen Lehrern gewahrt. Keinem unbescholtenen Bürger kann das Recht des Unterrichtes unter den gesetzlichen Bedingungen verwehrt werden. Als Zweck der Volksschule wird die Erziehung des Christen obenan gestellt, natürlich auch die Rechte der Nichtkatholiken auf Schulen ihres Bekenntnisses ausdrücklich anerkannt. Die Pfarrer oder Prediger haben die

Aufsicht über die Schulen ihrer Pfarreien, die Dekane und Bischöfe sind geborne Mitglieder des Departemental- und Bezirkschulrathes.

Während dieser Entwurf, der ohne Zweifel zum Gesetz werden dürfte, dem christlichen Volke die Rechte wiedergibt, welche die napoleonische Gewaltherrschaft ihm geraubt, ist durch das selbstständige Vorgehen der Nationalversammlung auch eine günstige Lösung der in den letzten Jahrzehnten so oft und so dringend angeregten Hochschulfrage angebahnt. Eine eigens niedergesetzte Commission der Nationalversammlung hat einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der die Frage im Sinne der Freiheit entscheidet. Departements, Gemeinden, Vereine und einzelne Personen können Fakultäten und ganze Hochschulen gründen und deren Bestand sicherstellen. Die beschränkenden Bestimmungen des Vereinsgesetzes sind zu Gunsten der neuen Institution aufgehoben. Um gültige Diplome ausstellen zu können, müssen die freien Fakultäten eine gewisse Zahl von Lehrstühlen besitzen, die prüfenden Professoren müssen Doktoren, und es müssen mindestens zwei Fakultäten zu einer Hochschule vereinigt seyn. Obwohl letztere Bedingung als eine Erschwerung erscheinen kann, so wird dieselbe doch eher günstig als nachtheilig wirken, indem sich namentlich die Anstrengungen der Katholiken darauf richten werden, eine kleinere Zahl von um so besser ausgerüsteten Hochschulen zu gründen. In Lyon hat schon vor dem Kriege der verstorbene Cardinal-Erzbischof von Bonald nicht unbedeutende Geldmittel vereinigt und Vorkehrungen zur Errichtung einer katholischen Hochschule getroffen. Der gelehrte Bischof von Angers, Msgr. Freppel, hat von dem heiligen Vater die Vollmacht zur Gründung einer Hochschule erhalten. Außerdem dürfte in Paris sofort nach dem Inslebentreten des Gesetzes eine freie Hochschule eröffnet werden.

Mit dem Sturze des Kaiserreiches sind auch alle widerrechtlichen Beschränkungen beseitigt, welche das System der Neugründung von geistlichen höhern Lehranstalten entgegen-

setzte. Seit der Herstellung des Friedens sind denn schon mehrere solcher Anstalten von Ordensleuten gegründet worden. Die Ausdehnung der in christlichem Sinne geleiteten Lehranstalten, sowie die fortschreitende Einwirkung der religiösen Bewegung werden nicht verfehlen auf die Staatsanstalten günstig zurückzuwirken. In vielen der letztern hat sich der religiöse Geist merklich gebessert, und wenn auch die Zahl der wirklichen Feinde des Christenthums innerhalb des Lehrkörpers der Staatsanstalten sich nicht gemindert hat, so ist trotzdem die Zahl derjenigen größer geworden, welche mit Entschiedenheit zur Kirche stehen. Wir haben deßhalb alle Aussicht einer gründlichen Besserung auf allen Stufen des Unterrichtes und besonders auch auf eine fruchtbare großartige Entfaltung der Thätigkeit der Kirche, der Vereine, Gemeinden und Departements auf dem Gebiete des Unterrichts. Durch die Schule werden hoffentlich die vielfach ihr entfremdeten Massen und auch die höhern Stände der Kirche wieder zugeführt werden. Hierin liegt die Hoffnung auf eine Wiedergeburt Frankreichs.

Das Blut der Märtyrer unter der Commune ist nicht vergeblich geflossen. Seitdem ist eine Gegenwirkung wider den seit so langer Zeit herrschenden unchristlichen Geist eingetreten, die zwar langsam aber stätig an Stärke zunimmt. An den Gräbern der gemordeten Priester sind ungewöhnliche Gebetserhörungen und Heilungen vorgekommen. Schreiber dieses wohnt in nächster Nähe einer dieser Grabstätten und glaubt die Thatsache nach bestem Wissen mittheilen zu können. Glücklich das Land, das solche Fürsprecher im Himmel hat.

Freilich steht der religiösen Bewegung auch ein größerer Haß gegenüber als fast je zuvor. Die Feindseligkeiten, welche in Grenoble, Nantes u. s. w. gegen die Wallfahrer begangen wurden, sind bloße Anzeichen einer tiefern und weit verbreiteten Gährung. Es ist Thatsache, daß wenn auch Viele durch die letzten Ereignisse zur Einkehr bewogen und bei Andern der Eifer neu angeregt worden, auch wieder bedeutende



Verluste zu verzeichnen sind. Besonders sind viele jener Gleichgiltigern, welche unter Umständen sich vollständig an die gute Sache anzuschließen die Hoffnung gaben, nun vollständig zu den Gegnern übergegangen. In Paris und in den meisten großen Städten ist daher die Stimmung jetzt schlechter als vor dem Kriege, namentlich auch unter der Jugend, so daß sogar einige gesellige Anstalten für junge Leute der mittlern Stände eingegangen sind. Schon der Umstand, daß in all diesen Orten die Rothen in dem Gemeinderath die Mehrheit besitzen und bei jeder Neuwahl größere Erfolge erzielen, muß hier niederschlagend wirken. Die Macht des Bösen wächst fast in noch stärkerm Maßstabe als das Gute. In Kaffee- und Bierhäusern hört man jetzt viel heftigere Schmähreden und Gotteslästerungen als früher. Auch die immer zahlreicher vorkommenden Mordthaten und sonstigen meist schauderhaften, von tief eingewurzelter Bosheit zeugenden Verbrechen sind als ein Ausfluß derselben Stimmung zu betrachten. Die fortdauernden Angriffe auf das Militär gelten nicht bloß den Soldaten, sondern der ganzen gesellschaftlichen Ordnung. Der Geist der Revolution bewegt die Massen, treibt dieselben an alles Bestehende zu befeinden. Die Autorität ist in diesen Schichten verhaßt, mag sie nun seyn wie sie will. Ganz folgerichtig ist deßhalb für Gambetta und Genossen die Republik nichts anderes als die verkörperte Freiheit, jeden Andersdenkenden thätlich zu verfolgen und zu erdrücken, Andershandelnde selbstverständlich gar nicht zu dulden, sondern mit Gewalt auszurotten. Trotz seiner anerkannten Geschicklichkeit dürfte es Hrn. Thiers schwerlich gelingen, diesen bösen Geist zu bändigen.

Die Politik des Präsidenten der Republik — so nennt sich Herr Thiers, obwohl die Nationalversammlung ihn nur zum Oberhaupt der ausführenden Gewalt ernannt hat ohne dadurch der zukünftigen Gestaltung des Landes vorzugreifen — ist wohl das Merkwürdigste, was Frankreich seit langer Zeit erlebt hat. Herr Thiers hat die conservative Re-

publik erfunden, welche nun zum Schlagwort geworden, nachdem der essai loyal (ehrliche Versuch der Republik) sich abgenutzt. So ganz ungeschickt ist das Wort auch nicht. Dank der cäsaristischen Erziehung und Literatur, der steten, selbst von Katholiken und Monarchisten betriebenen Verherrlichung der „großen Revolution“ hat für jeden das Wort Republik einen gewissen unheimlichen Zauber, der noch dadurch vermehrt wird, daß jedesmal die Republik einem verhaßten oder verachteten Regimente ein Ende machte, selbst aber nie lange bestand. Sie erscheint deßhalb gewissermaßen als wohlthuende Fee, die Wünsche erweckt aber nicht befriedigen konnte, weil sie sofort wieder verschwindet. Selbstverständlich liegt da die Anschauung nahe, es wären nur die Neider und Verschwörer allein welche jedesmal der Republik das Lebenslicht ausblasen, ehe sie Zeit gehabt ihre ganze Herrlichkeit zu zeigen. Der Beweis ihrer Lebensunfähigkeit sei deßhalb noch nicht erbracht. Daher der Essai loyal, der in den Augen des Präsidenten und seiner Anhänger nun entgültig entschieden hat; die „conservative Republik“ soll nun das natürliche Ergebniß des geglückten Versuches seyn.

Das Beiwort ist gar nicht schlecht gewählt, denn neben jener unzurechnungsfähigen Schwärmerei für ein Republik genanntes Trugbild, wollen doch namentlich unsere so zahlreichen, aber auch so feigen Spießbürger ebenso wie sämmtliche Landleute sich selbst und das Ihrige conserviren und erhalten wissen. Bei diesen Leuten, wie bei manchen andern, besteht keine eigentliche politische Ueberzeugung, sie richten einfach ihr Verhalten nach der jeweiligen Nothwendigkeit oder vielmehr nach der Nützlichkeit ein. Wer ihnen Ruhe und Sicherheit gewährleistet, damit sie ihren bestimmenden Leidenschaften, dem Erwerb und Genuß, unbehindert nachgehen können, dem hängen sie an, den heben sie auf den Schild. Durch das Wort „conservativ“ verspricht ihnen die Thiers'sche Republik was sie verlangen, indem sie zugleich

einem mit der Muttermilch eingesogenen Wahn schmeichelt. Und so sehen wir jetzt eine Menge Leute, die früher ganz andere Gesinnungen an den Tag gelegt, sich für die conservative Republik in eine Art Begeisterung hineinreden.

Daß es sich da keineswegs um eingefleischte Republikaner handelt, ist klar. Sie folgen nur dem gegebenen Anstoß, der künstlich gemachten Strömung, die wie hier gewöhnlich von oben her geleitet wird. Die „ächten Republikaner" lassen sich auch nicht täuschen und setzen der Thiers'schen Republik ganz entschieden die „wahre Republik" entgegen, also die verkörperte Revolution. Gambetta verkündet fortwährend die aufrichtige fortschrittliche Republik, deren Farbe schon allein durch die Versicherung angedeutet ist, daß nunmehr „neue sociale Schichten" (also der vierte Stand) zur Herrschaft zu gelangen hätten. Unter Republik verstehen die Rothen die allgemeine Gleichheit in der Sklaverei des Staates, welche durch allgemeinen Wehrzwang, religionslosen Zwangsunterricht, progressive Einkommensteuer, nochmalige Beraubung der Kirche und Ausschluß derselben von allen öffentlichen Verhältnissen und besonders von dem öffentlichen Rechte verwirklicht werden soll. Dieß ist das Bild der Freiheit, wie es sich durch ein halb Dutzend Revolutionen in dem Kopfe der wirklichen französischen Republikaner gestaltet hat.

Daß zwischen diesem Programm und demjenigen des Hrn. Thiers ein Abgrund besteht, der nicht zu überbrücken ist, muß jedem klar werden. Und doch herrscht zwischen beiden sowie mit dem gefallenen Kaiserreich ein enger innerer Zusammenhang. Alle drei Systeme gelangen zu demselben Ergebniß, zu derselben Regierungsform: der Diktatur, oder wie Franzosen sagen, zur persönlichen Regierung. Napoleon III., Gambetta während der Belagerung von Paris und Thiers seit dem Frieden führen nur unter verschiedenen Namen dieselbe ausschließliche Selbstherrschaft, die man deßhalb fast als die allein für Frankreich passende Regierungsform ansehen möchte. Der Unterschied ist bloß, daß der Eine andere Mittel dazu

zu gebrauchen sucht als der Andere. Von den Franzosen wird auch der Eine genau wie der Andere behandelt. Thiers empfängt täglich von Einzelnen sowohl als von ganzen Städten und Körperschaften genau dieselben unterthänigen Huldigungen, wie sie früher Napoleon und Gambetta — letzterer sogar noch jetzt bei seinen Rundreisen — entgegengebracht wurden. Gerade die fortgeschrittensten oder wirklichen Republikaner drängen am meisten darauf hin, daß Thiers, der doch eigentlich nur der Geschäftsführer der souveränen Nationalversammlung ist, derselben gegenüber die Rolle übernehme, welche Napoleon seinerseits gegenüber der Landesvertretung gespielt, als er den Staatsstreich vollbrachte. Alle rothen Mitglieder der General-, Bezirks- und Gemeinderäthe haben Adressen an Thiers gerichtet, um ihn um Neugestaltung der Regierung, Auflösung der Nationalversammlung und Amnestie zu bitten. Sie legen ihm dadurch mittelbar eine so ausgedehnte Machtvollkommenheit bei, wie sie nur der unbeschränkteste Selbstherrscher besitzt. Da das Gesetz ihnen politische Kundgebungen verbietet, helfen sie sich damit daß sie außerhalb ihrer gewöhnlichen Sitzungen sich zur Herstellung solcher Adressen vereinigen, welche von Hrn. Thiers stets sehr beifällig aufgenommen werden. Gerade diese sich als wahre Republikaner brüstenden Rothen sind so die eifrigsten Stützen und Verbreiter der schrankenlosen persönlichen Herrschaft. Sie wissen nur zu gut, daß trotz der in Frankreich herrschenden Zerrüttung auch heute noch die Revolution nur von oben herab eingeführt oder vielmehr auferlegt werden kann.

Zugestanden muß freilich werden, daß überhaupt die meisten Franzosen ihre Augen nur auf Thiers richten, ihn als die allein bestimmende Macht ansehen und behandeln. Jede Partei will das „Staatsoberhaupt" auf ihrer Seite haben, weil eine jede sich selber zu ohnmächtig fühlt um etwas zu unternehmen. Gehen doch die Monarchisten soweit Hrn. Thiers deßhalb Vorwürfe zu machen, daß er die Monarchie nicht wieder herstellt. Es gehört hiezu in der

That ein ungemeines Maß politischer Kindlichkeit. Als Hr. Thiers in Trouville einen glänzendern Hof hielt als mancher Fürst, und von da aus in Val-Richer Hrn. Guizot einen Besuch abstattete, sprach sich die vielfältig abgedruckte legitimistische Correspondenz Saint-Cheron unter Anderm also aus: „Die bewundernswerthen Fähigkeiten der Herren Guizot und Thiers haben dazu gedient drei Regierungen zu stürzen, wobei wir jedem seinen Theil an der Verantwortlichkeit überlassen. Es fehlen ihnen die wahren Eigenschaften der Gesetzgeber welche Reiche gründen oder wiederherstellen. Fähigkeit und Geistesreichthum genügen hiezu nicht, der religiöse und politische Glaube, dieses höchste Verstandesgut, sind nothwendig ebenso wie der Verzicht auf jeglichen persönlichen Ehrgeiz und die Ueberzeugung und der Muth welcher die öffentliche Macht den großen Interessen der socialen Ordnung unterwirft. Mit Hülfe unseres Heeres hat Thiers wohl die Pariser Commune besiegt, aber er hat es nicht verstanden die Anarchie zu besiegen, welche noch in einer nur allzu großen Zahl unserer Städte herrscht. Die Mehrheit der souveränen Versammlung sollte seine beste Stütze zur Ausführung der politischen und socialen Neugestaltung Frankreichs seyn; seit dem 8. Februar 1871 hat er aber alle Kräfte seines Geistes dazu gebraucht um seine persönliche Autorität an Stelle derjenigen der Mehrheit zu setzen. Also ein weiteres von Thiers vollbrachtes Werk der Zerstörung. Nicht nur hat er nirgendwo den Grund zu dauerhaften Einrichtungen gelegt, er hat überdieß, um seine persönliche Allmacht auszudehnen, den Zwist unter den Parteien noch mehr angefacht, das Wort „conservative Republik“ ist nur ein Köder um die Herrschaft des Herrn Thiers zu verlängern. In der Wirklichkeit wird er während seines langen Lebens nur zwei Monarchien zerstört und die Herstellung der einzigen Regierungsform hinausgeschoben haben welche Frankreich groß gemacht hat; und es wird ihm nicht gelingen die Republik zu begründen, welche, wenige ehren-

hafte Ausnahmen abgerechnet, nur diejenigen für sich hat, die alle socialen Ordnungen umstürzen wollen."

Diese Sprache verräth deutlich genug, daß auch die Legitimisten in Hrn. Thiers nicht bloß den Alleinherrscher Frankreichs erblicken, sondern daß auch sie, ebenso gut wie die Rothen, alles von der Spitze erwarten, durch das Staatsoberhaupt alles zu erreichen gedenken. Wirklich eine merkwürdige Uebereinstimmung, die sich nur durch die Pflege erklären läßt, welche hier der Begriff der Staatsallmacht durch Schule und Presse seit Jahren genießt. Warum aber hat sich denn die conservative, d. h. monarchischgesinnte Mehrheit der Nationalversammlung so ganz von ihren Bevollmächtigten beherrschen und niederdrücken lassen, von der Frage ganz abgesehen, warum sie sich gerade einen dergestalt in revolutionären Vorurtheilen befangenen Bevollmächtigten auserkoren, wie dieß Herr Thiers ist? Die erste dieser Fragen beantwortet ein Mitglied der Nationalversammlung, Herr de la Rochette in einem öffentlichen Briefe folgendermaßen:

„Das Heil des Landes wäre die Rückkehr der erblichen alten Monarchie. Viele verstehen und wünschen dieß, das sehe ich und freue mich darüber; aber für die Andern, besonders für die Führer, wäre es eine Verläugnung der 1830ger Ueberlieferung; es wäre ein Bekenntniß und eine Bereuung. Ihre Vaterlandsliebe geht nicht so weit. Wenn ich zu den auf dem Standpunkte von 1830 Stehengebliebenen die besiegten Anhänger des Kaiserreiches hinzuzähle, werden die Wähler sehr wohl begreifen, was auf dem politischen Gebiete eine also getheilte Mehrheit vermag. Und doch, Frankreich muß es inne werden, das einen religiösen und socialen Krieg vor sich hat. Der Haß gegen die katholische Kirche beherrscht die gesammte Lage, er überragt noch jeglichen politischen Haß; es ist der Aufstand Satans gegen Gott, der Hölle gegen den Himmel. Alle radikalen Republikaner, mit Ausnahme einiger Träumer, haben das Herz mit diesem Hasse erfüllt; erhielten sie die Gewalt in die Hände, dann hätte die Kirche eine Ver-

folgung zu gewärtigen, von der uns die Pariser Commune in ihren wenigen Tagen des Triumphes einen Vorgeschmack gegeben. Aber alle bevorstehenden Gefahren, welche ein Jeder fühlt und sieht, sind nicht mächtig genug um alle Theile der conservativen Partei über die politischen Wahrheiten und Grundsätze zu einigen. Die conservative Partei könnte Alles retten, wenn sie ernstlich wollte; aber leider begreift sie noch nicht, daß um eine Gesellschaft zu retten man derselben eine gute Regierung verschaffen muß; eine Regierung welche auf den religiösen und vaterländischen Ueberlieferungen Frankreichs fußt, eine Regierung welche von Jedermann geachtet wird, weil Niemand dieselbe eingesetzt, sie vielmehr durch die Jahrhunderte und den Ruhm des Landes geschaffen worden ist. Wenn die conservative Partei diese große sociale und politische Wahrheit begreift, wird Frankreich gerettet seyn und seinen Rang, seinen Wohlstand und seine Größe wiedergewinnen. Aber, ich wiederhole es, alle Bestandtheile der Mehrheit sind noch von verschiedenen Ueberlieferungen, Trauer um Verlorenes und Hoffnungen beherrscht; jeder sucht eine andere Lösung, und das Provisorium bleibt erhalten, weil ein Jeder sich die Zukunft vorbehalten will. Dieß ist der innere Zustand der Mehrheit welchen Thiers vorfand.

„Thiers ist ein geschmeidiger, durchbringender Geist, welcher seit vierzig Jahren mit Leuten und Dingen der Revolutions- und Ränkepolitik vertraut ist; er erregt Stürme und beruhigt dieselben nach Wunsch und Bedürfniß. Seit beinahe einem halben Jahrhundert sind alle Politiker durch die socialen Bewegungen gescheitert; er allein ist aufrecht auf den sich ergebenden Trümmern geblieben. Er ist der Aelteste, der Erzvater und das Haupt der französischen Revolution. Ich weiß nicht ob es ein Ruhm oder eine Buße ist, die ihm Gott hiedurch vorbehalten. Vor sich, in der Nationalversammlung, hat er eine Menge Männer jedes Standes und jeder Farbe welche seine Genossen, seine Schüler gewesen und in seiner Schule politische List und Kunstgriffe erlernt haben. Sein Einfluß erstreckt sich nach allen Seiten, Radikale, Republikaner, linkes Centrum, rechtes Centrum stehen unter

demselben, und wenn Jemand sich dagegen sträubt, bleibt er vereinsamt. Bloß die Rechte, welche nie revolutionäre Bande mit ihm verbunden, entzieht sich dem von ihm geübten Druck. Thiers hat nur einen Gedanken: sich um jeden Preis an der Spitze zu behaupten: mag es nun Träumerei, Rausch, Schwäche oder Einseitigkeit seyn, dieser Gedanke beherrscht ihn und er sucht denselben mit unermüdlicher Ausdauer zu verwirklichen. Mit der Monarchie würden ihm die Zügel entgleiten, er bliebe nur ein großer Bürger: durch die Republik behält er die Gewalt. Deßhalb will er die Republik gründen. Es ist keine Kleinigkeit, mit einer nichtrepublikanischen Versammlung die Republik zu begründen, es ist vielmehr eine Riesenaufgabe, der Thiers seit zwei Jahren alle seine Mühen, seine geistige Kraft und seine Geschicklichkeit widmet. Es war ihm leicht das linke Centrum zu bilden; dasselbe ist eine Vereinigung von Männern ohne politische Ueberzeugungen die sich jeder Regierung anhängen. Aber um sich eine Mehrheit zu verschaffen, mußte er sich den Beistand der republikanischen Linken, der radikalen Linken und wenigstens eines Theiles des rechten Centrums sichern. Die verschiedenen Linken wollen die demokratische oder socialistische Republik, oder wenigstens die Republik ohne Beiwort. Das rechte Centrum ist entmuthigt und zerstückelt seit dem politischen Fall seiner Prinzen (der Orleans) und hängt nur noch durch sein Interesse an Aufrechterhaltung der Ordnung und an den conservativen Grundsätzen mit der Rechten zusammen.

„Diese Lage ist Hrn. Thiers nicht entgangen. Er sagte sich: „„Das Kaiserreich ist für immer dahin; eine Erneuerung von 1850 ist unmöglich; ich habe also nur mehr mit der Republik oder der legitimen Monarchie zu rechnen. Die Republik bin ich, sie ist meine Regierung, mein Ruhm, mein Glück: ich entschließe mich also für die Republik. Mit diesen Namen sind die verschiedenen Linken nebst dem linken Centrum geködert, und indem ich dem rechten Centrum Bürgschaften gebe, werde ich auch seine Unterstützung haben. Geben wir der Republik einen conservativen Anstrich und alle Parteien werden befriedigt seyn. Sie werden das Wort haben, wenn sie nicht die Sache er-

halten. Frankreich läßt sich durch Worte regieren.““ Deßhalb entblödet sich Hr. Thiers, der dem Uebereinkommen von Bordeaux untreu geworden, nicht die conservative Republik zu verkündigen. Sein Brief an den General Chanzy (worin derselbe die conservative Republik als die einzige mögliche Lösung bezeichnete) ist für 1872 ebenso der Probeschuß, wie es die Heerschau zu Satory 1851 für den künftigen Kaiser gewesen. Die radikale Linke wird für die Republik stimmen, ohne sich um das Beiwort zu kümmern. Sie weiß sehr wohl, daß die Form den Inhalt nachzieht und die Gesetze der Logik unbeugsam sind. Das rechte Centrum wird für das Beiwort stimmen und mit dem Inhalt zufrieden seyn, ohne sich um die Form zu kümmern. Es hat sein Haupt wiedergewonnen, wie Hr. Saint-Marc-Girardin gesagt, und ist einfältig genug zu glauben, ebenso wie 1830, die beste aller Republiken gegründet zu haben. Die Geschichte ist nicht neu: diese neuern Girondisten welche sich mit der Bergpartei gegen die Monarchie verbinden, werden dieselben Schmerzen auszustehen haben.

„Ich versichere es mit aller Aufrichtigkeit meinen Wählern, dieß ist die Umwandlung die seit beinahe zwei Jahren sich vor unsern Augen vollzieht, und man muß sich fragen, wen man am meisten beklagen soll: den Mann der, von dem Gedanken persönlicher Eitelkeit und Hochmuth geleitet, Frankreich in diese Abenteuer verwickelt, oder die Parteien welche ihm aus Haß gegen die Wahrheit Beihülfe leisten. Die legitimistische Rechte hat Alles, das Mögliche und Unmögliche, gethan, um all diese zersplitterten Parteien auf der Grundlage der wahren Monarchie zu vereinigen. Bei Vielen hat sie Zuneigung und guten Willen, bei dem größern Theile und besonders bei den Führern hat sie unüberwindlichen Widerstand gefunden. In ihrem Gewissen und mit ihrer Ehre ist sie von der Verantwortlichkeit für die Ereignisse der Zukunft befreit und überläßt die Entwicklung mit Wehmuth den Fügungen Gottes.“

Diese Schilderung der Lage des Landes ist nur zu wahr. Das rechte Centrum (Orleanisten) trägt die Schuld, wenn die jetzige Regierungsform in eine wirkliche Republik über-

geht, bei welcher die Kämpfe entweder neue innere Zerrüttung herbeiführen oder die Regierung dazu zwingen werden einen Rachefeldzug zu unternehmen, ohne daß noch die mindeste Aussicht auf Erfolg vorhanden seyn wird. Daß die Republik sehr bald der Spielball der „wahren“, d. h. rothen Republikaner werden muß — selbst wenn Thiers noch dem Namen nach an der Spitze stünde — und diese den Krieg als ein Mittel ihrer Herrschaft gebrauchen wollen und müssen, steht außer Frage. Gambetta, der Held und gefeierte Führer dieser Partei, und neben ihm noch eine Anzahl Hochrother und Socialisten, haben kein anderes Programm.

Das Traurigste ist immer noch die Haltung der Orleans und ihrer Partei. Es muß weit gekommen seyn mit dem Patriotismus der Franzosen, wenn selbst die furchtbaren Schläge die das Land betroffen, diese Leute nicht zum Aufgeben ihrer Vorurtheile, zur Erkenntniß ihres Unrechtes bewegen konnten. Die Unterwerfung oder Aussöhnung mit dem Grafen von Chambord müßte den Orleans sehr bald zum Thron verhelfen, indem der schon bejahrte Heinrich V. keine leiblichen Nachkommen hat. Der Thron wäre durch Verschmelzung der beiden Parteien nur um so fester begründet gewesen. Anstatt dessen stimmen die Orleanisten lieber für die Republik, die über kurz oder lang gleichbedeutend mit Anarchie seyn kann. Sie bilden sich ein, daß gerade in einer solchen Krisis ihre Prinzen als Retter auftreten und dann eigenmächtig den Thron besteigen könnten. Also wieder die rein persönliche selbstsüchtige Politik Napoleons. Frankreich scheint gar Vielen ein herrenloses Gut, dessen man sich zu seinem eigenen Großwerden bemächtigen müsse.

Thiers verdient die ihm gemachten Vorwürfe wohl am wenigsten. Die Nationalversammlung hat ihm alle Gewalt übertragen, da sie selbst sich nicht über die Neugestaltung des Landes einigen konnte. Was ist unter solchen Umständen

natürlicher, als daß der Vertrauensmann diese Gewalt gebraucht und sich zu befestigen sucht. Ist doch dadurch wenigstens ein fester Anhaltspunkt geschaffen, wenigstens die materielle Ordnung gewahrt.

Herr Thiers hat die zwei Hauptbedingungen eines modernen Staatswesens, starkes Heer und gute Finanzen, in hohem Grade wieder ausgebildet. Das Heer ist jetzt zahlreicher und in ungleich besserm Zustande als unter Napoleon. Die eigentliche Feldarmee übersteigt 800,000 Mann, hinter welcher die Landwehr (armée territoriale) in fast gleicher Stärke aufgestellt ist. Letztere besteht aus allen wehrfähigen jungen Leuten die nicht zum stehenden Heere eingezogen sind, und ist in etwa 4000 Compagnien, den Kantonen entsprechend, eingetheilt. Die jungen Leute werden sechs Monate eingeübt, im Kriegsfalle sofort eingezogen und weiter ausgebildet. Sie werden dann zur Ausfüllung der Lücken der Feldarmee verwendet. Zum Garnisonsdienst wird die Nationalgarde herangezogen, zu der alle Männer bis zu vierzig Jahren eingereiht sind. Auf dem Papier kommen dadurch zusammen über zwei Millionen Mann heraus. In der Wirklichkeit wird es aber wohl kaum möglich seyn, in einem Lande von 36 Millionen Seelen auch nur einige Zeit hindurch zwei Millionen Soldaten auf den Beinen zu erhalten. Die ganze wirthschaftliche Lage würde dadurch zu sehr gefährdet seyn. Aber eine zeitweilige Kraftanstrengung dieser Gesammtmasse ist immerhin nicht unmöglich, und lange dauert auch kein Krieg mehr in unserer fortgeschrittenen Zeit. Die wissenschaftliche und sonstige Ausbildung der Offiziere wird ebenfalls emsig gepflegt, die Eintheilung des Heeres in geschlossene Corps ist entschieden ein Fortschritt. Auch der Generalstab hat bedeutende Erweiterungen und Verbesserungen erfahren. Paris soll durch einen neuen Gürtel von Befestigungen umgeben werden, welche eine Einschließung, wie die von 1870 - 71, unmöglich oder wenigstens unendlich schwieriger machen dürfte. Nach der deutschen Grenze zu sollen mehrere große feste

Plätze errichtet werden. In der Bewaffnung und Ausrüstung werden Verbesserungen eingeführt, deren Vorprüfung zum Theil Herr Thiers selbst während seiner Sommerferien in Trouville besorgte. Kurz, es herrscht auf allen Gebieten des militärischen Lebens eine ungemeine Thätigkeit. Selbstverständlich ist auch das Heer von dem Gedanken eines Rachefeldzuges erfüllt, wozu die 12,000 in Deutschland gefangen gewesenen Offiziere und die viel größere Zahl von Soldaten, die das gleiche Schicksal theilten, das Ihrige beitragen. Die Soldaten werden bei dem neuen Wehrsystem erst mit dem vierzigsten Jahre ganz aus dem Verbande des Heeres scheiden, also diesen Geist möglichst in alle Theile der Armee übertragen und lange bewahren. Ein großer Theil jener Gefangenen ist zu Unteroffizieren befördert, prägt also den Gedanken der Rache den jüngsten Rekruten ein. Ganz besonders wirken in diesem Sinne mindestens 12 bis 1500 aus Elsaß-Lothringen gebürtige Offiziere, und 35 bis 40,000 aus dem Reichslande stammende Soldaten. Durch die Aushebung hat die Reichsregierung mindestens 10 bis 15,000 Elsaß-Lothringer in das französische Heer gejagt. Ist auch durch die neue Westgrenze Deutschland viel gesicherter als zuvor, so kann doch Frankreich im Falle einer anderweitigen Bedrohung des neuen Reiches ein sehr schwer wiegender Gegner werden.

Es ist hiebei nicht zu verkennen, daß nach und nach auch der religiöse Gesichtspunkt sich bei dem hohen schon scharf genug ausgeprägten Nationalhaß geltend zu machen anfängt. Man wunderte sich in Deutschland darüber, daß Hr. Thiers, der alte Voltairianer, sich den Katholiken verhältnißmäßig so günstig zeigte, bedachte aber nicht, daß die Kirche immer noch eine Macht in Frankreich ist, und daß der Präsident, als Haupt eines Deutschland mehr als je feindlichen Landes, sich denn doch nicht zum Schleppträger Bismarks machen konnte, indem er zur Verfolgung der Katholiken wie im deutschen Reich die Hand bot. Auch weiß

Herr Thiers sehr wohl, daß die im Geiste Bismarks geleitete Verwaltung in Elsaß-Lothringen durch Aufstachelung des religiösen Gegensatzes die Zuneigung zu Frankreich um so reger und lebhafter erhält, als in letzterem Lande die katholische Kirche besser behandelt wird. Das Schlimmste was Frankreich, das gerade in den letzten Jahren sich so Vieles gegen die Kirche zu Schulden kommen ließ, zu befürchten hatte, wäre eine einsichtig gerechte Behandlung gewesen, durch welche die katholischen Reichslande sehr bald wenn nicht gewonnen, so doch in eine versöhnliche Stimmung gebracht worden wären, bei der sie Frankreich allmälig vergessen hätten. Je mehr das reichskanzlerische Deutschland sich als protestantischer Staat geberdet, desto mehr wird in Frankreich das katholische Gefühl provozirt und desto mehr muß sich auch die Regierung in gute Beziehungen zur Kirche stellen. So verschafft gerade die jetzige Katholikenverfolgung in Deutschland den französischen Glaubensbrüdern etwas Luft. Hätte dagegen die deutsche Reichskanzlei es sich angelegen seyn lassen, Recht und Gerechtigkeit auch gegenüber den Katholiken aufrecht zu halten, dann wäre es wahrscheinlich bei dem hier überhandnehmenden Radikalismus und Socialismus nicht zu vermeiden gewesen, daß die Katholiken Frankreichs es hätten büßen müssen. Während des Krieges wurden Priester und Ordensleute als Landesverräther und heimliche Verbündete der Preußen von den wüthigen Rothen und selbst von dem Volke verfolgt und mißhandelt. Hätte nun Fürst Bismark die Katholiken beschützt, dann wäre aller Wahrscheinlichkeit nach die Verfolgung hier in hellen Flammen ausgebrochen, natürlich um sich an irgend Jemand für die Niederlagen Frankreich's zu rächen.

Unter der Regierung des Herrn Thiers macht der Radikalismus stets größere Fortschritte. Seit dem Zusammentritt der Nationalversammlung sind viermal Ergänzungswahlen, jedesmal in mehreren räumlich von einander getrennten Bezirken vorgekommen, und stets haben die Radikalen

den Sieg davon getragen, selbst da wo man es bis dahin nicht für möglich gehalten. Bei den Ergänzungswahlen am 20. Oktober wurden sechs Rothe und ein einziger Andersgesinnter, der katholischgesinnte Kaufmann Martin aus Auray in der Bretagne, gewählt. Und dieß gerade zu der Zeit, wo die Regierung sich alle mögliche Mühe gibt, für ihre conservative Republik Anhänger zu werben, und allem Volk begreiflich zu machen, sie allein sei das Heil Frankreichs! Für einen alten parlamentarischen Fechter wie Thiers müssen derartige Erfahrungen doppelt bitter seyn. Umsonst suchten die ergebenen Blätter die Niederlage dadurch zu verdecken, daß sie im letzten Augenblick sich den Anschein gaben, auch die radikalen Candidaten seien ihnen recht.

Wenn die Republik wirklich so vortrefflich, dem Volke so willkommen und für die französischen Verhältnisse so passend ist, dann kann man doch gar nicht begreifen wie es kommt, daß gegenwärtig, wo dieselbe ja thatsächlich besteht, der Belagerungszustand noch in Paris, Lyon, Marseille und überhaupt allen großen Städten beibehalten werden muß, welche die Hauptsitze republikanischer Gesinnung sind. Die hiedurch bewiesene Thatsache, daß für die „wahren Republikaner", d. h. die Rothen, die Republik gleichbedeutend ist mit Zügellosigkeit, Unordnung und Zerrüttung, ist sicher als die beste Bürgschaft für die dereinstige Wiederherstellung der Monarchie zu betrachten.

Auch in anderer Hinsicht hat übrigens Hr. Thiers mit ungemeinem Geschick an der Sicherung seiner eigenen Stellung gearbeitet. Er hat sich unentbehrlich gemacht. Das Milliarden-Anlehen behufs beschleunigter Räumung Frankreichs ist durchaus als sein persönlicher Erfolg in's Werk gesetzt worden. Schon der Abschluß des bezüglichen Vertrages mit Deutschland wurde so dargestellt, als wäre derselbe ohne Thiers unmöglich gewesen, der nun als Befreier Frankreichs gepriesen wird. Der fabelhafte Erfolg der Anleihe selbst war überdieß ein geschickt angelegtes Blendwerk, das der Eigen-

liebe und dem Nationalstolze der durch die letzten Niederlagen empfindlich berührten Franzosen eine willkommene Genugthuung verschaffte. Wie bei allen öffentlichen Zeichnungen suchten alle Spekulanten so viel als möglich von dem neuen Papier zu bekommen, an dem ihnen ja schon im Voraus ein Gewinnst von einigen hundert Millionen in Aussicht gestellt war. Für die Sicherheit der Geldanlage hatte Thiers vorgesorgt, indem er durch neue Steuern nicht nur Deckung der Zinsen sondern auch eine vermehrte Tilgung (jährlich 400 Millionen) zu erzielen strebte. Bei dieser Gelegenheit hat er wiederum allen Parteien einen höchst merkwürdigen Schlag versetzt: die Conservativen stimmten, obwohl Parteigänger des Schutzzolls, gegen die neuen Zölle, wogegen die als Freihändler bekannten und gewählten Radikalen für dieselben sich aussprachen. Nur der Geschicklichkeit des Hrn. Thiers konnte dieser überraschende Wechsel gelingen, der so lange vorhalten wird als er es für gut findet.

Bei ihrem Wiederzusammentreten wird die Nationalversammlung sich jedenfalls mit der definitiven Gestaltung des Staates, also Einsetzung der Republik, zu beschäftigen haben. Die Erklärungen des Hrn. Thiers und der Seinen lassen darüber keinen Zweifel übrig. Sehr zur rechten Zeit hat deßhalb der Graf von Chambord in einem an Hrn. de la Rochette gerichteten Briefe gegen die Einsetzung der Republik protestirt. Der Graf sagt sehr richtig: Frankreich sei der steten Unruhen satt und fühle selbst, daß allein die Wiederherstellung der alten Monarchie seine Zukunft sichere, ihm seine Stellung in der Welt und besonders auch Bundesgenossen verschaffen könne. Und wahrscheinlich wird es doch so kommen, wie der Graf des Weitern ausführt. Der Versuch der Einsetzung einer „conservativen" Republik wird gemacht werden; da Frankreich alle sonstigen Regierungsformen schon durchgekostet, muß es ihm ja auch nach dieser gelüsten — nur glaube ich daß der Versuch sehr schnell einen gewaltigen Umschwung herbeiführen wird. Unsere Spießbürger haben

an den letzten Schlägen noch nicht genug, erst die rothe Republik dürfte sie einigermaßen bekehren und von ihren Vorurtheilen gegen die von Gott eingesetzte Ordnung befreien. Dann werden die Orleanisten erst einsehen, wohin ihre Principien führen. Wenn man auch heute mehr Hoffnung haben darf als vor einem Jahre, so sind wir deßhalb noch keineswegs vor Stürmen gesichert. Dieselben müssen noch eintreten, ehe es gründlich besser wird.

L.

Die confessionslose Schule.

(Schluß.)

Was der Philosoph für die Nothwendigkeit der Communalschule vorzubringen vermochte, hat also keine Beweiskraft und darum auch keinen wissenschaftlichen Werth. Wenn nun ein Mann, der als Gelehrter einen Namen hat und als philosophischer Schriftsteller schon manche Erfolge erzielt hat, nichts Gründlicheres und Besseres für die confessionslose Schule zu sagen weiß, als was wir von ihm gehört haben, dann scheint der Schluß gerechtfertigt zu seyn, daß Lehrer der deutschen Schule, denen die dialektische Bildung und Zucht des Geistes mangelt und die nicht über eine Summe von Kenntnissen, wie sie zur Erörterung solcher Fragen nöthig wären, zu verfügen haben, noch weniger etwas Haltbares und Gediegenes werden beibringen können. Und dieser Schluß ist denn auch durch die Vorträge, welche in dieser Angelegenheit auf der bayerischen Lehrerversamm-

lung in München zum Besten gegeben wurden, mehr als genügend bestätigt worden.

Was für Gründe für die Communalschule haben denn die Redner des bayerischen Lehrervereins angegeben? Ich lese die Berichte über diese Versammlung, ich lese sie zu wiederholtenmalen und kann eigentlich gar keinen stichhaltigen, am allerwenigsten einen wissenschaftlichen Grund entdecken. Das Einzige, was uns für den ersten Augenblick zu imponiren vermöchte, ist die Behauptung, daß die moderne Pädagogik ihrem innersten Wesen nach die Communalschule verlange. So spricht der Referent über die Communalschulfrage, und Lehrer Kegel von München weiß zu sagen, daß „die Communalschulfrage für den denkenden und gebildeten Theil der menschlichen Gesellschaft schon längst entschieden und bereits in manchen Städten mit dem besten Erfolge Wirklichkeit geworden sei.“ Er fügt bei, „vom pädagogischen Standpunkte aus habe die confessionelle Schule nicht die mindeste Begründung.“ Nachdem sich noch Dr. Beck und Realienlehrer Deubler aus Fürth in ähnlichem Sinne ausgesprochen hatten (sagt der Bericht), brachte Schulrath Marschall die vom Gegenstande des Referates abgelenkte Debatte (ein Beweis für den von uns behaupteten Mangel an dialektischer Zucht des Geistes) wieder „in das rechte Geleise“, mit der Bemerkung, daß die Einführung confessionell gemischter (d. h. confessionsloser oder Communal=) Schulen vor Allem vorurtheilsfreie Lehrer fordere, die aus den gegenwärtigen Präparandenschulen und Lehrerseminarien nicht zu erwarten seien.

Wir constatiren hier einfach ohne weitere Bemerkung die Thatsache, daß nach diesem Zeugnisse die Lehrer nicht frei sind von Vorurtheilen. Im Uebrigen wissen wir nur, daß die Communalschule gefordert ist von der modernen Pädagogik. Wenn wir uns aber über diese Phrase klar werden sollten, müßten wir vorerst wissen, was denn die moderne Pädagogik sei. Und bevor wir die Definition der „modernen“ Pädagogik uns zum klaren Bewußtseyn bringen,

müssen wir von „Pädagogik“ überhaupt einen klaren Begriff uns zu verschaffen suchen.

Was hat man sich also unter Pädagogik vorzustellen? Das Wort stammt aus der griechischen Sprache und bedeutet in seinem wörtlichsten Sinn soviel als Kindererziehung. Erziehen heißt aber die Kinder ziehen hin zu jenem Ziele das sie erreichen sollen. Die Pädagogik hat demnach den Menschen zu ihrem Gegenstande unter den beiden Gesichtspunkten: a) wozu ist der Mensch bestimmt? und b) welche Mittel gibt es, seine Bestimmung zu erreichen?

Sind dieses die Grundfragen der Pädagogik, so wird man mir nicht widersprechen können, wenn ich sage, daß die Erziehung sich mit der Entwicklung der körperlichen und geistigen Anlagen der Unmündigen zu befassen habe. Sie sucht diese dahin zu führen, daß sie später als Menschen und Bürger brauchbar werden und als Christen ihr ewiges Ziel zu erreichen im Stande sind. Da die Erziehenden selbst als die Mündigen zu betrachten sind, so werden wir sagen dürfen: die Erziehung ist die absichtliche und planmäßige Einwirkung der Mündigen auf die körperlichen und geistigen Kräfte der Unmündigen, um diese dahin zu führen, daß sie in allen späteren Verhältnissen ihre diesseitige und jenseitige Bestimmung erreichen können. Die Erziehungslehre oder Pädagogik wäre sonach das System all jener Regeln, durch welche wir die Unmündigen zum angegebenen Ziele führen, während die Erziehungskunst in der geschickten Anwendung der Grundsätze und Mittel von Seite des Pädagogen besteht.

Soll demnach eine Pädagogik auf wissenschaftlichen Principien beruhen und aufgebaut werden, so muß sie zuerst über die Bestimmung des Menschen im Reinen seyn. Nach christlichen Grundsätzen nun erreicht der Mensch seine letzte und höchste Bestimmung nicht auf dieser Welt, sondern erst im jenseitigen Leben und zwar nur mit Hülfe der göttlichen Kraft und Gnade, die Jenem zu Theil werden kann, der in der von Christus eingesetzten Heilsanstalt die ent-

sprechenden Heiligungsmittel anwendet, welche uns der religiöse Glaube kennen lehrt. Ohne die christliche Religion und Religionsübung wird demnach Niemand seiner höchsten Bestimmung theilhaftig. Nur wer an Christus und seine Lehre glaubt, wird zum Vater kommen. („Niemand kommt zum Vater, außer durch mich.") Da verschiedene Religionsgesellschaften behaupten, daß sie die wahre Lehre Christi besitzen und in ihnen die Mittel zur Erlangung des ewigen Heiles gegeben seien, so muß je nach Verschiedenheit dieser Mittel nothwendig auch die Lehre über die Anwendung dieser Mittel sich verschiedentlich gestalten, d. h. die Pädagogik ist bestimmt und beeinflußt von dem Charakter der Confession. Wenn man darum sagt, die moderne Pädagogik fordert confessionslose Schulen, so ist das entweder ein Unsinn oder aber eine Verläugnung der Principien des Christenthums.

Entweder nämlich gesteht man zu, daß das Christenthum die vollkommenste, absolute Religion sei und daß Jedem der die christliche Religion bekennt und übt in der Form, in welcher er dieselbe kennen gelernt hat und in welcher er das wahre Christenthum erblickt, die Mittel zur Erlangung der ewigen Seligkeit geboten sind, während ohne dieselben das letzte Ziel kaum erreicht werden kann; und in diesem Falle wird Jeder die Mittel seiner Religion anwenden und also auch in der Anwendung derselben unterrichtet und gebildet werden müssen: das ist der confessionelle Unterricht und dieser fordert die confessionelle Schulbildung. Oder man betrachtet das Christenthum nicht als die absolute Religion; man hält sie nicht für nothwendig zur Erreichung der letzten und höchsten Bestimmung des Menschen: dann hat man das Christenthum, dessen göttlichen Ursprung und Charakter von vornherein verläugnet, und die Einführung einer solchen Pädagogik in die Schule heißt diese entchristlichen.

Ich wäre begierig zu erfahren, wie die Wortführer des bayerischen Lehrervereines es anzufangen gedenken, um diesem Dilemma zu entgehen. Sie werden den Versuch nicht machen

und können ihn nicht mehr machen, da sie die Pädagogik bereits vom christlichen Standpunkt weggerückt und ihr einen „modernen" untergelegt haben. Für eine Erziehungslehre, welche dem heranwachsenden Menschen die Mittel und Wege zur Erreichung seiner irdischen und ewigen Bestimmung zeigen soll, einen „modernen" Standpunkt zu suchen, ist jedenfalls ein Abfall vom Christenthum, da es für solche Mittel keinen anderen Grund geben kann als jenen der bereits gelegt ist, und dieser Grund ist Christus. — Wer logisch denken gelernt hat, wird dieses zugeben müssen, und wer nicht logisch und richtig denken kann, soll sich nicht in so weittragenden Fragen zum Stimmführer aufwerfen, sondern sich mit einer bescheidenen Rolle begnügen. Schon durch diese allgemeine Erwägung scheint uns der unumstößliche Beweis geliefert zu seyn, daß die Communalschule nothwendig entchristlicht, also unchristlich werden müsse. Aber vielleicht irren wir uns doch? Sehen wir darum noch zu, welches denn das moderne Princip der Pädagogik seyn soll; vielleicht ist es doch ein christliches.

Lehrer Schramm sagte: „Im Cultus der Vernunft suche die Pädagogik ihre schönste Aufgabe." Was der Cultus der Vernunft zu bedeuten habe, können wir daraus abnehmen, daß der nämliche Schulmeister als Gegensatz der vernunftgemäßen Pädagogik „die confessionelle Partei betrachtet, welche den Menschen als ein grundverdorbenes, dem Teufel verfallenes Geschöpf hinstelle, das nur unter der kirchlichen Zucht zu einem brauchbaren Wesen herangebildet werden könne." Und wenn derselbe Thebaner weiter spöttelt über die Messen und die geweihten Kerzen u. dgl., so mag das ein weiterer Fingerzeig seyn für den Charakter der vernünftigen Pädagogik.

Die auf den „Cultus der Vernunft" abzielende Pädagogik muß nach diesen Ergüssen die Erbsünde und die moralische Schwäche der menschlichen Natur läugnen. Gibt es keine Erbsünde, ist der Mensch gleich bei seinem Eintritte in die Welt ein Engel im Fleische, dann bedarf es keiner Erlösung, dann wird es wohl auch keinen Erlöser geben. Und wer ist

dann Christus gewesen? Offenbar nichts weiter als ein Schwindler und Betrüger. — Grundsätze und Anschauungen aber, welche derartige Consequenzen im Gefolge haben, sollen die Schule nicht entchristlichen? Da muß denn doch das blödeste Auge sehen, daß es eine erbärmliche Heuchelei seyn müsse, wenn man bei solcherlei Anschauungen noch sagen will, daß für den Vorwurf, als ob man durch die Communalschule die Volksschule entchristlichen wolle, nicht der Schatten eines Beweises geliefert worden sei. Als ob es da noch eines weiteren Beweises bedürfte! Da sind die Socialdemokraten doch aufrichtiger, als solche Lehrer der Volksschule. Denn während diese sich den Schein geben wollen, als ob sie auf christlichem Standpunkte stünden, erklären jene ganz unumwunden, daß sie mit Bibel und Christenthum gebrochen haben. Hören wir einige Stellen aus dem Glaubensbekenntniß der Socialdemokraten, welches unlängst (23. August 1872) der „Frankfurter Beobachter" veröffentlicht hat. Dort heißt es:

„Nicht mehr genügt uns die Naivetät der Bibel, welche an den Anfang des Menschengeschlechtes Paradiese zauberte und Gottes Stimme hinter jedem Busch vernahm... Schöner, seliger Wahn, du süßer Trost des Herzens, der den Aermsten in seinem Elende beglückte, indem er die ausgleichende Hand Gottes in den Drangsalen des Lebens walten ließ, wo seid ihr hingeschwunden! Wo ist der Zauber jener gläubigen Frömmigkeit hin, die in der tiefsten irdischen Bekümmerniß himmlische Lichter glänzen sah, die auf ewige Gerechtigkeit hoffte, wo die herbe Wirklichkeit ihr Blut und Thränen erpreßte! Alles ist Wahn! Mit kühner Hand pflanzt der Materialismus sein Fragezeichen hinter jeden Satz des Glaubens auf. Wir können ihm nicht widersprechen... Die Geologie lacht höhnisch über das Märchen der Schöpfungstage. Die Physik spottet der Wunder, deren Unmöglichkeit sie darthut. Die Physiologie spricht von Mißgeburten, die sich schwer mit den angeblichen göttlichen Zweckmäßigkeiten vertragen. Die Naturkunde kennt keine Geister, Gespenster,

Heren und sonstigen Apparat der Kirchengläubigkeit. Die Physik kennt nur Unabänderlichkeit der Naturgesetze und sieht daneben jede himmlische Kabinetsjustiz als fromme Fabel an... Was die Bibel über die Entstehung des Menschengeschlechtes aussagt, ist eitel Erfindung. Nach der Bibel wäre der Mensch vor kaum fünftausend Jahren, als Krone der Schöpfung, als fertiges Ganze, als Herrscher in das bunte Reich der Erde, vernunft- und sittenbegabt, hingestellt worden. Keine größere Täuschung, als diese... Kein Gott hat den Menschen als ganz neue, abgesonderte, privilegirte Art von Wesen unmittelbar aus dem Erdkloß geformt. Die Untersuchung der menschlichen Körperbildung, gewisse thierische Ueberreste in unserem Organismus beweisen, daß wir direkt von den Thieren abstammen. Unsere ganze Organisation ist ohnedieß eine durchaus thierische... Selbst Gedächtniß, Verstand und Gefühl haben wir vor den Thieren nicht voraus, wie die neuesten Beobachtungen immer schlagender beweisen. Der Mutterschooß unserer Entstehung ist demnach nicht die Gottheit, sondern die Thierwelt."

Nach diesem Glaubensbekenntniß sollen sich nun die Menschen entwickeln und ausbilden. Wem schaudert nicht vor einer solch thierischen Menschheit. Ist der Mensch aus dem Thierreich hervorgewachsen, ist er demselben wesentlich gleich, hat er in seinem Wesen nichts, wodurch er als ein höheres Wesen, als eine eigene Gattung im Bereiche der verschiedenen irdischen Wesen erscheint, so muß das Schicksal und die Bestimmung des Thieres zugleich auch das Schicksal und die Bestimmung des Menschen seyn. Dann ist die Seele des Menschen kein Geist, folglich auch nicht unsterblich; dann gibt es keine Ewigkeit, kein Gericht, keinen Himmel und keine Hölle. Gibt es aber auch keinen Himmel im Jenseits, so muß der Mensch, in dessen Brust ein unaustilgbarer Drang und Trieb nach Glückseligkeit ruht, sich den Himmel im Diesseits verschaffen und er wird ihn nur finden können im möglichst unbeschränkten Genuß, in der Befriedigung aller Neigungen und Leidenschaften. Dazu ist das

nothwendigste Mittel der Besitz von Reichthum, auf den darum jeder Mensch, als auf das Mittel zum eigentlichen Zwecke seines Daseyns, gleichmäßig Anspruch hat. Daraus ergibt sich dann von selbst die Forderung der Vermögenstheilung — Eigenthum ist Diebstahl — und da die Besitzenden dieser Forderung nicht nachzukommen Lust haben, so werden sich die Nichtbesitzenden mit Gewalt den entsprechenden Antheil verschaffen müssen: und so stehen wir schließlich vor einer gewaltigen Katastrophe, vor der socialen Revolution. — Das ist logisch und consequent gedacht, und daß die Socialdemokraten auch geneigt und gesonnen sind den Gedanken in's Werk umzusetzen, das kann man aus ihren Reden, Zeitungen und Schriften ersehen.

Da denkt wohl mancher Leser, was sollen denn hier die Socialdemokraten in einer Abhandlung über die confessionslose Schule? Wir wollen auf diese Frage nicht erwidern, daß die Socialdemokraten, die (wie Hr. Hasenclever, Präsident des deutschen Arbeitervereins, sagt) weder katholisch, noch protestantisch, noch jüdisch sind, sondern eine eigene Religion, die Religion der Bruderliebe haben, eben auch die confessionslose Schule fordern müssen: sondern wir erklären unumwunden, daß wir dieses Glaubensbekenntniß der Socialdemokraten angeführt haben, weil dasselbe zugleich das Glaubensbekenntniß aller Jener werden muß, welche nach den Grundsätzen der „modernen" Pädagogik erzogen werden.

Wir haben früher von Eberty gehört, daß die Menschen zurückgeführt werden müssen „auf die einfachen Grundsätze der Natur und der Vernunft." Wie diese Grundsätze der Vernunft beschaffen sind, hat uns der Lehrer Schramm angedeutet, und was die einfachen Grundsätze der Natur zu bedeuten haben, das hat das Organ der Socialdemokraten mit furchtbarer Klarheit und Unzweideutigkeit ausgesprochen. Ob aber die deutschen Schullehrer diese „einfachen Grundsätze der Natur" anerkennen und als Elemente für die „moderne" Pädagogik verwerthen wollen? Nicht bloß an-

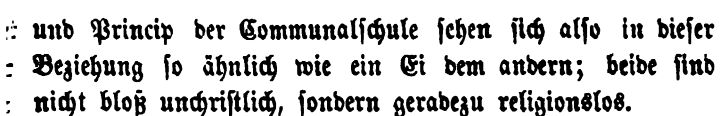
erkennen und verwerthen wollen sie diese materialistischen Grundsätze, sondern sie betrachten sie geradezu als das Princip der modernen Pädagogik. Denn in den dürrsten Worten hat die bayerische Lehrerzeitung es ausgesprochen: „Das Princip der modernen Pädagogik ist der Darwinismus."

Was ist aber die Darwin'sche Theorie? Sie ist eine materialistische Hypothese, welche darum so großes Aufsehen gemacht hat, weil sie nach langem Harren und nach so vielen vergeblichen Versuchen der exakten Naturforschung einen ihren Grundsätzen entsprechenden Weg zu eröffnen scheint, mit den Räthseln des organischen Lebens ohne den Behelf eines persönlichen Schöpfers fertig zu werden. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon zu wiederholtenmalen Veranlassung gehabt, über den Darwinismus sich zu äußern und nach den verschiedensten Beziehungen hin ihn reiflich zu würdigen. Im Bonner Theol. Literaturblatt 1871, Sp. 342 habe ich folgendes niedergeschrieben: „Die Verfechter dieser Theorie halten sie vorzugsweise deßhalb so hoch, weil sie die Annahme eines persönlichen Schöpfers entbehrlich zu machen scheint. Zu diesem Grunde gesellt sich auch noch ein anderer, der es begreiflich macht, warum die Lehre Darwin's für so Viele verlockend ist. Die alte Neigung, alle Erscheinungen aus einem einzigen Realprincipe abzuleiten, macht sich hier geltend. Sicher ist der Gedanke, daß alle Organismen der Thier- und Pflanzenwelt aus einer einzigen Urform hervorgegangen, für Viele schon an sich ein sehr reizender. Die Darwin'sche Theorie macht die Sache einigermaßen plausibel, indem sie zu allerlei Phantasien anregt, welche den allmähligen Uebergang von einer Art zur andern nicht gerade als sehr räthselhaft erscheinen lassen. Die Fähigkeit, nach verschiedenen Richtungen zu variiren, muß als möglich zugegeben werden. Gesteht man dann zu, daß die Lebensverhältnisse auf irgend eine Weise die Richtung des Variirens bestimmen, welches, einmal in Vollzug gesetzt, zu einer aufsteigenden Entwicklungsreihe führt, indem die bereits variirten Nachkommen wieder

variiren u. s. f., so ist der Gedanke einer Entwicklung von niederen zu höheren Formen schon nahe gelegt. Die Phantasie von der natürlichen Zuchtwahl hilft vollends weiter, zumal da es sich zunächst nur um sehr geringe Abänderungen handelt, die sich im Laufe der Zeit summiren und steigern, wozu ja die künstliche Züchtung die nöthigen Belege liefert. Für phantastische Naturen kann somit gewiß Darwin's Lehre verlockend erscheinen, keineswegs aber für Männer eines ernsten und tiefen Nachdenkens, die sich keine, auch noch so geistreich scheinende Ausgeburt der Phantasie als wissenschaftliche Errungenschaft und begründetes Resultat bieten lassen. Daraus erklärt sich denn auch, warum diese Lehre ihre Anhänger vorzugsweise unter den jüngeren Naturforschern, dann unter Männern welche die positive Religion mit einer materialistischen Weltanschauung vertauscht haben, und endlich unter solchen gefunden hat, die auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht durch selbstständiges Denken etwas erzielten, sondern nur Kärrnerdienste leisten und als oberflächliche Bücherfabrikanten darauf sehen müssen, ihren gedankenlosen Leserkreis stets auf's neue zu reizen und durch geistreich scheinende Ausführungen angenehm zu unterhalten." Sollte man dieses mein Urtheil zu hart finden, so bemerke ich, daß eine naturwissenschaftliche Auktorität, Louis Agassiz, den Darwinismus verurtheilt hat als „einen wissenschaftlichen Mißgriff, unwahr in seinen Thatsachen, unwissenschaftlich in seiner Methode und verderblich in seiner Tendenz."

Ein solches unbegründetes Erzeugniß der Phantasie soll das Princip der modernen Pädagogik seyn können? Nimmermehr, wenn man wissenschaftlich zu Werke gehen und, um mit Lehrer Kegel zu reden, ein „Priester der Wissenschaft" seyn will. Wem es dagegen als ausgemachte Wahrheit gilt, daß die Communalschule eingeführt werden muß, und wer diese Forderung als von der Pädagogik geboten darstellen will, der muß seine Pädagogik begründen und aufbauen auf die Darwin'sche Theorie, die in unserer gedankenlosen aber wort=

reichen Zeit vielfach mit der „modernen Naturwissenschaft" identificirt wird. Einer solchen Identificirung scheinen sich auch die österreichischen Lehrer schuldig gemacht zu haben, die unlängst auf dem fünften allgemeinen österreichischen Lehrertag zu Klagenfurt ebenfalls gegen die confessionelle Schule anstürmten mit folgender Resolution: „In Erwägung, daß sich der confessionelle Religionsunterricht auf Dogmen stützt, deren Inhalt häufig mit den Naturwissenschaften sowohl als auch mit den praktischen Forderungen des alltäglichen Lebens im grellsten Widerspruch stehen, spricht sich der fünfte allgemeine österreichische Lehrertag aus pädagogischen Gründen gegen die Ertheilung irgend eines confessionellen Religionsunterrichtes in der Volksschule aus." (Diese Resolution wurde einstimmig angenommen.) Also weil die Dogmen der Religion vielfach mit den Naturwissenschaften in Widerstreit kommen, deßhalb muß die Pädagogik den confessionellen Unterricht verbieten! Pädagogik und Naturwissenschaften haben also gemeinschaftliches Interesse an der Bekämpfung des confessionellen Religionsunterrichtes, eben weil die „moderne" Pädagogik auf den Naturwissenschaften, speziell auf dem Darwinismus beruht. Die Dogmen, die mit der Theorie Darwin's in Widerspruch kommen, sind die Erschaffung der verschiedenen Gattungswesen (Schöpfungstage), die spezielle Erschaffung des Menschen, Sündenfall und Erbsünde, Existenz des bösen Geistes, Nothwendigkeit der Erlösung, Gottheit Christi und Göttlichkeit des Christenthums mit allen seinen Gnaden und Heiligungsmitteln. Nach Darwin ist nämlich der Mensch die bisher höchste Stufe der allgemeinen organischen Entwicklung, hervorgegangen aus dem Thierreich ohne höhere übernatürliche Bestimmung. Es gibt für ihn kein Jenseits und darum ist auch keine Religion für ihn nothwendig. Die auf dem Darwin'schen Princip aufgebaute Pädagogik beruht demnach auf denselben Anschauungen über das Wesen und die Bestimmung des Menschen wie das Glaubensbekenntniß der Socialdemokraten. Socialdemokratie



und Princip der Communalschule sehen sich also in dieser Beziehung so ähnlich wie ein Ei dem andern; beide sind nicht bloß unchristlich, sondern geradezu religionslos.

Das haben wir im Vorausgehenden, wie wir glauben, wirklich bewiesen, und könnten darum hier unsere Abhandlung beschließen. Allein, um uns nicht des Vorwurfes schuldig zu machen, als hätten wir die von dem bayerischen Lehrerverein vertretenen Anschauungen auf die äußerste Spitze getrieben und uns ein Zerrbild entworfen, gegen welches leicht zu kämpfen sei, müssen wir noch einige Bemerkungen anfügen.

Wir haben nämlich bisher die Communalschule dargestellt, wie sie sich ihrem innersten Wesen nach und auf Grund der modernen Pädagogik darstellen und ausbilden muß. Wir glauben aber gerne, daß die meisten der in München versammelten Lehrer eine solche Communalschule nicht wollen. Lehrer Schramm hat ja selbst erklärt, er verstehe unter Communalschulen „confessionell gemischte Schulen, an welchen Lehrer verschiedener Confession wirken und worin die Schüler verschiedener Confessionen mit Ausnahme des Religionsunterrichtes alle übrigen Unterrichtsgegenstände gemeinsam haben.“ Und auch Herr Dr. Frohschammer schreibt in seiner mehrmals erwähnten Schrift (S. 228), mit seinen Forderungen wolle er keineswegs sagen, daß der Staat bei der Organisation der Volksschulen Religion und Sittlichkeit als eine gleichgiltige Sache zu behandeln habe. Vielmehr „wird religiös-ethische Unterweisung und Erziehung nicht von der Schule als solcher auszuschließen seyn; aber es wird nur das Allgemeine, unbedingt Giltige und Bewährte zur Geltung gebracht werden dürfen, während das Eigenthümliche, spezifisch Confessionelle den betreffenden Confessionen selbst zur Mittheilung überlassen bleiben muß.“

Also die Religion soll in der Schule nicht gelehrt werden oder frei von den confessionellen Eigenthümlichkeiten vorgetragen werden. Damit, wird Mancher denken, könnte man sich einverstanden erklären; denn das Lesen, Schreiben

Rechnen u. s. w. ist nicht confessionell und kann von jedem Kundigen gelehrt werden.

Wir sind aber anderer Ansicht und verurtheilen eine solche confessionslose Schule um der ganz albernen Consequenzen willen, die sich daraus ergeben müßten. Präcisiren wir die Frage in Bezug auf einen bestimmten Punkt mit den Worten, die der geistreiche Ernst v. Lasaulx am 2. Juni 1851 in der bayerischen Kammer bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Emancipation der Juden gesprochen hat. Lasaulx äußerte: „Man sagt, warum soll ein Jude nicht gerade so gut Professor der Geschichte oder der Philosophie an einer Universität seyn können, als ein Christ? Die Geschichte, die Philosophie ist ja keine jüdische, keine christliche, sie ist eine allgemein menschliche Wissenschaft, auf die Wahrheit der Thatsachen und deren Erkenntniß gerichtet. Ja, m. H., wenn wir von diesem Standpunkte die Dinge beurtheilen, so kann mit demselben Rechte gesagt werden, ein Jude solle auch Professor der christlichen Dogmatik werden können. Diese ist eine Wissenschaft, wie eine andere, man kann sie studiren und inne haben, ohne ihren Inhalt für wahr zu halten und daran zu glauben; so gut ein Christ über jüdische, indische, hellenische, muhamedanische Theologie Vorlesungen hält, soll auch ein Jude über christliche Dogmatik vor christlichen Zuhörern lesen dürfen. Erkenntniß und Willen sind ja ohnehin verschiedene Geisteskräfte und unabhängig von einander; ich bin nicht gezwungen, was ich erkannt habe, auch anzuerkennen, ich kann alle Regeln der Logik auswendig wissen und doch ein unlogischer Kopf seyn. Aber, m. H., dieses Princip in dieser Consequenz durchgeführt, was ist es? Es ist kein anderes als das Princip der Sophistik, die ihren Ruhm darein setzt, über alle Dinge unter der Sonne räsonniren zu können, ohne irgend etwas zu glauben."

Und wenn wir auch diese Consequenzen nicht berücksichtigen wollten, so könnten wir doch einen solchen Schulunterricht nicht billigen und anerkennen. Denn es handelt sich in der

Volksschule nicht darum, die Kinder in der Aussprache und im Schreiben der Buchstaben und im Lesen einzelner Wörter zu unterrichten, sondern die Volksschule ist und soll seyn das Mittel zur Erzielung von Volksbildung. Volksbildung aber ist Bildung für die Zwecke des Volkes, d. h. also für diejenigen Zwecke welche für alle Glieder der Nation gemeinsam sind. Der Unterricht im Lesen und Schreiben muß darum auch einen Inhalt haben und zwar einen solchen der sich auf die Zwecke des Volkes bezieht, der das Interesse des Volkes wahrnimmt. Mit Recht schreibt ja Professor Ulrici aus Halle in seinem ausgezeichneten Werke: „Gott und der Mensch“ I. S. 669: „Es handelt sich nicht darum, die intellectuellen Anlagen des Kindes zu höchst möglicher Entwicklung zu bringen: es kommt mehr noch darauf an, wie die gewonnene intellectuelle Bildung benützt wird. Unsere Vorstellungen, Begriffe, Kenntnisse ꝛc. stehen im Dienste unserer Interessen ... Unser Interesse aber, d. h. das was uns interessirt, hängt ab von den Empfindungen und Gefühlen, und mehr noch von den Strebungen, Neigungen, Begehrungen, die ein Object zu erregen vermag.“ Wer sich nur für das Kleine und Unbedeutende interessirt, ist ein kleinlicher und unbedeutender Mensch, und ein aus solchen Menschen bestehendes Volk ist eben auch ein unbedeutendes Volk. Es liegt darum für die Bildung des Volkes sehr viel, ja Alles daran, daß die intellectuellen Anlagen der Kinder nicht nur so hoch als möglich entwickelt und ausgebildet, sondern auch unter die Botmäßigkeit der höchsten und größten Interessen des Menschen gebracht werden. „Die höchsten Interessen des Menschen — sagt derselbe Gelehrte — sind aber beschlossen in dem Interesse für das Wahre, Gute und Schöne. Die Erziehung des Geistes fordert mithin vor Allem die Ausbildung der ethischen Begriffe und Ideen des Kindes.“ Und wiederum schreibt Ulrici (S. 671): „In der Aufklärung und Einprägung der ethischen Begriffe begegnen sich die Erziehung des Geistes und die Bildung des Charakters

Denn die ethischen Begriffe sind, wie von selbst erhellet, ohne allen Werth, wenn nicht zugleich das Bewußtsein ihrer ethischen Bedeutung d. h. der verpflichtenden Kraft ihres Inhalts geweckt und befestigt wird. Darum muß mit der geistigen überall die sittliche Erziehung Hand in Hand gehen." Was würden wohl die für die Communalschule so begeisterten Schullehrer gegen diese Ausführungen vorzubringen wissen?

Mit diesem protestantischen Philosophen stimmt auch ein protestantischer Jurist überein, nämlich Dr. J. C. Glaser, Professor der Staats- und Kameralwissenschaften in Berlin, der in seiner „Encyklopädie der Gesellschafts- und Staatswissenschaften" S. 28 f. sagt: „Die Volksschule, durch welche die Volksbildung vermittelt wird, hat nicht bloß Uebung in den geistigen Fähigkeiten und Anfangskenntnissen mitzutheilen, sondern zugleich auch und vorzüglich die substanziellen Grundkräfte im Gemüthe zur Entfaltung zu bringen. Der Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens aber ist die Religion, das Gottesbewußtsein! Dieses zu nähren und zu pflegen ist daher die erste und wichtigste Aufgabe der Volksbildung." Die weiteren Auseinandersetzungen dieses Gelehrten, in denen er den Beweis führt, daß die Schule ihrem wesentlichsten Zwecke nach nur Vorbildung für die Kirche ist, und daß sie, sobald sie dieses ihres Zweckes beraubt wird, aufhört Bildungsanstalt zu seyn und zur bloßen Dressiranstalt herabsinkt, will ich übergehen, um den deutschen Schullehrern keine unzeitigen Kopfschmerzen zu verursachen und ihre Gesundheit nicht zu gefährden.

So viel steht nun fest, daß die Volksbildung und darum auch die Volksschule von der Religion gestützt und getragen seyn muß, wenn die Kinder wirklich zu wahren Menschen und zu Charakteren herangebildet werden sollen, woran doch auch dem Staate Alles gelegen seyn muß. Insoweit hat also Frohschammer Recht, wenn er geltend macht, daß die religiös-ethische Unterweisung und Erziehung nicht von der Schule als solcher ausgeschlossen werden dürfe. Werden wir ihm

nun auch in seiner weiteren Forderung beistimmen, daß nur das Allgemeine des Christenthums mit Ausschluß des Confessionellen in der Schule gelehrt werden solle? Unmöglich können wir dieß! Denn es muß uns schon von vornherein als äußerst sonderbar vorkommen, von wesentlichen und unwesentlichen Lehren des Christenthums überhaupt zu sprechen. Könnte diese Unterscheidung gestattet seyn, so müßten alle christlichen Confessionen die wesentlichen Lehren anerkennen, da eine, die etwas vom Wesentlichen nicht hätte, kaum mehr christlich genannt werden könnte. Wir müßten also, um das Wesentliche zu finden, die verschiedenen sich christlich nennenden Confessionen mit einander vergleichen und jene Grundlehren, welche sich bei allen fänden, müßten wir als den wesentlichen Gehalt des Christenthums bezeichnen. Oder wer sollte anders das Unwesentliche von dem Wesentlichen auszusondern vermögen?

Was würden wir wohl auf solchem Wege finden? Höchstens dieß, daß die Welt und der Mensch von Gott geschaffen ist worden, daß der Mensch seine ursprüngliche Auszeichnung und Heiligkeit verloren habe, und daß derselbe darum einer Wiederherstellung, einer Erlösung bedurfte, die ihm durch Christus zu Theil geworden ist. Wenn es sich aber weiter darum handelt, wie der Mensch der Erlösungsgnade Christi sich theilhaftig machen muß, was er thun muß, um seiner ewigen Bestimmung theilhaftig zu werden, so gehen schon die Bekenntnisse auseinander. Niemand wird sagen können, daß dieses etwas Unwesentliches sei. Vielmehr ist dieses etwas vom Allerwesentlichsten, da die ganze Erlösung für mich nutzlos ist wenn ich nicht weiß, wie ich mir die Früchte derselben zueignen kann. Diese Frage ist es denn zuletzt auch gewesen, welche die Kirchentrennung im 16. Jahrhundert veranlaßt hat, und diese Thatsache allein beweist uns, daß es sich in dieser Frage um etwas Wesentliches handelt. Wir müssen darum die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen christlichen Confessionen als etwas bezeichnen,

das sich auf eine wesentliche Grundlehre des Christenthums bezieht; und somit könnten wir, ohne die confessionellen Unterschiede zur Sprache zu bringen, niemals das Wesentliche des Christenthums zum Vortrage bringen. Sollten aber doch beim Religionsunterrichte die verschiedenen confessionellen Auffassungen einer Frage erwähnt werden, so müßte der Religionslehrer entweder eine derselben als die allein richtige und die andern als falsch bezeichnen — dann ist der Unterricht schon confessionell, oder er müßte zu erkennen geben, daß es im Grunde gleichgiltig sei, welcher Auffassung man huldige — und das hieße den Indifferentismus predigen.

Sollte es aber auch möglich seyn, einen derartigen Religionsunterricht zu ertheilen, wie ihn Frohschammer will, so müßte doch auch Indifferentismus die natürliche Folge davon seyn. Es könnte ja nur eine sogenannte Humanitätsreligion seyn, die sich am kürzesten in den Satz zusammenfassen läßt: Wenn Jemand ein rechtschaffener Mensch ist, dann wird er sein Ziel erreichen, und es ist dann einerlei, ob er katholisch oder protestantisch oder jüdisch ist. Denn soll alles Confessionelle vermieden werden, so darf z. B. von der Rechtfertigung nicht gesprochen werden. Das Kind erfährt dann auch kaum, daß der Mensch der Rechtfertigung bedarf, noch weniger aber, wie er soll gerechtfertiget werden. Es darf nicht gesprochen werden von den Mitteln zur Erlangung der Rechtfertigungsgnade, von den Sakramenten, noch weniger darf zu dem Empfange derselben aufgefordert und angeleitet werden. Und welch eine Lauheit im Dienste Gottes, welch eine Gleichgiltigkeit in der Uebung der Religion hievon die natürliche Folge seyn muß, das braucht doch wahrlich hier nicht bewiesen zu werden. Ueberhaupt ist es überflüssig, das Eintreten des Indifferentismus als Folge der confessionslosen Schule nachzuweisen, nachdem bereits die Erfahrung den thatsächlichen Beweis geliefert hat. Blicken wir nämlich hinüber nach Amerika, so sehen wir dort recht deutlich das

Hauptübel aller confessionell-gemischten Schulen: sie zerstören den Glauben und die sittlichen Wirkungen können nur höchst betrübende seyn. Nach einem Schreiben des Erzbischofs von Baltimore an Dr. Cullen ist es einstimmige Ansicht des amerikanischen Episcopates, daß die Mischschulen Indifferentismus und Zügellosigkeit begünstigen. Und die von den „Freunden der öffentlichen Erziehung" veröffentlichten Verhandlungen decken die Mängel und die nachtheiligsten Wirkungen eines solchen Schulwesens auf und gestehen ein, daß die Irreligiosität und Verwilderung in den sittlichen Grundsätzen die traurige Folge seien. „Man kann nicht sagen" — schreibt Florian Rieß in seiner Broschüre: „der moderne Staat und die christliche Schule" S. 120 — daß anderwärts das Urtheil über die Mischschule günstiger ausfiele; Holland hat ihr vor einem Jahrzehnt den Abschied gegeben; in Preußen hat ein Versuch im J. 1822 von der Weiterverfolgung abgeschreckt; in der Schweiz beklagt man sich ungescheut, daß die der Religion entfremdete Schule immer mehr ihren natürlichen Boden in Familie und Gemeinde verliere und unter ihrer Herrschaft Unsittlichkeit und Unwissenheit im Volke von Tag zu Tag zunehmen. Nur Eigensinn kann sich bei solchen Wahrnehmungen der an sich klaren Wahrheit erwehren, daß die Religion wie das vornehmste Bildungsmittel überhaupt, so auch die allezeit fruchtbare Mutter jeder gesunden kräftigen Volkserziehung sei; daß also die Trennung von ihr nur zum Siechthum der Schule führen könne. Daß man in Deutschland gleichwohl da und dort auf diese Bahn hindrängt, läßt sich nur als ein schwerer Mißgriff beklagen. Es ist dieses um so mehr zu verwundern, als man sonst jene Staaten, wie Frankreich und Belgien, zum Muster nimmt, in denen, wie gezeigt, die Mischschule zum höchsten Vortheil für das Volksschulwesen verlassen worden ist."

Nach allem dem kann die Communalschule im Interesse einer gesunden Volkserziehung nicht eingeführt werden. Es muß uns darum die Erklärung des Lehrers Kegel von München, daß die Communalschulfrage „für den denkenden und ge-

reichen Zeit vielfach mit der „modernen Naturwissenschaft“ identificirt wird. Einer solchen Identificirung scheinen sich auch die österreichischen Lehrer schuldig gemacht zu haben, die unlängst auf dem fünften allgemeinen österreichischen Lehrertag zu Klagenfurt ebenfalls gegen die confessionelle Schule anstürmten mit folgender Resolution: „In Erwägung, daß sich der confessionelle Religionsunterricht auf Dogmen stützt, deren Inhalt häufig mit den Naturwissenschaften sowohl als auch mit den praktischen Forderungen des alltäglichen Lebens im grellsten Widerspruch stehen, spricht sich **der fünfte allgemeine österreichische Lehrertag aus pädagogischen Gründen gegen die Ertheilung irgend eines confessionellen Religionsunterrichtes in der Volksschule aus.**“ (Diese Resolution wurde einstimmig angenommen.) Also weil die Dogmen der Religion vielfach mit den Naturwissenschaften in Widerstreit kommen, deßhalb muß die Pädagogik den confessionellen Unterricht verbieten! Pädagogik und Naturwissenschaften haben also gemeinschaftliches Interesse an der Bekämpfung des confessionellen Religionsunterrichtes, eben weil die „moderne“ Pädagogik auf den Naturwissenschaften, speziell auf dem Darwinismus beruht. Die Dogmen, die mit der Theorie Darwin's in Widerspruch kommen, sind die Erschaffung der verschiedenen Gattungswesen (Schöpfungstage), die spezielle Erschaffung des Menschen, Sündenfall und Erbsünde, Existenz des bösen Geistes, Nothwendigkeit der Erlösung, Gottheit Christi und Göttlichkeit des Christenthums mit allen seinen Gnaden und Heiligungsmitteln. Nach Darwin ist nämlich der Mensch die bisher höchste Stufe der allgemeinen organischen Entwicklung, hervorgegangen aus dem Thierreich ohne höhere übernatürliche Bestimmung. Es gibt für ihn kein Jenseits und darum ist auch keine Religion für ihn nothwendig. Die auf dem Darwin'schen Princip aufgebaute Pädagogik beruht demnach auf denselben Anschauungen über das Wesen und die Bestimmung des Menschen wie das Glaubensbekenntniß der Socialdemokraten. Socialdemokratie

und Princip der Communalschule sehen sich also in dieser Beziehung so ähnlich wie ein Ei dem andern; beide sind nicht bloß unchristlich, sondern geradezu religionslos.

Das haben wir im Vorausgehenden, wie wir glauben, wirklich bewiesen, und könnten darum hier unsere Abhandlung beschließen. Allein, um uns nicht des Vorwurfes schuldig zu machen, als hätten wir die von dem bayerischen Lehrerverein vertretenen Anschauungen auf die äußerste Spitze getrieben und uns ein Zerrbild entworfen, gegen welches leicht zu kämpfen sei, müssen wir noch einige Bemerkungen anfügen.

Wir haben nämlich bisher die Communalschule dargestellt, wie sie sich ihrem innersten Wesen nach und auf Grund der modernen Pädagogik darstellen und ausbilden muß. Wir glauben aber gerne, daß die meisten der in München versammelten Lehrer eine solche Communalschule nicht wollen. Lehrer Schramm hat ja selbst erklärt, er verstehe unter Communalschulen „confessionell gemischte Schulen, an welchen Lehrer verschiedener Confession wirken und worin die Schüler verschiedener Confessionen mit Ausnahme des Religionsunterrichtes alle übrigen Unterrichtsgegenstände gemeinsam haben.“ Und auch Herr Dr. Frohschammer schreibt in seiner mehrmals erwähnten Schrift (S. 228), mit seinen Forderungen wolle er keineswegs sagen, daß der Staat bei der Organisation der Volksschulen Religion und Sittlichkeit als eine gleichgiltige Sache zu behandeln habe. Vielmehr „wird religiös-ethische Unterweisung und Erziehung nicht von der Schule als solcher auszuschließen seyn; aber es wird nur das Allgemeine, unbedingt Giltige und Bewährte zur Geltung gebracht werden dürfen, während das Eigenthümliche, spezifisch Confessionelle den betreffenden Confessionen selbst zur Mittheilung überlassen bleiben muß.“

Also die Religion soll in der Schule nicht gelehrt werden oder frei von den confessionellen Eigenthümlichkeiten vorgetragen werden. Damit, wird Mancher denken, könnte man sich einverstanden erklären; denn das Lesen, Schreiben

mehr vielleicht als in jeder andern Hinsicht, so wandelbar sich verhalte wie die Windfahne auf dem Dache *). Schrecken und Leichtsinn in beständiger Abwechslung.

Herr Schulze hatte einst der liberalen Welt, zu ihrem süßen Troste, eingeredet, daß es eine sociale Frage gar nicht gebe. Von da an wuchs die socialdemokratische Agitation immer mächtiger heran, die neu gegründete „Internationale“ feierte öffentlich ihre Conferenzen, es ließ sich nicht mehr läugnen, daß es doch eine sociale Frage gebe, und in der „Internationale“ glaubte man dieselbe bereits in der Gestalt einer unmittelbaren Gefahr erkennen zu müssen. Die dunkle Besorgniß steigerte sich zum allgemeinen Entsetzen als die Pariser Commune ihre sociale Doktrin im Mordbrand von Paris beleuchtete. Aber kaum war ein Jahr verflossen, so hatte sich der Wind schon wieder gedreht. Die „Internationale“, so redete man sich jetzt ein, sei eigentlich eine Vogelscheuche für politische Wickelkinder; wenn aber die famose Weltverbindung der Arbeiter jemals wirkliche Bedeutung gehabt hätte, dann sei dieselbe doch jetzt im Absterben begriffen. Sogar die Meinung ist schon ausgesprochen worden, daß die sociale Frage im Grunde ein schlau erfundener „ultramontaner Popanz“ sei, und wir persönlich mußten uns den Vorwurf gefallen lassen, daß wir mit der socialen Angstmacherei uns nur für anderweitig erlittene Niederlagen rächen wollten an den — überglücklichen Siegern.

Zufällig sind aber unsere socialen Studien von namhaft älterem Datum als die ersten Anläufe zur Gründung des neuen deutschen Reiches. Wir hatten weder den socialen noch den politischen Dogmen des Liberalismus nie auch nur einen Augenblick Glauben geschenkt, und als wir uns für die geniale Kritik Lassalle's von seinem ersten Auftreten an tief interessirten, da ward dieses Interesse gerade von dem Leiborgan des Herrn von Bismark, der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, am offensten getheilt. Auch dieses Organ war damals der Ueberzeugung, daß die beginnende Arbeiter-

*) S. Heft vom 16. Mai 1872 (Band 69 S. 787 ff.)

Bewegung für den Liberalismus ein Beweis mit dem Holzschlägel seyn werde, was mit den negativen „Freiheiten" desselben eigentlich geleistet werde; und andere als schlagende Beweise versteht die Parteityrannei der Liberalen bekanntlich nicht. Jetzt hingegen soll es eine Bosheit gegen den Fürsten Bismark seyn, wenn man an den social-politischen Ueberzeugungen seines eigenen Organs von dazumal festhält.

Inzwischen ist von zwei Seiten, beide in ihrer Art höchst beachtenswerth, die Thatsache bestätigt worden, daß die sociale Bewegung überhaupt und die concrete Gestalt, welche sie in der „Internationale" gewonnen, insbesondere an schwerwiegender Bedeutung keineswegs verloren hat. Fürst Bismark selbst tritt jetzt faktisch als Zeuge hiefür auf; man müßte ihn denn nur verdächtigen wollen, als spiele er auch hier wieder Komödie. Und andererseits ist die Versammlung der sogenannten „Katheder-Socialisten" in Eisenach nicht minder ein vielsagendes Zeichen der Zeit.

Als im September 1871 zu Gastein die berühmten Conferenzen des Fürsten Bismark mit dem österreichischen Reichskanzler statt hatten, da erfuhr man als deren positives Resultat, daß gemeinsame Schritte gegen die „Internationale" verabredet seien. Was der preußische Staatsmann eigentlich anstrebte, das war eine internationale Association der Regierungen gegenüber der internationalen Association der Arbeiter. Ein ebenso richtiger als naheliegender Gedanke, wenn anders dem Uebel mit positiven und schöpferischen Maßregeln begegnet werden sollte. Schon aus Gründen der Concurrenz im großen Weltverkehr könnte ein neues Arbeiter-Recht heute abermals nur ein internationales seyn, wie es in der christlich-germanischen Weltperiode des Mittelalters international war. Eine europäische Allianz dieser Art war denn auch gemeint, wenn das obenerwähnte Leiborgan des Fürsten Bismark damals äußerte: „Solch' eine europäische Allianz ist die einzig mögliche Rettung des Staats, der Kirche, der Gesittung, mit Einem Wort alles Dessen, was die europäischen Staaten constituirt."

Bekanntlich hat Fürst Bismark wirklich diplomatische Schritte in dieser Richtung gethan durch eigene Einladungsschreiben an die großen Kabinette. Aber der Erfolg war ein sehr schlechter, wie es nicht anders seyn konnte, nachdem nun einmal jede europäische Gemeinsamkeit bis auf die Idee in dem blutgedüngten Boden der neuesten Schlachtfelder und Raçenkriege begraben worden ist. Um den Plan nicht ganz fallen zu lassen, mußte derselbe reducirt werden auf eine Conferenz zwischen Vertretern des deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns bezüglich der „Internationale", und nachdem das Unternehmen auch in dieser reducirten Gestalt fast ein Jahr lang in der Luft geschwebt, ist die Conferenz nun endlich in Berlin versammelt. Was dabei herauskommen wird, bleibt abzuwarten. Daß die Erwartungen von vornherein zu hoch gespannt worden seien, kann man wahrlich nicht sagen. Noch vor Kurzem hat eine Stimme von der untern Donau den diplomatischen Schleier soweit gelüftet, daß sie mit Bestimmtheit erklärte: es werde sich bei diesen Conferenzen durchaus nicht um die Aufstellung neuer Theorien noch um die Lösung der socialen Frage auf dem Wege der Grundsätze handeln, sondern nur um die Aufstellung positiver Präventivmittel, welche dem Staat und der Gesellschaft auf gesetzlichem Wege gegen die Feinde ihres Bestandes geboten werden sollen.

Wenn es wirklich weiter nichts ist als dieß, dann kann allerdings die „europäische Allianz gegen die Internationale" entbehrt werden. Um die hohe Polizei gegen die „rothen Jesuiten" mit ähnlichen Befugnissen auszustatten, wie es das deutsche Reichsgesetz gegen die „schwarzen Jesuiten" gethan hat, dazu reichen unfraglich die nationalen Parlamente vollständig aus. Damit aber wäre wahrlich sehr wenig geleistet. Im besten Falle würde damit der Agitation des internationalen Arbeiter-Bundes die politische Spitze abgebrochen, insoferne als es wahr ist, daß in dieser Bewegung die politischen Streber die Oberhand gewonnen über das Gewerbs-Vereins-Element, und die Arbeit in den Hintergrund gedrängt

wurde um der simpeln Revolution Platz zu machen. Diese politische Maschine würde, wie in Frankreich, wieder in das Dunkel der geheimen Gesellschaften zurückgedrängt, die Arbeiter-Frage als solche aber und die öffentliche Arbeiter-Bewegung bliebe unberührt und ungeschwächt. Denn um von der Coalitions-Freiheit den wirklich oder vermeintlich nothgedrungenen Gebrauch zu machen, dazu bedürfen die Arbeiter heute keiner fremden Lehrmeister und auch keiner inländischen Doktoren mehr. Sie verstehen es selbst aus dem Fundament das industrielle Capital zur Verzweiflung zu bringen.

Es kommt aber noch hinzu, daß die Arbeiter-Frage, so wie sie von Lassalle seinerzeit aufgeworfen worden ist, heute schon weitaus übertroffen, ja fast in den Hintergrund gedrängt ist. Die Arbeiter-Frage war immer nur ein Theil der großen socialen Frage, jetzt aber ist die letztere, potenzirt durch die politischen Incidenzfälle seit 1866 und namentlich seit 1870, in einem Umfange lebendig geworden, wie man es vor wenigen Jahren noch nicht für möglich gehalten hätte. Aus der „Arbeiter-Noth" ist nun die allgemeine Noth-Frage geworden, und der Weltwucher des Capitals macht nicht mehr bloß „Arbeiter-Sklaven", sondern er stempelt bald Alles zum universellen Proletariat, was nicht ein integrirender Theil seiner selbst ist.

Darum ist auch der Standpunkt Lassalle's heute schon vollständig veraltet. Die sociale Demokratie feiert ihn zwar noch als ihren Heiland und recitirt seine kritischen Schriften, aber Niemand begnügt sich da mehr mit seinen positiven Vorschlägen auf Gründung von Produktiv-Associationen aus Staatsmitteln &c. Das gilt selbst von seinem eigensten Organ, dem „Neuen Socialdemokrat" in Berlin, um wie viel mehr von dem internationalen Zweig der socialen Demokratie in Deutschland und anderwärts. Erst neulich hat sich das Leipziger Organ hierüber unumwunden ausgesprochen. „Thatsächlich geht das Eisenacher Programm über Lassalle's mäßige Forderungen (er selbst bezeichnete sie so) hinaus; und die Lassalle'schen Forderungen uns als das non plus

ultra vorzuhalten, steht dem „„Neuen"" um so schlechter an, als dessen Hauptredakteur Hasselmann neulich in Berlin öffentlich zugeben mußte, die von Lassalle geforderten 100 Millionen (Thaler) reichten nicht mehr, man brauche jetzt mindestens 300 Millionen. Die socialdemokratische Arbeiter-Partei war stets der Ansicht, daß weder 100 noch 1000 Millionen reichen, und daß eine Lösung der socialen Frage auf dem von Lassalle vorgeschlagenen Wege überhaupt unmöglich ist" *).

Wenn ich davon spreche, daß die sociale Frage jetzt in einer Potenzirung vor uns stehe, an die man vor zehn Jahren noch kaum dachte, so ist dieß schon bezüglich der Arbeiter-Frage im engern Sinne eine offenbare Thatsache. In England ist die Ausdehnung der Agitation auf die ländlichen Lohnarbeiter bereits in großem Maßstabe eingetreten, und droht mit noch schlimmeren Verwickelungen als durch die Bewegung auf dem Gebiete des bürgerlichen Erwerbs-Lebens bis jetzt hervorgerufen worden sind. In Deutschland klagen die social-demokratischen Apostel zur Zeit noch über eine zähe Unempfänglichkeit der bäuerlichen Bevölkerung für ihre neue Lehre, aber der Versuch dieselbe in den Kreis ihrer Propaganda zu ziehen ist keineswegs aufgegeben. Andererseits tritt diese Propaganda auch in ihren augenblicklichen Forderungen immer ungestümer und genügungsloser auf. Kaum hat ein Strike die entsprechende Lohnerhöhung zur Folge gehabt, so erhebt sich schon wieder der Ruf nach abermaliger Steigerung der Lohnsätze; und schwerlich war im vergangenen Jahre ein Tag, der nicht durch einen großen Strike irgendwo in der Culturwelt ausgezeichnet war. Bei höheren Löhnen wird aber zugleich kürzere Arbeitszeit verlangt: erst zehn Stunden, dann neun Stunden, und jetzt ist die Agitation in Amerika und England schon auf einen Normal-Arbeitstag von acht Stunden gerichtet. Bereits werden hier Stimmen laut, die für das industrielle Capital

*) Leipziger „Volksstaat" vom 28. Sept. 1872.

keine andere Rettung mehr ersehen, als von den einheimischen und civilisirten Arbeitern ganz zu abstrahiren und genügsame Arbeitskräfte sich aus Indien, China und Japan kommen zu lassen. Somit wäre die moderne Cultur und Civilisation schon buchstäblich bei der Verzweiflung an sich selber angekommen.

Das bemerkenswertheste Symptom liegt aber darin, daß die öffentliche Meinung — soweit nicht das große Capital sich öffentliche Meinung zu machen vermag — keine Mißbilligung dieses systematischen Drängens mehr verräth, auch da nicht wo es, wie namentlich in Berlin und Umgebung, mit frecher Gewaltthätigkeit verbunden ist. Der Grund liegt einfach darin, daß außer den Kreisen der Spekulation bald Jedermann den Druck der enorm erschwerten Lebensbedingungen verspürt. Für die städtischen Bevölkerungen liegt der Ausdruck hiefür zur Zeit in dem traurigen Wort „Wohnungsnoth", bis demnächst das Geschrei der eigentlichen „Hungersnoth" erschallen wird. Selbst auf conservativer Seite hat das furchtbare Uebel schon Vorschläge erpreßt, welche sich principiell von einer theilweisen Vermögens-Confiskation nicht mehr unterscheiden. Unter dem Eindruck solcher Erscheinungen hat die „Kreuzzeitung" jüngst ein Wort gesprochen, das wie nicht gleich Eines den Nagel auf den Kopf getroffen hat:

„Die in Berlin bis zur Verzweiflung der großen Mehrzahl der Einwohnerschaft gesteigerte Wohnungsnoth ist nur eine specielle Folge einer viel weiter greifenden Ursache, welche sich in dem allgemeinen Satze aussprechen läßt: das Vermögen, d. h. die Macht des Capitals ist in unrechte Hände gerathen — das heißt das vorhandene Capital wird nicht, wie es sollte, zum allgemeinen Besten nutzbar gemacht, sondern es dient zur Befriedigung der Willkür und der Neigungen einzelner Reichen und zur Unterdrückung Minderbegüterter, welche der Abhängigkeit der Reichen verfallen. Das dunkle Gefühl dieser Abhängigkeit der Armen von dem übermüthig gewordenen Reichthum hat sich im Lande schnell verbreitet, und der dadurch erzeugte Unwille richtet sich

auch gegen Personen und ganze Classen von Personen, welche selbst unter dem Einfluß überlegenen Reichthums schwer leiden" *).

Das Capital ist in die unrechten Hände gerathen: damit ist in der That Alles gesagt. Das Capital ist aber der befruchtende Saame des gesammten Verkehrs- und Erwerbs-Lebens der modernen Welt; es beherrscht seit dem Untergang der Naturalwirthschaft alle menschliche Existenz. Somit erklären sich auch ganz einfach die von der „Kreuzzeitung" wahrgenommenen „Symptome einer allgemeinen Erschütterung der Verhältnisse, Begriffe und Gefühle, auf welchen die staatliche Ordnung bisher beruht hat." Die regulirende Macht über unser materielles Daseyn befindet sich eben in unrechten Händen; das was man liberalerseits heute die „gesellschaftliche Ordnung" nennt, ist ganz wesentlich „das Capital in unrechten Händen". So liegt das Grundübel offen vor uns. Wir wollen es aber hier nicht mit einer Moralpredigt versuchen, sondern uns lieber fragen, wie sich die wesentlich liberale Versammlung der deutschen Socialpolitiker in Eisenach zu dieser Anschauung der socialen Dinge verhalten hat.

Soviel aus den bisherigen Berichten zu ersehen, hätte Niemand in der Versammlung derselben widersprechen wollen; die Wohnungsfrage war auch ausdrücklich in das Programm aufgenommen und damit bereits über die Berathung der Arbeiterfrage im engeren Sinne hinausgegangen. Daß die moderne Socialgesetzgebung nur dem Capital gedient und dem beweglichen Besitz zur Uebermacht verholfen habe, nicht aber, wie die Motive aller dieser Gesetze hoch und theuer versprochen hatten, den arbeitenden Händen Hülfe gebracht: das wurde ohne Widerspruch constatirt. Einstimmig, wie es scheint, war man daher der Ansicht, daß jedenfalls nicht an eine Aufhebung der Coalitionsfreiheit zu denken sei, worin sich bis jetzt die einzige Waffe zur Vertheidigung der arbeitenden Hände gegen das übermächtige Capital darstelle. Un-

*) Kreuzzeitung vom 25. August 1872.

bedingt war man auch darin einstimmig, daß der Staat den Dingen nicht länger müssig zusehen dürfe, sondern sich auf Seite der Arbeit gegen das genügungslose Capital direkt einmischen müsse, und zwar nicht bloß durch eine Fabrikgesetzgebung nach Art der englischen. Also „Staatshülfe“ im eminentesten Sinne!

Nun waren zwar die „Kapuziner der neuen Kirche“, die fanatischen Apostel des absoluten Gehen- und Geschehenlassens in der socialen Frage, von vornherein nicht nach Eisenach eingeladen. Man gab ihnen zu verstehen, daß sich mit den Leuten überhaupt nicht reden lasse, welche auch jetzt noch an der (gestern freilich noch allgemein herrschenden) Lehre festhalten wollten, daß die Freiheiten des modernen Nationalöconomismus, mit der Unfehlbarkeit eines Naturgesetzes wirkend, aus der Concurrenz der Interessen die wirthschaftliche Harmonie erzeugen würden. Aber es waren doch — während unseres Wissens Vertreter aus den Reihen der „Ultramontanen“ und „Jesuiten“ gänzlich mangelten — hochliberale Parteiführer wie Gneist, Sybel, Holtzendorf ꝛc. unter den Versammelten, und wenn auch namentlich Gneist schon längere Zeit im Verdacht des „Katheder-Socialismus“ stand, so gehörten doch sicherlich viele Andere zu den nagelneu bekehrten Anerkennern der „Staatshülfe“. Diesen gratulirt die höhnische Socialdemokratie zur glücklich vollzogenen Conversion, während sie im Uebrigen spottet: „sie kamen, schwätzten und gingen wieder heim.“

Es ist nun allerdings nicht zu läugnen, daß die Debatten über die Mittel und Wege ziemlich verwirrt und verwirrend durcheinander liefen, auch war aus löblicher Vorsicht von vornherein bestimmt, daß eigentliche Beschlüsse durch Abstimmung nicht herbeigeführt werden sollten. Wäre es aber zum Abstimmen gekommen, so ist es wahrscheinlich daß — und dieß will denn doch sehr viel besagen — ein bestimmtes Programm der „Staatshülfe“ nicht wenige Stimmen auf sich vereiniget hätte. Ein solches Programm haben wir seinerzeit aus den „Christlich-socialen Blättern“ angeführt

und sicher hätte noch vor ein paar Jahren kein Mensch geglaubt, daß ähnliche Sätze jemals in einem liberalen Resolutionserlaß stehen könnten*). Wer sich aber einmal bis zu der Forderung an den Staat erschwingt, daß gesetzlich organisirte Gewerksvereine mit lokalem Arbeiterrecht und staatlicher Exekutive für deren Akte (resp. die Urtheile der Einigungs-Aemter) einzuführen seien: der verlangt vom Staat ein neues „Arbeiter-Recht", die neue Organisation der Arbeit; und mehr haben die einsichtigern Gegner des Smithianismus unter den Conservativen von Anfang an nicht verlangt, namentlich auch nicht die „ultramontanen" Gegner der Gewerbe- und ähnlicher „Freiheiten".

Unzweifelhaft ist der Weg zur Klärung der Ansichten unter den „Katheder-Socialisten" noch ein sehr weiter. Aber soviel ist gewiß, daß sie nun eine neue Mittelpartei bilden zwischen den Manchester-Leuten einerseits und der socialen Demokratie andererseits, insoferne die letztere auch nur soweit geht, daß sie das Capital von der industriellen Anlage gänzlich ausschließen, mit andern Worten mittelst Staatsgebot „unter Abschaffung der jetzigen Produktionsweise (Lohnsystem) durch genossenschaftliche Arbeit den vollen Arbeitsertrag für jeden Arbeiter sichern will"**). Eine solche Mittelpartei hat bis jetzt gefehlt, oder sie war vielmehr da, aber nur vertreten durch die vielgeschmähten „Ultramontanen" und überhaupt die positiv-christlichen Socialpolitiker. Wir gehören somit vom Hause aus dieser neuen Mittelpartei an.

Freilich macht man auf unserer Seite auch vollen Ernst mit einer weitern Seite der großen Frage, über welche von den „Katheder-Socialisten" wohl gleichfalls schon manches warme Wort gefallen, die aber in Eisenach, so viel wir bis jetzt gesehen, gar nicht berührt worden ist, wahrscheinlich der hochliberalen Umgebung wegen und um derselben kein Aergerniß

---

*) Histor.-polit. Blätter Heft vom 1. Juni 1872, Bd. 69 S. 866 ff.

**) Neuestes Programm der social-demokratischen Arbeiterpartei in Deutschland vom 27. Sept. d. Js.

zu geben. Ich meine den „ethischen oder moralischen Faktor“ der socialen Frage. Wer diesen Gedanken voll auffaßt und nicht nur dem Einzelnen im socialen Daseyn moralische Verpflichtungen zumuthet gegenüber der Gesammtheit, sondern folgerichtig dem Staate selbst die sittliche Aufgabe in höchster Potenz vorschreibt, der steht auf einem für die liberale Consequenz höchst bedenklichen Boden. Unter Andern befindet sich Herr Gneist selber in dieser Lage. Er betont gegenüber der bloß naturalistischen Auffassung des Staats und gegenüber dem materialistischen Individualismus den Staat als sittliche Ordnung über der unlöslich mit ihm verketteten Gesellschaft. Damit ist nun allerdings schon der principielle Standpunkt zu einem „Katheder-Socialisten“ gewonnen. Principiell hat diese Richtung mit dem Socialismus das gemein, daß beide protestiren gegen die vom modernen Liberalismus beliebte — wenn auch inconsequent und selbstsüchtig genug ausgeführte — Trennung von Staat und Gesellschaft. Aber auch wir haben das mit den beiden Richtungen gemein, und zwar protestiren wir gegen die Unnatur der Trennung, mit der Encyklika und dem Syllabus, im Namen des „christlichen Staats“, von dem man heute mit mehrfältiger Berechtigung sagen kann, daß er in den modernen „Juden-Staat“ verwandelt werden soll, ja bereits verwandelt sei.

Wie man nun das Grundprincip des modernen Liberalismus in den socialen Dingen verläugnen und dennoch in vermeintlich rein politischen Fragen modern Liberaler bleiben kann: das ist die Eine Seite des Räthsels an der merkwürdigen Erscheinung der „Katheder-Socialisten“. Allerdings schon räthselhaft genug: denn man sollte doch meinen, für einen Mann welcher aus allen Kräften der Trennung zwischen Staat und Gesellschaft widerspricht, könnte es eine politische Frage welche nicht zugleich socialer Natur wäre, überhaupt nicht geben. Unter Anderm sollte man auch meinen, ein Mann der von der Trennung zwischen Staat und Gesellschaft nichts wissen will, der hätte eben darum

auch nie das Wort „Trennung von Kirche und Staat" in den Mund nehmen können. In dieser Beziehung corrigirt sich nun freilich der moderne Liberalismus gerade in unsern Tagen und er entschuldigt sich, daß es eben nur der „Liberalismus in den Kinderschuhen" gewesen sei der in eine solche Verirrung habe hineingerathen können. Aber hier erhebt sich auch sofort ein neues Räthsel. Die Liberalen welche sich zur sittlichen Idee des Staates als höherer Ordnung über der Gesellschaft bekennen, und die Liberalen welche den Staat als sittliche Ordnung dieser Art läugnen: beide zumal und in gleicher Weise sprechen dem Staat eine von allem übernatürlichen Bande unabhängige Omnipotenz zu. Herr Gneist z. B. nicht weniger als Herr Schultze perhorrescirt den — „christlichen Staat".

Es ist dieß ein sehr schwacher Punkt in der Aufstellung der liberalen „Katheder-Socialisten", bei dem sie auch sofort von Seite der consequenten Manchester-Schule scharf gepackt worden sind. Gebt acht, hat man ihnen zugerufen, zu welchen Consequenzen ihr von euerm neuen Standpunkt aus fortgetrieben seyn und in welche Gesellschaft natürlicher Verbündeten ihr gerathen werdet, soferne ihr nicht anders aller Logik in's Gesicht schlagen wollt! Einen sehr pikanten Anruf dieser Art hat unter Anderm die Augsb. „Allg. Zeitung" aus London (18. Juni d. Js.) veröffentlicht. Wir wollen aus der durchaus logisch, mittelst des streitigen Begriffs vom Staat entwickelten Auseinandersetzung nur Einen Satz hier wiedergeben: „Wenn der Staat nicht bloß die äußere Rechtsordnung, der negative Schutz von Privatwirthschaftskreisen ohne irgendwelche Rücksicht auf die Art ihrer Entstehung und Behauptung seyn soll, wenn er den Einzelnen ein Maß von Pflichten auferlegt, welche er werkthätig und persönlich, selbst im Widerstreit mit seinen wirthschaftlichen Interessen, erfüllen soll, so erscheint er in der That als Verwirklichung des Sittengesetzes, und man kann sich von dieser Betrachtung aus wohl nicht leicht des Erstaunens erwehren, daß die Vertreter dieser letztern Auffassung den „„christlichen Staat""

unter keiner Bedingung gelten lassen wollen, welchem, zwar mit Hinzufügung einer positiv-religiösen Sanktion, doch dieselbe Weltanschauung zu Grunde liegt."

Schon aus diesem principiellen Grunde ist die neue (liberal-) sociale Mittelpartei eine Erscheinung von sehr großer Bedeutung, wenn sie sich auch heute noch voller Unklarheit darstellt wie gährender Most. Die Unklarheit über die Mittel und Wege in einem die ganze Welt bewegenden Problem liegt auch nicht nur in den Leuten und ihrer widerstrebenden Herkunft, sondern in der Sache selber, wie ja auch die Socialpolitiker vom christlichen Staat sich deßfalls nicht ausnehmen dürfen. Denn das Wort „die Kirche allein kann helfen", ist leicht gesprochen, viel ist aber damit auch noch nicht gesagt.

Wenn nun schon bei jenen Männern, deren redliches und uneigennütziges Streben im vorliegenden Falle nicht bezweifelt werden darf, Meinungsverschiedenheit an allen Ecken und Enden hervortritt, wie kann man sich dann verwundern, wenn die Versammlungen der social-demokratischen Führer, Vulkane rasender Leidenschaftlichkeit von Haus aus Einer wie der andere, bei denen jeder Begriff einer Rücksichtnahme von vornherein abgeschafft ist — wenn die Conferenzen solcher Elemente von den heftigsten Zusammenstößen persönlicher und sachlicher Natur widerhallen. Das ist auch bei der letzten Versammlung der „Internationale" im Haag wieder geschehen. Aber ein verderblicher Irrthum wäre es, wenn man daraus schließen wollte, daß die Arbeiter-Bewegung deßhalb an Gefährlichkeit verloren habe und im Rückgang begriffen sei.

Es bedarf ja nur eines Blickes auf ihre Presse. Meines Wissens hat noch kein katholisches Blatt in Deutschland eine Abonnentenzahl erreicht wie der einzige „Socialdemokrat" in Berlin (7400). Der Leipziger „Volksstaat" zählte schon im vorigen Jahre 4488 Abonnenten mit einer Zunahme von 342 im letzten Quartal. Dazu kamen sechs kleinere Organe mit mindestens 7500 Abnehmern*), und deren sind seitdem

*) „Volksstaat" vom 30. Dez. 1871.

noch mehrere entstanden, allein im deutschen Reich und abgesehen von Oesterreich und der Schweiz, so daß bei uns allein 20,000 Abonnenten der social-demokratischen Presse heute lange nicht mehr reichen werden. Stellt man sich nun vor, wie viele Anhänger unter den gegebenen Verhältnissen auf jeden Abonnenten zu rechnen seyn dürften, und nimmt man hinzu die noch mächtiger vertretene Partei-Presse in den fremden Ländern, dann wird man zugeben, daß es kühn wäre die Internationale als einen „Generalstab ohne Armee" zu betrachten, und man wird auch zugeben, daß diese Armee auch dann nicht ohne Commando wäre, wenn die „Internationale" sammt ihrem Generalrath morgen verschwinden würde.

Wir gedenken sofort an die schwierige Aufgabe zu gehen die inneren Zwistigkeiten im Generalstab der rothen Fahne zu classificiren. Inzwischen schließen wir uns der Warnung an, welche von der „Kreuzzeitung" (17. Sept.) in Folge des Haager Congresses geäußert worden ist: „In jedem Falle möge man auf die Uneinigkeit dieser Gegner der gesellschaftlichen Ordnung keine Hoffnungen in Betreff ihrer geringern Schädlichkeit bauen. Die Socialdemokratie war schon bisher in Fraktionen und Fraktiönchen zerspalten, die sich auf's heftigste bekämpften, und doch wird Niemand, der sich nicht die Augen verblenden läßt, die traurige Thatsache bestreiten wollen, daß die Umsturz-Ideen der Socialdemokratie im Großen und Ganzen an Ausdehnung und Macht zugenommen haben."



LII.

Streiflichter auf die Regierungs-Dreiheit in Oesterreich-Ungarn.

(Schluß.)

Ueber die jüngst stattgehabten Delegationsberathungen kann ich wohl nicht sprechen, ohne einige Bemerkungen über den Berliner Kaiserbesuch vorauszuschicken.

Die erste Frage die an mich gerichtet wird, dürfte wohl lauten: Welchen Eindruck hat die Reise des Kaisers Franz Joseph nach Berlin in Oesterreich hervorgerufen? Darauf läßt sich wahrheitsgemäß nur antworten: ein Gefühl tiefen Unbehagens hat sehr weite Kreise ergriffen! Der überschwängliche Jubel in den liberalen Blättern hat zum guten Theil in dieser Erscheinung seinen Grund. Durch unausgesetzte Freudenrufe und Friedensschalmeien sollte das Unbehagen beschwichtigt werden; natürlich wurde gleichzeitig auch für die liberalen Wunderthäter aus der Kaiserreise Capital geschlagen. Dem Publikum ward vorgehalten, wie nur sie, die Deutschliberalen, „Oesterreich wieder zur Macht erhoben haben", so daß es dem Kaiser möglich (vielleicht gar: gestattet!) war nach Berlin zu reisen! Diese Logik ist nicht allein unübertrefflich, sondern sie war auch gepaart mit einem solchen patriotischen Zartgefühl, daß während der Anwesenheit unseres Kaisers in Berlin preußische Stimmen („Nationalzeitung") diese liberalen Oesterreicher erinnerten: „Alles

was wir (im deutschen Reich) ihnen darbieten, haben sie nur anzulegen und zu benützen zum Besten ihres österreichischen Staates. Ihre Staatsaufgabe ist eine andere als die unsere. Das österreichische Deutschthum hat den von dem unserigen verschiedenen Beruf, eben zum Wohl Oesterreichs sich zu bethätigen.“ Dieser Artikel wurde hier von den Verfassungstreuen recht willig reproducirt, sein Ursprung auf eine Unterredung des österreichischen Kaisers mit Fürsten Bismarck zurückgeführt und der geheime Legationsrath Lothar Bucher als Verfasser genannt. Man bewies also seine respektvolle Hochachtung für den Urheber der Mahnung, faßte diese selbst von der gemüthlichen Seite auf, als wenn man sagen wollte: wir wissen schon wie das zu verstehen ist!

Ich, für meinen Theil, war durch die Kaiserreise wahrhaftig nicht freudig gestimmt, aber zu erhöhten Besorgnissen fand ich keinen Anlaß; vor diesen schützt die Resignation, die bei ruhiger Ueberlegung als ganz unabweisbar sich darstellt. Der Zweck der Berliner Festlichkeiten war doch zunächst kein anderer, als die preußisch-deutsche Größe mit neuem Glanze oder doch mit einem Glanze eigener Art zu umgeben, und damit eine politische Demonstration nach Innen und nach Außen zu verbinden. Ob es klug gehandelt war? ob dabei besondere Abmachungen stattfanden? das sind ziemlich müßige Fragen. Sobald die Macht eine gewisse Höhe erreicht hat, wird sie das Alleinbestimmende im politischen Leben, und alle Reflexionen und Abmachungen sind nur ein Gedankenspiel, eine Machtverzierung von geringer Bedeutung.

Auf der einen Seite eine Schwindel erregende Machthöhe, auf der andern das tiefste Mißtrauen — wie kann man da von einer „Friedensbürgschaft“ überhaupt nur sprechen? Alle Friedensstimmen die sich vernehmen ließen, konnten eines ironischen oder auch geradezu einfältigen Beisatzes sich nicht erwehren. Von dem „Stillstehen der Weltgeschichte“ will ich nicht reden, da Fürst Bismarck am allerwenigsten der Mann ist, welcher der Weltgeschichte diesen Gefallen erwiese.

Aber wahrhaft classisch lautet der Ausspruch einer officiösen preußischen Correspondenz der Allg. Zeitung vom 20. Sept.: „In unseren diplomatischen Kreisen schlägt man den Werth des Ergebnisses, welches die Kaiserzusammenkunft gehabt hat, sehr hoch an, wenn auch das Ergebniß nicht in der Form bindender schriftlicher Verträge der Welt vor Augen liegt. Diesen Mangel ersetzt der feste Wille, das erzielte Uebereinkommen dauernd zu erhalten. Die Grundlage dieser Uebereinstimmung bildet die Erkenntniß des gemeinsamen Friedensinteresses. Man ist deßhalb übereingekommen an keine Frage zu rühren, die zur Trennung führen könnte!" — Da natürlich nicht anzunehmen ist, daß die „Fragen" sich jemals selber „rühren" könnten, so ist für jenes „dauernde" Uebereinkommen die trefflichste Bürgschaft gefunden.

Man hilft sich hier am besten aus der Klemme, wenn man mit Graf Andrassy sagt: „Der Vordergrund ist friedlich", aber der „Hintergrund" — nun, der sieht anders aus! In Berlin selbst, wo man doch der vollkräftigen Wirkung der „Friedensbürgschaft" ausgesetzt war — wie ängstlich hat man da erwogen, ob der österreichische Kaiser in seinem Toaste das „preußische Königshaus" oder aber das „kaiserliche Haus" leben ließ; ob Kaiser Alexander bei dem gleichen Anlasse gesagt habe: es lebe die „preußische" oder, es lebe die „deutsche" oder, es lebe „Ihre Armee!" Die Versetzung eines Generalstabsobersten (Verdy du Vernois) von Berlin nach Königsberg hat hingereicht, um in der neuen Kaiserstadt das beunruhigende Gerücht hervorzurufen und durch viele Wochen mit großer Hartnäckigkeit zu erhalten und zu verbreiten: ein Krieg mit Rußland sei nahe bevorstehend! Das sind doch lauter Symptome eines wahren „Friedensvertrauens", wie es Fürst Bismarck, nach seiner Ansprache an eine Berliner Deputation, gewünscht hat.

Ueber Rußlands Neigungen und Pläne wissen wir sammt und sonders nicht mehr, als daß die persönlichen Beziehungen zwischen dem deutschen und russischen Kaiser die allerinnigsten

seien, und daß Kaiser Alexander vor der Reise nach Berlin selbst seine Kosaken zu beruhigen für gut fand. Als Stoff zum Nachdenken könnte auch dieß genügen. Graf Andrassy hat aber in Berlin noch insbesondere die Entdeckung gemacht, daß Rußland den panslavistischen Bestrebungen kein Interesse mehr zuwende. Wenn Erklärungen genügen, um politische Combinationen daran zu knüpfen, so wäre ich so glücklich gewesen eine solche Entdeckung schon lange vorher zu machen. Schon Monate vor der Berliner Zusammenkunft konnte man in den russischen Regierungsblättern Erklärungen lesen, die den Panslavismus als Utopie verurtheilen. Merkwürdig genug hat aber unser „verläßlichster Freund" — wie Graf Andrassy die Türkei auch nennt — so ziemlich zur selben Zeit wie unser Minister des Aeußern, wieder die entgegengesetzte Entdeckung gemacht. Mahmud Pascha wurde gestürzt und Midhad Pascha trat als Großvezier an seine Stelle; das geschah weil der erstere, wie Midhad nachwies, den „russisch panslavistischen Umtrieben" nicht entgegentrat. Dieser türkische Ministerwechsel hat am Wiener Ballplatze sehr befriedigt, in Petersburg aber die entgegengesetzten Gefühle hervorgerufen, und dennoch werden wir wieder durch preußisch officiöse Stimmen belehrt, daß die Kaiserzusammenkunft „ihre politische Bedeutung in der Beseitigung der Spannung zwischen Oesterreich und Rußland" erlangt hat. — Lange hat die Freude über das neue Großvezierat freilich nicht gedauert. Der „verläßliche Freund" fängt an sehr unverläßlich zu werden.

Die orientalische Frage gehört doch sicherlich zu jenen, an die man „nicht rühren" darf; kaum ist aber der Berliner Festjubel verklungen, so trägt die suzeräne Pforte gegenüber von Rumänien, Serbien, Montenegro eine Gereizheit zur Schau, die jene Theorie des Nichtrührens praktisch zu widerlegen scheint. In der Nordd. Allg. Zeitung begegnete man einer für die Türkei äußerst kühlen Auffassung des montenegrinischen Conflikts, und die „Deutsche Reichs-Correspon-

denz“ begleitete die Mission des Herrn von Keudell nach Constantinopel mit dem Wunsche, die Türken im europäischen Culturinteresse recht bald nach Asien vertrieben zu wissen. An allzugroßer Unabhängigkeit leidet diese Correspondenz gewiß nicht, und zu den „*Freiconservativen*“, deren Organ sie ist, gehört sicherlich auch Fürst Bismarck.

Die Kreuzzeitung mag recht haben, wenn sie einer solchen Auffassung der Aufgabe des Herrn von Keudell jeden Ernst abspricht. Vielleicht war es auch nur eine an die englische Adresse gerichtete Mahnung: die Sympathie für Frankreich etwas zu mäßigen, um einem Gleichklang deutsch-russischer Regierungsseelen nicht Vorschub zu leisten. — Dem sei wie immer; der Umstand, daß man in Berlin so schreiben *darf*, beweist jedenfalls, welch' hohen Werth die preußische Staatskunst der Befestigung des Friedensvertrauens zugesteht.

Der Laie in der diplomatischen Begriffswelt und der Gegner „politischer Heuchelei“ geräth leicht in Verwirrung, wenn er die tiefdurchdachten Züge und Gegenzüge der Diplomaten gar zu aufmerksam verfolgt. Lassen wir das, und versuchen wir an den feierlichen Kundgebungen, die an die Vertreter unserer österreichischen „Hälften“ gerichtet wurden, den festen Halt für das eigene Urtheil zu gewinnen.

In der kaiserlichen Ansprache an die *Delegationen* (17. September 1872) hieß es: „Die günstige Lage der auswärtigen Verhältnisse des Reiches, die erfreulichen Beziehungen unserer Nachbarstaaten, gestatten Meiner Regierung die Ansprüche an ihre Opferwilligkeit auf jenes Maß zu beschränken, welches die Sicherheit der Monarchie, die Erhaltung und Entwicklung der gesetzlich normirten Wehrkraft als nothwendig erscheinen ließen. Die Vorlagen sind ein Ergebniß einer gemeinsamen Berathung mit den Regierungen beider Reichshälften. Sie beruhen auf gewissenhafter Prüfung und gereifter Erfahrung der letzten Jahre.“ Die „erfreulichen Beziehungen“ *nach* der Berliner Zusammenkunft

konnten nur beruhigend wirken, wenn sie auch vor der Zusammenkunft vielleicht schon von gleicher Beschaffenheit waren. Wie soll man sich aber eines aufrichtigen Bedauerns erwehren, wenn man wahrnimmt, daß dieser Eine Lichtpunkt sich gleich wieder in tiefes Dunkel verliert? Unsere äußere Lage ist so günstig als wir nur wünschen können, und doch bildet sie ein Motiv, von uns für den Kriegsbedarf um sieben Millionen mehr zu verlangen als in den frühern Jahren, weil — „die Sicherheit der Monarchie es nothwendig erscheinen läßt!"

In so trüber Stimmung ist es gut den Humor auf sich einwirken zu lassen, der in der selbstgeschaffenen Lage unserer Liberalen sich ausspricht. Bevor noch die Budgetvorlagen an die Delegationen gelangten, ward mit großer Selbstzufriedenheit die „Solidarität" unserer dreifachen Regierung bezüglich des Kriegsbudgets hervorgehoben. Die große, unüberwindlich scheinende Schwierigkeit der Einheit in der Dreiheit, sie ward spielend überwunden, wiebald man der Regierung der Magyaren ein parlamentarisches Regiment der Deutschliberalen an die Seite stellte. Doch in den nächstfolgenden Tagen schon trat blasse Furcht an die Stelle des stolzen Kraftbewußtseyns. Die liberale Regierung hatte wieder einmal ihrem parlamentarischen Ursprung Ehre gemacht und ohne irgend welche Fühlung mit der eigenen Partei gehandelt. Die Minister Cisleithaniens wurden in der „Neuen freien Presse" beschworen (eigentlich beschworen sie sich selbst) doch nicht gar zu tapfer zu seyn; wenn die Delegirten denn doch ihre eigenen Wege gingen, so könnte sich daraus das Schrecklichste, eine Minister- und Verfassungskrisis, ergeben und dazu seien ja „die Delegirten gar nicht competent!" Nun wurde in der Regierungspresse zum Rückzug geblasen. Die gerühmte Solidarität der drei Ministerien — hieß es jetzt, im Widerspruch mit der kaiserlichen Ansprache an die Delegationen — beziehe sich nicht auf den ganzen Mehrbetrag von sieben Millionen des Kriegsbudgets; etwa die Hälfte

davon könne der freien Vereinbarung überlassen bleiben. Endlich trat Graf Andrassy in der ersten Ausschußsitzung der Reichsrathsdelegation mit der Erklärung hervor: die Regierung werde sich „zu bescheiden wissen", wenn gegen einzelne Budgetposten in begründeter Weise Anstände erhoben werden sollten. Nach Unten war also die Ministersolidarität ihrer Schrecken beraubt, aber nach Oben stand sie, bezüglich des Truppenpräsenzstandes, noch aufrecht, so daß nach diesem ächt constitutionellen Beschwichtigungsproceß die Verlegenheiten erst recht begannen. Ich spreche hier nur von der Delegation des Reichsraths, indem jene des Pesther Parlaments in allen wesentlichen Fragen Hand in Hand mit der Regierung ging. In Ungarn ist der Parlamentarismus eine Wahrheit und keine Phrase.

Bei der Berathung des Budgets des Ministeriums des Aeußern gab es auch in der reichsräthlichen Delegation keinen Mißton. Es ließe sich hier nur von einem Ueberfluß an Wohlwollen sprechen. Jene begütigende Erklärung des Grafen Andrassy im Delegationsausschuß und sein kühn entworfenes Bild des „gesicherten Friedens" mußten Geist und Herz gewinnen. Vorerst floßen ja „Vordergrund" und „Hintergrund" in eine selige Einheit zusammen und dabei hatte sich der Minister des — wie die liberalen Blätter sagen — „glücklich gewählten geflügelten Wortes" bedient: seine Politik sei die der „gebundenen Marschroute" für Oesterreich! Nach Gesetz und Praxis in Oesterreich wird man durch diese Bezeichnung nur an — Vagabunden erinnert und eine solche Ideenverbindung, von einem Minister zu Stande gebracht, hat unsere feingebildeten Liberalen in die rosigste Stimmung versetzt. Als später eine sehr gereizte Diskussion zwischen den Reichsraths-Delegirten, beziehungsweise „Verfassungstreuen" und dem Kriegsminister geführt wurde — ich glaube es handelte sich um militärische Backöfen — gab Andrassy, unbehindert durch seine frühere Darstellung, die Erklärung ab: der Friede könne eigentlich erst nach fünf

Jahren als „gesichert" angesehen werden. Die verfassungstreue Opposition hat nämlich die Backofendotation auf fünf Jahre vertheilt wissen wollen.

Widersprüche der grellsten Art gehören wohl mit zur liberalen und diplomatischen Aktion, sie sind von keiner „weittragenden Bedeutung"; mehr wird der conservative Politiker durch manches Andere verstimmt, was sich aus den Erklärungen des Ministers des Aeußern in Verbindung mit dem Inhalt des neuesten diplomatischen „Rothbuches" ergibt. So z. B. die ganz eigenthümliche Auffassung der Beziehungen zum heiligen Stuhl. Es ist auch heute noch wie ehedem ein Botschafter bei demselben accreditirt; aber vor der letzterfolgten Besetzung dieses Postens ließ Graf Andrassy den italienischen Hof befragen: ob die Persönlichkeit des designirten Botschafters (v. Kübek) angenehm sei! Erst nachdem der italienische Minister Visconti-Venosta erklärt hatte: er „gratulire sich zu der Wahl eines Diplomaten der Italien kennt, und mit dem er stets in bester Beziehung gestanden" — erst dann wurde die Ernennung vollzogen! Wir haben also neben vielen anderen Neuerungen auch die zu verzeichnen, daß jetzt bei einer diplomatischen Vertretung ein anderer Hof um seine Zustimmung befragt wird, als derjenige dem die Sendung gilt! Ein liberales Blatt sagt hierüber: „Daß bei solcher offenen Intimität zu dem Königreich Italien die Beziehungen zum römischen Stuhl heute auf anderen Anschauungen beruhen, als dieß in Oesterreich vormals der Fall gewesen, darüber dürfte man im Vatikan selbst wohl zum geringsten einer Täuschung sich hingeben." Ein Urtheil über diesen Vorgang in katholischen Blättern ist mir entgangen. Hier muß man sich fragen, ob es unter solchen Umständen nicht besser wäre, von jeder Vertretung bei der römischen Curie abzusehen, als einen Botschafter dahin zu entsenden, dessen Ernennung mit einer Beleidigung des heil. Stuhles und aller wahren österreichischen Katholiken erkauft werden muß? Es gibt auch katholische Männer unter den

Delegirten; so viel mir bekannt, fanden sie sich aber nicht veranlaßt ein Wort über diesen seltsamen Vorgang zu verlieren. Es ist doch noch leicht in Oesterreich, ohne und selbst gegen die Katholiken zu regieren! Wünschenswerth wäre es, diese Erkenntniß nicht bloß auf Seite der Regierung vorzufinden.

„Wir sind stark". Diese tapferen Worte sprach Andrassy bei Gelegenheit seiner ersten diplomatischen Auseinandersetzung im Delegationsausschusse. Der nächste Erfolg war eine allgemeine Befriedigung. Die Liberalen, die „Oesterreich wieder zur Macht erhoben", konnten es bisher selbst nicht recht glauben. Jetzt hatte es aber der erste Reichsminister unumwunden ausgesprochen, daß „wir stark sind" — um so größer war die allgemeine Freude. Der Minister vergaß nur, daß die Medaille auch eine Rückseite hat. Als das Kriegsbudget zur Berathung kam, dachten die Delegirten: wenn wir schon stark sind, ohne eine Mehrleistung von sieben Millionen, wie kann man dieses drückende Mehr von uns verlangen, damit wir erst stark werden? — Die Logik ist ganz unanfechtbar und von diesem Gesichtspunkte aus waren auch die vorgenommenen Budgetabstriche unanfechtbar.

Der Kriegsminister von Kuhn war bislang persona gratissima bei den Liberalen. Beide Theile erblickten in der Popularität, in dem Lobe der Blätter welche die „öffentliche Meinung" repräsentiren, den verlockenden Preis ihres politischen Ringens. Solche Verhältnisse haben das Mißliche, daß immer der Minister zuerst bei einer Grenze anlangt, wo mit der Popularität gebrochen werden muß. Darin liegt die Erklärung des ganzen Conflictes. Die Liberalen konnten populär bleiben, wenn sie ihre bisherige Heerespolitik und Finanzwirthschaft fortsetzten; der Kriegsminister vermochte dieß nicht. Wollte er nicht unter der Last der Verantwortung erliegen, so mußte er endlich, nach vierjährigem populären Beschönigen, mit der Wahrheit herausrücken, und daß er dieß wieder nur halb gethan, wird ihm oder seinem Nach-

folger noch manche böse Stunde bereiten. In dem Labyrinthe kriegsministerieller Ausweise und Gegenausweise, Behauptungen und Gegenbehauptungen, sich zurechtzufinden, ist eine gar schwere Aufgabe. In Folge der Erhöhung des Budgets um 3³/₄ Millionen, sollen 28,000 Mann mehr als bisher durch drei Jahre präsent erhalten werden können. Ob nun hiedurch der gesetzlich festgesetzte Kriegsstand von 800,000 Mann ausgebildeter Truppen wirklich auch nur annähernd, mit Rücksicht auf den im Gesetze von 1868 festgesetzten Zeitraum von zehn Jahren, erreicht werden kann, oder ob, wie Andere meinen, auch jetzt noch ein volles Drittheil des Contingentes nur durch 1 bis 1¹/₂ Jahre der Abrichtung unterzogen werden kann — ich wage es nicht zu entscheiden. In Beachtung der jüngst bewilligten Dotation, komme ich auch bei der günstigsten Berechnung über die Ziffer von rund 700,000 Mann ausgebildeter Truppen (für den Zeitraum bis 1879) nicht hinaus, und selbst da müßte sich für den größten Theil des Contingentes mit einer Abrichtungszeit oder Präsenz von höchstens 2¹/₂ Jahren begnügt werden. Ministerielle Blätter, die über den schließlichen Sieg des Kriegsministers jubelten, erklärten dennoch, daß die Budgeterhöhung um 3,800,000 fl. „bei weitem nicht ausreiche zur Vollziehung der dreijährigen Dienstpflicht" (Neue freie Presse vom 11. Okt. 1872). Erwägt man die hochgespannten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit einer Armee, die besonderen Schwierigkeiten der Ausbildung bei einzelnen Waffengattungen, die Elemente die dem österreichischen Heere zur Verfügung stehen, ihren Bildungsgrad u. s. w., dann werden wohl auch *nach* der eben votirten höheren Budgetsumme die ernstesten Bedenken gerechtfertigt erscheinen. Um einen momentanen Vortheil zu erreichen, wagte die Regierung den Ausspruch: das den Delegationen vorgelegte Budget sei, mit Bezug auf die erhöhten Präsenzkosten, ein „Normalbudget"! Es hat dieß freilich nicht mehr zu bedeuten als: die Regierung kann und wird mit dieser Summe fortan — im *Ordinarium* — das Auslangen finden.

Wenn es ihr aber um die Ausbildung des Heeres in seiner vollen Stärke Ernst ist, wird sie nicht schon in den allernächsten Jahren, wenn Gott ihr das Leben schenkt, gezwungen seyn ihre Erklärung zu widerrufen? Welches Vertrauen können die ministeriellen Zusicherungen dann noch beanspruchen? Die Gefahren, die das verfassungstreue Regiment bedrohen, sind nicht allein in der unbequemen Lage zu suchen, die durch einen gegen die Verfassungspartei erfochtenen Sieg bereitet wurde. Sie sind auch durch die Mittel heraufbeschworen worden, welche die Regierung unbedachter Weise in Anwendung brachte, und durch die sie selbst ihre moralische Grundlage für die Zukunft arg gefährdete. Das am 20. Oktober v. Jrs. erwählte politische System bringt es mit sich, daß solche Gefahren die ganze Regierungs-Dreiheit bedrohen.

In unserer Zeit, wo es der Liberalismus dahin gebracht hat den Frieden zu einem abnormen Zustand zu machen, erscheint es fast wie ein erheiterndes Gedankenspiel, einen „normalen" Friedensetat für das Heerwesen festzusetzen. Der Regierungsausspruch in öffentlicher Delegationssitzung: „das ist ein Normalbudget" — beweist überdieß eine constitutionelle Naivetät, die ich wenigstens dem Grafen Andrassy (und dieser hat die bezügliche Erklärung des Kriegsministers zu der seinigen gemacht) nicht zugetraut hätte. Dadurch daß die Regierung sagt: „das ist", wird der Etat auch formell noch nicht zu einem normalen. Dieser „ist" entweder das Ergebniß einer parlamentarischen Gepflogenheit, wie in England, oder einer speciellen Vereinbarung zwischen Regierung und Vertretung.

Im J. 1860 wurde zufolge allerhöchster Entschließung der Friedensetat der Landarmee mit 80 Millionen, als in Zukunft unüberschreitbar, festgesetzt. Das nächste, dem Reichsrath vorgelegte Heeresbudget für 1862 zeigte aber eine Ueberschreitung von nicht weniger als dreiundvierzig Millionen! Graf Andrassy hat, wenig geschickt, in seiner Rede zu Gunsten des neuen „Normalbudgets" diese Reminiscenzen geradezu hervorgerufen. Die Reichsrathsdelegation

handelte formell ganz correkt, als sie trotz jener Regierungskundgebung den Beschluß faßte, eine vorberathende Commission zu bestellen, um für die Zukunft zu einem Normalbudget zu gelangen! Zur Ausführung wäre der Beitritt der ungarischen Delegation erforderlich und dieser ist nicht zu erlangen. Der Grund der für die Ablehnung angeführt wird, daß nämlich der Ausgleichsakte gemäß die innere Heeresorganisation dem Kaiser vorbehalten sei, ist ein nichtiger. Die bestehende Organisation müßte eben der Aufstellung des Normaletats zur Grundlage dienen; wird die Organisation geändert und der Etat dadurch afficirt, so bedarf es allerdings wieder einer Vereinbarung mit den Delegationen, allein diese Beschränkung des landesfürstlichen Rechtes ist ja überhaupt schon durch das Budgetbewilligungsrecht der Delegationen gegeben. Man will ungarischerseits den Schein besonderer Loyalität bewahren, der bisher so gute Früchte getragen hat. Diese Auffassung der Loyalität ist auch ein Bestimmungsgrund den Kriegsminister, solange er im Amte ist, als trefflichen Organisator und Regenerator der Armee zu rühmen, was übrigens aus anderen Gründen auch die Deutschliberalen bisher mit lauter Stimme in die Welt gerufen haben. Hier genügt ja ein zur Schau getragener liberaler Sinn und die recht deutlich ausgeprägte Mißachtung jeder Confession und Religion. Diese Bedingungen sind erfüllt, also konnte die Ruhmesposaune der Liberalen ihre Schuldigkeit thun.

Die militärische Befähigung des Ministers soll ebensowenig bestritten werden wie sein patriotisches Streben, in der Weise nämlich wie es ihm seine natürliche Anlage eingibt. Es gibt Leute — und solche die es wissen können — die ganz ernstlich die Behauptung aufstellen: der Kriegsminister v. Kuhn habe das Armee-Organisationsstatut persönlich noch niemals auch nur aufmerksam durchgelesen; die Erscheinungen am gestirnten Himmel, die Lösung naturwissenschaftlicher Probleme beschäftigen ihn weit mehr als das reizlose Detail einer Armeeorganisation. So viel ist gewiß, daß

diesem Manne manches aufgebürdet wird, was er nicht zu tragen hat, und manches als sein Verdienst gepriesen wird, was bei genauerer Betrachtung in anderem Lichte erscheint. Baron Kuhn wird als einer der vier Ministerheroen gefeiert, die dem Ministerium Hohenwart, weil es „das Deutschthum meuchelte", den Todesstoß versetzten. Der wahre Sachverhalt ist einfach der, daß Freiherr von Kuhn sich in diesem Kampfe weder für noch gegen die Verfassungstreuen besonders erwärmte, daß er aber im entscheidenden Momente die beachtenswerthen Worte sprach: „Wenn nicht endlich unter Oesterreichs Völkern Friede geschaffen wird, so ist es mir ganz unmöglich eine tüchtige Armee heranzubilden!" Die Liberalen können sich darauf verlassen, daß diese Worte an rechter Stelle ausgesprochen wurden; sollten sie dieselben zu ihren Gunsten deuten wollen, so wäre doch erst zu beweisen, daß sie selbst zu dieser Friedensherstellung befähigt seien — bis jetzt haben sie nur das Gegentheil schlagend dargethan.

Auch die Geschichte der Armeeorganisation ist nicht ganz ohne Interesse. Die Idee, das preußische Armeesystem in Oesterreich einzubürgern, wird Baron Kuhn gewiß nicht als sein alleiniges Eigenthum in Anspruch nehmen. Der preußische Erfolg auf dem Schlachtfelde hat, ohne vieles Nachdenken, zu einem solchen Entschlusse geführt, und der Vorgänger im Kriegsministerium, General Baron John, hat bereits im Dezember 1866 durch die officielle „Wiener Zeitung" einen Organisationsentwurf veröffentlicht, der die wesentlichen Grundzüge der später wirklich ausgeführten Organisation enthielt. Der Verfasser des Entwurfes hat eine sechsjährige Liniendienstzeit in der österreichischen Armee für unbedingt nothwendig erklärt und die damals gestellte Forderung, die Dienstzeit auf vier Jahre zu beschränken, vom militärischen Standpunkte mit aller Entschiedenheit bekämpft. Diese Auffassung mag eine gar zu starre zu nennen seyn; gewiß ist, daß Baron John zu den tüchtigsten österreichischen Generälen zählte. Er war auch der eifrigste Gegner einer Theilung der Landwehr

in eine ungarische und nichtungarische, so daß die erstere ein Heer für sich bilden, die letztere aber mit der „gemeinsamen Armee“ in organischer Verbindung verbleiben sollte. Das erfolgreiche ungarische Begehren nach dieser Theilung war das wesentlichste Motiv des Rücktritts des Ministers von John. General von Kuhn, über den eben besprochenen Organisationsentwurf — ein Jahr vor seiner Ministerberufung — um seine Meinung befragt, erklärte ohne Zögern in seiner derb soldatischen Weise: der Entwurf sei ein Plagiat, das auf österreichische Verhältnisse ganz und gar nicht passe! Später zum Minister ernannt, hat er nicht bloß die Grundzüge des Entwurfes sich angeeignet, sich dabei mit einer dreijährigen Dienstzeit in der Linie und einem Friedensetat begnügt, der nicht einmal diese dreijährige Präsenz möglich machte, sondern er hat auch seine Zustimmung gegeben daß die ungarische Landwehr, „Honved“ (die bis zum J. 1878 eine Stärke von 330,000 Mann erlangen wird), eine vollkommen selbstständige Armee bilde.

Die Verantwortung hiefür trägt allerdings Herr von Kuhn nicht allein, sie trifft auch seine Ministercollegen im „Reich“ wie in beiden „Hälften“, und zu diesen gehörten damals auch die Herrn Giskra, Herbst und Brestel, die im Jahre des Heils 1872 an der Spitze der Opposition stehend, denselben Kriegsminister von Kuhn heftig bekämpfen. Wenn Dr. Giskra als Berichterstatter der Delegation dem Kriegsminister vorhält: er müsse bei der ersten Berathung des Wehrgesetzes und des damit in Verbindung stehenden Finanzetats entweder sich selbst über die Sache und ihre Consequenzen nicht klar gewesen oder nicht den Muth gehabt haben mit den entsprechenden Forderungen hervorzutreten — so ist ein solcher Vorwurf, objektiv genommen, berechtigt, aber man muß staunen daß gerade Dr. Giskra der Ankläger ist, er, der als Minister gleichsam als alter ego des Kriegsministers auftrat und, wie die stenographischen Berichte beider Reichsrathskammern zeigen, seine warme Vertheidigung aller kriegs-

ministeriellen Gedanken und Ansprüche mit den Resultaten tiefer Studien begründete, die er an der Seite des Herrn von Kuhn im Kriegsministerium selbst gemacht haben wollte. Die banale Warnung: Schuster bleib bei deinem Leisten! wird hier förmlich zum Rachewort.

Als Fachmann wird der Kriegsminister immer die schwerste Verantwortung tragen *), und wenn man auch den ersten Irrthum verzeihen wollte, so ist es doch kaum zu rechtfertigen, in so gefahrvoller Zeit eine vierjährige Erfahrung abzuwarten um — die Wahrheit wieder nur halb zu sagen. Stimmen die dem Kriegsminister und der deutschliberalen Partei sehr ergeben sind, legen heute das offene Bekenntniß ab: „Man muß es heute leider gestehen, daß Oesterreich eine ungenügend abgerichtete Armee besitzt, an Zahl groß genug, aber an Qualität schlechter als jene gewesen die 1859 und 1866 geschlagen worden", und: „eine Armee die nicht vollkommen kriegstüchtig dasteht und mit allem was eine Armee braucht, reichlich versehen ist, ist eigentlich nur ein Ballast, ein großer Haufen der mehr hindert als er hilft, eine Maschine die den Dienst versagt in dem Augenblick da sie gebraucht wird." (Allg. Zeitung vom 18. Sept. und 9. Okt. 1872.) Also in solcher Weise haben die Liberalen „Oesterreich wieder zur Macht erhoben!"

Die „Neue freie Presse" hat zuerst versucht jenen Bekenntnissen durch die geistvolle Unterstellung die Spitze abzubrechen: die Augsburger Allg. Zeitung habe den Feudalen (!) ihre Spalten geöffnet. Nach erfochtenem Budgetsiege ward sie aber in ihrer Aufrichtigkeit selbst „feudal" und gestand: „Die

---

*) Nach ministeriellen Blättern hat die ursprüngliche Budgelvorlage pro 1873 eine Mehrforderung des Kriegsministers von 21 Millionen enthalten. 14 Millionen wurden schon im Ministerrath gestrichen. Was muß das für eine Arbeit seyn, die solche Abstriche verträgt, ohne ihren Werth und den Gleichmuth des Verfassers, des verantwortlichen Ministers, zu zerstören!

Vertheidigungsfähigkeit des Reiches erträgt die jetzige ungleichmäßige sehr unzulängliche Ausbildung der dienstpflichtigen Mannschaft nicht" (Nr. 2921 vom 11. Okt. 1872). Das „leitende Blatt" hat sich in diesem Kampfe wieder als sehr „gesinnungstüchtig" erwiesen. In dem einen Artikel wurde den verfassungstreuen Delegirten entschieden Recht gegeben, daß sie der Mehrforderung des Kriegsministers energisch entgegentreten, denn hinter dem Plus von 3,800,000 fl. stehe für die nächste Zukunft eine unvermeidliche Mehrforderung von mindestens 25 Millionen und das sei der „finanzielle Ruin!" Schon in den nächstfolgenden Artikeln wurde aber dieser „Ruin" aufgewogen durch das Gewicht ministerieller Inspirationen und der Weisungen der Bankherrn. Jetzt waren dieselben Delegirten die das Blatt zum Kampfe angeeifert, nur gewissenlose Schwachköpfe, die in ihrer theoretischen Einseitigkeit alle liberalen Errungenschaften preisgeben.

Während in alle vier Weltgegenden hinausgerufen und geschrieben wird, in welch unbefriedigendem Zustande die österreichische Armee sich befinde, entschuldigen dieselben Federn den Kriegsminister mit einer „Reserve" die er sich in der Enthüllung des trostlosen Zustandes habe auferlegen müssen. Gott schütze den Kriegsminister vor seinen Freunden! möchte man ausrufen. Bei aller klugen Reserve hätte es einen anderen Ort gegeben wo die Enthüllung Pflicht gewesen wäre, als den der öffentlichen Blätter. Es wäre aber auch Pflicht der Delegirten gewesen, diese Enthüllung an geeigneter Stelle zu verlangen und im Dunkeln die Geldmittel weder zu „verweigern" noch zu „bewilligen".

In der unzureichenden Ausbildung der Mannschaft liegt nicht das einzige, ja vielleicht nicht das Hauptgebrechen. Wenn der liberale, autoritäts- und religionsfeindliche Geist von oben herab verbreitet wird, kann man sich wohl denken, welche Zustände im Heere Wurzel fassen müssen. An die Stelle eines militärischen Selbstgefühls ist bereits vielfach ein politisch-liberales Hochgefühl getreten, und die schädliche Wirkung in

Bezug auf Ordnung und Disciplin in der Armee ist kaum zu berechnen. Nicht bloß die strategischen und taktischen Leistungen des deutschen Heeres sollten zur Lehre dienen, sondern es hätte die insbesondere im preußischen Heere herrschende stramme Ordnung, die unbeugsame Disciplin, das streng sittliche Pflichtgefühl, das ohne Religion undenkbar ist, als leuchtendes Beispiel beachtet werden sollen. Selbst während des angestrengtesten Belagerungsdienstes vor Paris kam es vor, daß z. B. wegen der einem Hauptmann gegenüber unterlassenen Ehrenbezeugung eine Truppe zum Strafexercitium verurtheilt wurde. Das ist hart aber klug gehandelt, und in ganz gleicher Weise geht Preußen im Frieden vor. In Oesterreich bleiben so „leichte" Vergehen ganz unbeachtet; für schwerere wird der Schuldige gewöhnlich „zur Strafe vorgemerkt" und es hängt dann von Umständen ab, namentlich von dem disponiblen Raume den die Arrest-Lokalitäten bieten, ob und wann die Strafe wirklich verhängt wird. Vor Allem muß der Tadel der liberalen Blätter über eine allzu streng gehandhabte Disciplin vermieden werden. Die Popularität ersetzt dann die Kriegstüchtigkeit.

Welch heillose Verwirrung aller Rechts- und sittlichen Begriffe zeigt der Prozeß Karmelin, der vor dem Gerichtshof zu Stanislau in Galizien geführt wurde und die Befreiung von der Militärpflicht durch Bestechung zum Gegenstande hatte! Man glaubt in Militärkreisen recht und sittlich correkt zu handeln, wenn man sich von Amtswegen Verbrecher schafft, um sie dann ganz sicher bestrafen zu können. Alle, vom Kriegsminister bis zum Lieutenant, wirkten dabei mit, und sind höchlichst erstaun , daß eine offenbare Verleitung zum Verbrechen etwas Unerlaubtes seyn soll!

Um von den bewaffneten wieder zu den unbewaffneten Politikern zurückzukehren, will ich über die Haltung der Reichsrathsdelegation nur bemerken, daß die liberale Partei sich noch jederzeit unfähig erwiesen hat, an der Seite der Regierung, deren Wiege sie jubelnd umstand, auch nur bis

in's Knabenalter treu und willig auszuharren. Zur Zeit Schmerling's, zur Zeit des „Bürgerministeriums" und jetzt, ist es immer dieselbe Erscheinung; nur daß die Periode der Treue immer kürzer wird. Die „allein regierungsfähigen" Liberalen ertragen nun einmal die Last einer Regierung nicht, auch wenn diese in ihrer Mitte geboren wird.

Ueber das Auftreten der conservativen Delegations-Mitglieder möchte ich milder urtheilen als die eigene Partei, wenigstens theilweise, es gethan hat. Der Sturz des Ministeriums Auersperg-Lasser wäre kaum gelungen, auch wenn die Delegirten aus Tyrol, Vorarlberg und den Südländern der Opposition sich angeschlossen hätten. Die Polen und die Delegirten des Herrenhauses hätten bei der gemeinsamen Abstimmung mit der ungarischen Delegation jedenfalls die Mehrheit der Regierung gesichert. Die deutschliberale Partei war in der Delegation durch ihre Führer und Kerntruppen vertreten. Alle, mit Ausnahme eines einzigen unabhängigen Delegirten (zwei andere waren Beamte), stimmten gegen die Regierung. Die Minister Cisleithaniens haben sich dadurch nicht zum Rücktritt bewogen gefunden. Es ist doch schwer anzunehmen, daß eine gemeinsame Abstimmung der Delegationen, die ohne Zweifel zu Gunsten der Reichsregierung ausgefallen wäre, das Ministerium Auersperg auf andere Gedanken gebracht hätte; der Sieg der Reichsminister wäre ja doch nur mit Hülfe cisleithanischer Delegirten erfochten und demnach den, der Krone gegenüber, eingegangenen Verbindlichkeiten Genüge geleistet worden. Uebrigens hat jedes Ding seine Zeit. War die conservative und föderalistische Partei in diesem kritischen Augenblicke vorbereitet und befähigt, eine andere Regierung und ein besseres Regierungssystem kräftig und nachhaltig zu stützen? Im Verneinungsfalle würde man es kaum für einen Akt politischer Klugheit ansehen können, eine Katastrophe in der obersten Regierungsregion hervorzurufen. Die Organe dieser Partei geben selbst zu, daß die Erfolge der Gegner bis zum heutigen Tage dem

Mangel an Einigkeit im eigenen Lager zuzuschreiben seien, und wirklich steht seit einem Jahr die träumerische Opportunitätspolitik, die sich weder des Zieles noch der Mittel bewußt ist, bei mehreren Parteifraktionen in vollster Blüthe. Das politische Verständniß zur Reife bringen und die Einigung zur vollen Wahrheit machen, das ist heute noch viel wichtiger als eine andere Besitzvertheilung der Minister-Portefeuilles. Die „Neue freie Presse" sagte jüngst: „Was der Regierung noch nicht gelungen, wird die Uneinigkeit der Gegner vollenden." Dieser Ausdruck froher Hoffnung ist beherzigenswerth und leider — nicht unbegründet!

Das Freundschaftsverhältniß zwischen der liberalen Regierung und Partei ist jedenfalls tief erschüttert. Die Presse, soweit sie von der Regierung beherrscht wird, erschöpft sich in Leitartikeln welche die Erinnerung an das Ministerium Hohenwart wachrufen und dem Bilde jener Zeit ein grausam schreckliches Colorit verleihen. Die Trennung der Brüder muß ernst seyn, da man diese durch Anwendung von Schreckmitteln wieder zusammenzuführen sucht. Wie unsere Minister diesen Riß zu heilen gedenken, darüber werden schon die nächsten Monate Aufklärung bringen. Vielleicht gestatten Sie mir dann nochmals als Berichterstatter zu fungiren.

LIII.

Reise-Erinnerungen an Sicilien.

V.

Es war festgesetzt, daß wir in des Sonntags Frühe auf der Bahn nach Taormina und von dort gegen Abend nach Messina fahren sollten, um mit dem nur an bestimmten Tagen abgehenden Dampfer die Insel verlassen zu können; so wollte es das Zeitbudget. Aber ich mißrathe Jedem, auf Taormina so knapp bemessene Frist zu wenden.

Die Fahrt am Gestade hin, sowohl zwischen Catania und Taormina, als von hier nach Messina, ist unvergleichlich. Zwar schlüpft sie viel Tunnel-aus, Tunnel-ein. Aber verdrießt uns auch jede Stelle, um die der Genuß verkümmert wird, so würzt andererseits, wie schon früher bemerkt, dieß Aus- und Einschlüpfen die Freude stets neuer Scenirung das cap- und buchtenreiche Meer entlang. Es geht nur allzu rasch dahin; wer nicht die künstlerische Gabe besitzt, im Flug die Zauberbilder in Seele und Gedächtniß festzuhalten, dem bleibt ein Wehgefühl über solche Unzulänglichkeit zurück, und so gelingt es mir nur in Augenblicken höherer Erregung oder etwa zwischen Schlaf und Wachen, aus der allgemein verschwommenen Erinnerung jener Fahrten bestimmtere Bilder hervortreten zu machen, seien sie nun ächte Spiegel des Geschehenen oder in seinem Charakter

traumhaft und dichterisch Selbsterfundenes. Mit welcher Freude entdeckte ich daher nach der Rückkehr in die Heimath auf dem sonnenlichten Gemälde einer schönen Porzellanvase, einst meinen Eltern als Hochzeitsgeschenk in's Haus gewandert, jenes herrliche Capo Gallo aus der Nachbarschaft von Palermo! In meiner Kindheit war mir auf dieser Vase eigentlich nur Eines merkwürdig gewesen: mitten im heiteren Zuge von Reitern und Sänften, im Vordergrund des Bildes auf dem Maulthier dahinwandernd, mein im unvermeidlichen Buche lesender Vater. Jetzt aber lachte mich auch die ganze Landschaft an und waren gleich ihre Einzelheiten mir fremd — andere Pfade ja waren die Reiter gezogen als wir — und konnte selbst eine Aehnlichkeit der Berggestalt vielleicht bezüglich jenes Caps mich täuschen, ächt blieb jedenfalls der sicilianische Typus und es flossen vor dem Bild nunmehr des Vaters Berichte mit den eigenen Erinnerungen zu glänzendem Gesammteindruck ineinander.

Von der reizend gelegenen Uferstation Giardini aus führte uns eine Miethkutsche auf der lang und bequem gewundenen Bergstraße zu dem malerisch herabblickenden Taormina empor. Wie schwer ist es doch, eine Nation auch nur in ihren allgemeinsten Zügen zu charakterisiren! Entspräche es nicht unseren Vorstellungen von dem rabbiaten ungeduldigen Sicilianer, daß er auch über den Berg den kürzesten Weg einschlagen werde? Anstatt dessen bei Palermo, Girgenti, Taormina nur sanfte, in langen Linien sich hin- und herschlingende Straßen, wie sie allerdings unsere schroffere Bergwelt nicht immer sich abgewinnen läßt. Vielleicht wird mir spottend eingewendet, es könne ein so straßenarmes Land wie Sicilien auf jene wenigen Ausnahmswege leicht ein Mehreres verwenden. Aber der Vorwurf dürfte weniger das Land als die Regierung treffen; wenigst erzählte man seinerzeit meinem Vater von ich weiß nicht welchen Städten, die lang zum Behuf einer Straßenverbindung Ersparnisse gemacht, bis die Regierung unter dem Vorwande der Aus-

führung das Geld hinweg, den Bau jedoch niemals in Angriff genommen!

Wir hatten noch unsere Sonntagspflicht zu erfüllen und gingen in eine stattliche Kirche, wo freilich es Kunst erforderte, unsere Andacht durch eine gräuelvoll von der Orgel herabrollende Tanzmusik hindurchzusteuern. Nach Besichtigung verschiedener antiker und normannisch saracenischer Baumerkwürdigkeiten wanderten wir der Hauptsache zu, dem alten griechisch-römischen Theater, das zugleich den friedlichen wie den blutigen Spielen gedient haben soll. — —

O bester Herr Redakteur! Als ich eben im schönsten Zuge war, die sonnigen Wunder von Taormina zu schildern, meine Erinnerung wiegend in den sicilischen April-Lüften, die vor dreizehn Monaten uns umfächelte, da brach über uns am 10. Mai gegenwärtigen Jahres ein dichter Schneefall ein mit empfindlicher Kälte. Wahrhaftig, es war mir nicht zuzumuthen, daß ich zu jener Schilderung in der gehörigen Stimmung blieb. Nun aber von neuem auch hier in der Heimath der klarste Tag über See und Gebirge lacht, da steigt alsbald das herrliche Taormina neu vor dem Blick empor, wir betrachten antheilsvoll das Theater, ganz verschieden wiederum von allen bisher gesehenen; wir spähen durch die rundbogigen Oeffnungen der großentheils erhaltenen Bühnenwand mit ihren Säulenverzierungen hinaus auf das blaue Meer, steigen höher und höher zwischen den Sitzen der Zuschauer empor und brechen endlich, zu oberst angelangt, je nach Charakter und augenblicklicher Stimmung — denn wir nehmen in Gedanken ein ganzes Publikum von Lesern und Zuschauern mit uns — in einen Jubelruf des Entzückens aus oder versinken in bewunderndes Schweigen. Vom felsenbuchtigen Meer auf drei Seiten umlagert, das dorthin sich unabsehbar dehnt, hier herum, sich windend, in die Enge von Messina hineinfluthet, stehen wir dem Aetna gegenüber, der noch nirgend uns in solcher Herrlichkeit sich gezeigt hat. Zwei einzige langgezogene Linien, in stumpfem

Winkel sich begegnend, bilden seine oberste Krone; weit hinaus bis in's Meer hinab zieht die Abdachung zu unserer Linken; die zur Rechten wird abgeschnitten durch niedrigere, doch perspektivisch für uns den Hauptgipfel überragende Vorberge. Solch eine Empfindung von ruhiger Größe und einfacher Schönheit erregte er mir hier, daß auf der Heimreise durch die Kette der geliebten Alpen — das schweizerische Rheinthal freilich ward meistentheils durch Regen uns verhüllt, aber sichtbar blieben sie uns von Feldkirch nach Landeck, von da nach Lermoos und weiter — ich sage, daß trotz der Großartigkeit, Schönheit und Anmuth dieser Gegenden ich keinen Berg mit den Linien des Aetna zu vergleichen wagte, bis ich heimkam in's vaterländische Partenkirchen. Erst hier, im Anblicke des Zugspitz, welcher, grundverschieden vom sicilianischen Königshaupte, dennoch wie dieser an vereinter Großartigkeit und Schönheit der Gestalt seines Gleichen sucht, erst hier rief ich freudigen Herzens aus: Ja, auch du bist ein Fürst der Berge!

Da saßen wir vor Aetna und Meer, wandten uns, wann wir von einer Seite die Augen loszureißen vermochten, nach der anderen, schauten, schauten und schauten, und dachten keiner einstigen Noth der Beschreibung. Ach was Beschreibung! Wem fällt auch ein, das beschreiben zu wollen! Es war vielmehr unbeschreiblich schön, in der Wärme da zu sitzen, und recht ordentlich warm schon war es, geliebter Leser; ja in eben dieser Wärme lauerte für uns die Versuchung einer Unterlassungssünde; denn hoch herüber von nahem Felsenberg ragte malerisch die Ortschaft Mola nebst einem Castell; diese Felsgipfel zu besuchen, war, ich kann es und konnt' es mir nicht verläugnen, Schuldigkeit des gewissenhaften Reisenden; es sollte so schön dort oben seyn, es standen Eselchen zu Gebot, wir hatten alle Zeit bis zur Stunde des Mahles und der Abfahrt, so ward uns versichert. J., die sonst so unternehmende Freundin, von der Mittagshitze übermannt, bezeugte keine Lust: Schöner als

hier, betheuerte sie, könne es nirgends seyn; und halb des Vorwandes froh, stimmten B. und ich in Trägheit bei. Wir lagerten uns, des besten Willens, den Augenblick zu genießen ohne Nebengedanken. Aber, aber... nur ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen, und da blickte Mola auf mich herunter und fragte, wie die Verkäuferin der sibyllinischen Bücher, ob ich nicht jetzt und jetzt, nachdem viele Zeit vertrödelt war, den Ritt noch machen wollte, zu dem mir anfänglich die *ganze* Frist nicht genügend schien. O beneidenswerthe Fähigkeit der Selbsttäuschung, womit die Freundin, die, wenn bei Kräften, nicht leicht einen schönen Aussichtspunkt unerklommen ließ, es sich und uns stets wieder hoch und theuer versicherte, schöner könne es da droben schlechterdings nicht mehr seyn; droben wo doch ganz ungehemmt in weit bedeutenderer Höhe, auf frei ragendem Gipfel Fluth und Land und Gebirg nach vier Seiten sich immer mehr dem Blick erweitern mußten! So, einestheils unserer gemeinsamen Trägheit grollend, anderntheils von ihr bezwungen, saß ich und lag ich da, gleichsam mit Einem Auge die Pracht der Gegend einsaugend, mit dem anderen nach dem noch Wünschenswertheren gierig emporschielend, mit halbem Herzen mich hingebend dem süßträgen Genuß, mit der anderen Hälfte dem still wurmenden Selbstvorwurfe. Das Beste wäre freilich gewesen, eine Nacht zuzugeben, heut, wenn die Mittagshitze gebrochen war, jenen Ritt zu machen und morgen in frühester Frühe nochmal zum Theater zu wandern, um die Gegend in ihrem höchsten Glanze zu sehen; denn dann erglüht — wenn nämlich es also der Sonne beliebt — der stolze Aetna im Rosenschimmer, ein bezaubernder Anblick, so wird uns gesagt, und wer wollte daran zweifeln? Wie, wenn wir den Ritt noch jetzt unternahmen, auf die Gefahr hin uns zu verspäten, und wenn wir dann zu bleiben *gezwungen* waren? Aber wir hatten ja Mr. S., der auf eigene Faust umherschwärmte, die Weiterreise zugesagt, die Miethkutsche war schon bestellt; und noch rechtzeitig von Mola zurückzu-

kommen — nein, dazu war es nun endlich in der That zu spät.

Uns zu trösten, erklommen B. und ich nicht ohne Gefahr des Beinbruches eine kleine Höhe über dem Theater, den starrenden Lavabrocken und Cactuspflanzen zum Trotz, kehrten zu J. zurück, die im seligen Genügen immer schwelgte, ruhten, sangen deutsche Lieder: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll", und was dergleichen Uebungen des dolce farniente noch mehr waren. Da schallten plötzlich aus der Tiefe des Theaters deutsche Männer-Quartette zu uns empor. Eine Gesellschaft von Schweizern, in Messina ansässige Kaufleute mit ihren Zugehörigen, hatten Tag und Ort zu einem Frühlingsausflug erwählt und in den mitgebrachten Körben nach deutscher Weise nicht bloß materielle Herzstärkung, sondern auch Notenhefte geborgen. Lustig kletterten die Kinder der ausgerückten Familien an den Sitzen des alten Theaters herum und schrieen ihr Schwizerdütsch sich zu, wo einst griechische und römische Rufe die Schauspieler und Fechter erregt hatten. Nun, meinte J., sei sie völlig froh, hier geblieben zu seyn, denn das verlohne sich doch des Verweilens, wenn man im Theater von Taormina deutsche Männer-Quartette zu hören bekomme. Ich konnte die Poesie des Augenblicks nicht läugnen; nur war ich weder lang genug von der Heimath schon fort, noch gedachte ich lang genug ihr fern zu bleiben, um mich durch den deutschen Gesang unbedingt für den Besuch von Mola entschädigt zu fühlen. Es hätte nah gelegen, sich mit den halben Landsleuten bekannt zu machen, um so mehr als wir Namen erlauschten von uns geläufigem Klang; aber die Gesellschaft schien unter sich vergnügt, und wir befanden uns ebenfalls wohl auf unserem hohen Posten, so unterblieb es; wir zogen uns im Schatten der obersten auf dem Bergkamme fußenden Umfassungsmauer in's Grüne zurück und ließen im Gras uns von Mücken umsummen. Bald summten auch noch andere Wesen herbei, einheimische kleine Mädchen, welche in südlicher Lebendigkeit uns um-

schwärmten, mit einer Grazie tanzten, daß man sie für bekleidete possirliche Genienkinder halten konnte, aber endlich durch allzu nah getriebenen Muthwillen uns lästig wurden und nicht zu vertreiben waren. Nur Eine von ihnen schien zu empfinden, daß es unschicklich sei, sich Anderen zum Ueberdruß zu machen, und mit pädagogischem Sinne beschenkten wir diese Eine mit kleiner Münze, nicht ohne die Anderen zu bedeuten, warum sie leer ausgingen. Eindruck machte dieß sicherlich für den Augenblick, aber auch sicherlich keinen längeren. Endlich mahnte die Zeit, von der herrlichen Stelle zu scheiden, noch ein langer Blick in die Runde und dann hinunter zur Stadt!

Im mehrmaligen Durchwandern derselben Straße sahen wir hinterm Fenstergitter eines hochgelegenen Erdgeschosses einen ziemlich düster aussehenden Mann auf dem Fensterbrett mit heraufgezogenen Beinen sitzen, im Gespräch mit ein paar Frauen, die sich auf Stühlen heraußen wie zum Besuche niedergelassen hatten. „Ha rubato", nickte der Führer, als wir fragten, ob es ein Gefangener sei. („Er hat gestohlen, geraubt".)

Unser Mahl nahmen wir im „Timeo" ein; Timäus sei ein Philosoph gewesen, belehrte man uns. Wie das klingt: al Empedocle, al Timeo! Wie müssen davor unsere schwarzen und goldenen Bären, Löwen, Hirsche und andere, freilich mehr und mehr von den Wirthsschilden verschwindende Bestien sich verkriechen! Und doch rühmen wir uns ein Volk von Denkern zu seyn. Oder wird, wenn die Patina der Jahrhunderte sich auf ihre Namen gelagert hat, auch unseren Philosophen vergönnt seyn anstatt der jetzt vorherrschenden langweiligen, weil ewig wiederkehrenden Länder- und Städtenamen in Aufschriften zu prangen wie: Restauration zum Kant, Weinhaus zum Schelling, Hôtel garni zum Hegel, Wirthsgarten zum Fichte? — Welcher Richtung Timäus angehört hat, ist mir unbekannt; seinem Wirthshaus aber muß ich nachsagen, daß es weder zu stoisch noch zu epicuräisch,

sondern mit wohlbereiteter einfacher Kost uns erquickte. Der Wirthssohn oder Kellner, der uns bediente, war einer der schönsten Jünglinge die ich je gesehen: leuchtendes Aug', edle Züge, Ernst des Ausdruckes, jugendlich schlanke Gestalt und ungezwungen fürstliche Anmuth der Bewegungen stunden im Einklang. Dabei fiel uns jedoch auf, daß wir in ganz Italien sowohl bei Männern wie Frauen zwar sehr viele hübsche, viele ausdrucksvolle Gesichter, viele Grazie der Bewegung, aber außer diesem Jüngling im Timeo und einer Anzahl bezaubernder Kinder, keine einzige die Blicke bannende Schönheit getroffen haben, eine Ungunst des Zufalls, die wohl auch mit unserem raschen Fluge zusammenhing.

In anderer Weise hatte eine Erscheinung, die sich jetzt mit uns zu Tisch setzte, schon auf der Höhe des Theaters unsere Blicke gebannt durch unwiderstehliche Komik im Anzug sowohl als in der Eckigkeit seiner Formen und Bewegungen. Er schien der Urtypus jenes originellen langgliedrigen reisenden Engländers, wie er unseren Carrikaturzeichnern vorschwebt, war aber ein Schotte, und in Folge mehrfacher Beobachtung vermuthe ich, daß jener Typus in der That eigentlich bei den Schotten zu suchen sei und nur aus Unkenntniß um der englischen Sprache willen dem Engländer zugeschoben wird. Aber ebenso unwiderstehlich wie beim ersten Anblick jene Komik, wirkte beim Gespräch ein Ausdruck großer Seelengüte in Aug' und Stimme des Schotten, und seine Rede, vielfältig unseren Anschauungen widerstrebend, machte unbeschadet mancher schwer auszugleichender Widersprüche uns den Eindruck herzlichster Rechtschaffenheit. Conservativ, wie er sagte, von Gesinnung — und er schien etwa ein Landedelmann, vielleicht sogar ein vornehmer — hatte er doch, vermuthlich in London, sich in Garibaldi vergafft; allerdings könne er des italienischen Freiheitsmannes Richtung nicht loben, aber dessen persönliche Liebenswürdigkeit sei unwiderstehlich. Dem Papst wollte der Schotte nicht aufwarten; gern hätte er zwar demselben als einem Sou=

verän die Hand geküßt, so lang er sein Land besaß; seit dem Verlust des Kirchenstaates sei der Papst nur mehr Oberhaupt der katholischen Kirche und ihm als Protestanten zieme somit jene Huldigungsbezeugung nicht mehr; ja er finde, daß viele seiner Glaubensgenossen sich und ihrem Bekenntnisse hierin vergeben. Wir meinten zwar, der Papst sei so gut noch Souverän als die ungerecht vertriebenen Könige von Neapel, Hannover u. s. w. und es sei nun erst recht an der Zeit, ihm die hiefür gebührende Huldigung zu bringen, aber wir wußten die redliche Meinung des guten Schotten zu ehren.

Als uns endlich die Miethkutsche wieder nach Giardini zurückführte, da trabte auch die Schweizergesellschaft lustig hinab, die Kinder und jungen Leute kürzere Pfade zwischen den langen Windungen der Straße suchend, die Gesetzteren theilsweis reitend, theilweis zu Fuß vor und hinter uns drein. Im Stationshause kamen wir doch noch mit einem jungen Frauchen aus jener Gesellschaft in's Gespräch, einer Norddeutschen, an einen Schweizer verheirathet; welch' eigenthümliche Sache mag das seyn, aus norddeutschem Mädchenthum mit Einem Schlag in die Ehfrauschaft nach Messina verpflanzt zu werden! — Ein Bettelbube, dem der Schalk aus den kläglich verzogenen Mienen sah, ward aus dem Wartzimmer weggeschnauzt; als er durch eine Fensterlücke herein mich wieder anbetteln wollte, kam ich ihm zuvor und streckte mit einem Jammerantlitz die eigene Hand ihm almosenheischend hin; er lachte lustig und gab Ruhe. Spaß verstehen sie.

Die herrliche Fahrt bis Messina ward uns etwas verkümmert durch die starke Besetzung des Wagens, welche den freien Ausblick nach beiden Seiten hemmte. Reizte zu unserer Rechten das Meer mit seinem stets neu bewunderten leuchtenden Blau und seinen phantastischen Cyklopenfelsen den Blick, so fesselten ihn links die breiten Schluchtenthäler, die vom Gebirge des Aetna und seiner Ausläufer mit und

ohne Flußrinnsale zwischen den Rücken dieser Vorberge sich zum Ufer herabsenken. Leider entzog auch die bald einbrechende Dämmerung uns die vielleicht schönsten Theile des Wegs. Dazwischen verkürzte uns die Zeit ein junger Pulcinella von Messinesen, der mit Gesellschaft im Wagen Platz genommen; seine Späße waren nicht geistreich, aber die südlich zappelnde Lustigkeit des sechzehnjährigen Herrchens ergötzte uns. Bald hatte er auch mit uns angebunden und setzte uns seine Tagesordnung auseinander; täglicher Anfang sehr langes Zubettliegen, übrige Theile sämmtlich Abwandlungen des Zeitwortes Faullenzen. Auf seiner Mutter Gesicht las ich jenes geduldigergebene Wohlgefallen, daran sich die Mütter solch überschäumend lebhafter Söhne gewöhnen. Manches halblaut im raschesten Dialekt den Gefährten zugeflüsterte Wort blieb uns unverständlich. Sollten wir selber das Ziel seiner Späße bilden? Sträflicher Frevel! Welche Freude darum, als er deutsch zu plappern sich geberdete und durch Zufall Worte zusammenknetete, die er bei Kenntniß ihrer Bedeutung sicherlich nicht gesprochen hätte — welche Freude, ihm unter Gelächter zu betheuern, gefährlich sei es, in unbekannten Sprachen zu reden! Einen Augenblick stutzte das Papageichen, dann beutelte es sich und hub guter Dinge seine Späße von neuem an, bis wir auf dem Bahnhof von Messina auseinanderstoben.

In dem großen Gasthof Vittoria feierten wir ein erfreuliches Wiedersehen mit unseren aus Palermo hieher spedirten Koffern. Eine eilftägige Reise durch Sicilien mit Handsäcken, wenn auch wohlgefüllten, läßt die Kleidung an Schönheit genügend erbleichen, um sich nach Erneuerung zu sehnen. Und daß wir in einem als so unzuverlässig geschilderten Lande nicht ohne leise Sorge von unserem Hab und Gut uns getrennt hatten, das konnte uns, soweit wir Angehörige des schwächeren, auf Putz und Tand bedachten Geschlechtes waren, billiger Weise Niemand verargen.

Den nächsten Morgen widmeten wir einem Ausflug im

Wagen nach dem Faro. Vorüber an reizend und reinlich aussehenden Landhäusern, theilweise Schweizern und Deutschen gehörig, fuhren wir durch ein antikes tempelartiges Thor, sahen in ein paar salzige Binnenseen die Fischer waten und gelangten bis dahin, wo wir selber aussteigend zwar nicht im Wasser, aber im tiefen feinen Sande zu waten hatten, weil das Fahren schier unmöglich war. Wir arbeiteten uns zum Leuchtthurme hindurch. Der wachthabende Offizier, ein Piemontese, kam eilig herbei, die Fremden zu besichtigen; er mag Langweile genug ausstehen auf seinem Posten; denn von einer und derselben ob auch noch so schönen Aussicht nährt sich die Unterhaltung allzu wenig. Uns aber verfolgte auch hier jener Mittagsduft, dem wir bei unserer beeilten Reise so häufig nicht auszuweichen vermochten, und in Folge dessen war der Eindruck des berühmten Punktes mir ein verhältnißmäßig geringer. Kinder, schon gewohnt in solcher Weise auf das weiche Herz der Fremden, insbesondere der thierliebenden Deutschen zu sündigen, boten uns zwei reizende gefangene Vögelchen zum Loskauf an. Wir schalten und thaten doch ihren Willen, wenngleich die Thierchen vielleicht schon den nächsten Tag wieder eingefangen waren. Doch gaben wir sie erst frei, als wir uns von den jungen Quälgeistern eine Strecke fahrend entfernt hatten. Die Vögel schienen der Gestalt nach Schwalben, aber von so wunderbarer, leuchtend stahlblauer Farbe, wie wir solche nie zuvor gesehen. Denn als ächte und obendrein kurzsichtige Stadtkinder hatten wir nie ein Schwälblein in Händen gehalten und liebkost, und war uns ihre Uniform, wenn sie auf Telegraphendrähten und Blitzableitern sich sammelten, oder in ein Zimmer verirrt, rathlos und unheilstiftend darin herumfuhren, bis sie den Ausweg wieder gefunden, immer schwarz und weiß erschienen; wir mußten nach Messina reisen, um in diesem Stück die naturgeschichtliche Kenntniß des nächsten besten deutschen Bauernkindes zu erlernen. Eines entschwebte schnell und freudig; das

andere schien betäubt oder verletzt und wir dachten schon daran, es in Pflege mit uns nehmen zu müssen, als es, durch Wasserbegießungen erfrischt, plötzlich emporfuhr und mit unseren guten Wünschen in's Blaue flog. Ich glaube, da wir am Nachmittag im Fortschiffen doch wieder ganz nah am Faro vorüberkamen, hätten wir, statt ihn zu besuchen, besser gethan, eine der als Aussichtspunkte empfohlenen Höhen zu erklimmen. Nunmehr aber fehlte uns die Zeit und wir stiegen nur zu einer Kirche hinauf, wo zwischen Meer und Berg geklemmt, die Stadt an letzterem sich emporbrängt. Sehenswerth erwies sich uns auch bei raschem Besuche der Dom; dann eilten wir zum Gasthof zurück, und von da nach eingenommenem Gabelfrühstück dem Hafen zu, dort Abschied zu nehmen von Messina nicht nur, sondern von ganz Sicilien.

Die Ausfahrt war schön; auf dem Schiff fanden wir verschiedene Reisende, mit denen wir schon mehrmals zusammengetroffen waren; auf dem Deck wurde geplaudert. Steif und stumm bewegte sich unter uns Passagieren auch ein übellaunig aussehender ältlicher Britte umher, dessen hochadliger wohlbekannter Familienname und Titel auf seinem Koffer zu lesen stund, und sprach mit Niemand als mit seinem Courier und dem Capitän. Die Mahlzeit berief uns in den Salon hinab. Aus den nebenanliegenden Cabinen drang manchmal einer jener unbeschreiblichen, aus der Tiefe der Seele geholten gurgelnden, gluckſenden Jammertöne, wie das Schiff sie tagtäglich an seine Wände schlagen hört. „Da singen wieder Einige", sagte herzlos ein norddeutschen Junker. Auf zwei langen festen gepolsterten Bänken, einen ebenfalls festen Tisch entlang nahm die Gesellschaft sich gegenseitig in die Klemme. Auch Seine Lordschaft steckte mitten unter uns. Unser Freund und Anführer, dessen Aeußeres den Gentleman zum mindesten ebenso deutlich verrieth wie das unseres erlauchten Tischgenossen, nahm sich in christlicher und landsmannschaftlicher Nächstenliebe heraus, denselben ob Gefahr

der Seekrankheit vor Oliven zu warnen, die, in etwas zweideutigem Oele schwimmend, des edlen Herrn Gelüsten zu erregen schienen. Ein kurzes Knurren und die Abladung des halben Schüsselchens auf den Teller Sr. Lordschaft war die ausdrucksvolle Antwort an den Verwegenen. Doch das Unheil schreitet schnell. Noch heut ist den Zuschauern die Behendigkeit räthselhaft, mit welcher in so beengter Lage Seine Herrlichkeit beide allerdings nicht sehr großen Beine über die hohe Sitzlehne des Kanapee's zu werfen und in seine Cabine zu entstürzen im Stande war. O! Wenn schon auf ein kurzes stolzes Knurren, auf das gierig trotzige Verschlingen etlicher Oliven in anrüchigem Oel so rasche Nemesis erfolgte ... welche Moral vermag in so ereignißschwerer Zeit, wie die unsere, der Leser hieraus zu ziehen!...

Im Abendschimmer betrachteten wir die röthlichblaue, düster aus dem Meer sich hebende Felsenkuppe des Stromboli. Sie stimmte zu der schauerlichen Erzählung, wie Angesichts einer ganzen Schiffsmannschaft der Teufel in sichtbarer Gestalt einen ob seiner Bösartigkeit berüchtigten Capitän durch die Luft herbeigeführt und, in den Schlund des Kraters hinabfahrend, mit sich gerissen habe. — Gern hätte ich die Dämmerstunde auf dem Meer genossen; doch waren die Neckereien eines Mitreisenden nur allzu begründet. Seltsam! Ich hatte Niemanden angeknurrt und von dem als trefflich gerühmten Mahle nur etliche Löffel Suppe genossen; aber hienieden muß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Es ist mir nicht erinnerlich, ob zuerst die sicilische Küste aus unserem Gesichtskreis oder ich unter Deck versank. So viele gute Laune aber blieb mir noch in meinem immerhin erträglichen Elend, daß ich ein bayerisches vierzeiliges „Trutzlied" auf jenen Necker dichtete und durch B., welche mit schwesterlichem, wenn auch lächelndem Mitleid mich besuchte, ihm vermelden ließ.

Mit seine blauen Glaaseln der,
Was schaugt jetz der so fürnehm her!

Bald wird er daaſi (kleinlaut), kimbt er dro;
Nah (dann) ruffſt mih, gelt, nah ſchaug ih'n o.

Der frische Morgenwind des nächsten Tages blies erquickend in manch ein bleiches Angesicht und nachlässig geordnetes Haar; die Gequältesten freilich sah man nicht; denn kaum eingeschifft, verschwinden sie und tauchen als die letzten auf, wenn die Anderen das Schiff schon verlassen. Wer aber einigermaßen wandeln konnte, suchte die reine Seeluft, die ihn auch sicher gestärkt hätte, wäre sie im Bereich des Schiffes zu haben gewesen; aber da war Alles nur Tabakwolke. Wenn je, so tritt bei solcher Gelegenheit der Egoismus, der in diesem Vergnügen des Rauchens liegt, zu Tag.

Capri stieg auf, der Golf von Neapel breitete sich aus, Sicilien lag nun wirklich nach Raum und Zeit hinter uns, der lebendige Wunsch eines greisen, aber noch in feuriger Theilnahme erregbaren gütigen Vaters war erfüllt: Wir hatten, wenn auch im Flug, das schönste Land seiner Jugend- und Reiseerinnerungen geschaut.

Du hast, o Leser, aus diesen Mittheilungen wenig Neues, geschweige Wichtiges erfahren; was du aber erfuhrest, waren mitunter Dinge, die dich zur Frage berechtigen mochten, warum ich Andere mit so mangelhaften Berichten behellige. Denn wenn wir sehr rasch gereist sind, wenn ich nur wenig der italienischen Sprache kundig war und wenn ich ob Uebermüdung kein Tagebuch geführt, sondern zur Auffrischung meines Gedächtnisses nur flüchtig geschriebene Briefe besitze, befällt mich billig die Furcht, auch manches Schiefe und Unrichtige vorgebracht zu haben. Aber was willst du? Dachte ich denn nur im Traume daran, mit so leichter Waare vor das Publikum zu treten? Und nun gar vor das Publikum der vornehmen gelben Blätter! Aber Herr Franz Binder wußte mir den Versuch so lockend, so appetitlich darzustellen, daß ich nicht zu widerstehen ver-

mochte und diese Aufzeichnungen begann. Und wen trifft nun die Verantwortung, wenn nicht den verantwortlichen Redakteur?

LIV.

Von zweierlei pädagogischen Versammlungen und ihrer Bedeutung.

Bekanntlich tagte zu München in der Zeit des 20. bis 23. August d. Jrs. die fünfte Hauptversammlung des „bayerischen Lehrervereins". Wenige Tage darnach (2. bis 5. September) fand die erste Generalversammlung des „katholisch pädagogischen Vereins" — von da ab „katholischer Erziehungsverein" sich nennend — zu Dettelbach in der Nähe Würzburgs statt. Nach den Angaben der öffentlichen Blätter betheiligten sich an der erstgenannten Versammlung bei 2500 Mitglieder des Vereins (einige Blätter stellen sie auf nahezu 3000); an der letztgenannten nahmen bei 700 Antheil. Die Mitglieder des „katholischen Erziehungsvereins" dürften sich auf 1200 belaufen; die des „allgemeinen bayerischen Lehrervereins" beziffern sich nach den in der letzten Vereinsversammlung gegebenen Aufschlüssen auf 9850, worunter 2937 dem wirklichen Lehrerstande nicht angehören. Nach der ministeriellerseits dem seinerzeitigen „bayerischen Schulgesetzentwurfe" angefügten „Statistik" von 1865/66 (ob inzwischen eine neuere erschienen, ist mir nicht bekannt) beträgt die Gesammtzahl aller bayerischen Lehrer 9062. Demgemäß stünden dem letztgenannten Vereine zur Stunde noch (oder bloß?) 2149 wirkliche Lehrer ferne.

„Zahlen sprechen“, sagt man so gerne in unserer Zeit und Niemand wird läugnen, daß in dieser Hinsicht der „katholische Erziehungsverein“ und seine erste Generalversammlung nicht entfernt sich mit dem „allgemeinen bayerischen Lehrerverein“ und seiner fünften Hauptversammlung messen kann. Und doch entscheiden die bloßen Zahlen, so hoch oder niedrig sie an sich auch seyn mögen, noch nicht Alles. Das in solchen Vereinen und Versammlungen zunächst und hauptsächlich Entscheidende ist der in ihnen herrschende Geist, die Principien, die sich da geltend machen, die auf ihnen beruhenden, von ihnen inspirirten Bestrebungen.

Hierin gehen die beiden Vereine und ihre jüngst gepflogenen Versammlungen weit, sehr weit auseinander; ja, sie sind sich gerade in der Hauptsache contradiktorisch entgegengesetzt. Nicht zwar rücksichtlich der Ziele, die sie sich gesteckt haben. Beide Vereine und dem entsprechend ihre zeitweiligen Versammlungen bezwecken in persönlicher Hinsicht die Förderung der ihnen am nächsten liegenden Standesinteressen, in sachlicher Hinsicht die des öffentlichen Unterrichts- und Erziehungswesens, so weit dasselbe innerhalb des Rahmens der „Elementar- oder Volksschule“ sich zu bewegen hat. Treffen sie nun auch rücksichtlich des einen Zieles „Förderung der Standesinteressen“ zusammen, so weichen sie doch in Verfolg des andern Zieles insoweit grundwesentlich von einander ab, als sie dabei von ganz entgegenstehenden Principien ausgehen und folgerichtig zu ebenso entgegenstehenden Bestrebungen auf dem inneren, geistigen Boden des Volksschulwesens gelangen; mit Einem Worte: die Förderung des Volksschulwesens ist das Endziel der beiden Vereine, aber der geistige Inhalt, mit dem sie es füllen wollen, steht sich diametral entgegen. Dieser ist aber gerade die Hauptsache, der tiefinnerste Kern, und hierin divergiren beide so sehr, daß sie als „feindliches Brüderpaar“ wohl noch manch eine Zeit sich gegenüberstehen werden.

Wären nun beide Vereine von der Beschaffenheit so

mancher anderen, die ebenso gut nicht existiren könnten, ohne daß dem öffentlichen Leben dadurch irgendwie ein Schaden oder Nutzen zu Theil würde: so könnte man über sie geruhlich schweigen. Aber die in Rede stehenden Vereine und ihre jüngsten Versammlungen haben durch die Tragweite ihrer aufgestellten Principien eine gewisse höhere Bedeutung, sie greifen ebenso sehr in unser religiöses als sociales Leben ein, so daß sie eine nähere Besprechung auch in diesen Blättern sehr wohl verdienen.

Beide Vereine verdanken ihr Entstehen wie ihr Bestehen einem geschichtlichen Entwicklungsprozesse. Man würde sich nämlich sehr täuschen, wollte man sie als das bloße Produkt einer eben herrschenden Zeitlaune (wenn dieß Wort erlaubt ist) betrachten; vielmehr ist die Frage: welches die rechte Lehre von der Erziehung des Menschen sei? ihre Geburtsstätte.

War Pädagogik, d. i. die Lehre von der Erziehung des Menschen schon im grauen Alterthume bekannt, so hat die erziehungs= und erlösungsbedürftige Menschheit doch erst in der Person Jesu Christi Alles erhalten, was sie bedurfte. Er war, ist und wird ewig bleiben das höchste, erhabenste und unerreichbare Ideal des Menschen und seines Geschlechtes. Aber in Ihm wurde gleichzeitig auch Alles gegeben, was möglich macht, daß der Erdgeborne das Ziel erreiche, zu dem der menschgewordene Sohn Gottes wieder den Pfad und Aufgang eröffnet hat. Und so ist in Ihm und dem Eintritt seines Werkes und seiner Lehre in die Welt die rechte Lehre von der Erziehung des Menschen, weil auch das geeignete und allein wirksame Mittel dazu gegeben worden und zwar für immer und ewig.

Dieß war auch der leitende Grundgedanke der privaten und öffentlichen Erziehung bis zu Eintritt jener unglückseligen Glaubensspaltung, welche in ihrem Verlaufe auch das Gebiet der Pädagogik berührte. Die neue Kirche entwickelte nämlich in diesem Betreffe je länger desto mehr

eine immense Thätigkeit. Es begreift sich das sehr leicht, wenn man bedenkt, daß es hier galt den neuen Glauben zu begründen und rücksichtlich seiner Zukunft sicher zu stellen, was doch sicherlich am erfolgreichsten durch die Schulen geschehen konnte. Die „alte Kirche" dagegen hatte nach den einmal gegebenen Verhältnissen vorerst nur zu sorgen ihren Nachwuchs im alten Glauben zu erhalten. So konnte sie sich selbstverständlich vorerst nicht sonderlich einläßlich mit der Erziehungskunde befassen. Diese wurde um so lebhafter auf der andern Seite betrieben. Bald aber gerieth sie in die Hände der „Wissenschaft", d. h. nicht mehr so fast Pädagogen von Fach waren ihre Bearbeiter geworden, als vielmehr die eigentlichen „Gelehrten", welche im Laufe der Zeit die Schule immer mehr dem Christenthum und der Kirche entfremdeten. Das konnte nun nicht ohne wohlthätigen Rückschlag auf die Katholiken bleiben, insoferne sie dadurch genöthiget waren, die christlichen Erziehungsgrundsätze desto nachdrucksamer und in wissenschaftlicher Form zu verfechten.

So standen sich schon zu Anfang dieses Jahrhunderts zwei Richtungen gegenüber: die eine verfocht die Erziehung des Menschen auf der Grundlage des vernünftigen Denkens mit Ausschluß des Einflusses der positiven Religion auf das Erziehungsgeschäft; die andere hält fest an ihr als der einzig sicheren und wirksamen Grundlage aller und jeder Erziehung.

Dieser Gegensatz war lange Zeit ein latenter geblieben. Die Confession hatte ihre „confessionelle Schule". Sie war gewährleistet durch feierliche Staatsverträge wie durch eine langjährige Praxis, und so machte sich der obige Gegensatz fast durchgängig nicht im Leben, desto mehr aber in der pädagogischen Wissenschaft bemerkbar. Die große Masse war hievon so viel wie nicht berührt. Man ließ die Herren Pädagogen sich weidlich streiten und ging seiner Wege. Nur einmal — im Drang- und Sturmjahr 1848 — machte sich der Gegensatz praktisch bemerkbar, insoferne das weiland Frankfurter Parlament in die Grundrechte das Princip von

der „confessionslosen Schule" aufnahm. Doch das Parlament scheiterte an der doktrinären Professoren- und Advokatenweisheit ebenso gut, als an dem Widerwillen der durch Hülfe der Kirche sich allmählig wieder ermannenden Regierungen; die Grundrechte wanderten in den — Papierkorb und damit auch das Princip der confessionslosen Schule als der intendirten Form der künftigen „deutschen Volksschule" in ausschließlicher Staatsregie.

Inzwischen aber begann es unter dem Lehrerstande zu gähren. Seine materielle Lage war vielfach nicht bloß eine unerquickliche, sondern geradezu unleidliche geworden, namentlich in der Richtung auf die so tief greifende Versorgungsfrage für den Fall persönlicher Dienstuntauglichkeit wie für den Fall von Hinterlassung verwaister Wittwen und Kinder. War es nun zunächst dieser Umstand, der die Lehrerschaft veranlaßte sich ernstlichst um die Mittel zur Verbesserung ihrer zeitlichen Lage umzusehen, und brachte sie diese gemeinsame Noth sich allmählig näher, daß sie, von der Macht der Vereinigung überzeugt, aus ihrer seitherigen vielfachen Zersplitterung heraustraten, so haben dazu auch noch anderweitige Momente mitgewirkt, die vornehmlich im Zusammenhange mit den durch die veränderten Zeitverhältnisse gesteigerten Forderungen standen, welche an Lehrer und Schule gestellt wurden und sonach sich hauptsächlich auf dem pädagogischen Boden bewegten.

Was nun zunächst den bayerischen Lehrerstand anbelangt, so begann er — wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt — zu Anfang der 60ger Jahre im Vereinswege sich enger zu verbinden und gegen Ende des J. 1864 erschien die „Denkschrift des bayerischen Lehrervereins" öffentlich im Drucke. Dieselbe stellte sowohl in persönlicher wie streng sachlicher Hinsicht genau formulirte Grundsätze als leitende Norm für die in Aussicht gestellte Organisation der bayerischen Volksschule auf und kann somit mit vollem Rechte als das „Programm" des bayerischen Lehrerstandes bezeichnet werden. Eine

der Folgen desselben, soweit sie zunächst in das Gebiet des damit bethätigten Vereinslebens fielen, waren die regelmäßig wiederkehrenden General- oder Hauptversammlungen. Seit Bestehen des besagten Vereins sind ihrer fünfe gehalten worden, wovon die letzte zu München gegen Ende August's stattfand.

Neben diesem „allgemeinen bayerischen Lehrerverein" und unabhängig von ihm constituirte sich aber nach etlichen Jahren ein anderer, zweiter, der „katholisch pädagogische Verein". Dieser lehnte sich in den ersteren Jahren seines Bestehens an die „katholischen Generalversammlungen Deutschlands" an, da er bei seiner anfänglich geringen Mitgliederzahl nicht selbstständig auftreten konnte. Erst im heurigen Jahre hielt der Verein, wie oben angegeben, seine erste Hauptversammlung. Sein Entstehen verdankte er, auffallend genug! dem „allgemeinen bayerischen Lehrerverein". Wie das gekommen, wird ein Blick auf die innere Geschichte des letzteren darthun.

Das Programm von 1864 erlitt, wie sich Ihre Leser sicher noch erinnern werden, gleich nach seinem Erscheinen die verschiedensten Beurtheilungen. Es fanden zwar darin nicht bloß katholische, sondern auch protestantische Stimmen manch „ein Haar". Daß aber gleichzeitig gerade die Vertreter und Verfechter der fortgeschrittenen „modernen Pädagogik und Schule" von dem ganzen Opus nicht sonderlich erbaut waren, vielmehr meinten „das Ding sei noch viel zu zahm", beweist eben, daß das Programm im großen Ganzen noch immer jenen leitenden Principien Rechnung trug, welche bis dahin die Grundlage des Volksschulerziehungs- und Unterrichtswesens gebildet hatten. So lag denn dasselbe noch ziemlich weit ab vom pädagogischen Radikalismus wie Rationalismus.

Inzwischen consolidirte sich der Verein nach zwei Richtungen hin immer mehr. Einmal, indem er seine Vereinsgrundsätze nach innen mit wachsender Energie festhielt, und

dann, indem er nach außen für die Vereinszwecke auch aus der Reihe von Nichtlehrern Theilnehmer und Förderer zu gewinnen strebte. Bin ich nun nicht völlig im Irrthume, so wurden in letzterer Hinsicht dem Vereine weit mehr politische als pädagogische Elemente eingefügt. Ob hieran alle Lehrer als solche, soweit sie Vereinsmitglieder waren, ein besonderes Gefallen hatten, steht dahin. Wenigstens verlautete, daß mancher derselben mit deßfallsigen Bedenken nicht hinter dem Berge gehalten habe. Doch dem sei wie ihm wolle: der Verein wuchs und erstarkte mit jedem Jahre mehr. Die persönlichen Standesinteressen in Form der Frage nach Gehaltsaufbesserung, der Lage der Lehrerwittwen und Waisen u. dgl. gingen sichtlich einer gedeihlichen Lösung entgegen. Der Verein betheiligte sich durch Delegirte an den allgemeinen deutschen Lehrertagen, an denen in Oesterreich u. s. w., wie er selbst in seinen nur einmal (durch den Krieg von 1870) unterbrochenen Hauptversammlungen von seinem Gedeihen Zeugniß ablegen konnte. Inzwischen aber gewann jenes pädagogische Element immer mehr Raum, das zu den im alten Programm von 1864 aufgestellten Principien nicht recht mehr passen wollte. Das war auch Jenen allmählig klar geworden, welche den herrschenden Geist des Vereins und seine leitenden Grundgedanken aus dem Vereinsorgane, der „bayerischen Lehrerzeitung", sich zurecht zu legen bemüht waren. Sie konnten sich nicht verhehlen, daß in dem Organ immer deutlicher ein gegen die Kirche und ihre gesetzlichen Vertreter feindseliger Geist und ebenso die — moderne Pädagogik obenauf kamen.

Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Man fragte sich mit Recht: wohin das führen solle? Man fand, und gewiß nicht ohne die vollste Berechtigung, daß solcherweise die „Volksschule" in Bahnen gelenkt zu werden drohe, wohin sie zu führen der Verein von allen denen kein Mandat hatte, welche in erster Reihe die Schule unterhalten müssen, und das ist das noch gläubige christliche Volk in seiner über-

wiegenden Mehrheit. Daß das besagte Vereinsorgan die tiefinnerste Gesinnung des **gesammten** Lehrerstandes, soweit er dem Vereine angehört, repräsentiren sollte, das glaubte kein Denkender und glaubt es auch heute noch keiner, der jemals Gelegenheit hatte eine größere Anzahl derselben persönlich und näher kennen zu lernen. — So legte sich den Katholiken je länger desto mehr der Gedanke nahe, einen eigenen Verein zu gründen, nicht um so ein Paroli zu bieten, sondern vielmehr um die **katholischen** Erziehungsgrundsätze in Ansehung des wachsenden Gegensatzes mit vereinten Kräften um so nachdrucksamer zu vertheidigen.

Solcherweise entstand nach den mehr äußern Gründen betrachtet „der katholisch pädagogische Verein". Er war das Produkt der Nothwehr. Man hat seinerzeit über ihn mit mancherlei harten und schimpflichen Worten geurtheilt, namentlich seinen Hauptbegründer, Herrn Lehrer **Ludwig Auer**, mit Verdächtigungen aller Art, die selbst bis zur Verläumdung sich erweiterten, übel behandelt*); aber der Verein ist nunmehr in den Hauptbeweggründen seines Ent- wie Bestehens sattsam gerechtfertiget. Die fünfte Hauptversammlung des bayerischen Lehrervereins hat hiezu das ausgiebigste Beweismaterial geliefert. Bei dieser Gelegenheit wurde nämlich das ursprüngliche Programm von 1864 nicht bloß gänzlich verlassen, sondern ein diametral entgegengesetztes an dessen Stelle gebracht. Es dürfte sich der Mühe lohnen, dieß durch einen kurzen Rückblick auf das besagte ursprüngliche Programm zu begründen.

Was in diesem Programm als Anklang an „pädagogischen Radikalismus" gelten konnte, war hauptsächlich die Erörterung über die Frage von der „Schulleitung und Schulaufsicht" und zwar vornehmlich in der Richtung auf die „Lokalinspektion". So wie diese bis dahin in Bayern be-

*) Und zwar gerade von Seite des — Hauptausschusses des bayerischen Lehrervereins!

stand und noch bis jetzt besteht, war und ist sie nur der Mandatar des „Staates", der seit langem die Aufsicht und Leitung des gesammten Volksschulwesens an sich genommen hatte. Für die Kirche und beziehungsweise ihre gesetzlichen Vertreter war sie aber in der einmal bestehenden Form gleichzeitig der concrete Ausdruck und damit die Bürgschaft für ihr Mitanrecht auf die Schule. Indem aber das Programm unter Befürwortung der Nothwendigkeit der Aufhebung der Lokalinspektion für die ungeschmälerte Fortdauer dieses eben besagten Mitanrechtes auf die Schule keinerlei anderweitige Form oder Modalität aufstellte oder vielleicht eine solche gar nicht aufzustellen wußte, mochte sich bei Manchem der Gedanke nahe legen, man habe es hier offenbar mit einer versteckten zwar, aber darum nicht minder kirchenfeindlichen Tendenz und zwar mit jener leibhaften der „modernen Pädagogik" zu thun, welche bekanntlich principiell von der Kirche als solcher in der Schule nichts wissen will. Darum war dieß auch der Punkt, der am meisten Anstoß erregte. Aber, ohne ungerecht zu seyn, darf nicht außer Acht gelassen werden, daß das Programm von 1864 Seite 41 ausdrücklich erklärt „weder einer strengen, gerechten, zeit- und zweckmäßigen Aufsicht überhaupt, noch insbesondere einer Aufsicht von Seite des geistlichen Standes" sich entziehen zu wollen; daß „nach wie vor ein Geistlicher zum Distriktsschulinspektor und der Ortsgeistliche als Vorsitzender der Ortsschulpflege gewünscht werde", und sonach der in dieser Hinsicht eingenommene Standpunkt von damals noch sehr entfernt lag von dem in derselben Richtung jüngst zu München vertretenen Standpunkt, wobei sich überdieß noch in Ausdrucksformen ergangen wurde, die der „Würze des Geistes" zu sehr entbehren, um sie in diesen Blättern der Aufzeichnung und damit der Erhaltung zu Nutz und Frommen künftiger Geschlechter würdig zu erachten.

In anderen sehr wesentlichen Stücken dagegen sprach sich das Programm so correkt als möglich aus. So z. B.

läßt es sich (S. 26) rücksichtlich des „Lehrinhaltes der Elementarschule" folgendermaßen vernehmen: „Die Unterrichtsgegenstände der Elementarschule, also den Lehrinhalt derselben anlangend, so gebührt in Ansehung des Zweckes, das Kind frühzeitig auf das Endziel unseres Daseyns, auf das höhere Leben in der Gemeinschaft Gottes hinzuleiten, seiner ganzen Lebensrichtung die Weihe des Göttlichen zu geben, es dadurch in die sittliche Welt einzuführen, ihm feste auf der gottgeoffenbarten Wahrheit ruhende Grundsätze zur Ausgestaltung seines inneren Lebens wie zur richtigen Erfassung seines Verhältnisses zu Gott und seinen Nebenmenschen einzuprägen, ohne alle Frage dem Religionsunterrichte mit biblischer Geschichte die erste Stelle."

Offenbar ist hiemit die Volksschule nicht bloß als eine Unterrichts- sondern auch ebenso sehr und in erster Reihe als Erziehungsanstalt auf christlicher Grundlage gezeichnet. Und damit ja kein Zweifel obwalte, was sich das Programm darunter denke, hat es dieselbe genau als „die gottgeoffenbarte Wahrheit" bezeichnet, als auf welcher allein die festen Grundsätze für das höhere Leben in der Gemeinschaft Gottes, dieses Endzieles des menschlichen Daseyns, beruhen. Indem es sodann solcherweise seinen „Religionsbegriff" und damit das eigentliche Wesen des intendirten Religionsunterrichtes als den positiven schlechthin bezeichnete, hat es von vornherein alle Möglichkeit abgeschnitten, ihm den Vorwurf eines verwässerten, rationalistisch gefärbten Religionsbegriffes zu machen. Implicit hat es aber auch festgestellt, daß der gesammte übrige Lehrinhalt also der eigentliche „Unterricht" in der Elementarschule mit diesen festen, auf der gottgeoffenbarten Wahrheit ruhenden Grundsätzen nicht collidiren dürfe, damit der große Endzweck „das Kind frühzeitig auf das Endziel unseres Daseyns hinzuleiten" nicht vereitelt und so wieder niedergerissen würde, was der „Religionsunterricht und die biblische Geschichte, dieser Unterrichtsgegenstand an erster Stelle" aufbauten.

Ganz conform hiemit und in Form eines logischen Corollars hat darum das Programm (S. 30) die „aushilfsweise Ertheilung des Religionsunterrichtes durch den Lehrer" gleichfalls festgestellt und dieß speciell auch aus dem Grunde motivirt, „weil es dem (zeitweilig vielleicht verhinderten oder geschäftsüberbürdeten) Geistlichen nach seiner ganzen Stellung obliege, den erwachsenen Kirchengemeindegliedern die jüngeren nachzubilden." Es hat sonach das Programm die Volksschule auch als **Hülfsanstalt der Kirche** anerkannt, sonst wäre es unerfindlich, wie es hätte die „theil- oder aushülfsweise" Ertheilung des Religionsunterrichtes und zwar des „confessionellen" durch den Lehrer als eine der wünschenswerthen Bestimmungen im „zu erlassenden Schulgesetze" bezeichnen können.

Daß das mehrbesagte Programm von der Grundanschauung bezüglich der Schule auch als einer Hülfsanstalt der Kirche geleitet war, bezeugt es ferner S. 6, woselbst es sich in folgender Weise ausspricht: „Die Entstehung der heutigen schulgemeindlichen Volksschulen aus Kirchschulen im engsten Sinne des Wortes, hat den erstern bisher durchgängig den Charakter der **Confessionsschulen** aufgeprägt. Es möchte darum aus dieser historischen Basis abzuleiten seyn: daß den in einer Gemeinde zur Zeit für die verschiedenen Confessionen errichteten gesonderten Schulen der confessionelle Charakter belassen werde."

Das Programm geht sogar noch um einen Schritt weiter, indem es in Mischorten den in der Minderzahl befindlichen Confessionsverwandten, für den Fall daß sie noch keine eigene confessionelle Schule hätten, das Recht vindicirt, unter Beobachtung der gesetzlichen Cautelen „eine eigene Confessionsschule" begründen zu können, und die Gründung von „größeren **Simultanschulen**" speciell auf den Fall restringirt, daß in einer Schulgemeinde „mehrere gering frequentirte Confessionsschulen" sich vorfänden.

Die im Programm herrschende Grundanschauung von

der Volksschule als einer „confessionellen, auf dem positiven Christenthum fußenden öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalt“ findet darum ihren geeigneten Ausdruck auf Seite 3, woselbst sie principiell als die öffentliche Unterrichts- und Erziehungsanstalt bezeichnet wird, welche dem Staate und der Kirche ebensowohl als der Gemeinde zu dienen hat.“ Und das war der Hauptsache nach noch immer die rechte Lehre von der Erziehung des Menschen durch die Volksschule.

Vergleicht man nun aber mit alle Dem was jüngst zu München proklamirt wurde, so sieht sich jeder christlich-gläubige Schulmann zur schmerzlichen Frage gedrängt: welch tiefgreifende geistige Wandlung ist mit dem bayerischen Lehrerverein innerhalb der kurzen Zeit von acht Jahren vor sich gegangen, daß er es über's Herz bringen konnte, auf einmal nicht bloß ganz untreu seinem ursprünglichen Programm zu werden, sondern unter Verläugnung aller dereinst aufgestellten christlich-pädagogischen Erziehungs-Principien die entgegengesetztesten, die der „modernen Pädagogik“ zum Programm zu machen und dadurch in der „Entwicklung der Schule“ um ein Jahrhundert zurückzugehen*)?

*) Das ist nicht zu viel, es ist noch nicht einmal genug gesagt; denn das formale Princip dieser „Erziehungskunde“ ist das der „Entwickelung“ des Menschen; aber ihr ganzes Werk ist bloß dieß Eine: sie empfängt einen unentwickelten Naturmenschen und gibt einen entwickelten Naturmenschen zurück, er mag nun viel verständiger seyn, mag jetzt sehr viel wissen, mag sich diese oder jene Angewöhnung oder Geschicklichkeit zu eigen gemacht haben; aber seine Natur ist nicht verändert, nicht veredelt, er ist, der er war von Anbeginn. Dieses Erziehungssystem und Princip ist aber kein christliches mehr; darum negirt es auch consequenterweise jeden berechtigten Einfluß der positiven Religion auf die Erziehung, der „festen Grundsätze der gottgeoffenbarten Wahrheit“ und duldet höchstens noch den Einfluß einer Religion ohne — „Dogma“. Diese Erziehungskunde ist darum überdieß auch niedrig, unvollkommen und vernunftwidrig und steht

Der Verein trat völlig als Anwalt der — Communalschule auf und bezeichnete sie als Postulat der Zeit. Indem aber dieses Princip zu München adoptirt ward, kann es nicht mehr Wunder nehmen, wenn gleichzeitig der Krieg gegen die vor acht Jahren noch verfochtene Confessionalität der bayerischen Volksschule in Aussicht gestellt und jede jetzige wie künftige Verständigung mit den gesetzlichen Vertretern der Kirche perhorrescirt und abgelehnt wurde.

Oder ist es mit Sätzen, wie die folgenden, anders bestellt? „Vom Uebel ist es und fern vom Zwecke der Volksschule, den Geist des Kindes schon in frühester Jugend mit der confessionellen Zwangsjacke bekannt zu machen." „Im Cultus der Vernunft suche die Pädagogik ihre schönste Aufgabe! Im geraden Gegensatze hiezu steht die confessionelle Partei, welche den Menschen als ein grundverdorbenes, dem Teufel verfallenes Geschöpf hinstellt, das nur unter der kirchlichen Zucht zu einem brauchbaren Geschöpfe herangebildet werden könne." „Daß die Confession oder das Dogma heute noch unsere Volksschule trenne, ist ein Anachronismus und mit den gegenwärtigen socialen Verhältnissen im offenbarsten Widerspruche."

Bekanntlich sind solche und ähnliche Anschauungen unserer „liberalen" Presse sehr geläufig. Man könnte darum fast versucht seyn die Meinung auszusprechen, daß sie auf der Rednertribüne der Lehrerversammlung zu München als plagiatorische Copie sich lediglich in die faltige Toga des „strengpädagogischen Gewandes" warfen, um als neue pädagogische Weisheit zu paradiren und gleichzeitig den ungetheilten Beifall aller liberalen Kirchenstürmer auf die wohlfeilste Weise sich zu verdienen.

Allein der hitzige Eifer und Nachdruck, mit welchem

---

noch unter dem Begriffe, den die vorchristliche Welt hievon hatte; dieser war ein höherer, als daß sie ihr die bloße Entwickelung des im Menschen Gelegenen zur Aufgabe gestellt hätte.

gleichzeitig für die Communalschule als das „Hauptprincip der modernen Pädagogik“, also der Pädagogik schlechthin, Lanze um Lanze eingelegt und versichert wurde: „wir können nur dann mit der Geistlichkeit Hand in Hand gehen, wenn ihre Principe nicht auf Syllabus und Encyklika (wie Viele werden beide je nur zu Gesicht bekommen haben!) basirt sind und wenn sie sich in Wahrheit als Träger der Cultur betragen“ — zeigt zur Genüge, daß wir es ganz ernstlich nicht etwa mit einem neuen, dem älteren von 1864 entgegengesetzten Programm, sondern geradezu mit einer programmmäßigen leidenschaftlichen Agitation zu thun haben, welche keineswegs mehr die persönlichen Standesinteressen im Auge hat, sondern sich allein und sonst keinem von allen dabei betheiligten Faktoren die definitive Lösung der Schulfrage vindicirt. — Zu diesem Urtheile ist man um so berechtigter, als am Schlusse der Versammlung emphatisch gerufen wurde: „Sagen wir es den Gegnern, daß wir stets als Männer handeln wollen, daß wir jede Sache reiflich prüfen, um (uns) ein sicheres Urtheil zu bilden, und dann erst zur Sache selbst Stellung nehmen *).“

Demgemäß hat also der Verein, wenigstens in seinen Leitern und Führern, erst nach vorausgegangener reiflicher Prüfung der Frage nach „Entconfessionalirung der Volksschule“ und der „confessionslosen Communalschule“ auf Grund des dadurch erlangten sicheren Urtheils Stellung genommen und beides zu erreichen und durchzuführen à tout prix, als das ausgesprochene Ziel seiner neuesten Strebung proklamirt?

Man ist nicht berechtigt, in die obige öffentlich abgegebene Versicherung einen Zweifel zu setzen; aber man ist auch ebenso berechtigt zu fragen: waren vielleicht die im Programm von 1864 ausgesprochenen leitenden Grundsätze

*) Diese und die anderen angezogenen Stellen sind den Nummern der Augsburger Abendzeitung vom 21. bis 24. August entnommen.

nicht auch von „Männern" aufgestellt, nicht auch zuvor „reiflich geprüft"? Waren sie vielleicht das bloße Produkt der Uebereilung, oder einer Akkomodation an die eben herrschende Geistesrichtung des großen Haufens? Oder waren sie vielleicht durch die Umstände abgezwungen, durch den Druck äußerer Verhältnisse aufgenöthigt?

Hierüber gibt uns das Programm (die Denkschrift) auf Seite 98 den vollständigsten und klarsten Aufschluß. Nachdem vorausgeschickt wird: „daß der Schullehrerstand in Folge seiner beruflichen Einweihung in alle einschlägigen Verhältnisse am sichersten die Mängel des Schulwesens wie die Mittel zu ihrer Beseitigung kenne", und nachdem beigefügt wird, „daß der Hauptausschuß des bayerischen Lehrervereins von diesem Gedanken geleitet, sich die keineswegs leichte Aufgabe gestellt habe, das Gebiet der einer zeitgemäßen Verbesserung dringend bedürfenden Volksschule prüfend zu durchwandern, um Handhaben der Förderung derselben aufzufinden" — heißt es weiter: „Zu diesem Zwecke wurden sämmtliche, dem bayerischen Volksschullehrervereine verbundenen Bezirksvereine um Kundgabe ihrer dießbezüglichen Wünsche und Vorschläge aufgefordert, das erwachsene Material gereifteren Fachmännern als Specialreferenten zur Sichtung überwiesen, sodann eine Conferenz von Volksschullehrern aus allen Provinzen des diesseitigen Bayern — um so allen Rücksichten gerecht zu werden — nach Bamberg berufen, um die vorgelegten, das Gesammtgebiet der Volksschule nach sachlichen und personellen Beziehungen umfassenden Referate eingehendster Prüfung zu unterziehen, und den Inhalt derselben auf einheitliche, zwar dem zeitgemäßen Fortschritte huldigende, jedoch auf das bewährte Hergebrachte fußende Principien zu stellen."

Die leitenden Principien des Programms von 1864 waren demnach nur das Produkt reiflichster und möglichst allseitiger Prüfung, und ich bin überzeugt, sie bilden heute noch im Wesentlichen das Credo der weitaus meisten katholischen Volksschullehrer, soweit sie dem Vereine angehören.

Wenn man nun die diametral entgegengesetzten Principien, wie sie in der jüngsten Hauptversammlung dargelegt wurden, betrachtet, so kann man diese nicht mehr die rechte Lehre von der Erziehung des Menschen nennen, und es erhebt sich für jeden Denkenden die Frage: wie ist diese Wandlung erklärbar? — Die 1864 also reiflich prüften, waren sicherlich doch auch „Männer", wie sich's die von 1872 zu München zu seyn berühmen? Woher nun die Umkehr nicht bloß, sondern der völlige Umsturz dessen was noch vor acht Jahren als das Palladium des Vereins angesehen ward, und worauf immer von neuem hingewiesen wurde als auf den unwiderleglichen Beweis von den keineswegs kirchen- und christenthumfeindlichen Tendenzen des Vereins, so oft von irgend einer Seite diese Besorgniß ausgesprochen wurde *)?

*) Zwar wurde auch in München „unter allseitiger Akklamation" gegen die „böswillige und verläumderische Unterstellung protestirt, als hege der Verein antichristliche Tendenzen." In der That ist diese „Akklamation" sehr gut begreiflich, da sicherlich eine ansehnliche Zahl von Lehrern Bayerns wahrhaftig nicht entfernt daran denkt, die ihnen anvertraute, zur Stunde noch confessionelle Volksschule in die „Gegenkirche" umzuwandeln. Aber nichtsdestoweniger ist angesichts der Agitation für die confessionslose Communalschule und was weiters noch bei der Plaidirung für sie daran gehängt wurde, das Recht verloren gegangen, diese „Unterstellung" eine böswillige Verläumdung zu nennen. Das ist allein schon durch den unerwidert gebliebenen Satz verloren gegangen: „daß es ein Uebel für die Schule sei, das Kind schon in seiner Jugend in die confessionelle Zwangsjacke zu stecken." Mit der Forderung nach der confessionslosen Communalschule, die erfahrungsgemäß gleichbedeutend ist mit der Beseitigung der Confessionen und ihres unveräußerlichen Rechtes auf ihre Existenz, ist dieß erst recht der Fall.

(Schluß folgt.)

LV.

Die alte Garde der grundsätzlichen Revolution.

(Schluß.)

Der Leipziger Anonymus kommt nun auf die „Verjudung des christlichen Staates", präciser der modernen Gesellschaft zu sprechen. Er beschränkt sich dabei auf Juda's Geldmacht und Tagespresse. Alles was er denkt, mag oder darf er nicht offen heraussagen. Zwischen den Zeilen aber läßt er deutlich genug den Vorwurf durchblicken, die Vaterlandslosigkeit oder der Kosmopolitismus des Juden sei mehr und mehr auf die Nichtjuden übergegangen, zum wesentlichen Momente der Verjudung der Gesellschaft geworden. Und so verhält es sich auch. Wohl leben wir unter der Herrschaft des unseligen Nationalitäten=Princips, allein gesunden Patriotismus, wahre und ehrliche Patrioten muß man am hellen Mittag trotzdem mit der Laterne suchen. Unser ideenloses Geschlecht wird von ganz andern Dingen bewegt und getrieben als von der Idee des Vaterlandes. Es gehört zur alten Taktik der treuesten Alliirten und Affiliirten Juda's, der Freimaurer nämlich, das was sie selber sind, wollen und leisten, den Gegnern in die Schuhe zu schieben. Demgemäß sollen die Ultramontanen, diese Allerwelts=Sündenböcke, unter anderm auch „vaterlandslose" Leute seyn.

In Wahrheit und Wirklichkeit freilich ist neben dem Juden Niemand vaterlandsloser und verjudeter überhaupt als gerade der Freimaurer. Facta loquuntur.

In starken Ausdrücken geißelt derselbe Verfasser die Geldwirthschaft der Juden. Die Geldliebe ist jüdischen Ursprungs. Dieselbe hat im Laufe der Zeiten zur ersten und wüthendsten Leidenschaft, zur nimmersatten Sucht sich gesteigert. Während der Nichtjude Geld erwirbt um zu leben und zu genießen, lebt der Jude um Geld zu erwerben. Der Mammon ist zum eigentlichen Gotte des Juden geworden. Für ihn ist die Gesellschaft das personificirte Geschäft; Nationalität, Vaterland, „die Ideen der Humanität" sogar interessiren ihn bloß insoweit der Geschäftsgang dadurch berührt wird. Der Verfasser meint, wenn die Culturwelt auf den Bahnen der Verjudung noch länger fortschreite, dann müßte die jüdische Geldherrschaft über die ganze Erde sich verbreiten und dem modernen Judenthum „eine Macht verleihen größer als irgend eine weltliche Macht, gewaltiger selbst als die des Jesuitismus" (S. 23). Der Mann hegt von der Macht des Jesuitismus eine viel zu große, von der des Judenthums dagegen eine viel zu geringe Meinung. Schon vor Jahrzehnten spottete der Dichter, die Fürsten Europa's vermöchten keinen Krieg anzufangen, „denn Bruder Rothschild gibt kein Geld." Wieviele Regierungen sind heute den beschnittenen Königen der Börse nichts schuldig? Was hängt heutzutage nicht vom Geldmarkte ab, den Juda vollständig beherrscht? In dieser Hinsicht haben die Juden die Weltherrschaft nicht erst noch zu erobern, für sie handelt es sich bloß noch um die Alleinherrschaft. Der Geist aber, der das Erwerbsleben der heutigen Gesellschaft in allen Höhen und Tiefen immer ausschließlicher beherrscht, ist der specifisch jüdische Wuchergeist — die liebeleere schrankenlose Selbstsucht. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ist zum Lebenselement des Jahrhunderts geworden. Dieselbe hat solche Dimensionen gewonnen, daß der katholische Geschäftsmann

als solcher der christlichen Liebe, Gerechtigkeit und Billigkeit jährlich weniger Rechnung zu tragen vermag, falls er sein Geschäft nicht gefährden und ruinirt sehen will. Dafür haben wir die sociale Frage und Gefahr!

Das Geld allein, dem Juden bis zu seiner Emancipation Mittel zum Zwecke und Zweck selbst, genügt ihm heute, da seine Gleichberechtigung im Staate gesichert erscheint, nicht mehr ganz. Sein Streben geht weiter, theils instinktiv, theils wohl überlegt: das Streben nach Weltherrschaft. „Der Jude ist schon heute der mächtige und unerbittliche Gläubiger des Christen, und er treibt seine große Forderung exekutiv ein durch — die Presse.“ Die Tagespresse, „das gewaltige Organ der öffentlichen Meinung, der politischen und moralischen Bildung, die größte der Großmächte“, ist in fast ausschließendem Besitze des Juden, und dadurch beherrscht er schon heute beinahe die ganze Welt. Treu wie im Talmud das innerste Wesen des vormittelalterlichen und mittelalterlichen Juden, spiegelt heute in der Judenpresse sich das des Reformjuden: Verneinung, Christus- und Kirchenhaß, Opportunitäts-Politik, schranken- und grundsatzlose Selbstsucht, alles durchsäuert vom Wuchergeiste. Ein treffenderes Wort über die formell nichtjüdische Presse hat wohl Niemand noch gesprochen als unser Fürsprech der Jüdinen. Er platzt heraus: „Die jüdische Tagespresse hat bereits ein so weites Terrain gewonnen, daß sie nicht mehr von den Juden redigirt zu werden braucht; es ist die christliche Presse schon so sehr verjudet, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden kaum noch erkenntlich: Opportunität anstatt moralischer Nothwendigkeit; anstatt der Synthese die leidige Analyse; keine Pietät für Großes, nur Werthschätzung des Momentes“ (S. 30).

Der Leipziger Anonymus stellt der Zukunft der Gesellschaft das trübste Prognostikon, falls der Verjudung kein Halt geboten werde. Als einzig wirksames Mittel weiß er kein besseres als — die Mischehe mit Juden. „Nun, man gestatte,

ohne alle Beschränkung, die Ehe zwischen Juden und Christen; man kreuzige nicht die welche Christum gekreuzigt, denn er hat ihnen verziehen, sondern man kreuze sie mit den Christen! Nur so kann und wird alles Widerwärtige und Gefährliche aus dem Wesen des Juden schwinden, sein Schiboleth unkenntlich werden, der alte Satz, der Jude kann nicht aufhören Jude zu seyn, sich als nichtig darstellen" (S. 31). Der physiologisch-moralische Rettungsvorschlag der Gesellschaft ist in Angriff genommen; solche Mischehen gehören in Wien, Berlin u. s. f. nicht mehr zu den Seltenheiten. Ueber den Vorschlag verlieren wir kein Wort.

Der Talmud soll ein veraltetes Buch, das Judenthum überhaupt ein „überwundener Standpunkt" seyn. Weder Professor Rohling noch der Leipziger Gesellschaftsretter oder gar Schreiber dieses zählen zu den maßgebenden Autoritäten. Ersterer verzichtet darauf selbst ein Endurtheil abzugeben. Er läßt Heroen der modernen Cultur reden, die von Jungisrael selber mit Pauken- und Trompetenschall fetirt werden, und citirt mit kluger Vorsicht die einschlägigen Schriften derselben. Der alte Kant ist mehr als geneigt, die „Palästiner" seiner Zeit als „eine Nation von Betrügern" zu betrachten und erachtet es als vergebliche Plage, die Juden „im Punkte der Ehrlichkeit moralisiren zu wollen." Fichte, der gefeierte Fichte erblickt in Juda einen fast durch alle Länder von Europa sich ausspinnenden mächtigen und feindseligen Staat, fürchterlich deßhalb, weil derselbe auf den Haß des ganzen menschlichen Geschlechtes gegründet und aufgebaut sei. Wörtlich gesteht er: „Den Juden Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein anderes Mittel als das, ihnen in einer Nacht die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht Eine jüdische Idee mehr steckt; und um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und sie alle dahin zu schicken." Die Blüthe humaner Menschen, der Erfinder der unendlichen Perfektibilität des Menschengeschlechtes ohne Christus, Herder

nämlich, betrachtet die Juden als ein in der Erziehung verdorbenes und deßhalb auch niemals zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangtes Volk, als ein Geschlecht von Parasiten und schlauen Unterhändlern, das nirgends sich nach einem Vaterlande sehnt. Würde Herder heutzutage im Berliner Reichsrathe sitzen, so würde er von der im Namen des Fortschrittes reaktionären Mehrheit als ein Urreaktionär behandelt. Eine Windsbraut „sittlicher Entrüstung" würde durch die jüdische und verjudete Tagespresse der ganzen Culturwelt rauschen, ließe er heute laut werden, was in den „Ideen zur Geschichte der Menschheit" schwarz auf weiß gedruckt steht: „Ein Ministerium, bei dem der Jude Alles gilt; eine Haushaltung, in der ein Jude die Schlüssel zur Garderobe und zur Kasse führt; ein Departement oder Commissariat, in welchem Juden die Hauptgeschäfte treiben; eine Universität, auf welcher Juden als Mäkler und Geldverleiher der Studirenden geduldet werden: das sind auszutrocknende pontinische Sümpfe." U. s. w.

Wir verzichten darauf, die nicht minder scharfen ja noch schärfern Aeußerungen protestantischer Zeitgenossen z. B. Arthur Schopenhauers, Wolfgang Menzels, der „Augsburger Allg. Zeitung" auch bloß anzudeuten. Audiatur et altera pars — ein Jude soll hier selber mitsprechen, ein Jünger Spinozas. Das wird um so eher am Platze seyn, weil nur zu wahr ist, was der Literarhistoriker Julian Schmidt klagt: „In dem geschäftlichen Zweige der Literatur, der Journalistik, bilden die Juden jetzt die ungeheuere Mehrheit. Daher die Empfindlichkeit, wenn man auf das Judenthum zu sprechen kommt. Fast sieht es so aus, als seien die Juden noch immer das auserwählte Volk und durch ein Privileg gegen die Angriffe geschützt, die sich jede andere Nation gefallen lassen muß. Gegen die Deutschen haben Börne, Heine und ihre (jüdischen) Glaubensgenossen eine ganze Skala von Schimpfwörtern angewandt vom „Bedientenvolk" an bis zum „Nachtstuhl", und gegen das Christenthum nicht minder;

wagt man es aber auf den ewigen Judenschmerz zu lästern, wagt man es zu bezweifeln, daß Shylok ein Märtyrer war, so ringt die gesammte Journalistik über den Mangel an Aufklärung und Toleranz die Hände. Tadelt man die Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation, so ist das ein Angriff auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit; kritisirt man die religiösen Gebräuche, so ist es ein Hohn gegen ein Martyrervolk."

Vor uns liegt die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" Nummer 2. Darin verherrlicht ein jüdischer Literat in Moses Mendelsohn das moderne Judenthum für exclusiv-jüdische Kreise*). Der Verfasser leitet ein, indem er neben Alexander den Großen und Julius Cäsar die napoleonischen Imperatoren, neben die römischen Tribunen nicht bloß Washington sondern einen Garibaldi stellt. Neben den biblischen Moses als ebenbürtig setzt er den mittelalterlichen Maimonides und neben beide den modernen Mendelsohn. Mosche ben Rabenu, Mosche ben Maimon und Mosche Mendelssohn sind ihm eine „heilige Namens-Trias", alle drei „Reformatoren des Judenthums", und er macht sich daran, von seinem pantheistischen Standpunkte aus die „Grundideen dieser colossalen Lichtfiguren der jüdischen Geschichte" auseinanderzusetzen.

Zunächst behauptet Herr Mieses, der Kastengeist der Aegypter, die grausamen Gesetze legitimer Pharaonen, gestützt „auf eine mit geistigen und weltlichen Gütern dominirende Priesterwirthschaft, hätten vor den Emigrantensöhnen Jakobs, die von Einheits- und Freiheitsideen in Lehre und Leben durchdrungen und einen contrastirenden freisinnigen Staat im Staate bildeten", auf die Dauer nicht zu bestehen vermocht. Das Palladium des Volkes Jeschurun habe stets

*) „Jüdische Parallele. Ein Wort zur Gedächtnißfeier Moses Mendelssohns." Von Fabius Mieses.

Jehova geheißen. Was jedoch versteht der Festschreiber unter Jehova? Er spricht's in etwas verworrenem Judendeutsch sofort aus. Jehova bedeutet „ewiges Seyn oder werdende Natur, daher wie diese als Inbegriff weiser Naturgesetze, Einheits- und Freiheitsbewegung, ewig dauernd und unabänderlich und daher ihre Gegensätze, Kastenunterschiede und Willkürherrschaft, abstoßen und überwinden müssen." Bekanntlich hat Schiller, gestützt auf seinen Gewährsmann Decius, Moses' Sendung rationalistisch genug aufgefaßt, allein was will dieß heißen im Vergleich zur reformjüdischen Auffassung! Wir erfahren durch die Allg. Judenzeitung, die civilisatorische Mission des Mosche Rabenu, des gewaltigsten Colosses der alten Welt, „dessen Angesicht, wie eine biblische Metapher sagt, vom Lichtglanze Gottes strahlte", werde nicht nur als die vollkommenste Erscheinung jener grauen Zeiten, sondern bis an's Ende der Weltgeschichte mehr und mehr sich offenbaren. Schon weit früher hat Herr Mieses ausführlich entwickelt, daß der biblische Moses sowie der Pentateuch größtentheils falsch aufgefaßt würden. Er verweist auf das „Literaturblatt des Orient" (1846, Nr. 22—27) sowie auf die „treffend classischen Worte" Heinrich Heine's in dessen „Geständnissen". Ihm ist Moses „nicht nur der größte Revolutionär auf politischem Gebiete allein", sondern und zwar „in noch weit höherem Grade" in religiöser, moralischer, philosophischer, legislatorischer und humanistischer Beziehung, der Pentateuch aber, dieser monumentale Spiegel des geistigen Herkules der Weltgeschichte „eine Art Universal-Encyklopädie der Weisheit und des Wissens." Wir lesen vom biblischen Moses weiter: „er suchte im sinaitischen Dornbusche und fand darin einen neuen Boden zu einer glücklich und glückselig machenden (!) Staatstheorie, und durch das der Natur abgelauschte Mysterium der ewigen Gesetzes-Einheit, Gleichheit und Freiheit inspirirt, bildete er in der Familie Israels einen Staat, regiert durch diese naturgöttliche Trias und gewährleistet

durch eine der freisinnigsten Magna Charta's, die sich selbst zu den freien socialen Institutionen der modernen Constitutionen wie ein originelles Meisterwerk zu seiner Copie verhält."

Den gelehrten Simsentänzer des mittelalterlichen Judenthums, der aus purer Angst mit seiner ganzen Familie für längere Zeit zum Islam übergetreten, Mosche ben Maimon, diesen „Adler der Exilirten" und „Lehrer der Verirrten" lernen wir ebenfalls von einer neuen Seite aus betrachten. Laut Herrn Mieses war dieser „in den finstern Zeiten des Mittelalters" erscheinende „zweite Moses" kaum kleiner als sein Vorgänger. „Ein Reformator in Denk- und Lehrweise der Juden und Begründer einer neuen, der religionswissenschaftlichen Richtung seiner Zeit angepaßten philosophisch-theologischen Auffassungsweise des Judenthums und seiner gesammten (!) historisch-literarischen Denkmäler, die er in wissenschaftlich-disciplinirter Form ordnete und im ächten Sinne des Humanismus (!!) interpretirte." Von „der Nachwelt" werden die Hauptwerke des Maimonides „bis auf den heutigen Tag als gigantische Geistesprodukte ihres Nationalheros sanktionirt und verehrt." U. s. w.

Immer stärker und ausgedehnter strahlten den Maimons „geistige Reformationsideen" in die Welt aus, bis endlich nach mehr als halbtausendjähriger Ausstrahlung der dritte Mosche auftrat — Mendelssohn. Wir erfahren nachträglich, dieser in der nichtjüdischen Welt längst verschollene Freund Lessings und Abbts, dessen Nachkommen die Synagoge mit dem Protestantismus vertauscht haben, sei nichts weniger gewesen als „das Licht der Gelehrsamkeit", ja, „das Urim und Thumim der Weisheit und Wissenschaft." Gleich dem sinaitischen Mosche Rabenu verband Mendelssohn „mit seiner heißen Liebe zu Mensch und Menschenthum eine angeborne unauflösliche Anhänglichkeit an seine angestammte Nation, und seine innere Sehnsucht zur Reformirung ihrer materiellen und intellektuellen Mißstände mitzuwirken kannte keine Ruhe, bis sie das sich vorgesteckte edle Ziel erreichte."

Wir haben bislang gemeint, der als Autodidakt und als Mensch achtungswerthe Dessauer Jude sei denn doch kein Originalphilosoph sondern bloß ein Eklektiker gewesen, dessen Hauptverdienst darin bestanden, daß er mit Lessing wetteiferte, die Ergebnisse des Denkens faßlich und elegant darzustellen. Weder den „Phädon“ (1767) noch die „Morgenstunden“ (1785), ja nicht einmal „Jerusalem“ (1783), diese Proclamirung der Menschenrechte und Judenemancipation, hielten wir für epochenmachende Schriften. Wir haben überhaupt geglaubt, weder Maimonides noch Mendelssohn, wohl aber Spinoza sei ein weltbedeutender Name, denn die von Spinoza ausgegangene Philosophie des Pantheismus ist von Juden und Neuheiden als Weltreligion ausgerufen worden und führt heute in der Politik sogar das große Wort, nachdem sie in der Tagespresse und Wissenschaft dasselbe schon lange geführt. Endlich werden wir von der „Allgemeinen Judenzeitung“ eines Bessern belehrt. Der überschwängliche Lobredner versichert, Mendelssohn habe, wie dereinst „der Adler“ die Wissenschaft der Araber, so die deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft „zum Gemeingut seiner Glaubensgenossen gemacht.“ Dadurch sowie durch eine Uebersetzung der Bibel in das Deutsche, von der Herr Fabius Mieses behauptet, sie erst habe seinen Glaubensgenossen „sowohl den angeerbten Schatz des Gotteswortes als auch die deutsche Landessprache zugänglich“ gemacht, soll Moses Mendelssohn „wie Luther den Germanen das Römerthum, den Israeliten ihren partikularistischen, dem Zeitgeist und Sitten widerstreitenden Orientalismus“ abgestreift haben! U. s. w.

Kurz, auf Moses Mendelssohn und dessen Schule wendet Herr Fabius Mieses das Bibelwort an: „als Israel mit Amalek kämpfte, da erhob Moses seine Hand und Israel siegte.“ Er schließt mit der Versicherung, Israel brauche nur „seine unversiegbare geistige Gotteskraft“ ungeschwächt zu bewahren und thätig zu seyn, „so wird Israel stets seine Amalekim besiegen.“ Weit davon entfernt, den Hrn. Fabius

Mieses oder die Leipziger Allg. Judenzeitung als maßgebende Organe Juda's zu betrachten, wohl aber im Hinblicke auf sie, auf die gewaltige jüdische Tagespresse und das ganze Treiben und Streben der Juden, stellen wir einige Fragen an die Leser. Gibt es bezüglich der Meinung, sie seien nach wie vor das auserwählte Volk, recht eigentlich an der Spitze der Civilisation marschirend und zur Herrschaft über die nichtjüdische Welt berufen, einen wesentlichen Unterschied zwischen Talmudjuden und Reformjuden? Verstehen letztere sich nicht vortrefflich darauf ihre Ideen den Ideen jener zu accomodiren? Wetteifern sie nicht im Hasse wider Christum und alles positiv Christliche und Katholische*)? Sind die vom Syllabus verworfenen sogenannten „modernen Ideen" nicht in der That jüdischen Ursprunges, und sollte das große Leipziger Judenconcil im Sommer 1869 Unrecht gehabt haben, wo Orthodoxe und Reformjuden in der gemeinsamen

---

*) Das Vorgehen des Mannes der Blut- und Eisenpolitik wider die Ultramontanen versetzen Jung- wie Altisrael in einen Zustand wirklicher Besessenheit und verführen sie, das Innerste der schönen Seele auf den offenen Markt zu tragen. Die Wiener Judenpresse ist berüchtigt geworden durch ihre Schaustellung vom Gegentheile alles dessen was der Begriff verecundia in sich faßt, sowie durch Blasphemie und pyramidale Gemeinheit. Nunmehr wetteifert mit derselben die jüdische und verjudete Presse der neuen Reichshauptstadt Berlin, denn dieß ist „opportun". Ein Berliner Jude bringt es fertig, im „Börsen-Courier" einen neunten Pius mit Nero und mit Schinderhannes, mit einem Buben zu vergleichen, der Steine nach einem Galgen wirft. Nur ein solcher mag beifügen, Pius IX. werde den Galgen nicht verfehlen, „den ihm die gebildete (!) Welt errichtet hat." Bloß Juden im engsten Bunde mit Abraham Isaak Stern („Stern-Correspondenz") vermögen die „schwarze Internationale" und täglich neue stets infamere Lügen zu erfinden, um wider Rom zu hetzen. Und abermals bloß Juden vermögen durch so krasse Undankbarkeit sich auszuzeichnen, wie solche der neunte Pius seit dem Einzuge des Piemontesen in Rom erlebt. Vergl. das Februar-Heft (5. Jahrgang) der „Katholischen Bewegung" von Dr. Roby.

These sich geeinigt: „die Synode anerkennt die Entwicklung und Realisirung der modernen Ideen als die sichersten Garantien für die Gegenwart und Zukunft des Judenthums und seiner Kinder"? Wo stehen wir also heute, mitten im ehemaligen Christenland?

Ob Christus oder Belial — ob Rückkehr zu den ewigen Wahrheiten des Christenthums mit all ihren Segnungen, oder andauernder Rückschritt im Namen der neuheidnisch-jüdischen Aftercultur zu allgemeiner Barbarei und Verthierung — ob Rettung der Gesellschaft durch die Kirche oder Untergang an den Folgen der herrschenden und übermächtig gewordenen grundsätzlichen Revolution — so lautet die größte Frage, in der die Lösung aller andern großen Fragen eingeschlossen ist.

Wir wiederholen: der grundsätzlichen Revolution. Zu allen Zeiten waren der Abfall von der göttlichen und kirchlichen Auktorität, die Verneinung der christlichen und kirchlichen Gebote an der Tagesordnung, denn zu allen Zeiten waren Irrthum, Sünde und Laster Geißeln der Menschheit. Aber der Abfall als System für Leben und Lehre, die Verneinung als Maxime des Regierens und Handelns mitten in ehemaligem Christenland — das ist neu und unerhört, das blieb unserm Zeitalter vorbehalten, dessen Verkehrtheit und Gottlosigkeit eine in allen Gebieten des Lebens verkehrte Welt geschaffen. Unser Begriff von Revolution bringt mit einem Schlage Ordnung in das Chaos der Parteien des Tages: logisch und thatsächlich gibt es bloß zwei große Parteien, nämlich eine positiv christlich gebliebene Minderheit und eine revolutionäre Mehrheit. Im Lichte unseres Begriffes muß man aufhören, bloß die Internationale oder die Socialdemokratie als revolutionär zu bezeichnen; neben jener finden noch ganz andere Mächte und gar manche Herren ihren Platz, die sich für ungeheuer conservativ halten und in mancher Hinsicht in der That bis an das Ende der Dinge herzlich gern conservativ bleiben möchten.

Im Lichte desselben Begriffes erscheinen aber auch die Juden als die Garde der grundsätzlichen Revolution; sie wandern als Revolutionsvolk par excellence durch die Weltgeschichte von jenem Momente ab, in welchem ihre Vorfahren den Ruf ausgestoßen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Die Geschichte wie die Gegenwart rechtfertigen unsere Bezeichnung. Professor Rohling hat höchst interessante historische Notizen (S. 37—60) zusammengestellt, aus denen hervorgeht, daß weitaus die meisten Judenverfolgungen durch Wucher, Unthaten, insbesondere auch durch Christenmorde provocirt worden sind und zwar noch im laufenden Jahrhundert der neuheidnisch-jüdischen Aufklärung und phrasendrechselnden Humanität. Bei gut scheinender Gelegenheit haben die Juden mehr als einmal ihrem Hasse und ihrer Rachgier die Zügel schießen lassen. Im 18. Jahrhundert half der Weltbund der Freimaurer den Juden auf die Beine, das Jahr 1789 bedeutete den Sonnenaufgang für den Bau eines neuen Jerusalem. In demselben Verhältnisse als man das positive Christen- und Kirchenthum befehdete und helotisirte, wurden die Juden emancipirt, protegirt und privilegirt. Sie blieben die Alten. Die Emancipationen sprengten jede Schranke und Fessel, welche ihrem Treiben und Streben entgegenstanden, und die Folge? Die alte Garde der Revolution hat diese selbst permanent gemacht, den so nützlichen und so glücklich verblendeten Alliirten, die Loge, zu ihrem Dienstmanne degradirt und die ganze moderne Culturwelt mit dem Geiste der Verjudung angesteckt.

Schon 1818 las man in diesen Blättern (Bd. 22) den leider nur zu gut motivirten Seufzer: „der Zustand und die Macht der Juden, ihrer abtrünnigen Mehrzahl nach, ist jetzt schon so beschaffen, wie wir sie uns denken müssen am Vorabend jener letzten Zeit, wo sie mit ihrem Messias, dem Antichrist, den furchtbaren Kampf gegen die Kirche Gottes wagen, zu kurzer Herrschaft gelangen und dann in ewiger Zerstörung enden werden.“ Man weist sorglos auf die

geringe Anzahl der Juden hin und dieselbe ist im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung wirklich klein. In Oesterreich, Wien ausgenommen, leben nicht auffallend viele Juden. Doch schon 1848 erklärten die dortigen Juden, es liege in ihrer Hand, die finanzielle und ökonomische Grundlage des Kaiserstaates zu zerstören, die Lösung der Judenfrage nach ihrem Willen sei überhaupt die Existenzfrage Oesterreichs. Und schon 1848 hatten die Juden wahrhaftig nicht bloß in Wien den Doppelthron an der Börse und in der Tagespresse inne, die Berliner und Pariser wußten auch ein Lied von der jüdischen Fremdherrschaft zu singen. Nahezu ein Vierteljahrhundert rauschte seitdem vorüber. Sind die Juden nicht die eigentlichen Herrscher Oesterreichs? Was hat unter dem Schutze des dritten Napoleon eine Handvoll Juden aus dem schönen Frankreich gemacht? Wo erübrigt ein Gebiet menschlicher Thätigkeit, wo für Juda irgendetwas Profitables herausschaut und in welchem Juden nicht die erste Violine wenigstens mitspielen?

Noch ist kein substanzieller Antichrist erschienen, doch der große Kampf wider die Kirche Gottes ist immer allgemeiner entbrannt. Millionenstimmig wird allem positiv Christlichen und Katholischen dasselbe Crucifige entgegengeheult, welches dem Pontius Pilatus dereinst in die Ohren gellte. Das Ecrasez l'infame der Neuheidenwelt bildet den Chor für das Crucifige Juda's. Verjudung heißt der positive Inhalt der modernen Cultur. Die sogenannten modernen Ideen, die in der Politik maßgebend gewordenen Grundsätze sind jüdischen Ursprunges. Nicht sowohl der königlich preußische Hof- und Staatsphilosoph Hegel als der Neuheide Machiavelli und der Jude Spinoza sind die eigentlichen Propheten des revolutionären Zeitalters. Machiavelli's oberster Grundsatz lautet ganz kurz: der Zweck heiligt das Mittel. Spinoza's Ethik lehrt die moderne Parteiwirthschaft, die Macht- und Opportunitätspolitik, die rastlose Gesetzfabrikation, die Potenzirung fabricirter Gesetze zum öffentlichen Gewissen und vieles

Andere begreifen, was die Erdengötter von heute leisten und planen. Die hohe wie niedere Politik — heidnisch-jüdisch. Der Gegensatz wie die Uebermacht der heidnisch-jüdischen Wissenschaft und Kunst, Literatur und Tagespresse zur christlichen frappant und erschreckend zugleich. Im weiten Gebiete des Erwerbslebens — der Jude und die Verjudung.

Kurz, die Frucht der Judenemancipationen ist die Frage: wie und durch welche Mittel die moderne Gesellschaft **von den Juden emancipirt** zu werden vermöge. Wiederum in diesen Blättern lasen wir folgende Stelle (Bd. 45, S. 593): „Die Judenfrage ist keine religiöse, sondern eine volkswirthschaftliche und eine Nationalitätenfrage. Es handelt sich darum, ob eine fremde Nation, in kleinen Bruchtheilen über die civilisirte Welt zerstreut, aber unter sich enge verbunden, durch eine natürliche Organisation zu denselben Interessen und mit den gleichen Mitteln vereinigt und mit allen Gaben und Talenten einer Gottesgeißel verhängnißvoll ausgerüstet — ob sie eine aussaugende und demoralisirende Herrschaft empörendster Art über die Völker der Christenheit schrankenlos ausüben soll."

Das ward 1860 geschrieben. Die Frage ist dieselbe noch heute, nur ist die Christenheit seitdem durch den Einfluß Juda's und des großen Dienstmannes Juda's erheblich gelichtet und verwirrt, die Frage selbst zur brennenden geworden für die moderne Gesellschaft überhaupt. Wer löst sie?

Juda und sein Geld sind nahezu allmächtig geworden; wir lernten während des letzten Krieges diese Macht anstaunen. Obwohl unter dem Protektorate Louis Napoleons Juden die Franzosen schier zwanzig Jahre beschwindelt und ausgeplündert, hat man von Excessen wider diese während der Herrschaft der Commune soviel als nichts vernommen. Unter den Geißeln, ganz sicher und gewiß unter den erschossenen Geißeln hat kein einziger Jude sich befunden. Weniger Rothschilds Franken-Regen als die Rolle, welche

von den Juden innerhalb der Internationale bisher gespielt worden, erklärt solche Thatsache. Aber — die Revolution verschlingt gleich Saturn ihre eigenen Kinder. Die bisherige entente cordiale zwischen Juda und der Arbeiterbewegung muß und wird ein Ende nehmen, denn sie ist ebenso unlogisch als unnatürlich. Im Programm der Socialdemokratie liegt ein furchtbares „Hep-Hep!" Die Juden sind nicht bloß die Triarier des Geldwuchers und der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, wogegen die ehrlich gemeinte Arbeiterbewegung ankämpft. Sie sind zugleich das unproduktivste Volk der Welt, für welches es in einem „Arbeiterstaate" gar keine Stätte zu geben vermöchte. Das kommt uns entscheidend vor. Der Bruch der Socialdemokratie in Deutschland mit der von Juden und jüdischen Ideen gegängelten Internationale hat begonnen. Derselbe ist ernstlich gemeint; wenn auch nicht ernstlich von Seite des Berliner „Socialdemokraten" und der obersten Wortführer, so doch von Seite mancher Agitatoren und der Arbeitermassen, die nun einmal nicht sowohl im „Pfaffen" als im beschnittenen und unbeschnittenen „Mastbürger" *) ihren eigentlichen Todfeind erblicken. Diese „Bewegung" wächst Juda so sicher über den Kopf, als der pythagoräische Lehrsatz niemals veraltet.

---

*) Man hat diese Uebersetzung des Fremdwortes bourgeois vielleicht ebenso oft adoptirt als beanstandet, beides wohl deßhalb weil dieselbe den Nagel auf den Kopf getroffen. Der neue Ausdruck ist dem uralten Herodot zu verdanken, denn wie könnte οἱ παχέες V. 77 und an andern Stellen besser übersetzt werden?

LVI.

Aphorismen über die socialen Phänomene des Tages.

IV.

Die Fraktionen der deutschen Socialdemokratie und die Geschichte der Internationale.

Bloß um den historischen Ariadne-Faden zu finden für das Labyrinth, in das wir unterzutauchen im Begriffe stehen, müssen wir bei der Partei der liberal-socialen Mittelsmänner („Katheder-Socialisten"), welche sich jüngst in Eisenach sozusagen constituirt hat, wieder anknüpfen, ja sogar bis auf Schulze-Delitzsch als den bekanntesten Repräsentanten des deutschen Manchesterthums zurückgehen. Er hat der socialen Bewegung in Deutschland eigentlich erst den Namen gegeben. Das herrschende Capital, oder die Bourgeoisie in dessen Namen, hat ihn Anfangs sogar beschuldigt, daß er in verwerflicher Geschäftigkeit den Teufel erst an die Wand gemalt, und nur dem erschreckenden Auftreten Lassalle's verdankte er es, daß er wieder zu Gnaden kam, ja zum „König im socialen Reich" ernannt wurde. Wir werden sogleich sehen, in welcher Weise dieses Reich, und sein ganzer Ruhm von der „Selbsthülfe", in kurzen Jahren fast auf Nichts reducirt worden ist, mit andern Worten in welchen Dimensionen innerlich und äußerlich die sociale Bewegung angewachsen ist, und zwar vorerst schon in Deutschland allein.

Fixiren wir zunächst zwei bestimmte Punkte. Bei dem Nürnberger „Arbeitervereins-Tag" vom September 1868 hat eine erste Völkerscheidung stattgefunden, indem die social-demokratische Richtung sich von dem Schulze'schen Element in den Arbeiter-Vereinen trennte oder vielmehr das letztere aus der gemeinsamen Versammlung hinausdrängte um selber von dem Terrain Besitz zu nehmen. Von da an lebte jeder Theil, streng vom andern abgeschlossen, sein eigenes inneres Leben. „Staatshülfe" und „Selbsthülfe" war bis dahin das Feldgeschrei der zwei Richtungen gewesen, jetzt reichte die Devise schon nicht mehr aus. Aber während auf social-demokratischer Seite bei allen innern Zerwürfnissen doch kein Abfall vom Grundprincip vorkam, erlebte die Partei des liberalen Oekonomismus Eine Fahnenflucht nach der andern, bis endlich bei dem Eisenacher-Tag von 1872 die Desertion in hellen Haufen, unter dem Commando des Professorenthums, aufgeführt und die liberal-sociale Mittelpartei gebildet wurde.

Betrachten wir sofort die Bedeutung des Nürnberger-Tages von 1868 etwas näher*). Obwohl die von Ferdinand Lassalle gegen Schulze erhobene Polemik schon seit einigen Jahren das größte Aufsehen in der Arbeiterwelt erregt und zahlreichen Anhang gefunden hatte, auch der „Allgemeine deutsche Arbeiter-Verein" bereits gegründet war, so spielten doch die „Arbeiter-Bildungsvereine" von der Schulze'schen Obedienz noch die Hauptrolle. Der „Nationalverein" hatte diese Vereine mit dem wärmsten Eifer gepflegt; sie sollten den Landsturm unter seinem Commando und das Stimmvieh

*) Vergl. Allg. Zeitung vom 3., 8. und 12. Sept. 1868. Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern vom 19. Dez. 1868 und die dort aufgeführte Schrift: „Der Arbeitertag in Nürnberg. Zur Verständigung mit unsern Brüdern in den Arbeitervereinen und zur Ehrenrettung des deutschen Arbeiterstandes von dem Vorort des deutschen Arbeiterbundes Nürnberg." Nürnberg 1868.

bei seinen Wahlgeschäften bilden. Nebst der Lehre von der „Selbsthülfe“ wurde daher der parallele Grundsatz strengstens aufrechterhalten: daß die Politik den Bestrebungen der „Arbeiter-Bildungsvereine“ vollkommen fernzubleiben habe. Die Politik zu leiten und vorzuschreiben behielt sich die herrschende Bourgeoisie als ausschließliches Privilegium vor. Auf Grund dieser Principien wurde 1863 der erste deutsche Arbeiter-Tag zu Frankfurt a. M. in Scene gesetzt und verliefen die folgenden Arbeiter-Tage zu Leipzig, Stuttgart und Gera ganz nach Wunsch, wenn sich auch auf dem letztern die Opposition schon merklich regte.

In Folge der Ereignisse von 1866 hatte sich inzwischen der opponirende „Nationalverein“ zu der siegreichen Partei des Nationalliberalismus entwickelt, und darauf stützte sich die Hoffnung der nationalliberalen Kreise, daß auch der Tag von Nürnberg die Fahne der Selbsthülfe und der Nichteinmischung in die Politik „nach den bewährten Principien Schulze's“ hochhalten werde. Aber es kam anders. Schon die Vereine von Nürnberg und Fürth selber behaupteten die „Untrennbarkeit der socialen und politischen Interessen“, der Vorort Leipzig aber brachte im Namen der meisten sächsischen Vereine ein vollständig social-demokratisches Programm mit zu dem Congreß. Es war schon von der übelsten Vorbedeutung, daß der Hauptvertreter des letztern, der Drechsler Bebel aus Leipzig, zum Präsidenten der Versammlung erwählt wurde. Nach einer sehr heftigen Debatte und trotz eindringlicher Warnung vor den Folgen des Hochmuths, wenn die Arbeiter als Classe der Macht der „Bourgeoisie“ gegenübertreten wollten, vereinigte denn auch das Programm eine Mehrheit von 69 Stimmen und 61 Vereinen auf sich gegen 46 Stimmen und 32 Vereine. Die Vertreter der letzteren erklärten sofort ihren Austritt aus dem Verband.

Der Satz welcher den Bruch veranlaßte, lautet wie folgt: „Die politische Bewegung ist das unentbehrliche Hülfsmittel zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Classen;

die sociale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staate." Am Schlusse hatte das Programm auch noch vorgeschlagen, da „die Emancipation der Arbeit weder ein lokales noch ein nationales, sondern ein sociales Problem sei, welches alle Länder umfasse in denen es moderne Gesellschaften gibt", so möge der 5. deutsche Arbeiter-Tag seinen Anschluß an die Bestrebungen der internationalen Arbeiter-Association beschließen. In Folge dessen hat denn auch die Versammlung das Programm mit folgendem Eingange angenommen: „Der zu Nürnberg tagende Arbeiter-Vereinstag erklärt in nachstehenden Punkten seine Zustimmung zu dem Programm der internationalen Arbeiter-Association." Auch die anwesenden Lassalleaner hatten dem Programm zugestimmt. Auf Grund desselben consolidirte sich die social-demokratische Partei in Deutschland; zwar spaltete sie sich gerade ein Jahr später, bei der letzten gemeinsamen Conferenz zu Eisenach, in zwei giftig verfeindete Fraktionen; aber nicht über principielle Fragen kam es zu einer solchen Spaltung, sondern bloß über Personen- und Formfragen.

Wohl aber war dieß wiederholt bei den Ausgetretenen der Nürnberger Versammlung der Fall. Dieselben beschlossen zunächst auf Grund des bisherigen Programms ihren Verband als „Deutscher Arbeiter-Verein" fortzusetzen; von einem gedruckten Vereinsorgan wurde vorläufig Umgang genommen und mit autographirten Correspondenzen sich begnügt. Aber ihre erste mißliche Erfahrung mußte diese Richtung schon auf dem Nürnberger Tage selber machen. Die bürgerlichen Demokraten (drei an der Zahl), die bis jetzt auf Schulze's Seite gestanden waren und „auf den früheren Vereinstagen ein Universalmittel zur Lösung der Arbeiter-Frage als Quacksalberei und Charlatanerie auf das Entschiedenste verworfen hatten", hielten jetzt zu der socialen Demokratie. Freilich handelte es sich da um großdeutsche Demokraten oder Anhänger der sogenannten „Volkspartei",

zu der auch Bebel und sein antipreußischer Anhang aus Sachsen ihrer politischen Stellung nach gehörten. Aber dabei blieb der Abfall der Demokratie nicht stehen. Auch ihr preußisches Haupt Dr. Jakoby hat die Schwenkung bald darauf mitgemacht und auf öffentlichen Versammlungen hatte die Demokratie eingestanden, daß „die von der Manchester-Schule aufgestellte allbekannte Formel des Laissez aller in der Praxis allerdings Bankerott gemacht habe", und daß das politische Programm der Demokratie ein sociales werden müsse *). Seitdem ist die gesammte Demokratie von dem fortschrittlichen „König im socialen Reich" abgefallen.

Vollends dürfte für Herrn Schulze die Arbeiterwelt als verloren und der „deutsche Arbeiter-Verein" als nicht mehr existirend betrachtet werden, seitdem die „Fortschrittliche Arbeiterpartei" mit ihren Gewerkvereinen entstanden ist. Den Hergang hat die „Norddeutsche Allg. Zeitung" in ihrer Statistik zur Arbeiterbewegung im J. 1870 erzählt wie folgt: „Während früher die Fortschrittspartei unter Führung von Schulze-Delitzsch die Existenz einer socialen Frage in Abrede stellte und von dem schrankenlosen Walten des ehernen Gesetzes von Angebot und Nachfrage der Herstellung völliger Harmonie zwischen Capital und Arbeit prophezeite, gleichzeitig auch den Arbeitern durch Consum- und Rohstoffvereine, durch Vorschußbanken und Sparkassen, sowie durch schüchterne Versuche von Produktiv-Associationen Besserung ihrer Lage verhieß, wird von den jetzigen Führern das Evangelium der Strikes, nach dem Muster der englischen Trades-Unions, gepredigt. Der Grund lag in dem massenhaften Abfall der Arbeiter zu dem Schweitzer'schen Verein, in dem Fiasko der Produktiv-Associationen und der mangelhaften Cassenverwaltung mehrerer Vorschuß- 2c. Banken." Allerdings scheinen die Schulze'schen Vereine schon von Anbeginn vielfach weiter-

---

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter 1868. Band 62. S. 248 ff.

gehende Zwecke gedeckt zu haben *). Heute aber hat sich die Voraussage der Socialdemokraten, daß das Genossenschaftswesen des „Spar-Apostels" für die eigentliche Arbeiterwelt gar nicht passe, vollständig bewährt; Herr Schulze ist zur Zeit nur mehr der Mann des Kleinbürgers; auch findet er wieder Muße als Präsident der neugegründeten „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung" sich um die christenthumsfeindliche Bourgeoisie verdient zu machen. Das ist das Ende der mit so großem Geräusch in's Leben gerufenen „Arbeiter-Bildungsvereine"; die Socialdemokratie hat auch darin Recht behalten, wenn sie sagte: Hr. Schulze werde eigentlich nur ihr die Wege bahnen **).

Aber auch die neue liberale Arbeiterpartei machte keine glänzenden Geschäfte. Anfangs freilich schienen sich den beiden Führern, Max Hirsch und Franz Duncker, beide in Berlin, glänzende Aussichten zu eröffnen, obgleich die ersten großen Strike's unter ihrer Direktion, zu Waldenburg und Forst, sehr übel abliefen. Hr. Hirsch als „Anwalt" der neuen „Gewerkvereine" gab die Zahl der Mitglieder Ende 1869 auf 35,000 an ***). Die Socialdemokraten schüttelten dazu

*) So wurde in Hamburg in öffentlicher Versammlung von den Consum- und ähnlichen Vereinen daselbst zugestanden, daß sie eigentlich zu dem Zwecke errichtet wurden, „damit sie ein Herd und Sammelplatz für die unterdrückte Bewegung seyn sollten." Berliner „Socialdemokrat" vom 15. April 1866.

**) Berliner „Socialdemokrat" vom 15. Nov. 1868.

***) Im November 1868 hatten die zwei Agitatoren ihr Unternehmen angefangen. Bis dahin war die Gründung von „Gewerkschaften" das Monopol der Lassalleaner gewesen. Nunmehr aber that sich sofort auch die Leipziger Partei auf, um eine dritte Gruppe von Gewerkschaften zu gründen. Alle drei Gruppen und beziehungsweise Vereine bestanden in Berlin selbst nebeneinander, natürlich unter steten Reibungen scandalösester Art. Der obengenannte Strike der Bergleute zu Waldenburg wurde von den fortschrittlichen Führern eigens in's Werk gesetzt um die Lebensfähigkeit der Gewerkvereine in einem eklatanten Faktum darzuthun. Als das entschiedene Gegentheil

freilich sehr ungläubig den Kopf, wie sie denn überhaupt nichts versäumten um den Dr. Hirsch als lächerlichen Gernegroß, der sich heuchlerisch mit social-demokratischen Federn schmücke, dem Gespötte preiszugeben. Auch seine spätere Agitation für Herstellung von „Einigungsämtern" hatte praktisch keinen Erfolg. Seit Jahr und Tag sah er seine Getreuen überhaupt mehr und mehr in das Lager der Social-Demokratie überlaufen und auf diesem Wege verlor er bei dem großen Strike der Maschinenbauer in Berlin auch noch seinen beharrlichsten Anhang. Herr Hirsch selbst hatte sich inzwischen soweit entwickelt, daß er seinen frühern Freunden und Agitationsgenossen von der „Selbsthülfe", mit Schulze an der Spitze, den Spottnamen „Kapuziner dieser Kirche" aufbrachte. Sowohl er als Duncker glänzten in der Versammlung der „Katheder-Socialisten", welche jüngst zu Eisenach die Hände nach der „Staatshülfe" gerungen hat.

Man darf annehmen, daß die „fortschrittliche Arbeiter-Partei", nachdem sie die Lehre des liberalen Oekonomismus glücklich auf den Kopf gestellt hat, jetzt einen wesentlichen Bestandtheil der liberal-socialen Mittelpartei bildet. Nachdem Herr Gneist, der Präsident des „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen", einer ältern Verbindung höherer Beamten und reicher Fabrikanten, gleichfalls in Eisenach getagt hat, wird man auch diese Elemente zu der neuen Mittelpartei zählen dürfen. Von den sieben Preß-Organen der liberalen Socialpolitik, welche jenseits des Mains erschienen, dürften höchstens noch anderthalb dem Schulze'schen Standpunkt, alle andern der neuen Mittelpartei angehören. Vor zweiundzwanzig Jahren hat der verstorbene Professor V. A. Huber in Wernigerode ganz allein als Rufer in der Wüste das Feld der neuen Socialpolitik, ins-

---

erfolgte, rächten sich die Herren dafür in der Kammer. Vgl. hierüber „Kreuzzeitung" vom 14. und 19. Januar 1870; Berliner „Socialdemokrat" vom 4. Nov. und 2. Dez 1868, 28. Januar 1870.

besondere des Genossenschaftswesens, in Deutschland bearbeitet; jetzt ist dasselbe in der Presse, ganz abgesehen von der social-demokratischen Richtung, reicher vertreten als damals die ganze katholische Presse in Deutschland. Sicherlich ein Beweis des tiefen Ernstes und der wachsenden Dimensionen der socialen Frage*).

Wir gehen nun über zu den Fraktionen der social-demokratischen Richtung in Deutschland, welche in dem Maße angeschwollen ist, als die von den Sendlingen der liberalen Partei geleiteten Arbeiter-Vereine in's Abnehmen gekommen sind. Vor Allem ist es aber im Grunde nicht richtig, die Eine jener social-demokratischen Fraktionen als „Lassalleaner" von den andern ausscheiden zu wollen. Lassalle ist ihrer aller anerkannter Vater, und bei allen inneren Differenzen haben sie alle nur Eine Fahne. „Alle Tricoloren, alle dreifarbigen nationalen Fahnen und dergleichen als Revolutionszeichen sind jetzt dummes Zeug; es gibt in Europa nur noch Ein revolutionäres Zeichen: die rothe Fahne" **)!

Im Jahre 1863 hatte Lassalle den „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Verein" mit dem Sitze in Leipzig gegründet. Es mag dahingestellt bleiben, ob es wahr ist, daß die Erfahrungen die er in der kurzen Zeit mit seinem Anhange machte, ihm den Tod als wünschenswerthe Erlösung haben erscheinen lassen; jedenfalls bedrohte sein plötzliches Ende im August 1864 sein ganzes Werk mit dem Untergang. An der offenen Bahre noch nahm die alte „Freundin" des Verstorbenen, Gräfin Hatzfeld, die Leitung des Vereins testamentarisch in Anspruch gegen den neuen Präsidenten Bernhard Becker. Unter abscheulichen Händeln und wechselnden Präsidenten übernahm am 1. Januar 1866 Herr Tölcke den Verein, wie er sagt, „ohne Organ, ohne

*) Vergl. Christlich-sociale Blätter vom 15. Januar 1872. Allg. Zeitung vom 30. Juni 1870

**) Berliner „Socialdemokrat" vom 13. Oktober 1869.

Geld, zerrissen im Innern, nach Außen völlig gelähmt, an Händen und Füßen gebunden" *). Als auch Tölcke wegen gewisser strafrechtlichen Antecedentien bald wieder abtreten mußte, übernahm Herr von Schweitzer das Präsidium. Man mag nun diesem Manne, mit Recht oder Unrecht, nachsagen was man will, soviel muß man ihm doch lassen, daß er den Verein binnen Kurzem unerwartet in die Höhe gebracht hat. Als der norddeutsche Reichstag zusammentrat, befanden sich schon sechs Socialdemokraten unter seinen Mitgliedern, darunter die Häupter aller Denominationen: Schweitzer, Mende und Försterling, Bebel und Liebknecht. Später trat abermals noch ein Schweitzerianer hinzu, und heute noch sitzen, außer Bebel, zwei Erwählte des „Allg. deutschen Arbeiter-Vereins" im deutschen Reichstag.

Die erste Secession, dargestellt durch den Verein der Herren Fritz Mende und Försterling, des Kupferschmieds, mit ihrer „Freien Zeitung" in Leipzig, darf heute als abgethan erachtet werden. Der letztere ist todt, nachdem er schon vorher ein stiller Mann geworden war; der erstere krank, verurtheilt und verschollen. Ein eleganter junger Mann, war er der Geschäftsführer der alten Gräfin Hatzfeld, welche sich im alleinigen Besitz der ächten Lassalle'schen Tradition wähnte und Unsummen Geldes aufwendete, um sich in dieser Rolle zu behaupten. Der von Mende präsidirte Vereinsverband wurde daher auch die „weibliche Linie" der Lassalleaner genannt. Beide Linien waren 1869, zur Zeit der Eisenacher Conferenz, einige Monate lang fusionirt. Aber nach wie vor dauerten die scandalösesten Streitigkeiten der Hatzfeldischen nicht nur mit dem Berliner, sondern auch mit dem Leipziger Hauptverein, bis endlich bei dem letztern gemeldet ward, daß

---

*) Berliner „Socialdemokrat" vom 11. April 1866. Von seinem Vorfahrer schrieb er öffentlich: „Mit solchen Burschen soll man Revolution machen!" Berliner „Socialdemokrat" vom 6., 20., 23., 25. Mai 1866.

München-Gladbach, „die letzte Veste unseres Fritz", gefallen und diese Fraktion erloschen sei*).

Seit 1870 trat auch zu Augsburg eine Trennung von dem „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Verein" ein. In Berlin war man der Meinung, daß die Spaltung im Grunde nur in der Antipathie gegen Norddeutschland wurzle und daß der neugegründete Verein mit seinem Organ: „Der Proletarier", das diktatorische preußische Element in Süddeutschland ganz zu verdrängen suchen werde. Ob nun aber bei den früher sehr rührigen Socialdemokraten Schwabens die Absicht auf eine ganz selbstständige Organisation dieser Art überhaupt nicht bestand oder ob die Kräfte hiezu nicht reichten, jedenfalls sind dieselben seit dem Stuttgarter Congreß mit der „social-demokratischen Arbeiter-Partei" des Leipziger „Volksstaats" fusionirt. So stehen sich demnach jetzt eigentlich nur die zwei großen Fraktionen mit den Hauptcentren in Berlin und Leipzig gegenüber, und führen in ihren Organen, dem „Neuen Socialdemokrat" einerseits, dem „Volksstaat" andererseits, bis zur Stunde den innern Krieg wider einander.

Wie gesagt hatte der „Allgemeine deutsche Arbeiter-Verein" anfänglich in Leipzig seinen Sitz, während der „Socialdemokrat" schon 1864 zu Berlin gegründet wurde. Damals bestanden in Sachsen, wo die Bewegung sofort den frucht-

---

*) Ein Mitglied der dortigen Arbeiterschaft, meistens Katholiken, berichtete unter Anderm: „Denken Sie: Vor der Reichstagswahl vom 3. März d. Js. scheute sich dieser Mensch nicht, sich uns, seinen Wählern, als Katholik vorzustellen und uns den Wunsch zu äußern mit uns in die Kirche zu gehen. Er ging denn auch faktisch mit uns in die Kirche, kniete nieder, sobald er Andere diese Ceremonie verrichten sah, verrieth sich aber schließlich selbst, als er durch unrichtige Nachahmung des Kreuzzeichens seinen Nichtkatholicismus bekundete." Man mußte ihm „schwarz auf weiß" zeigen, daß er Protestant sei. Vergl. Leipziger „Volksstaat" vom 2. und 6. Dez. 1872.

barsten Boden fand, nicht weniger als vier Arbeiter-Vereinigungen nebeneinander, nämlich der gedachte ursprüngliche Verein unter Leitung des Herrn von Schweitzer, zweitens ein Verein der Hatzfeldischen Lassalleaner unter dem Präsidium Mende's, drittens der deutsche Arbeiterverband unter dem Vorsitz von Bebel und Liebknecht, viertens ein Schulze'scher Arbeiterverein, jeder wieder mit mehr oder minder zahlreichen Filialen. Im September 1868, unmittelbar nach dem Tage von Nürnberg, wurde nun der Schweitzer'sche Verein in Leipzig plötzlich durch die Polizei aufgelöst. Man hat darin Anfangs eine Intrigue der Gräfin Hatzfeld vermuthet, deren Beziehungen zum Bundeskanzler notorisch seien. Als aber Herr von Schweitzer den Sitz des Vereins ungestört nach Berlin verlegen konnte, wo noch drei Jahre vorher die Mitgliedschaft von der Polizei unterdrückt worden war, da erhob sich bald ein anderer Verdacht. Eigentlich nicht, so hieß es, die Leipziger, sondern die Berliner Polizei habe dem Verein den Aufenthalt in Leipzig gekündet, um denselben zu bestimmten Zwecken gerade in Berlin, und zwar im Einverständniß mit Herrn von Schweitzer, zu etabliren. Ein früherer Schweitzerianer hat der Welt nachher diese Politik erklärt wie folgt: „Herr von Bismarck kannte die Consequenzen des 66'ger Krieges genau und mußte es sich angelegen seyn lassen, die Feinde, welche ihm durch die Annexion unter den besitzenden Classen erwuchsen, sich gefällig zu machen, und dazu gab es kein besseres Mittel als durch Herrn von Schweitzer ihnen die Socialdemokraten auf den Hals zu schicken, was dieser auch präcis ausführte, indem er alles Geld für die Agitation in den annektirten Provinzen verwandte. Bismarck täuschte sich in den Bourgeois durchaus nicht... der ganze Troß warf sich ihm zu Füßen." Graf Bismarck habe aber dabei auch noch den Vortheil gehabt, daß er durch den bestochenen Präsidenten des Vereins die Bewegung vollständig beherrschte und die Arbeiter sich selbst gegenseitig zerfleischen ließ bis zur Ohnmacht der Socialdemokratie in Deutschland. Jüngst hat

auch ein auf ganz anderm Standpunkt stehendes Organ die gleiche Ansicht geäußert: „Der allgemeine deutsche Arbeiter-Verein sank nach dem Tode seines Stifters zu einer von Polizei-Agenten geleiteten Sekte herab, deren schwülstige Redensarten dazu benützt wurden der besitzenden Classe Schrecken einzuflößen"*).

Bis dahin hatte es indeß noch nicht zwei verschiedene Vereinssysteme, sondern nur unaufhörliche Beißereien unter den verschiedenen Schattirungen der Lassalleaner gegeben. Die Trennung war erst die Folge des Congresses zu Eisenach vom August 1869. Noch im Frühjahr 1869 hatte Schweitzer die sächsischen Gegner in seiner eigenen Generalversammlung zu Elberfeld ihre Anklagen vorbringen lassen müssen. Stutzig gewordene Mitglieder hatten dann den Eisenacher Tag veranlaßt. Zu gemeinsamer Berathung sollten sich die Leute hier versammeln, aber schon über den Vorfragen gingen sie in zwei abgeschlossene Lager auseinander. Die Majorität unter Bebel constituirte sich als „social-demokratische Arbeiter-Partei" mit eigener Verfassung und machte so dem langwierigen Streit über die „Organisations-Frage" ein Ende. Berlin hatte in dem Streit das centralistische Princip und, wie die Gegner sagten, die persönliche Diktatur vertreten, Leipzig hingegen den Föderalismus. Dem entsprechend ist denn auch die Verfassung der beiden Vereine ganz verschieden. Der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein" hat keine Lokalvereine, sondern alle Mitglieder sind Mitglieder des Berliner Vereins, dessen Präsident an den Orten, wo sich Parteigenossen befinden, „Bevollmächtigte" ernennt welche an der Spitze der lokalen „Mitgliedschaften" stehen. Sowohl aus Rücksicht auf die Einheitlichkeit der Aktion als wegen der bestehenden Vereinsgesetze hatte schon Lassalle diese Or-

*) Neue Freie Presse vom 29. August 1872. Vergl. den Bericht von C. Petzold im „Volksstaat" vom 1. Juli 1871, und Allg. Zeitung vom 26. Sept. 1868.

ganisation empfohlen und eingeführt. So lag es aber auch in der Macht der preußischen Polizei mit Einem Schlage den ganzen Verein aufzulösen. Ueberdieß schien den Gegnern eine solche Macht in der Hand eines Einzigen zu absolutistisch. Die neue „social-demokratische Arbeiter-Partei“ stellte daher, neben einer aus vier Personen bestehenden Controlcommission, bloß einen fünfköpfigen Ausschuß an ihre Spitze, dessen Sitz zuerst Braunschweig war und jetzt Hamburg ist; und dieser „Ausschuß“ fungirt wesentlich nur als Geschäftsträger der Partei und ihrer Generalversammlungen, keineswegs als selbstständige Centralregierung*).

Bei aller Feindseligkeit zwischen den Vertretern der zwei Centralvereine kann man aber durchaus nicht sagen, daß sie social auf einem wesentlich verschiedenen Standpunkt stehen, und auch politisch unterscheiden sie sich nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn in letzterer Hinsicht von Seite der Leipziger bei dem Eisenacher Congreß die Bezeichnung „demokratisch“ für hinlänglich klar erachtet wurde, weil ja doch „in der ganzen Versammlung keiner sei der nicht aus voller Ueberzeugung Republikaner sei“: so gilt dieß ganz ebenso vom „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Verein“. Aber während dieser im Uebrigen mit dem unitarischen Nationalliberalismus geht, sind die Leipziger aus der „deutschen Volkspartei“ hervorgegangen**), Föderalisten und Partikularisten von Haus aus. Mit diesem Unterschied hängt es auch zusammen, daß die letzteren der „Internationale“ angehören — und zwar, der Vereinsgesetze wegen, in der Weise, daß Jeder für sich als Mitglied der „Internationale“ sich aufnehmen läßt — erstere hingegen auf dem nationalen Standpunkt verharren. Als Politiker schimpfen sich die Parteien gegenseitig „Bismärker“ und „Welfen“. Der gewöhnlichste Spitzname für die letz-

*) Christlich-sociale Blätter vom 1. Dez. 1871.

**) Der „Volksstaat“ hieß früher „Demokratisches Wochenblatt, Organ der deutschen Volkspartei“.

teren heißt aber „die Ehrlichen“, weil ihre Führer zu Eisenach die Herren Schweitzer und Mende als Schurken und Betrüger, sich selbst aber als ehrliche Arbeiterfreunde proklamirt haben.

Der „Allg. deutsche Arbeiterverein“ hat sich schon bei der Erfurter Generalversammlung vom 27. Dez. 1866 mit den stärksten Worten für die strengste Centralisation im nationalliberalen Einheitsstaat ausgesprochen*), und Hr. von Schweitzer hat einige Monate später dieses Programm durch das merkwürdige Diktum erläutert: „ein deutsches Paris müssen wir haben, wenn wir entscheidenden Einfluß haben wollen“ **). Hingegen hat sich der erste Congreß der „social-demokratischen Arbeiter-Partei“, zu Stuttgart im Juni 1870, wo 13,398 Mitglieder durch Delegirte vertreten waren, nicht weniger mit antipreußischer Politik als mit den radikalsten Vorschlägen socialer Natur befaßt. „Nicht die Kleinstaaten, Preußen vielmehr sei der gefährlichste Feind der Arbeiterbewegung“; die Politik Bismark müsse mit aller Macht bekämpft werden***). Dem entsprechend war und ist auch die Haltung der beiden Parteien zu der deutsch-französischen Frage sehr verschieden. Es ist noch frisch im Gedächtniß, wie nach der Schlacht von Sedan die Mitglieder des Ausschusses in Braunschweig verhaftet wurden, weil sie, in Anbetracht der Einführung der Republik in Frankreich,

*) S. Berliner „Socialdemokrat“ vom 1. Jan. 1867.

**) Histor.-polit. Blätter. 1868. Bd. 62. S. 252.

***) Vgl. über die genannten Versammlungen auch Allg. Zeitung vom 12. Aug. 1869, 10. u. 30. Juni 1870. In Folge gewisser Aussagen beim Wiener Arbeiter-Prozeß von 1870 verkündete der Berliner „Socialdemokrat“ (vom 10. Juli) triumphirend: „Die Verhandlungen haben völlig außer Zweifel gesetzt, daß Herr Liebknecht ein österreichischer Regierungsagent ist, und daß der ganze Eisenacher Congreß sammt allem Treiben der „„Ehrlichen““ keinen andern Zweck hatte, als die deutsche Arbeiter-Bewegung den österreichisch-reaktionären Zwecken dienstbar zu machen.“ Vgl. auch die Nr. vom 28. Sept. 1870.

die deutschen Arbeiter durch ein Manifest aufgefordert hatten, sich der Fortführung des Krieges in Masse zu widersetzen und namentlich die Annexion von Elsaß-Lothringen nicht zu dulden. Herr von Schweitzer dagegen setzte eine Agitation für Pensionirung der Invaliden in's Werk und Graf Bismark acceptirte in Versailles die gefaßten Resolutionen. Während in Leipzig die Pariser Commune verherrlicht und die vermeintlichen oder wirklichen Thaten der „Internationale“ in den Himmel erhoben wurden, schmähten die Berliner über Herrn Marx, der für sich allein „Kopf, Rumpf und Schwanz“ der ganzen Gesellschaft sei, vorausgesetzt daß dieselbe im Ernst noch existire.

Inzwischen hatte Herr von Schweitzer den auffälligsten Schritt gleich nach Beendigung des Krieges gethan. In den Reichstag war er nicht mehr gewählt worden, und jetzt legte er nicht nur plötzlich das Präsidium des „Allg. deutschen Arbeiter-Vereins“ nieder, sondern er ließ auch ohne weiters den „Socialdemokrat“ eingehen, der erst nach einiger Zeit als „Neuer“ wieder erstand. Noch bei der vorhergehenden Generalversammlung hatte Schweitzer mit aller Macht seine Stellung behauptet und kurzweg erklärt: „Der Mann der an Ihrer Spitze steht, muß ausgerüstet seyn mit der ganzen Bildung der modernen Wissenschaft unseres Jahrhunderts, und zu meinem Bedauern muß ich erklären, daß ich keinen Einzigen unter Ihnen zu finden weiß.“ Nachträglich erklärte er öffentlich: er habe es satt bekommen mit Leuten zusammen zu seyn, „von denen leider nur ein sehr kleiner Theil durch Begeisterung für eine neue Idee bewegt wird, während weitaus die meisten nur durch den Neid gegen die höheren Gesellschaftsclassen oder durch andere unschöne Motive angetrieben werden.“ Andere Leute hingegen waren der Meinung, nachdem der für die Machtstellung Preußens entscheidende Krieg vorüber gewesen, sei er als verbrauchtes Werkzeug einfach abgedankt worden. Bei der jüngsten Generalversammlung seines eigenen Vereins wurde er allgemein be-

schuldigt, daß er während seiner Präsidentschaft in der intimsten Verbindung mit der preußischen Regierung und mit der Berliner Polizeibehörde gestanden habe; daß überdieß die Gelder aus dem Reptilienfonde für sein nobles Leben nicht einmal gereicht, und daß er in einem einzigen Jahre die Summe von 2500 Thlr. aus der Arbeitervereins-Kasse entnommen habe, „damit er den Gewohnheiten der höhern Gesellschaftsclasse gemäß ein sehr feines Leben führen könnte." Ueber ihn ist die Welt jetzt jedenfalls im Reinen, und man weiß auch, warum Gesinnungsgenossen wie Marx, Prof. Wuttke, Engels, Rüstow sich gleich Anfangs von dem Manne und seiner Zeitung zurückgezogen haben, die sie geradezu für ein „preußisches Regierungsorgan" hielten. Und doch, trotz aller dieser Verräthereien ist die sociale Bewegung in Berlin zu einer offenen Gefahr geworden. Kurz nach dem Rücktritt des Herrn von Schweitzer berichtete ein unverdächtiger Correspondent: „Angesichts der in den untern Schichten unserer Bevölkerung herrschenden Stimmung erfordert es wirklich die vollste Wachsamkeit der Behörden um die besitzenden Classen vor Gewaltthätigkeiten zu bewahren, die viel Verwandtes mit der Pariser Katastrophe haben dürften" *).

Man sollte nun meinen, daß nach der Entfernung der Persönlichkeit, welche der Hauptstein des Anstosses war, der Wiedervereinigung der getrennten Parteien kein Hinderniß mehr entgegenstünde. In der That hat der letzte Congreß „der social-demokratischen Arbeiter-Partei" Eisenacher Programms, zu Mainz im September d. Js., eine solche Versöhnung beschlossen. Dennoch wüthete der innere Krieg nach wie vor, wenigstens zwischen den zwei Preßorganen von Berlin und Leipzig. Der Grund dürfte abermals tiefer liegen als in der Person der zwei Schüler Schweitzers, Hasenklever und Hasselmann, welche jetzt an der Spitze des Berliner Vereins

*) Allg. Zeitung vom 18. Aug. 1871. Vgl. „Volksstaat" vom 1. Juli u. 9. Dez. 1871, 17. Febr. u. 12. Juni 1872.

stehen. Dem Herrn Bebel ist schon vor geraumer Zeit auf eine derartige Anregung erwidert worden: „Eine Vereinigung dürfe nicht stattfinden, weil dann die Regierungen sofort einschritten.“ Aehnlich dürfte die warnende Bemerkung zu verstehen seyn, welche bei der letzten Generalversammlung fiel: „Der Allg. deutsche Arbeiter-Verein sei, wie Jedermann wisse, nur ein geduldeter Verein, der jeden Augenblick aufgelöst werden könne.“ Auf das ganze Verhältniß scheint uns aber eine Exhortation der hochconservativen „Berliner Revue“ vom 2. Dez. 1871, welches Blatt seit dem Kriege unter dem Titel: „die Wacht an der Mosel“ erscheint und programmmäßig in „conservativem Socialismus“ macht, ein helles Licht zu werfen.

Das hochconservative Blatt sieht sich dringend veranlaßt, die Führer der „national-deutschen“ Social-Demokratie vor falschen Wegen zu warnen, auf welche man sie locken wolle, namentlich bezüglich eines Versuchs der soeben bei dem sog. „Berliner Centralisations-Congreß“ gemacht worden sei, und wobei die „Nationalen“ bedenkliche Neigung zu internationalen und politischen Agitationen gezeigt hätten. Bisher, so sagt der conservative Warner, hätten die Führer der deutschen Social-Demokratie, Lassalle wie Schweitzer, in ihrer Partei eine beneidenswerthe Autorität gehabt; diese Autorität gehe ihnen aber heute ab. „Die jetzigen Führer“ (sie sind keine Doktoren, sondern unsers Wissens aus dem Arbeiterstande hervorgegangen) „führen nicht mehr, sondern lassen sich von der Menge treiben.“ Daher die Gefahr, daß Bebel die „nationalgesinnten“ Arbeiter in seine internationale Sekte hinüberziehe, die so gefährlich sei, daß keine Regierung, die national ist, sie dulden könne. „Die Berliner Social-Demokraten möchten wir die nationalen nennen. Sie gerathen jetzt auf Wege die sie zur Unterwerfung unter Bebel führen müssen. Noch halten wir es durchaus für möglich, dieselben dem nationalen deutschen Reich zu erhalten, wenn sie Kraft genug haben die öconomische Frage von der

politischen zu trennen.... Wenn aber die Berliner Führer die Grundsätze" (nämlich nach der Internationale riechende wie sie im „Socialdemokrat" mitunterlaufen) „zur Ausführung zu bringen suchen, so treten sie damit zweifellos aus dem Rahmen des deutschen nationalen Lebens heraus; sie werden offene Feinde des deutschen Reichs" *).

In der That ist die hohe Justiz bis jetzt nur gegen die social-demokratischen Führer Eisenacher Programms in Bewegung gesetzt worden **), und zwar ausdrücklich wegen ihres Zusammenhangs mit der „Internationale". So ergibt sich aus dem Urtheile gegen die Führer der österreichischen Arbeiterpartei vom 26. Juli 1870 und gegen die Mitglieder des Braunschweiger Ausschusses vom 27. Nov. 1871. Auch bei dem Prozeß gegen Bebel und Liebknecht (verurtheilt zu Leipzig am 27. Mai 1872) wegen „vorbereitender Handlungen zum Hochverrath" spielte die Zugehörigkeit zur „Internationale" die Hauptrolle, und dieses Verbrechen war freilich leicht nachzuweisen, denn es war seit dem Nürnberger Tage programmmäßig. Die Anklageschriften, namentlich die von Braunschweig, bieten denn auch eine vollständige Genealogie der deutschen Social-Demokratie und der „Internationale". Auf eine Kritik dieser Criminalprozesse, insbesondere des famosen Prozesses zu Leipzig, wo den Angeklagten alles Mögliche nachgewiesen wurde, nur nicht die „vorbereitenden Handlungen" wegen welcher sie verurtheilt sind, haben wir hier nicht einzugehen. Bemerkenswerth ist aber, daß überall die politische Tendenz, die „republikanisch-revolutionäre" Stellung der Partei, also der angestrebte Umsturz der Staatsform und nicht der angestrebte Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft, das Anklage-Motiv gebildet hat***).

*) Vgl. „Volksstaat" vom 10. Januar u. 15. Juni 1872.

**) Zwar saß auch Schweitzer im Polizeiarrest, aber, wie es scheint, nur zum Spaß.

***) Vgl. „Volksstaat" vom 29. Nov ff. 1871 u. 10. Sept. 1872. Wiener Neue Freie Presse vom 5. bis 19. Juli 1870.

Andernfalls hätten freilich auch die „nationalen" Social-Demokraten von Berlin der Criminaljustiz nicht entgehen können. Denn abgesehen davon, daß sie gleichfalls Republikaner mit dem Maule sind, so ist ihre Tendenz zum Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft um kein Haar weniger radikal als bei der social-demokratischen Arbeiter-Partei. Im Beginn der Bewegung verhielt es sich damit sogar entschieden umgekehrt. Dieß zeigte sich namentlich, als der Basler Congreß der „Internationale" vom Jahre 1869 den bekannten Beschluß gefaßt hatte, daß der Privatbesitz am Grund und Boden aufgehoben werden müsse. Die Männer des „Eisenacher Programms", welche eben erst aus der „deutschen Volkspartei" ausgegangen waren und noch vielfach mit der bürgerlichen Demokratie zusammenhingen, erschracken über den Beschluß; sie fürchteten ihr Werk dadurch compromittirt und viele schwankenden Elemente abgestossen zu sehen, wie denn wirklich eine ganze Reihe von Vereinen, besonders in der Schweiz, gegen den Beschluß als „erdumwälzende Dummheit" protestirten. Das Berliner Organ hingegen wunderte sich nur darüber, daß die Versammlung in Basel sich bereits zu solcher Correktheit socialistischer Anschauung aufgeschwungen habe. „Der Congreß, obwohl durch seine Debatten zeigend, daß seine Theilnehmer noch nicht entfernt so socialistisch durchgebildet sind wie der Allg. deutsche Arbeiter-Verein seit Jahren, hat doch einzelne entschieden socialistische Sätze angenommen; so erklärte er z. B., daß dahin gestrebt werden müsse, den ganzen Grund und Boden in das Eigenthum der Gesammtheit zu bringen. Für uns freilich, die wir uns längst auf den vollen Boden des Socialismus gestellt haben, für die social-demokratische Partei in Deutschland, ist dieß etwas so Selbstverständliches, daß wir kaum für nöthig halten ein Wort darüber zu verlieren."

Das Organ erzählt, wie die Sendboten und Werkzeuge der bürgerlichen Demokratie in Deutschland, Herr Liebknecht an der Spitze, vergebens den Congreß zu hindern suchten,

entschieden socialistische Beschlüsse zu fassen; „das Gewimmer dieser Herren half nichts." Durch eine Reihe von Nummern werden die „Eisenacher" als verkappte Bourgeois, als die Halbmenschen der bürgerlichen Demokratie, als reaktionäre Schwindler verhöhnt, die sich in Eisenach Social-Demokraten zu nennen wagten und nun feierlich gegen die klarsten Principien der Social-Demokratie protestirten. Und ebenso oft wird rühmend hervorgehoben, daß der Allg. deutsche Arbeiter-Verein allein die Anschauungsweise vertrete die den Menschen zu einem Social-Demokraten macht: da nämlich die Lohnarbeit darauf beruhe, daß die Produktionsmittel im Besitz einer einzelnen Classe sind, so sei die sociale Emancipation nur möglich nach Aufhebung dieses Monopols, durch das Gemeineigenthum nicht nur an dem Capital sondern auch am Grund und Boden. „Capital und Grund und Boden gehören hier durchaus zusammen", und die Sache der ländlichen Arbeiter dürfe von der der städtischen schlechterdings nicht getrennt werden *).

Nun dauerte es allerdings kein Jahr, bis auch die Männer des Eisenacher Programms alle Rücksichten auf die bürgerliche Demokratie hintangesetzt und ihre Bedenken gegen den agrarischen Communismus fallen gelassen hatten. Heute ist es unter ihnen ausgemacht, daß schon Lassalle denselben im Princip anerkannt habe. Denn „die Grundlage der genossenschaftlichen Arbeit ohne Zinsabgabe an Nichtarbeiter ist unstreitig der Gemeinbesitz der nöthigen Arbeitsrohstoffe und Arbeitsinstrumente, die Voraussetzung ländlicher Produktiv-Genossenschaften ist also der Gemein- oder Staatsbesitz des Bodens." Bereits auf dem Stuttgarter Tage der social-demokratischen Partei (Juni 1870) wurde daher die Resolution angenommen: „Die ökonomische Entwicklung der modernen Gesellschaft werde es zu einer gesellschaftlichen Nothwendigkeit

*) Berliner „Socialdemokrat" vom 8. August und 26. Sept., 3., 15. und 17. Okt. 1869. Vergl. „Kreuzzeitung" vom 20. Januar 1870.

machen, das Ackerland in gemeinschaftliches Eigenthum zu verwandeln, und den Boden von Staatswegen an Ackerbau-Genossenschaften zu verpachten, welche verpflichtet sind das Ackerland in wissenschaftlicher Weise auszubeuten, und den Ertrag ihrer Arbeit nach contraktlich geregelter Uebereinkunft unter die Genossenschaftler zu vertheilen." Etwas verhüllt und ohne den Modus näher zu bezeichnen, enthält auch das neueste Programm, das der Hamburger Ausschuß unterm 27. Sept. d. Js. veröffentlicht hat, denselben Gedanken: „Die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von den Capitalisten bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, und es erstrebt deßhalb die social-demokratische Arbeiter-Partei unter Abschaffung der jetzigen Produktionsweise (Lohnsystem) durch genossenschaftliche Arbeit den vollen Arbeitsertrag für jeden Arbeiter" *).

Man sieht: es wäre ganz unrichtig, wenn man die bittere Spaltung zwischen dem Berliner Verein und den Männern vom Eisenacher Programm einer principiellen Verschiedenheit zuschreiben, und die Eine Vereinigung für weniger radikal als die andere halten wollte. Nebst den persönlichen Rivalitäten beruht der ganze Hader zunächst auf den diktatorischen Ansprüchen des Preußenthums in der socialen Demokratie Deutschlands. Die Herren in Berlin haben sich von Anfang an gerühmt, im Besitze des reinsten social-demokratischen Evangeliums zu seyn, und auf die ganze „Internationale" hochmüthig herabgesehen **). Es hätte von dieser, meinte das Berliner Organ aus Anlaß des Basler Congresses, wenigstens darauf gehalten werden müssen, „daß

---

*) „Volksstaat" vom 20. April und 5. Oktober 1872. Allg. Zeitung vom 10. Juni 1870.

**) Unter Anderm wurde bei dem Congreß zu Eisenach auf Schweitzer'scher Seite hervorgehoben: daß die Internationale, „mit welcher einige Leute den Allg. deutschen Arbeiterverein zu verdunkeln bestrebt sind", lange nicht so gewaltig sei, wie man vorgebe. „Social-demokrat" vom 27. August 1869.

innerhalb der einzelnen Nationen eine stramme Organisation eintrat, wie sie der Allg. deutsche Arbeiterverein hat: ... und diese Organisation allein hat bewirkt, daß die bürgerliche Demokratie bei uns nicht eindringen konnte oder, soweit sie verkappt eingedrungen war, wieder ausgeschlossen wurde, so daß bei uns das Princip der Arbeiterbewegung rein und unverfälscht in seiner ganzen Wahrheit bewahrt wurde."

Wir haben freilich gesehen, daß diese nationale Centralisation auch noch für allerlei andere Dinge gut war. Außer diesen Zweckmäßigkeits-Rücksichten und dem nationalen Hegemonie-Kitzel wäre denn auch dem Anschluß an die „Internationale" bei den Berlinern keinerlei principieller Vorbehalt entgegengestanden. Schon bei der Hamburger Generalversammlung erklärte der „Allg. deutsche Arbeiter-Verein", die Bestrebungen der Arbeiterclasse seien international und nur die deutschen Vereinsgesetze hinderten den formellen Anschluß des Vereins an die „Internationale"; und bei der General-Versammlung zu Elberfeld beantragte Schweitzer selber: „Der Verein schließt sich dem Programm und den Bestrebungen der internationalen Arbeiter-Association an; wenn der Verein nicht in die Association eintritt, so unterläßt er dieß lediglich im Hinblick auf die in Deutschland bestehende Vereins-Gesetzgebung." Das Verfahren der „social-demokratischen Arbeiter-Partei" war jedenfalls ehrlicher; in ihren Programmen heißt es seit dem Tage von Nürnberg: sie betrachte sich als Zweig der internationalen Arbeiter-Association, „soweit es die Vereinsgesetze gestatten" *).

*) Berliner „Socialdemokrat" vom 18. Dez. 1868, 3. Februar und 27. Okt. 1869.

(Schluß folgt.)



LVII.

Christina Ebnerin und das Kloster Engelthal.

Der Nonne von Engelthal Büchlein von der Genaden Ueberlast. Herausgegeben von Karl Schröder. 108. Publikation des Literarischen Vereins in Stuttgart. 1871.

Leben und Gesichte der Christina Ebnerin, Klosterfrau zu Engelthal. Herausgegeben von G. W. K. Lochner. Nürnberg, Recknagel 1872.

Kurz nacheinander, aber unabhängig von einander, sind in letzter Zeit zwei Schriftchen über Kloster Engelthal erschienen, zwei Editionen, welche sich in ihrem Inhalt gegenseitig in merkwürdiger Weise ergänzen, indem sie uns aus gleichzeitigen Aufzeichnungen über das mystische Leben der frommen Bewohnerinen dieses Klosters im 13. und 14. Jahrhundert ganz erwünschten Aufschluß geben. Die Kette jener deutschen Frauenklöster Prediger Ordens, deren Leben uns Dr. Greith in der „deutschen Mystik im Predigerorden" so anschaulich und anziehend geschildert hat, ist dadurch um ein werthvolles, mit individuellem Gepräge ausgestattetes Glied reicher geworden.

Wir werden eingeführt, sagt Hr. Schröder, „in einen Kreis von brennenden Herzen und minnenden gnadesuchenden

Seelen, von Nonnen die, aus Beginen hervorgegangen und mit dem Geiste der Mystik genährt, ihr Sinnen und Thun einzig und allein dem tiefsten Sichversenken in die geistige Anschauung Gottes und der Betrachtung und Erfassung seiner göttlichen Gnadenwunder weihen, dabei in strengster Sittenreinheit leben und neben der anschauenden auch die übende Liebe nicht vergessen, auch den Forderungen der Askese gemäß Ruthe und Dorn keinen Tag versäumen."

Die Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart liefert uns nach einer im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts Aufschreibungen einer ungenannten Dominikanerin, welche auf Geheiß ihrer Oberin — „mit der gehorsam betwungen" sagt sie — von den Gnaden Gottes erzählen will, die in ihrem Kloster minnende Seelen erfahren, und welche nun dieses Auftrags in einer gar treuherzig naiven Weise sich entledigt. „Ich heb ein buochlin hie an", also beginnt sie, „da kumet man an dez closters ze Engelthal anvank und *die menig der genaden gotes die er mit den frawen getan hat*, an dem anvang und nu sider, von der menig siner auzbrechenden tugende, die als wenig gestillen mak als daz mer siner auzfliezzenden kraft."

Die Schreiberin berichtet nun Einiges aus der Wiegenzeit des Klosters — Engelthal wurde im J. 1243 gestiftet — und reiht dann daran ihre Erzählungen von der „Gnaden Ueberlast", welche die frommen Seelen in ihrem geheimnißvollen Verkehr mit Gott und seinen Heiligen geschöpft und genossen. Die Erzählungen haben den Vorzug, daß sie nicht in's Allgemeine verschwimmen, sondern auf concreten Verhältnissen beruhen: die Nonnen sind alle mit Namen genannt, welche in kleinen Zügen mystischen Lebens hier geschildert werden.

Der Herausgeber faßt den Charakter derselben in die Worte: „Ganz wie in Unterlinden, Adelhausen, Katharinen-

thal, Töß u. a. treten uns die Nonnen in Engelthal entgegen: das Hineindenken und Sichverlieren in die Wunder und Gnaden Gottes steigert sich zur Vision und Ekstase, bald ist im ganzen Convent nur eine einzige die nie entzückt ward; die Seelen der Abgeschiedenen kommen zu den zurückbleibenden Schwestern und künden ihnen von der Herrlichkeit der Anschauung Gottes; Heilige wie Dominicus, Achacius, St. Martin, Johannes der Täufer und die heil. Agnes besuchen die Schwestern, ja Maria selbst in veilsfarbenem Gewand und Christus, entweder als minnigliches Kindlein mit einem grünen Schapel in den Locken oder als Mann „do er umb drizzig jar was", offenbaren sich ihnen und „thun ihnen gütlich"; mehr als einer Schwester wird die Gabe des Durchschauens ihrer selbst und anderer und des Weissagens künftiger Dinge; wenn eine fromme Schwester im Sterben liegt, so vernehmen die andern das allersüßeste Saitenspiel was je gehört ward; mehr als eine gläubige Seele wird sogar gewürdigt das Geheimniß der Transsubstantiation zu belauschen: kurz, es ist hier wie dort der gleiche Geist der nicht selten auch fast in gleicher Form zu Tage tritt." Sind auch diese Visionen nicht alle frei von Extravaganzen, so ist doch im Ganzen eine solche Naivetät vorherrschend, daß auch das Befremdliche den unbefangenen Sinn nicht stört. „Ueber allem schwebt ein Hauch tiefer inniger Frömmigkeit, eine Fülle des Glaubens und Schauens; diese tiefe Empfindung gelangt zum Ausdrucke in durchweg edler, oft dichterisch gehobener Sprache, die stellenweise die Fessel der Prosa sprengen zu wollen scheint, ja hie und da zu tadellosen Versen sich aufschwingt, auch hierin ein würdiges Seitenbild der Magdeburger Mechtild" (S. 47).

Hr. Schröder, der sich um die historische Erläuterung seiner Edition anerkennenswerthe Mühe gegeben, erörtert zum Schluß auch die Frage nach der Verfasserin. Er ist

geneigt, die Schrift der Christina Ebnerin von Nürnberg zuzuschreiben, obgleich einige Zweifel, die der unbedingten Annahme entgegenstehen, sich nicht völlig lösen lassen. Jedenfalls war Christina Ebnerin, die ein Buch von Offenbarungen geschrieben hat, ganz dazu befähigt, und gerade der Umstand, daß in „der Gnaden Ueberlast“ wohl ihrer Schwester Diemut Ebnerin Erwähnung geschieht, ihrer selbst aber, die doch viel berühmter geworden, gar nicht gedacht wird, scheint uns dafür zu sprechen, daß Christina die Verfasserin sei *).

Von dem Leben und den Gesichten der Christina Ebnerin handelt nun die zweite der vorliegenden Schriften.

Die Klosterfrau Christina Ebner zu Engelthal war eine Zeitgenossin der geschichtlich noch bekannteren Margaretha Ebner in Kloster Medingen, und gehörte gleich dieser zu den hervorragenden Erscheinungen in der geistigen und religiösen Bewegung jener Zeit, der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Durch ihr so tief frommes Leben, durch ihre Gesichte und Offenbarungen übten beide einen beachtenswerthen Einfluß auf ihre Zeitgenossen aus. Jede in ihrer Art. Denn obgleich bluts= und geistesverwandt **) unter=

---

*) Hr. Schröder nennt die Christina Ebnerin, der Autorität Heumanns folgend, irrthümlich „Aebtissin“. In Kloster Engelthal gab es überhaupt keine Aebtissinen, Christina war aber, wie Dr. Lochner nachweist, auch nicht Priorin, sondern einfache Klosterfrau. — Ein Irrthum ist es auch, wenn er, von Diemut Ebnerin redend, die Stelle: da sprach sie zu *irs bruder tohter*“ etc., auf Christina bezieht. Christina war ja die Schwester der Diemut, nicht ihre Nichte.

**) Dr. Lochner glaubt die bisher angenommene Verwandtschaft der Christina mit Margaretha Ebner, welche die Sage sogar eine jüngere

schieden sich die beiden Nürnbergerinen doch in ihrer Naturanlage sehr bestimmt von einander. „Geeinigt in der Berufung", sagt Domkapitular Steichele, „und im geistigen Streben und Ringen nach demselben Ziele, waren die beiden hochbegnadigten Ebnerinen sehr verschieden in Charakter und Begabung: Christina, vierzehn Jahre älter als Margaretha, ist ein Wesen voll Geist und Leben, voll Feuergluth und Thatkraft; Margaretha dagegen ein Bild der Sanftmuth und Ruhe, ein Kind des Leidens und der Marter" *).

Während nun die Briefe der Margaretha Ebner schon über hundert Jahre (seit 1744) wenn auch mangelhaft gedruckt vorliegen, mußten die Aufzeichnungen der Christina bisher auf eine Herausgabe harren. Dem jetzigen Stadtarchivar zu Nürnberg, Herrn Dr. Lochner, schien es der Mühe nicht unwerth, diese Arbeit als eine Pflicht der Pietät auf sich zu nehmen und das Wesentlichste dieser Gesichte und Offenbarungen in Auszügen zu veröffentlichen. Einen löblichen Anfang dazu hatte übrigens vor einigen Jahren schon der Prior des Klosters Scheyern, P. Petrus Lechner, gemacht **); aber er konnte für seine Arbeit, wie er selber mittheilt, nur den im Jahr 1774 gefertigten „Auszug aus

---

Schwester nennt, ernstlich anzweifeln zu müssen. Schwestern waren sie nun allerdings nicht, das ist erwiesen; aber die Annahme, daß sie Verwandte aus zwei verschiedenen Zweigen des Ebner'schen Geschlechts gewesen, ist doch auch noch immer nicht umgestoßen. — Gleichzeitig mit den beiden war eine Gutta Ebnerin (1333) Aebtissin des Claraklosters in Nürnberg.

*) Das Bisthum Augsburg, histor. und statistisch beschrieben von Anton Steichele. III. 170. In diesem inhaltreichen Werke findet man über Margaretha Ebner eine kurze aber ganz übersichtliche Skizze.

**) Das mystische Leben der heil. Margaretha von Cortona. Mit einem Anhang: Bericht aus dem mystischen Leben der gottseligen Ordensjungfrauen Christina und Margareth Ebner. Von Petrus Lechner, O. S. B. Regensburg 1862. Der Bericht über Christina Ebner umfaßt S. 141—218.

einer sehr alten und als fast unlesbar bezeichneten Schrift, die sich in Kloster Medingen befindet", benützen, auch hatte er zunächst einen rein erbaulichen Zweck und verarbeitete daher das Material „nach einem festen Plan". Dr. Lochners Arbeit war doppelter Art, eine kritische und genealogische: die Sichtung und Ordnung der Handschriften, worin die Gesichte der frommen Klosterfrau aufgezeichnet sind, und andrerseits die Herstellung der Verbindung der Christina Ebnerin mit dem Stammbaum ihres Geschlechts — beides hatte seine Schwierigkeit. Für den Text der Aufzeichnungen standen dem Herausgeber zwei Handschriften zu Gebote: die eine aus späterer Zeit, verworren und ungeordnet, so daß die chronologische Folge erst festgestellt werden mußte; die andere, bessere und ältere, nur Bruchstück, doch in so guter Fassung, daß sich beide Manuscripte gegenseitig glücklich ergänzen und ordnen ließen. Der gelehrte Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit der an ihm bekannten nüchternen Umsicht und eindringenden Genauigkeit entledigt.

Die Eltern Christinens hießen Seyfried Ebner und Elisabeth Kudörferin. Christina war das zehnte Kind dieser Ehe, geboren am Charfreitag, „als man die Passion gelesen", 1277; es bezeichnet ganz den Geist dieser frommen Patricierfamilie, daß das Kind, zu Ehren des Leidens Christi, in der Taufe den Namen Christina erhielt. Auch von anderen charakteristischen Zügen wird berichtet, welche auf die empfängliche Gemüthsart des Töchterleins von bestimmendem Einfluß seyn mußten. „Des Kindes Vater", heißt es in den Aufzeichnungen, „hätt viel gute Gewohnheit an ihm, besonders hätt er die Gewohnheit, daß er alle Tage in der Fasten zwey Schwestern thäte speisen, darnach an dem Ablaßtag (Gründonnerstag), so ladet er alle miteinander und gab ihnen dann Urlaub und eine besondere Gabe. Nun nahm sich das Kind von selber darum an, daß es den Schwestern dienen wollt und thät es, darum es desto baß gepflogen wurde, dann es

seinem Vater und der Mutter besonders zart und lieb war, aber noch mehr dem Vater, und durft man ihm nichts versagen, was es forbert."

Schon als Kind legte Christina eine Begierde zum geistlichen Leben in gar lieblich kindlichen Aeußerungen an den Tag. Mit zwölf Jahren (also 1289) kam sie in das Kloster Engelthal bei Hersbruck (etwa eine halbe Tagreise östlich von Nürnberg), wo bereits ihre beiden ältern Schwestern Elisabeth und Diemut sich befanden. Von Schwester Diemut wird in der „Gnaden Ueberlast" mit besonderer Auszeichnung geredet: sie verlebte 66 Jahre in dem Kloster, „und dienet unserm Herren emsiglichen und sunderlich mit großem Gebet und thät dazu die großten Ambt in dem Kloster von Jugend auf"; auch gehörte sie zu der Zahl derjenigen welche häufig durch Visionen und Verzückungen begnadigt wurden, und in ihren letzten Tagen äußerte sie oftmals: „Ich han Gottes als viel, und hätt sin all die Welt als viel, sie hätt sin genug. Und ist ain groß Wunder, daß Gott als volliglich wohnt in mir, das Wunder ist daß min Herz nit bricht." Unter dem Vorbild solcher Schwestern wuchs das Kind heran.

Bereits mit vierzehn Jahren hatte Christina Ebner, die sich dem klösterlichen Leben mit glühendem Eifer und „starker Disciplin" hingab, das erste Gesicht. Diese Gesichte mehren sich von da mit jedem Jahre und gewinnen an Gehalt und Tiefe, bis die streng ascetische Jungfrau im vierzigsten Jahre ihres Alters (1317) „von Gott bezwungen", wie sie sagt, an einem Advent anhub ihrem Beichtvater, Bruder Konrad von Füssen Prediger Ordens, „von den Wundern zu sagen, die Gott ihr gethan." Von da an begann sie ihre Gesichte aufzuzeichnen, die alle eine innige Hingebung an den Herrn athmen und mitunter von einem wahrhaft erhabenen Schwung der schauenden und entzückten Seele erfüllt sind. Der Ruf der frommen Nonne und ihres mystischen Lebens drang weit über die Mauern des Klosters hinaus.

Im J. 1324 schied Bruder Konrad, der Beichtiger des Klosters, von Engelthal und kam nach Freiburg. Um diese Zeit scheint eine Art Verzückung über den ganzen Convent gekommen zu seyn, denn Christina schreibt: „Es geschahe nun in diesen Tagen so großes und viele Sachen in dem Kloster Tag und Nacht, daß es zu verwundern war, jung und alt, eine die weineten, eine die lachten, denn man het ein Lied davon gedichtet, das hörten sie mit großer Begierde singen, und viele Leute lobten Gott durch das große Wunder, das geschehen war in dem Kloster".

Von historischen Begebnissen, die sich in den Gesichten der frommen Klosterfrau abspiegeln, sind zu erwähnen: das Erdbeben von 1348, der Aufruhr in Nürnberg gleichen Jahrs, die Geißelfahrt (S. 22, 23, 24). Das vornehmste Ereigniß im Kloster selbst war das Erscheinen Kaiser Karls IV., der von Nürnberg aus mit großem Gefolge die begnadigte Nonne durch einen Besuch ehrte und auf den Knien um ihren Segen bat. In den Aufzeichnungen heißt es ganz schlicht: „An demselben Tage da kam der römische König Karl zu ihr und ein Bischof und drei Herzogen und viel Grafen, die knieten für sie und baten sie, daß sie ihnen zu trinken gebe, und den Segen mit großer Begierde" (S. 25). Es war dieß im J. 1350. Um jene Zeit hatte sie den Höhepunkt ihrer Berühmtheit erlangt.

Von der höchsten Bedeutung aber für ihr inneres geistiges Leben war das Erscheinen des Bruders Heinrich von Nördlingen, des tiefsinnigen Mystikers, der nach dem Tode der Margaretha Ebner zu Medingen, im J. 1351, von dort nach Kloster Engelthal zu der geistesverwandten Christina sich begab. Bruder Heinrich blieb drei Wochen bei dem Kloster und machte sie besonders mit den Ideen Taulers bekannt. Sein geistiger Einfluß auf die Seherin ist auch aus den Aufzeichnungen, welche sich an die Tage seiner Anwesenheit anschließen, gar wohl zu erkennen, und die andauernde Geistes-

[redacted]

frische der damals bereits 74jährigen Klosterfrau, die dabei in Kasteiungen und Peinigungen ihr Lebenlang das Aeußerste gethan hatte, ist bewundernswerth.

Die letzte Aufzeichnung ist vom Dreifaltigkeits-Sonntag 1352. Christina starb aber erst drei Jahre später, 1355, und zwar an Johannis Evangelistä Tag, 27. Dezember, der ihr schon in der Jugend und dann wiederholt im 67. und im 70. Lebensjahr als ihr Todestag vorausgesagt worden war. Sie hatte ein Alter von 79 Jahren erreicht.

Christina Ebnerin war ohne Frage eine gottbegnadigte Frau, die schon zu ihren Lebzeiten, wie aus diesen Mittheilungen hervorgeht, eines weitverbreiteten und hochgeachteten Rufes genoß. Ihre Zeitgenossen wie die nachfolgenden Geschlechter ehrten sie als eine erleuchtete und fromme Seherin, und ihr Name lebte zumal in Nürnberg, ihrer Vaterstadt, bis zur Reformation in ungeschmälertem Ansehen fort. Sie galt dort für eine Heilige, wie dieß unter anderm eine Schenkungsurkunde vom 20. Juli 1408 geradezu besagt, in welcher der Donator, Albrecht Ebner der Elter, „der heiligen Cristein Ebnerin meiner lieben Mumen" gedenkt. Mit aufrichtiger Bewunderung spricht von ihr auch der durch seine Weltchronik berühmte gelehrte Arzt und Physikus Hartmann Schedel von Nürnberg, der im J. 1487 in einem seitdem leider verloren gegangenen deutschen Legendenbuch zu Pillenreut über sie Antiphonen und Gebete mit folgenden Versen angehängt fand und zu Nutz und Frommen der Seinigen abschrieb:

„O du selige Jungfrau Ebnerin
Erwirb mir Gottes recten Gewinn
O liebe Christina liebhaberin mein
Hilff mir zu Gott dem ewigen schein.
Tugent und Genad erwirb mir alzeit
Von Christo und Marien der reinen Maidt
Das ich mög in Gottes Huld sterben
Und ein Kind des ewigen Vatters werden. Amen."

„Der Sturm der Glaubensneuerung“, sagt der Herausgeber, „hat, wie er das Kloster zur Weltlichkeit herüberführte, auch das Andenken der frommen Christina verdunkelt und ihr die Krone der Heiligsprechung geraubt, die ihr außerdem nicht hätte entgehen können; es ist aber Pflicht der spätern Geschlechter, die früheren Unbilden wenigstens insoferne gut zu machen, daß man eine jede Erscheinung nicht nach dem spätern Maßstabe, sondern nach dem ihrer eigenen Zeit beurtheilt. Und um dieß zu können, sind hier über die fromme Christina die echtesten Anhaltspunkte gegeben“.

Herr Dr. Lochner hat durch diese kleine aber werthvolle, noch dazu mit fünf schätzbaren Beilagen ausgerüstete Schrift sich ein wahrhaftes Verdienst erworben, welches anzuerkennen und öffentlich zu bekräftigen wir für ein Gebot der Dankbarkeit erachten. Möge das bisher zu wenig genannte Büchlein eine freundliche Aufnahme finden in allen Kreisen, welche für die wunderbare Epoche der Mystik Verständniß haben.



LVIII.

Von zweierlei pädagogischen Versammlungen und ihrer Bedeutung.

(Schluß.)

Der zu München vollzogene Umsturz des Programms von 1864 erklärt sich aus einer doppelten Ursache und zwar vor Allem aus der im Gegensatze zu besagtem Programme geschehenen Adoptirung des Principes von der „modernen Pädagogik“ als der allein noch zeitgemäßen, dem Culturstaat und Fortschritt angemessenen Form der öffentlichen Volksschule. Mit anderen Worten: man hat nicht das Erziehungsprincip der Pädagogik als der alleinigen Grundlage der künftigen Volksschule im Auge gehabt, als man sich zur „modernen Pädagogik“ bekannte, sondern mehr jenes unterrichtliche Princip derselben, das in erster Reihe auf die Lehrkräfte sieht, ohne sich um deren persönliche religiöse und confessionelle Anschauungen zu bekümmern. Diese sind dem Principe durchaus irrelevant, und kann demgemäß an einer Schule, deren Kinder sämmtlich oder zum Theile Einer Confession angehören, nöthigenfalls auch ein Israelite — Lehrer christlicher Kinder seyn.

Ganz abgesehen davon, daß solcherweise eventuell ein ganz unerträglicher Zustand geschaffen wird, hat der Verein mit Annahme dieses Principes noch in einer anderen Hin-

sicht seine frühere Position gänzlich aufgegeben. Vor nicht langer Zeit hat nämlich die bayerische Fortschrittspartei in ihren Koryphäen die Volksschule als schlechthinige „Unterrichtsanstalt" bezeichnet, und hiegegen hat der bayerische Lehrerverein als gegen eine durchaus falsche, verkehrte und verderbliche Anschauung auf's energischste protestirt und der Volksschule mit allem Nachdrucke den Charakter nicht einer bloßen „Unterrichts- und Kopfdressuranstalt", sondern in „erster Reihe" einer „öffentlichen Erziehungsanstalt" vindicirt. Aber steht jetzt der Verein mit Annahme des eben besagten unterrichtlichen Principes der modernen Pädagogik nicht auf völlig gleichem Boden mit der Fortschrittspartei? Und woher will er jetzt die Waffen noch nehmen, um die Volksschule auch als eine „Erziehungs-Anstalt" gegen jene zu verfechten, die (wie weiter unten gezeigt werden wird) grundsätzlich der Schule keinen anderen Charakter mehr lassen, als den einer bloßen Unterrichts-Anstalt?

Das ist aber eben das Unheil, daß die Annahme Eines falschen pädagogischen Principes gleichbedeutend ist mit dem Umsturze oder der Verläugnung aller übrigen wahren und richtigen. Bin ich darum für meine Person vollständig überzeugt, daß mit Annahme des besagten Principes der modernen Pädagogik auch nicht Ein bayerischer katholischer Lehrer für seine Person eine antichristliche Schule will, noch viel weniger daran denkt durch diese „moderne, diese freie Schule" eine absichtliche Entchristlichung der Jugend und des Volkes zu bezwecken: so wird dennoch und gegen ihren Willen das Eine wie das Andere unausbleiblich geschehen und sich vollziehen, sobald einmal (was Gott verhüten wolle) unsere bayerische Volksschule nach diesem Princip organisirt wäre.

Diese Ansicht beruht durchaus nicht auf bloßer Schwarzseherei; sie ist nur zu wohl begründet. Das bereits oben kurz berührte Erziehungsprincip der modernen freien Schule nämlich muß derjenige der ihr unterrichtliches Princip annimmt, mit

in den Kauf nehmen, er mag wollen oder nicht. Oder wie könnte er, da diese moderne, diese freie Schule, auf Grund der in den Vordergrund geschobenen unterrichtlichen Seite nur in Form der confessionslosen Communalschule denk- und durchführbar ist, sich gegen ihr Erziehungsprincip noch irgendwie stemmen? Wie könnte er gar erst vermögen das positiv christliche, das confessionelle Erziehungsprincip trotz Allem und Allem dennoch in dieser Schule zur Geltung zu bringen, in der Katholiken, Protestanten, Freigemeindler, Israeliten u. s. f. behufs des bloßen „Unterrichtetwerdens" beisammensitzen? Gleichviel welcher positiven religiösen Richtung er auch angehört: vor seiner Schulthüre angekommen, muß er nur „Lehrer" — er kann, er darf nicht „Erzieher auf der Grundlage seiner positiven religiösen Ueberzeugung" seyn; denn ist er ein gläubiger Katholik, muß er die protestantischen, ist er gläubiger Protestant, muß er die katholischen Kinder, und beide müssen die israelitischen Kinder berücksichtigen. So paßt in diese Schule nur mehr ein religiös indifferenter Lehrer und die Blüthenkrone der Lehrerschaft an dieser Schule, der Einzige der da an seinem Platze ist, ist der persönlich glaubens- und bekenntnißlose Lehrer.

So führt diese Schule einzig durch das ihr innewohnende Princip unfehlbar zum religiösen Nihilismus und damit zur Entchristlichung der Jugend und des Volkes. Die amerikanische Staatsschule ist bekanntlich längst nach diesem Principe als einer nothwendigen Consequenz der „Religionslosigkeit des Staates" eingerichtet. Es werden in dieser Schule das Wissen und Leben einerseits und die Religion andererseits als zwei völlig geschiedene und von einander unabhängige Gebiete behandelt (also auch die Erziehung auf Grundlage der Religion und der Unterricht als etwas durchaus Gesondertes und Apartes betrachtet). Die Folgen treten immer erschütternder hervor, so daß einer der genauesten Kenner der amerikanischen Zustände diese Schule „die größte Calamität der neuen Welt" nennt, und weiterhin bemerkt:

„Man macht gegenwärtig in Amerika die bittere Erfahrung, daß eine vom christlichen Geiste entblößte Erziehung nicht bloß mangelhaft, sondern positiv verderblich ist, daß sie die Kräfte mit der Gewißheit ihres Mißbrauchs verleiht und die Menschen zu kalt berechnenden Schurken macht." — Diese selbe Thatsache und zwar als nothwendige Frucht der auf den gleichen Principien ruhenden französischen Staatsschule hat der Krieg von 1870 zur Kenntniß Aller gebracht, die Augen haben, um zu sehen. Die Petroleurs und Petroleusen von Paris — von allem Andern zu geschweigen — sind nur die Personifikation der Wirkungen der in dieser Schule geltenden Principien der absoluten Trennung der Erziehung vom Unterricht, der Religion vom Leben und Wissen. Würden die Folgen in Bayern anders seyn?

Indessen ist noch ein anderer Umstand in Betracht zu ziehen, woraus diese jüngste „pädagogische Wandelung" des bayerischen Lehrervereins sich erklären läßt. Der Verein ist nämlich nicht mehr ein bloß und schlechthin „pädagogischer" Verein — er ist zu einem überwiegend nationalliberal-politischen Verein geworden. Und insoferne steht er nur mehr dem Namen nach auf dem Boden der Schule selber, in Wirklichkeit aber ist er zum Alliirten des „Nationalliberalismus" geworden, dem er seine Kräfte gegen ein — billiges Entgeld zur Disposition stellt.

Es ist das keineswegs eine bloße „Unterstellung"; wurde doch in München anläßlich der Abwehr des gegen den Verein von competenter Seite und zwar aus der Mitte der „leitenden Kreise" erhobenen Vorwurfes eines „negativen Liberalismus" u. A. gesagt: „Nun ist die Volksschule in der That als Kind des Culturfortschrittes anzusehen und es hieße den Entwicklungsgang der Volksschule verläugnen und (ich bitte diesen Satz wohl im Auge zu behalten) mit den Principien der modernen Pädagogik brechen, wollten wir in unserer Eigenschaft als Volksschullehrer mit dem Liberalismus nicht gemeinsame Sache machen."

Nun haben die Principien der modernen Pädagogik und die des modernen Liberalismus nicht bloß überhaupt so manche nahen Berührungspunkte: sie sind geistig auf's engste verwandt, so daß beide einander im höchsten Grade brauchen und gewissermaßen ergänzen, wobei jedoch begreiflich der moderne Liberalismus jederzeit die „Dominante" spielt.

Es ist nämlich das specifische Charakteristikum des modernen Liberalismus in seiner Verkörperung durch die Bourgeoisie und die aus ihr hervorgehenden liberal-politischen Parteien, daß er sich in zweifacher Weise feindselig verhält gegen alle Gebundenheit des menschlichen Bewußtseyns durch die höhere und übernatürliche Ordnung. Einmal feindet er diese im großen gesellschaftlichen Gebiete an; er stoßt hier überall vermöge des historischen Zusammenhanges der Gesellschaft mit der Vergangenheit, der Tradition, dem historischen Rechte und der Continuität der christlichen Ideen und Grundsätze auf die Uebernatur, die höhere, die übernatürliche Ordnung; darum sein unausgesetzter Kampf dagegen und der grimmige Haß mit dem er sie überall verfolgt, wo er sie trifft und in welcherlei Form sie sich zeigt. Denn es soll über die Gesellschaft nur Ein Gesetz herrschen: das seiner erbarmungslosen Selbstsucht. Aber damit wäre das Ziel erst halb erreicht, nämlich seine dauernd gesicherte Suprematie. Und so feindet er als „politische Partei" diese selbe Uebernatur auch im Individuum an, und in dieser Beziehung ist er überall bestrebt im Wege der bezahlten und dienenden Presse wie im Gesetzeswege den Glauben und die Hingebung an die Uebernatur auch aus dem Herzen des Einzelnen zu reißen. Er jätet das christliche Bewußtseyn wie Unkraut aus, wo er es findet*). So löst er die allerwichtigsten Grundelemente der christlichen Gesellschaft und Völkerfamilie: den Staat, die Ehe, die Schule von der Kirche, der Reprä-

*) Dr. Glaser: Die Erhebung des Arbeiterstandes. Berlin 1865.

sentantin dieser angefeindeten höheren und übernatürlichen Ordnung, auf daß sie keinerlei Einfluß mehr auf das Individuum noch auf die Societät habe als soweit — von der Sakristei aus sie noch reichen mag.

Es ist ihm darum von Anfang an keine der vielen politischen und gesellschaftlichen Fragen der neuesten Zeit so gelegen gekommen, als die — Schulfrage. Nicht als ob er an der pädagogischen oder methodologischen oder einer ähnlichen Seite derselben ein besonderes Interesse oder Geschmack gefunden hätte; für ihn hatte sie nur aus zwei Gründen die höchste Bedeutung. Einmal für seinen Arbeitsmarkt möglichst taugliche Kräfte in gesteigerter Anzahl zu gewinnen; sodann durch die alles kirchlichen und positiv-religiösen Einflusses entäußerte Schule den Glauben und die Hingebung an das Gesetz und die Ordnung der Uebernatur in der sichtbaren Welt schon in der Kindheit des Individuums zu beseitigen. Darum hat er mit allem Nachdrucke und durch die Macht der von ihm geleiteten und beherrschten öffentlichen Meinung einerseits immer von neuem den Massen-„Unterricht", die Massen-„Bildung", andererseits die Trennung der Schule von der Kirche, die wo möglich radikale Beseitigung ihres Einflusses auf die Schule begehrt.

Und die „moderne Pädagogik"? Sie hat in ihrem souveränen Hochmuth und in ihrer unbegrenzten Aufgeblasenheit ihm treulich und beflissen die nöthigen Handlangerdienste geleistet bis heute. Trotz allem Geflunker vom „reinen Menschenthum, Humanität" u. dgl. ist ihr der wahre und rechte Begriff von Christus dem „vollkommenen Menschen" und der Erziehung hiefür und damit die Achtung vor dem Geschlecht wie dem Individuum gründlich abhanden gekommen; sonst wäre sie niemals in die pädagogische Verirrung gerathen: innerhalb der Volksschule und auf ihrem Grund und Boden grundsätzlich den Einfluß der positiven Religion als „unberechtigt und überflüssig" ferne zu halten und so der erziehenden Thätigkeit ihr Ideal Christum Jesum und die

wirksamsten Mittel zu möglichster Erreichung desselben zu rauben.

Nicht bloß leise, sondern sehr kräftige Anklänge dieser „pädagogischen Grundanschauung" resp. Verirrung machten sich gerade auf der jüngsten Münchener Lehrerversammlung geltend. Steht damit der Verein aber noch auf dem Boden der christlichen Schule selber? Ist er nicht vielmehr der Alliirte des modernen Liberalismus? Ist er durch das angenommene Princip der modernen Pädagogik „als die da ihrem innersten Wesen gemäß die Communalschule vertheidigt", im Hinblicke auf die zur Stunde in Bayern noch bestehende Confessionalität der Volksschule nicht der Bannerträger des Liberalismus geworden, der instinktiv das Gesetz und die Ordnung der Uebernatur wie überall so auch in der bayerischen Volksschule haßt und darum auf den Untergang ihres bisher confessionellen Charakters unter dem Beifallklatschen der denkträgen Masse hinarbeitet? Ja, ist er nicht zur bloßen politischen Partei geworden, die sich „in dem großen Streite zwischen Kirche und Staat" schon lange entschieden hat, ob sie sich auf Seite des Staates oder der Kirche stellen werde, aber allem Anscheine nach nicht die mindeste Ahnung davon hat, daß dieses Streites tiefster Grund lediglich nur im Wesen jenes falschen Liberalismus liegt, der die Fortdauer des Glaubens und der Hingebung an die Uebernatur im Individuum wie in der Societät bekämpft, um sein Gesetz der erbarmungslosen Selbstsucht zur alleinigen Geltung zu bringen?

Indessen scheint der moderne Liberalismus in der Schüssel des mit ihm gemeinsame Sache machenden bayerischen Volks-Schullehrervereins doch längst ein Haar gefunden zu haben, das ihm nicht recht behagen will. Es wurde nämlich zu München schwere Klage geführt, „daß abgesehen von den Blättern der ultramontanen Presse und den social-demokratischen Zeitungen uns nicht selten die liberalen Blätter hart anlassen und uns Energielosigkeit vorwerfen, wenn es gilt,

für das liberale Interesse einzustehen." Die Klage ist richtig, soweit sie an die Adresse der ultramontanen und social-demokratischen Blätter gerichtet ist; denn beide wollen eine „klare Stellung" und „kein Versteckensspielen", aber aus ganz verschiedenen Motiven; erstere, um einmal bestimmt zu wissen, ob sie einen Freund oder Feind vor sich hätten, letztere auf Grund ihres „Programms", in dem das Wort „Religion" keinen Platz mehr findet. Wenn aber die liberalen Blätter „hart anlassen": so ist der Grund ein ganz anderer. Der Liberalismus hat nämlich (ob mit oder ohne Grund, bleibe dahingestellt) die Entdeckung gemacht, der Verein zeige einen merklichen „Hang zur — Schulpolitik", d. h. mit andern Worten: er wolle ähnlich der Social-Demokratie, die bekanntlich durch sich selber und ohne alle Rücksichtsnahme auf die betheiligten anderweitigen gesellschaftlichen und politischen Faktoren die sociale Frage lösen will, so auch durch sich selber und auf Grund der allein existenzberechtigten souveränen modernen Pädagogik die Schulfrage lösen. Der k. bayerische Regierungsrath und Schulreferent von Oberbayern, Herr Braunwart, hat dieß nur mit anderen Worten ausgesprochen, als er Seite 26 seiner Schrift: „Der Kirchenstreit und die bayerische Volksschule" sich dahin äußerte: „Der sogenannte negative Liberalismus, der unzufrieden mit dem Bestehenden nur niederreißt, aber unfähig ist Besseres an die Stelle zu setzen, ist in unverhältnißmäßig weiten Kreisen des bayerischen Volksschullehrerstandes zur Geltung gekommen." Es ist zwar, nebenbei gesagt, noch zur Stunde nicht recht ersichtlich, wo in der Welt sich der moderne Liberalismus als etwas Positives, Erhaltendes und Aufbauendes, sozusagen Conservatives sollte erwiesen haben. Aber was den „Hang zur Schulpolitik" im angegebenen Sinne betrifft, so stößt derselbe auf liberaler Seite auf's höchste an. Man sieht dortselbst in der dem Lehrervereine vorgeworfenen „Energielosigkeit für das liberale Interesse einzustehen" offenbar nicht bloß eine sträfliche Halb-

heit, die nicht geduldet werden könne, sondern eine Auflehnung gegen den — Bundesgenossen, eine unerträgliche Anmaßung, mit Einem Worte: die Herrschsucht der schlechthin schulmeisterlichen Autonomie. Sollten etwa die „hierarchischen Uebergriffe" auf dem Gebiete des Volksschulwesens bloß niedergeworfen werden, um diesen Platz zu machen?

Wenn nun in München gleichzeitig die Bedingungen fixirt wurden, unter deren Voraussetzung allein man der liberalen Richtung zugethan seyn könne, aber auch ebenso bestimmt versichert wurde, daß dieselben zur Stunde noch nicht gegeben seien: so ist dabei nur Eines unbegreiflich, wie dennoch in Einem Athem feierlich versichert werden konnte, „es hieße den Entwickelungsgang der Volksschule verläugnen und mit den Principien der modernen Pädagogik brechen, wollten wir in unserer Eigenschaft als Volksschullehrer mit dem Liberalismus nicht gemeinsame Sache machen." Aber das ist eben die Macht des Verhängnisses, daß man des Bundesgenossen nimmer los wird, der den Entwicklungsgang der Volksschule als eines Kindes des Culturfortschrittes geradezu über die Köpfe der Lehrer hinweg in diejenigen Bahnen lenkt, die allein ihm als die angemessenen erscheinen. Aus dem quos ego in der Schrift des Herrn Braunwart klingt es schon jetzt wie ein leises Lispeln des bekannten Wortes vom „Mohren der seine Schuldigkeit gethan".

Wenn man nun bedenkt, wie der allgemeine bayerische Schullehrerverein seinem vor acht Jahren aufgestellten Programme nicht bloß überhaupt untreu geworden ist, sondern sich in München gerade in Beziehung auf die vitalsten pädagogischen Grundsätze von demselben sich feierlich losgesagt und die entgegengesetztesten Principien aufgestellt hat: so ist die Existenz des katholisch-pädagogischen Vereins und sind die Gründe seines Entstehens mehr als gerechtfertiget.

Wie sehr dieser Verein die rechte Lehre von der Erziehung des Menschen verficht und festhält, beweist sein Pro-

gramm, das er in seiner ersten Generalversammlung zu Dettelbach fixirt hat. Dasselbe umfaßt zwölf Thesen, welche für das katholische Deutschland ihre hohe Bedeutung haben, daher sie gerade in diesen Blättern eine Stelle finden mögen. Sie lauten wie folgt:

1) Die katholische Erziehung will den Menschen befähigen, seine Bestimmung selbstthätig zu erreichen. Die Bestimmung des Menschen ist gemäß dem göttlichen Willen und den Anlagen des Menschen die Aehnlichkeit mit Gott. Die Idee des Menschen ist im höchsten Grade in Christus Jesus verwirklicht. Darum ist es die Aufgabe der Erziehung, die Jugend zu Christus als dem Ideale der Menschheit zu führen. Dieses ist nur möglich durch die von Christus selbst gesetzte und hiefür ausgestattete Anstalt, die Kirche. Wir erziehen also Christen, um vollkommene Menschen zu erziehen. Deßhalb ist die katholische Erziehung keine Erziehung ad hoc.

2) Die Beiseitesetzung der positiven Religion raubt der erziehenden Thätigkeit ihr Ideal und die wirksamsten Mittel zur Erreichung derselben.

3) Die christliche (katholische) Erziehung erstrebt nicht bloß naturgemäße Entfaltung und Entwickelung, sondern auch Erhebung und Veredlung der Anlagen und Kräfte des Menschen.

4) Da der wahre opferwillige Patriotismus aus Ueberwindung der Selbstsucht hervorgeht, diese aber nur durch die höheren Motive der Religion allgemein überwunden werden kann, so ist die religiöse Erziehung die sicherste Bürgschaft der Vaterlandsliebe.

5) Die antichristliche Erziehung zum sogenannten reinen (abstrakten) Menschenthum ist ebenso antinational als anticonfessionell.

6) Die Vermengung der pädagogischen Strebungen mit dem politischen Parteigetriebe und dem wandelbaren Zeitgeiste führt zur Erniedrigung und Verkümmerung der Pädagogik.

7) Die katholische Familie hat, wie die Gewissenspflicht, so auch das unveräußerliche Recht auf die Erziehung des Kindes. Beides beruht ebenso sehr auf dem Naturrechte, als

auf dem göttlichen Gesetze. Indem die Familie das Kind der Schule anvertraut, kann und will sie sich weder jener Pflicht noch dieses Rechtes begeben. Da Staat und Kirche auf der Familie sich aufbauen, dient die Schule mittelbar auch diesen. Ebendeßhalb ist das harmonische Zusammenwirken von Familie, Staat und Kirche zum Gedeihen der Schule nothwendig.

8) Die naturgemäße Stellung der Schule ist mit allen gesetzlichen Mitteln festzuhalten, beziehungsweise wiederzugewinnen.

9) Eben dieser natürlichen Stellung der Schule widerspricht die ausschließliche Staatsregie des Erziehungswesens.

10) Nach Obigem ist die confessionslose, beziehungsweise interconfessionelle Schule von pädagogischem Standpunkte aus zu verwerfen, insbesondere da sie einen Gegensatz schafft zwischen der häuslichen und der Schulerziehung.

11) Die Agitation für confessionslose, beziehungsweise interconfessionelle Schulen ist im Interesse der Schule zu beklagen und zu verurtheilen, da durch dieselben die Einheitlichkeit der Erziehung vernichtet und der Schule und den Lehrern das so nothwendige Vertrauen des gläubigen Volkes entzogen wird.

12) Indem wir an dem positiv christlichen Fundamente der Erziehung festhalten, verschließen wir uns keineswegs den berechtigten Forderungen der Zeit, der Gesellschaft und des nationalen Lebens, und halten insbesondere für nothwendig:

a) daß die häusliche Erziehung eine durchgreifende Verbesserung erfahre;
b) daß die Schule die erziehliche Aufgabe als ihre höchste mehr, als seither, anerkenne und durchführe;
c) daß eben deßhalb eine größere Harmonie der Unterrichtsgegenstände unter sich und mit den Zwecken der Erziehung hergestellt werde;
d) daß bei allen Anordnungen bezüglich der Schule nur pädagogische Gesichtspunkte maßgebend werden und demgemäß auch dem Lehrerstande eine Betheiligung am Schulregimente einzuräumen sei;
e) daß ferner Eltern, Lehrer und Geistliche durch achtungs-

volles Entgegenkommen für Erziehung der Jugend eifrigst zusammenwirken;

f) daß endlich die Resultate der Schulerziehung und des Schulunterrichtes durch eine geeignete Fortbildung sicher gestellt werden.

Wer vom streng christlich-pädagogischen Standpunkt aus (und ein anderer war in besagter Versammlung nicht adoptirt worden) die zwölf Thesen betrachtet, der kann nicht in Abrede stellen, woferne in ihm nur noch ein Funken christlichen Bewußtseyns und der Wahrheitsliebe wohnt, daß dieselben ebenso streng wissenschaftlich und consequent, als ausschließlich sachlich, daß sie nicht bloß negativen oder abwehrenden, sondern auch positiven, den gerechten Forderungen des vernünftigen Fortschrittes entsprechenden Inhaltes seien.

Es ist nicht meine Absicht jetzt noch eigens den wohlthuenden Gegensatz hervorzuheben, der zwischen diesem Programm und dem in München kundgegebenen jetzigen des „bayerischen Lehrervereines" besteht. Er liegt ja klar genug zu Tage. Nur Eines sei bemerkt. Mit der an die Spitze des „neuen Programms" gestellten Forderung nach der „Communalschule" hat der bayerische Lehrerverein nebst manch Anderem auch seine politische Kurzsichtigkeit bewiesen, da er damit die „Schule als solche" und inclusive sich selber lediglich nur der schrankenlosen Beherrschung durch die „liberale Partei" auf Gnade und Ungnade überantwortet hat. Das Programm des katholischen Erziehungsvereins dagegen, indem es von vornherein die „Politik" und das „politische Parteigetriebe" von seinen pädagogischen Strebungen ausschloß, die Confessionsschule und die Erziehung auf positiv-christlicher Grundlage begehrt, hat damit die Beherrschung der Schule durch irgend eine Partei für die eigenen selbstsüchtigen Zwecke von sich ausgeschlossen, den gebührenden Einfluß nicht bloß einseitig der Kirche, sondern auch ebenso sehr der beiden anderen berechtigten Faktoren des Staates und der Familie sicher gestellt und so seine — politische Voraussicht bekundet,

da nur auf diesem Wege die Schule im ächten und wahrsten Sinne auf sich selber gestellt wird.

So ist nunmehr nicht bloß die Lebensfähigkeit dieses Vereines, sondern auch ebenso sehr dessen pädagogische Bedeutsamkeit außer Frage gestellt. Diese wird aber gerade auch dadurch fruchtbar gemacht, daß in die Vereinsthätigkeit und zwar zur Erzielung einer besseren häuslichen Erziehung, dieser ersten Forderung zum Gelingen einer guten Schulerziehung, der „Verein christlicher Mütter" einbezogen wird.

In diesem Vereine, der bereits über 120,000 Mütter umfaßt, liegt offenbar ein Stück Lösung der socialen Frage, dieser schrecklichsten von allen. So paradox es klingen mag: die sociale Frage harrt ihrer Lösung im Schooße der Familie. Dort muß wieder das heilige Feuer lodern inniger Religiosität, strenger Zucht, der Uebung der Selbstverläugnung, des häuslichen, sparsamen, genügsamen Sinnes, des stahlfesten Aneinanderschlusses der einzelnen Familienglieder, der keuschen Sitte und Ehrbarkeit, des Gehorsams, der Liebe und der Treue. Es ist nämlich eine unläugbare Thatsache: der Socialismus rekrutirt sich schlechterdings aus sittlich und religiös verfallenen Familien. Und in dem Grade sich diese mehren (und Niemand wird läugnen, daß sie in beunruhigender Weise sich häufen), in demselben Grade wachsen die Lassalle'schen „Arbeiter-Bataillone mit ihrem dröhnenden dumpfen Massenschritt." Wo darum des Uebels Sitz, dort muß zuerst die Heilung beginnen. Nun ist das Weib, die Mutter es, die mit den häuslichen Sorgen auch die für ihre Kinder übernimmt. Und darum hängt zum größten Theile von ihr ab, was aus dem Kinde und damit aus der kommenden Generation werden wird. Einen so tiefen Sinn hat der Toast des beredten und genialen Windthorst auf „die Frauen als die unabsetzbaren Schulinspektoren!"

Indem sich der katholische Erziehungsverein durch seine erste Generalversammlung in Dettelbach und das dort be-

schlossene Programm in Gegensatz gestellt hat zu dem neuesten Programm der fünften Generalversammlung des bayerischen Lehrervereins zu München, ist damit gleichzeitig noch ein anderes Moment constatirt, das als eine der Signaturen unserer Zeit sich jedem kirchentreuen Katholiken aufdrängt, weß Standes er auch seyn mag.

Wohin nämlich der forschende Blick sich wenden mag, gewahrt er überall steigende Zerrüttung und Verwirrung der Geister. Ein dunkles prophetisches Ahnen von einem nahenden allgemeinen Zusammenbruch zieht durch die Herzen der Menschen und täglich durchzuckt Tausende und aber Tausende derselbe Gedanke — ja er bildet häufig genug gleichsam das Finale ernsterer Diskussionen: „So kann es in die Länge nicht fortgehen.“ Aber damit sind auch Viele gleichzeitig am Ende ihres Lateins angekommen. Ihr Unglaube und Widerchristenthum verdammt sie mit verschränkten Armen der drohenden Katastrophe als einer unvermeidlichen trotzig entgegen zu sehen, oder sich noch den letzten Ast abzusägen, auf dem sie sitzen, indem sie nur um so wüthender auf die alte Kirche loshämmern.

Aber gerade diese erstarkt innerlich täglich mehr, und während rings um sie Alles wankt und in den Fugen kracht, kein Nagel mehr an der Wand des europäischen „Staatsgebäudes“ hält, wo man ihn auch einschlägt, und das fortschrittliche Unchristenthum überall seine Altäre aufstellt: waltet und webt im Stillen der Geist von oben in der ihm anvertrauten sichtbaren Kirche Christi auf Erden, hier ermuthigend, dort erleuchtend, hier kräftigend, dort begeisternd, daß für dieselbe heilige Sache Millionen mit dem Muthe und der Treue der ersten Bekenner einstehen. Und auf diesem innerlichen Fundament erwuchs auch der „katholische Erziehungsverein“. Er war nur möglich durch die innere Consolidirung der Kirche, weil diese in Haupt und Gliedern, von allen Seiten nicht bloß angefeindet sondern bedrängt und verfolgt, sich täglich mehr nähert und verbrüdert, sammelt und vereint.

So sammelt und vereint sich auch auf dem Gebiete des confessionellen Volksschulwesens Alles was noch katholisch denkt und fühlt, um die Schule als solche vor dem Loose zu bewahren, das ihr durch die „moderne Pädagogik" bereitet wird: die bloße Kopfdressuranstalt und das öffentliche Mittel der Seelenverkäuferei an den immer deutlicher zu Tage tretenden „antiken Staat" zu werden, der auch das Recht des „Privatgewissens" nicht mehr duldet und anerkennt. — Die da zu München nach Umfluß von kaum acht Jahren (sozusagen) von der „moderirten Rechten" bis zur „radikalen Linken", von der Vertheidigung der Confessionalität der bayerischen Volksschule bis zu ihrem äußersten Gegensatz, der Communalschule, fortgeschritten sind, hatten wahrlich hiezu weder von der noch gläubigen protestantischen noch von der katholischen Familie ein Mandat erhalten. Sie nahmen es sich selbst. Wie sie das mit ihrem Gewissen vereinen können, mögen sie dereinst selbst verantworten. Die im katholischen Erziehungsvereine die gefährdete Schule vertheidigen, haben ihr Mandat hiezu von Gott, ihrem Gewissen und der noch christlich-gläubigen Gesellschaft und Familie. Und diese wird die moderne Volksschule und noch manches Andere überleben; denn Gott hat längst gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen *). v. Lachemair.

*) Nach dem Vorstehenden wird es einer Empfehlung des von dem verdienstvollen Vereins-Vorstand Herrn Ludwig Auer in mustergültiger Weise bearbeiteten Berichts über die schönen Tage von Dettelbach nicht mehr bedürfen. Der Titel der soeben erschienenen Schrift lautet: „Bericht über die General-Versammlung des katholisch-pädagogischen Vereins in Bayern zu Dettelbach am 3., 4. und 5. Sept. 1872. Aus den stenographischen Aufzeichnungen und den Berichten der zwei Sekretäre der Versammlung bearbeitet von Ludwig Auer, Lehrer. Eigenthum des katholisch-pädagogischen Vereins in Bayern." Bei Datterer in Freising. A. d. R.

LIX.

Ein neuer Beitrag zur Theorie der Erkenntniß und zur Geschichte des Professorenthums.

Daß die Naturforschung seit Anfang dieses Jahrhunderts staunenswürdige Fortschritte gemacht, daß sie sowohl unsere Kenntniß der einzelnen Erscheinungen in's Ungemessene vermehrt, als auch allgemeine Gesetze von überraschender Tragweite aufgefunden und bewiesen habe, daß sie dieß einerseits der großen Zahl eifriger Jünger und der ununterbrochenen Gemeinsamkeit ihres Arbeitens, andererseits ihrer allseitig anerkannten und bewußt geübten, einzig richtigen und zum Ziele führenden Methode verdanke, das ist eine Vorstellung, mit der die heutige Generation aufwächst, die sie, ohne irgendwo auf einen nennenswerthen Widerspruch zu stoßen, aufnimmt und weiterführt. Nur darüber wurde wohl da oder dort Klage geführt, daß mit der Erweiterung der empirischen Kenntnisse die Spekulation, die philosophische Durchdringung des gewonnenen Materials nicht gleichen Schritt gehalten habe, daß der Mangel an philosophischer Bildung sich nicht selten selbst bei den gefeiertsten Vertretern der exakten Forschung fühlbar mache, weit mehr natürlich bei der großen Menge derer die ihre Leistungen verarbeiten oder einfach aufnehmen, und daß in leicht begreiflichem Zusammenhange mit jenem Fortschritte

der Naturwissenschaft der Materialismus mehr und mehr sich breit mache, und es Phantasmagorien wie von Hartmann's Philosophie des Unbewußten oder den bekannten Schriften des Physiologen Häckel gelingen konnte, ein anderes als nur ein pathologisches Interesse zu erwecken. Wo indessen solche Klagen sich vernehmen ließen, wurden sie sofort als die Aeußerungen dogmatischer Befangenheit bezeichnet, welche die „Wissenschaft" und die „öffentliche Meinung" ruhig bei Seite lassen könne. Um so überraschender mußte es seyn, als sich plötzlich mitten aus dem Lager der Wissenschaft heraus, und von einer Seite der man jene dogmatische Befangenheit durchaus nicht zutrauen konnte, eine Stimme erhob, deren Vorwürfe weit über das bescheidene Maß solcher Klagen hinausgehen und sogar die an die Spitze gestellte Anschauung von dem Gesammtzustande der Naturwissenschaft im Hinblicke auf einzelne Punkte ernstlich in Frage ziehen.

Im vergangenen Frühjahr, nicht lange vor der Eröffnung der Universität Straßburg, als bereits das Lied von der modernen Wissenschaft, der deutschen insbesondere, täglich von hundert Kehlen, klangvollen wie heiseren, angestimmt wurde, erschien unter dem etwas sonderbaren Titel: „Ueber die Natur der Kometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß von J. C. F. Zöllner, Professor an der Universität Leipzig" (Leipzig bei Engelmann) ein Buch, welches ganz dazu angelegt war, wie eine Bombe in die gelehrten Kreise des In- und Auslandes hineinzuplatzen, und diesen Erfolg auch, namentlich in den naturwissenschaftlichen Kreisen der deutschen Reichsmetropole, glaubhaften Berichten zufolge, wirklich erreicht hat.

Bereits auf S. VIII der umfangreichen Vorrede spricht es der Verfasser als seine Ueberzeugung und das Resultat seines fortgesetzten Nachdenkens aus, „daß es der Mehrzahl unter den heutigen Vertretern der exakten Wissenschaften an einer klar bewußten Kenntniß der ersten Principien der Erkenntnißtheorie ge-

breche. Bei der fast unerschöpflichen Ergiebigkeit, mit welcher sich auf rein empirischem Wege fortdauernd neue Thatsachen ergeben, war die Nöthigung zu einer stärkeren Entwickelung der logisch-induktiven Verstandesoperationen nicht vorhanden. Mit einigem Geschick, etwas Ausdauer und Neigung konnte ein Jeder, dem die genügenden Mittel zur Verfügung standen, die Menge des empirischen Materials durch werthvolle Beobachtungen und Experimente bereichern ... Ich bin weit davon entfernt, das Zweckmäßige dieser Tendenz im Entwickelungsgange der Wissenschaft zu verkennen" ... „Daß aber in der That die übergroße Bethätigung an rein experimenteller und beobachtender Arbeit, und die damit nur allzuhäufig verbundene selbstgefällige Verachtung jeder anderen wissenschaftlichen Tendenz die logische Schärfe der Verstandesoperationen in unserem Jahrhundert im Vergleich mit früheren herabgesetzt und vermindert hat, dafür lassen sich nicht nur zahlreiche Belege aus der Vergangenheit, sondern vor allem überraschende Thatsachen aus der unmittelbaren Gegenwart anführen." Und während alle akademischen Reden mit Vorliebe das Thema variirten, „wie wir's so herrlich weitgebracht", während sie nicht müde wurden, namentlich dem in Wissenschaft und Staatsleben verkommenen Franzosenthume gegenüber unsere Bildung, unsere Gründlichkeit, unseren tiefen sittlichen Ernst zu feiern, wagt der Verfasser S. XII die dreiste Behauptung, daß, gerade was Tiefe und Allseitigkeit der Bildung betrifft, die vergangenen Zeiten ganz andere, weit höhere Anforderungen gestellt hätten. „Wenn dagegen heutzutage" — erzählt er uns, freilich ganz im Allgemeinen, aber doch im unverkennbaren Hinblicke auf deutsche Verhältnisse — „ein junger Mann im Laboratorium eine neue Verbindung hergestellt oder gar eine „neue Reihe" entdeckt hat, so beschreibt er genau die Manipulationen und Analysen, welche ihn zu seinem Resultate geführt haben; diese Beschreibung wird als Dissertation gedruckt und die erste Staffel zum Gipfel des Ruhmes ist als Doktor glücklich erreicht.

[redacted]

Wenn nun Neigung und Ausdauer zum weiteren Laboriren und vor allem genügende Mittel vorhanden sind, einige Zeit selbstständig diesen liebgewordenen Beschäftigungen nachzugehen, so winkt als zweite Staffel die Habilitation. Ein zweiter glücklicher Fund, die Entdeckung einer zweiten „neuen Reihe" und siehe da, der Stoff zu einer Habilitationsschrift ist bereit. Weht nun der Wind günstig, d. h. besitzt der junge Docent abgesehen von einem anziehenden Vortrage, die genügende Schmiegsamkeit und Liebenswürdigkeit des Charakters, um einflußreichen und tonangebenden Männern der Wissenschaft als Herold ihres Ruhmes zu dienen, so ankert auch bald das Schifflein im sicheren Hafen einer Professur und die große Gelehrten-Republik ist um einen neuen Bürger reicher. Ebenso wie in der Chemie geht es aber auch in anderen Wissenschaften." U. s. w.

Indessen, weder diese allgemeinen Beschuldigungen noch auch wohl die fachwissenschaftliche Bedeutung des Buches würden jenes zuvor angedeutete Aufsehen begründet und ihm, trotz seines Umfanges und des diesem entsprechenden Preises, in wenigen Monaten eine zweite Auflage eingetragen haben. Beides verdankt der Verfasser vielmehr der direkt persönlichen Wendung, welche seine Polemik alsbald nimmt. Indem er an die Worte Lichtenberg's erinnert: „Die Schwachheiten großer Leute aufzudecken, ist eine Art von Pflicht, man richtet damit Tausende auf, ohne jenen zu schaden", hält er ein strenges Gericht und deckt schonungslos die maßlose Eitelkeit und gegenseitige Vergötterung auf, die in Gelehrtenkreisen ihren Unfug treiben. Dadurch wird sein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß ein Beitrag zur Kenntniß des sich selbst beräuchernden Professorenthums, dem man ein bedeutendes culturgeschichtliches Interesse nicht absprechen wird.

Das vornehmste Ziel dieser Polemik ist ein Ausländer, der englische Physiker Tyndall, dessen Name aber bei uns ebensoweit wie der irgend eines seiner diesseitigen Collegen

verbreitet ist, seitdem die Vieweg'sche Verlagshandlung es sich zur Pflicht gemacht hat, von jeder seiner Kundgebungen ein deutsche Uebersetzung zu veranstalten, und der berühmte Physiker und Physiologe Helmholtz jede dieser Uebersetzungen mit einer Vorrede ausstattet. Mit ihm sich auseinanderzusetzen, lag freilich unmittelbar auf dem Wege, den der Verfasser in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen eingeschlagen hatte, nachdem Herr Tyndall unvorsichtig genug gewesen einen vor der philosophischen Gesellschaft in Cambridge über die Kometen gehaltenen Vortrag seinem populären Werke über die Wärme (deutsche Uebersetzung herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann, 2. Aufl. 1871) als letztes Capitel einzureihen. Was war natürlicher, als daß ein Forscher, der ebenfalls eine Theorie über die Kometen aufzustellen und zu begründen im Begriffe stand, sich mit jener neuesten Besprechung des gleichen Gegenstandes bekannt machte, um etwa durch Berücksichtigung übereinstimmender oder Widerlegung entgegenstehender Ansichten die seinige zu stützen? Aber Herr Zöllner verfährt anders. Was er in jenem Tyndall'schen Vortrage findet, scheint ihm so überraschend, so ungeheuerlich, daß es ihm selbst zum — *wissenschaftlichen Problem* wird. Während daher die beiden ersten Abschnitte gelehrte Abhandlungen über die Kometen enthalten, handelt ein dritter der Form nach ganz ebenso wissenschaftlich — über Herrn Tyndall. Folgendes sind die Hauptgedanken seiner Argumentation.

Die nothwendige Bedingung eines gedeihlichen wissenschaftlichen Fortschrittes ist die lebendige Continuität der Forscher. Nur wenn der Einzelne Alles, oder doch alles Bedeutende kennt, was auf seinem besonderen Gebiete bereits geleistet worden ist, wird er vor der zweckwidrigen, und wie der Verfasser meint, auch naturwidrigen Handlungsweise bewahrt bleiben, daß er längst widerlegte Irrthümer auffrischt oder ausreichend Bewiesenes neuerdings zu begründen sucht. Wird diese Bedingung vernachlässigt, so ist Beschämung das

unausbleibliche Loos des Unbedachten oder Voreiligen, und eben aus dem bewußten oder unbewußten Hinblick auf solch' unerwünschte Folge stammt nach Z. das wissenschaftliche Gewissen. Herr Tyndall wußte um die Existenz einer die Kometen behandelnden Arbeit des berühmten Bessel, denn er erwähnt ihrer in seinem Vortrage. Aber er hat sie nicht gelesen, seine eigene Abhandlung hätte sonst unterbleiben müssen, da die darin ausgesprochenen Ansichten bereits endgültig dort widerlegt sind! Ferner: was gehört zu einer wissenschaftlichen Hypothese, was sind die Leistungen die sie erfüllen soll, wann ist sie berechtigt? Offenbar soll sie doch eine Erscheinung erklären, Unbekanntes auf Bekanntes, Unbegriffenes auf Begriffenes oder doch Begreifliches zurückführen, offenbar muß doch eine Hypothese, soll sie nicht vollkommen unnütz seyn, die Zahl der unbegriffenen Momente einer Erscheinung mindestens um eines erniedrigen. Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit der von T. in seinem Vortrage aufgestellten Hypothese über die Natur der Kometen? Sie soll der Hauptsache nach zwei unbegriffene Erscheinungen an ihnen erklären, und zu diesem Ende werden vier unbegriffene, ja theilweise mit anerkannten Gesetzen der Natur in Widerspruch stehende Wirkungen ersonnen!

„Wir haben es also hier", um mit dem Verfasser zu reden, „mit zwei aus Beobachtungen abgeleiteten Erscheinungen zu thun. Dieselben müssen daher auch wie alle Lebensäußerungen ein und desselben Organismus sowohl in dem Wesen des letzteren als auch in der Beschaffenheit seiner Umgebung oder der Außenwelt durch bestimmte Ursachen bedingt seyn." „Ich stelle mir die Aufgabe, diese Ursachen im Folgenden zu ermitteln. Die erste Frage, welche sich uns bei dieser Untersuchung darbietet, besteht darin, zu entscheiden, ob die beiden oben festgestellten Thatsachen sich nicht auf ein und dieselbe Eigenschaft des handelnden Individuums zurückführen lassen. Gelingt eine solche Zurückführung, so wird

die folgende Untersuchung nur festzustellen haben, wie sich jene den beiden Eigenschaften gemeinsame Eigenschaft mit Berücksichtigung der Zeit und Umgebung entwickelt hat" (S. 200).

Die Zurückführung gelingt in der That. Ganz in dem gleichen ernsthaften Tone fortfahrend kommt der Verfasser, unter Zugrundlegung seiner bereits angedeuteten Theorie von dem wissenschaftlichen Gewissen als der „unbewußten Anticipation der schädlichen Folgen", zu dem Resultate, daß auch die den ersten Vorwurf begründende Handlungsweise T.'s nichts anderes sei, als „die Folge einer mangelhaften Fähigkeit des Verstandes die möglichen Folgen aus gegebenen Ursachen abzuleiten." Beide Erscheinungen sind als Wirkungen eines unvollkommen operirenden Verstandes aufzufassen.

Prof. Zöllner fährt fort: „Die nächste Aufgabe der folgenden Untersuchung würde nun also darin bestehen, die Ursachen zu ermitteln, durch welche die Operationen eines von der Natur normal und zweckmäßig angelegten Verstandes zu unzweckmäßigen Leistungen in Form von Handlungen oder Gedankenverbindungen verleitet werden könne." Der Leser fühlt die Klimax heraus. Wir kommen nunmehr zu dem pikantesten Theile des Buches.

Wiederum wird weit ausgeholt. Es ist vom immanenten Zwecke der verschiedenen Wesen die Rede, von Lust und Unlust als den allgemeinsten Motiven der empfindenden Organismen, von ihrer Steigerung auf der höchsten Entwicklungsstufe, wo sie nicht mehr zeitlich und örtlich beschränkt sind, und es ergibt sich das Resultat, „daß jede Handlung, welche nicht auf zukünftige Veränderungen gerichtet ist, sondern auf die gleichzeitig mit ihrer Ausübung nothwendig verbundene Lustempfindung durch Reize, eine dem natürlichen Wesen und Zwecke der Handlung überhaupt widersprechende Lebensäußerung des Individuums seyn muß." Um so schlimmer, wenn jene Lustempfindungen solche sind, die sich in der Verfolgung idealer Zwecke aus dem socialen Verkehr der Menschen entwickelt haben, also etwa durch gewisse, nach

Maßgabe des erreichten Erfolges sich einstellende, äußere Zeichen und sekundäre Vortheile bedingt werden, die als solche dem Zwecke der Handlung fremd sind. „So ist z. B. das Streben nach der Erkenntniß der Wahrheit bei allen wissenschaftlichen Bemühungen, wenn dieselben vom Erfolge begünstigt sind, gegenwärtig mit äußeren Zeichen der Anerkennung und des öffentlichen Lobes verbunden, die mit dem Streben nach Wahrheit und dem hiermit verbundenen natürlichen Gefühle der Befriedigung gar nichts zu schaffen haben." Als Antwort auf die obige Frage ergibt sich hiernach, daß zweckwidrige Handlungen der bezeichneten Art solche sind, die „durch andere als durch die mit dem Wesen und der Natur einer Handlung verknüpften Motive geleitet werden", und in specieller Anwendung auf die nachgewiesenen „mangelhaften Verstandesoperationen" Tyndall's, daß sich in ihm „bewußt oder unbewußt solche Motive seiner Handlungen entwickelt haben, welche mit dem ursprünglichen Zwecke derselben nicht verbunden sind." Daß aber eine solche Veränderung in dem unglücklichen Engländer wirklich vor sich gegangen, daß, um in dem naturwissenschaftlichen Jargon des Verfassers zu reden, eine derartige regressive Metamorphose durch zweckwidrige Benutzung der ihm von der Natur verliehenen Kräfte entstanden sei, oder mit anderen Worten, daß eine colossale Eitelkeit ihm bereits die Besonnenheit des Urtheils zu rauben beginne, dafür findet er den Beleg in einer Stelle des Vortrags, den T. dem Andenken seines großen Vorgängers Faraday gewidmet hat, und von welchem gleichfalls eine von Helmholtz bevorwortete deutsche Uebersetzung erschienen ist. Dort nämlich heißt es (S. 160): „Ich kniete eines Tages neben ihm nieder, und legte meine Hand auf seine Knie; er streichelte sie liebevoll und murmelte mit leiser sanfter Stimme die letzten Worte, welche Michael Faraday zu mir sprach." „Es war mein Streben und mein Wunsch, die Stelle Schiller's bei diesem Göthe einzunehmen; und er

war zu Zeiten so freudig und kräftig — körperlich so rüstig und geistig so klar, daß mir oft der Gedanke kam, auch er werde, wie Göthe, den jüngeren Mann überleben."

Wir haben dem nichts hinzuzufügen, aber wir können uns nicht versagen, eine weitere Stelle aus der Vorrede des Z.'schen Buches S. LV daneben zu stellen, in welcher Herr T. sich dem Publikum in einer anderen Situation vorführt. „In seinem Buche Fragments of Science for unscientific people (London 1871) beschreibt Prof. T. in dem Capitel Science and Spirits auf drei vollen Seiten (p. 432—435) seine persönliche Theilnahme am Tischrücken und Geisterklopfen. Die Geister werden gefragt, unter welchem Namen Herr T. in der himmlischen Welt bekannt sei. (The spirits were requested to spell the name by which J am known in the heavenly world). Um das Pochen der Klopfgeister aber besser beobachten zu können, kriecht Prof. T. unter den Tisch, an welchem sich die übrige Gesellschaft der Tischrücker befindet (so J crept under the table). In dieser unbequemen Position verharrt Herr T. mehr als eine Viertelstunde. Endlich werden die Geister wieder gesprächig und bezeichnen Herrn T. als den „Dichter der Wissenschaft". (Once there, the spirits resumed their loquacity, and dubbed me *„Poet of Science")*. Selbstzufrieden kriecht nun der Professor wieder aus seinem Verstecke hervor und ruft triumphirend aus: This, then, is the result of an attempt made by a scientific man to look in these spiritual phenomena."

Im Zusammenhange mit den mitgetheilten Thatsachen und den zuvor entwickelten Theorien meint daher der Verfasser S. 231 alles Ernstes, daß durch Verminderung der öffentlichen Anerkennung in Form von Orden, Titeln, Mitgliedschaft von Akademien und gelehrten Gesellschaften, biographischen Lobspenden in öffentlichen Blättern, kurz durch Abschwächung jener zuvor angedeuteten accessorischen Lustempfindungen „die durchschnittliche Qualität der zu wissen-

schaftlichen und anderen Leistungen erforderlichen Verstandes-operationen außerordentlich verbessert und so der Wissenschaft und Socialpolitik ein großer und wesentlicher Dienst geleistet werden würde.“ „Diese Verminderung der naturwidrigen Motive“, meint er weiter, „würde zunächst eine wohlthätige Rückwirkung auf die Sprache ausüben und dieselbe einfacher, klarer und der Reinheit der Motive entsprechender machen“, während sich umgekehrt, unter der Herrschaft jener Motive, mit Nothwendigkeit die Phrase entwickle. Ist es aber wahr „daß sich die durchschnittliche Wahrhaftigkeit und Leistungs-fähigkeit des Einzelnen sowie der Völker, sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Politik, an dem Umfange bemessen läßt, in welchem ihre Sprache von der Phrase beherrscht wird“, üben Eitelkeit und die dadurch erzeugte Phrase auf die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Menschen einen geradezu verderblichen Einfluß, „so verlohnt es sich wohl, sei es auch nur aus Rücksichten der Billigkeit gegen andere Nationen, die Frage aufzuwerfen, ob man in Deutschland und in der deutschen Wissenschaft vor diesem Einflusse sicher ist und wie lange noch, oder ob er sich, wenn auch noch nicht auffallend zu spüren, doch vielleicht schon im Stillen und in scheinbar ganz unschuldigen Dingen und Handlungen vorbereitet.“

Damit ist der Uebergang gefunden, um dem englischen Naturforscher ein deutsches Pendant an die Seite zu setzen. Der dazu Erlesene ist der Chemiker A. W. Hofmann, der Nachfolger Mitscherlichs an der Berliner Universität, und die Veranlassung bot ein Festmahl, welches die deutsche chemische Gesellschaft demselben am 8. Januar 1870 gab. An und für sich freilich wird Niemand etwas daran zu erinnern wissen, wenn ein geschlossener Verein zu Ehren seines Stifters und Vorsitzenden eine mehr oder weniger glänzende Feier veranstaltet. Die bei solcher Gelegenheit gehaltenen Reden nimmt man in Kauf gleich den übrigen Gegenständen des Menu's, und man weiß auch, daß, je höher die Festes-

stimmung steigt, desto weniger jedes gesprochene Wort auf die Wagschale gelegt werden darf. Das in vino veritas pflegt höchstens im allerletzten Stadium und dann als unliebsames Ende einzutreten, vorher herrschen ohne Widerspruch der feierliche Schwulst oder die scherzhafte Hyperbel. Wer daran Anstoß nimmt, kann ja wegbleiben! Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn einem derartigen Feste von seinen Entrepreneur's eine solche Bedeutung beigelegt wird, daß sie mit einem Berichte darüber an die Oeffentlichkeit treten, wenn sie darin, wie in dem vorliegenden Falle geschah, die sämmtlichen gehaltenen Reden in wörtlicher Wiedergabe bringen und das Ganze endlich, geschmückt mit dem Porträt des Gefeierten und einer photographischen Nachbildung der Festkarte*), einer wissenschaftlichen Zeitschrift (Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin III. Jahrg. Nr. 3. Berlin 1870) als Beilage anfügen und so in die Hände persönlich ganz unbetheiligter Leser gelangen lassen. Was als ein harmloses Fest in privatem Kreise hätte aufgefaßt werden können, wird dadurch zu einem allgemein interessanten Ereigniß umgeprägt, den gehaltenen Reden aber nachträglich eine Sanktion ertheilt, welche es nun nicht mehr gestattet, an die festlich gehobene Stimmung des Augenblicks zu appelliren, sondern uns nöthigt in denselben den wohl überlegten und für die Oeffentlichkeit bestimmten Gesinnungsausdruck einer Anzahl von Gelehrten zu erblicken. Der Leser besorge nun nicht, daß wir ihm sämmtliche eilf Toaste und die zahlreichen Fest-

*) Hier ihre Beschreibung nach Z. S. 236: „Wir sehen an der Spitze dieser Festkarte Herrn Prof. H. in der lustigen und leichten Bekleidung des olympischen Zeus auf einem Thronsessel, in der Rechten an Stelle der Nike eine Flasche mit der Aufschrift „Anilin", in der Linken als Scepter einen „Volumgewichtsbestimmer" haltend. Das wohlgetroffene Antlitz blickt huldvoll lächelnd und doch zugleich mit majestätischer Würde auf das bunte Getriebe von kleinen Kindergestalten zu seinen Füßen, von denen ihm die einen „Heil Jupiter" zurufen, die andern andere Ovationen darbringen."

Telegramme hier vorführen möchten; wer sich dafür interessirt, findet sie an der angegebenen Stelle abgedruckt. Wenige Bemerkungen können genügen. Das Hauptthema, welches nicht weniger als neun Redner, den angeredeten und angejubelten Ehrengast mit eingerechnet, behandeln, ist die Frage, was doch Herrn Hofmann bewogen haben könne, die glänzende Stellung aufzugeben, die er in England inne hatte, um als einfacher Professor nach Deutschland zurückzukehren.

Als Mitscherlich seiner schmerzvollen Krankheit erlegen war, so erzählte der mitterweile verstorbene Professor Magnus, und es galt solchem Manne einen Nachfolger zu finden, waren alsbald alle Augen auf Hofmann gerichtet, „und gewiß erinnert sich noch Mancher der Anwesenden, wie er damals gesagt hat: Ja, wenn wir Hofmann gewinnen könnten, dann wäre uns geholfen, allein Hofmann wird nicht kommen; denn... nur wenige wollten glauben, daß er seine glänzende Stellung in London mit einer einfachen Professur auf deutscher Hochschule vertauschen werde" . . . „Hofmann's liebenswürdiges Wesen verschafft ihm schnell Zutritt in allen Kreisen der Gesellschaft. Die Großen des Landes, sonst eben nicht ausgezeichnet durch ihre Zugänglichkeit für fremde Elemente, überhäufen ihn mit Artigkeiten aller Art, und so weit geht die Aufmerksamkeit für ihn, daß eine vornehme Lady, so erzählt man mir, unter seinen Zuhörerinnen in einer seidenen Robe von einem damals noch sehr seltenen Anilinviolett, also ganz in der Farbe unseres Freundes erscheint." „Solches Entgegenkommen, so viel Anerkennung vermochten ihn nicht zu halten. Er gab die Frucht seines zwanzigjährigen Wirkens in London, er gab seine ehrenvollen und einträglichen Aemter mit all den mannigfachen Vortheilen auf, welche die Weltstadt bietet, um bei uns in die Stellung eines einfachen Professors einzutreten." Und welches war das Motiv, das ihn zu diesem überraschenden Schritte bestimmte? Ein idealistischer Zug, der uns

Deutschen eigenthümlich ist, eine unüberwindliche Sehnsucht nach vaterländischer Art und Sitte, nach deutschem Universitätsleben, deutschen Studenten. Herr Magnus sagt: „Ein deutscher Lehrer, der selbst vom heiligen Feuer für seine Wissenschaft durchglüht ist, nur vor solchen Zuhörern wird er sich genügen! Nach ihnen hat unsern Freund die Sehnsucht erfaßt; sie sind es die ihn nach Deutschland zurückgeführt haben.“ Und Herr Hofmann, die Deutung seines Vorredners acceptirend: „Allein wer auf einer deutschen Hochschule studiert hat, wer, wenn auch nur auf kurze Zeit, als Lehrer an einer solchen Schule thätig gewesen ist, der fühlt sein Leben lang das seltsame Heimweh, welches Ihnen von meinem Freunde zur Linken in so beredten Worten geschildert worden ist, und welches auch mich, während der langen Jahre, in denen jede Beziehung mit dem deutschen Universitätsleben geschwunden war, niemals verlassen hat. Dieses Heimweh hat mich nach Deutschland, welches wie kein anderes das Vaterland der Wissenschaft ist, zurückgeführt.“

In der That, schön gesprochen! Indessen die Welt ist schlecht und eine gewisse skeptische Neigung nun einmal jedem Kinde des 19. Jahrhunderts angeboren. Um den Idealismus des berühmten Chemikers vollkommen würdigen zu können, kommt offenbar alles darauf an zu erfahren, welchen Begriff er mit dem mehr erwähnten „einfachen deutschen Professor“ verbindet. Glücklicherweise hat er uns selbst darüber durch zwei eigene Kundgebungen vollkommen in's Klare gesetzt. Die erste findet sich in einer Ansprache, mit welcher H. am 15. Mai 1869 die Mitglieder der deutschen chemischen Gesellschaft im großen Hörsaale des neu eröffneten Laboratoriums in Berlin begrüßte. (Abgedruckt in den genannten Berichten, VI. Jahrg. Nr. 10.) Nachdem er zunächst berichtet hat, daß die preußische Regierung kein Bedenken getragen habe, für den Bau des Berliner chemischen Instituts die große Summe von 318,000 Thalern zu bewilligen, fährt er fort: „So ist es denn auch gekommen,

daß wir eigentlich ohne Sang und Klang in die Hallen des neuen Tempels eingezogen sind. Keine höchsten und allerhöchsten Herrschaften, in deren Glanz wir uns bei dieser Gelegenheit hätten sonnen können, kein besternter Großwürdenträger des Reichs mit seinen Räthen, deren Gegenwart unserer Besitzergreifung das Siegel officieller Beglaubigung aufgedrückt hätte, kein blühender Kranz weißgekleideter Jungfrauen, welcher uns auf der Schwelle des Heiligthums entgegengetreten wäre. Für alle diese schmerzlichen Entbehrungen werden wir durch den festlichen Besuch der Chemischen Gesellschaft und ihrer Gäste am heutigen Abend schadlos gehalten."

Wer nun etwa glauben wollte, der Herr Professor habe hier, liebenswürdig scherzend, in absichtlicher Uebertreibung geredet, den verweisen wir auf die zweite Kundgebung, die Antwort, die er bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Feste auf den Panegyrikus seiner Freunde folgen ließ; sie verhält sich zu der ersten wie zum Wunsche die Erfüllung. „Und ein herrliches Fest ist es!" ruft Herr H. aus. „Noch niemals habe ich die chemische Gesellschaft so zahlreich vereinigt gesehen... Zu meiner Linken hab' ich den treubewährten Freund, dessen herzliche Worte noch in meinem Ohre klingen; den Mann, der auf meine Geschicke einen so bleibenden Einfluß geübt, dem ich es zunächst verdanke, wenn ich heute unter Ihnen weile. Und welche edle Gäste haben mir meine Vereinsgenossen zu diesem Feste mitgebracht. In meiner nächsten Nähe sitzt der Mann, dessen Hand an dem Steuer der verjüngten Germania ruht. Und meinen theuren Freund, den Vertreter des großen freien Volkes jenseits des Meeres erblick' ich. Und die Großwürdenträger des Reiches, in wie stolzer Weise sind sie an dieser festlichen Tafel versammelt. Und unter ihnen, mit welchem Frohlocken begrüße ich sie, die beiden edlen Männer, unter deren Auspicien das großartige chemische Institut entstanden ist. Wie freut es mich, dem Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit, welches mich

für sie erfüllt, vor einer so glänzenden Versammlung Ausdruck geben zu können. Und den berühmten Forscher seh' ich, dessen Händen im Augenblicke die Geschicke unserer Hochschule anvertraut sind, und die Koryphäen der Wissenschaft, welche die Akademie und die Hochschule mit Stolz und Jubel die ihrigen nennt." „Meine Herren! Wie kann ich Ihnen das Gefühl beschreiben, welches mir bei diesem Anblick das Herz bewegt? Die Arbeit eines Menschenlebens, wer gäbe sie nicht willig für einen solchen Augenblick!"

In der That zwei anmuthige lebende Bilder aus der Gelehrtenwelt! Dort eine akademische Gruppe, ein jüngerer Heros vor dem älteren in ehrfurchtsvoller Bewunderung hingesunken! Hier ein heiteres, prächtiges Gastmahl, aber nicht in der Weise des Veroneser's, wo vor all den Nebensachen die Hauptfiguren fast verschwinden, sondern durch kluge Disposition der Massen und geschickte Vertheilung von Licht und Schatten so geordnet, daß vor allem eine Person zu bedeutungsvollster Wirkung kommt, und die anderen in dem Lichte zu erglänzen scheinen, das von ihr ausgeht! Und beide hat Herr Zöllner nicht etwa erfunden, er hat nur den Vorhang hinweggezogen, der sie bisher den Augen des größeren Publikums verhüllte. Wir sind ihm dankbar dafür, aber wir begreifen auch, daß es den darstellenden Herrn etwas unbehaglich zu Muth werden mußte, als sie sich in der Situation, in dem Costüm und in der Beleuchtung, die denn doch nicht auf so weite Kreise berechnet waren, plötzlich den Augen der ganzen Welt preisgegeben sahen; wir begreifen, daß dem Z.'schen Buche Beschämung, Wuth und „sittliche Entrüstung" folgen mußten. Sie reflektiren sich deutlich genug in der „zur Abwehr" überschriebenen Beilage, welche der Verfasser der zweiten Auflage beigegeben hat. Wir folgen ihm dahin nicht, es genügt auf das hingewiesen zu haben, was sich auf offener Bühne zugetragen hat, und es ist nicht nöthig, auf die kleinlichen Intriguen hinter den Coulissen einzugehen. Dagegen

möge der Epilog des polemischen Abschnittes, dem das Obige entnommen ist, ganz hier stehen (a. a. O. S. 246):

„Indem ich es, wie schon bemerkt, bereitwillig dem Leser überlasse, sich auf Grund der mitgetheilten Thatsachen alle oben aufgeworfenen Fragen selber zu beantworten, erlaube ich mir hier nur noch einmal in Erinnerung zu bringen, daß das Hauptthema, welches mich in diesem Theile der vorliegenden Untersuchungen beschäftigt hat, der ursprünglich theoretisch gefundene Satz war: daß die Qualität der Verstandesfunktionen durch Eitelkeit beeinträchtigt wird."

„Ich hielt den deduktiven und induktiven Beweis dieses Satzes für die Fortentwickelung aller Wissenschaft auf Erden für so außerordentlich wichtig, daß ich aufrichtig bemüht war, ihn analytisch und synthetisch an hervorragenden Erscheinungen aus der Gegenwart zu beweisen, welche wenigstens in den Annalen deutscher Wissenschaft schwerlich ihres Gleichen aufzuweisen haben dürften. Ich vermag nicht zu beurtheilen, in welchem Grade ich durch die gewählte Beweisführung meine Leser überzeugt und den Beifall oder das Mißfallen meiner Collegen geerntet habe. Aber weder die Hoffnung auf den ersteren noch die Furcht vor dem letzteren haben bei Ausarbeitung dieser Betrachtungen einen mir bewußten Einfluß auf meine Gedanken und Worte ausgeübt. Das aber wage ich hier mit der festen Zuversicht innigster Ueberzeugung auszusprechen, daß wenn sich die Zeitgenossen gegen Erscheinungen der angeführten Art gleichgültig und indifferent verhalten, wenn sie mir entgegnen sollten, dergleichen Dinge seien eines solchen Aufhebens gar nicht werth, man könne über sie höchstens lächeln und stillschweigend die Achseln zucken — dann müssen die begeisterten Worte Schiller's, welche er beim Anbruch dieses Jahrhunderts ehrend und ermuthigend zugleich den Trägern unserer Cultur zurief: „der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben", als ein Anachronismus für die Gegenwart gestrichen werden. Dann mögen Geschichtsschreiber kommender Geschlechter jene Erscheinungen getrost zu registriren haben als die ersten Zeichen beginnenden Verfalls deutscher Sitte in deutscher Wissenschaft.

Denn die Entwicklungsphasen der Nationen stimmen in ihren Grundzügen in ähnlicher Weise überein, wie diejenigen der Individuen. Nur der Reichthum, die Dauer und die Tiefe sowohl der Entwickelung und Blüthe als auch des Verfalles und Unterganges sind verschieden: aber die fördernden und zerstörenden Kräfte bleiben dieselben."

Je einschneidender die Wirkung des Zöllner'schen Buches nach seiner negativen Seite hin in weiten Kreisen empfunden werden mußte, desto näher liegt die Frage, ob ihm die gleiche Bedeutung auch seinem positiven Inhalte nach zukomme, denn es will ja nicht nur eine Streitschrift gegen die Herren Tyndall und Hofmann seyn, sondern enthält auch gelehrte physikalische Abhandlungen und weitläufige philosophische Erörterungen. Was nun die ersteren betrifft, so ist es Sache der Fachgenossen sich mit Herrn Z. darüber auseinanderzusetzen, er wird nun auch seinerseits einer strengen Kritik gewärtig seyn müssen. Wie es heißt, ist eine Gegenschrift in dieser Richtung bereits in der Vorbereitung begriffen.

Je unumwundener aber zuvor gewisse allgemeine Bemerkungen des Verfassers in ihrer Bedeutung anerkannt, jemehr die Thatsache gewürdigt wurde, daß es ein Naturforscher ist, der die angeführten Urtheile ausspricht, um so entschiedener ist in Betreff des eigentlich philosophischen Inhaltes an dieser Stelle zu erklären, daß derselbe ein völlig verfehlter, ja geradezu ein unglücklicher genannt werden muß. Z.'s Ideen sind die Ideen Schopenhauer's, modificirt einmal durch Aufnahme naturwissenschaftlicher Vorstellungen und Hypothesen, wie namentlich der Darwin'schen Descendenztheorie, und sodann dadurch, daß bei ihm die unpersönliche Natur an Stelle des unpersönlichen Willens tritt. Dadurch gelingt es ihm natürlich nicht, den fundamentalen Widerspruch in jenem Systeme zu überwinden, das nach der einen Richtung hin durchgeführter subjektiver Idealismus seyn will, die Welt als meine Vorstellung, als das Produkt meines bewußt oder unbewußt

operirenden Verstandes auffaßt, und dann doch wieder diesen Verstand erst der höchsten Stufe organischer Entwicklung von der Natur als Waffe im Kampf um's Daseyn gegeben seyn läßt! Andererseits werden aber auch die materialistischen Vertreter des Darwinismus — „seit Spinoza der vordringendste Angriff auf den Zweck als einen Gedanken im Grunde der Wesen", wie ihn Trendelenburg genannt hat — wenig einverstanden seyn, wenn sie, wie z. B. auf S. 212, die „natürliche Züchtung" im Dienste einer freilich nicht näher definirten aber doch ausdrücklich als zweckthätig gesetzten Natur finden. Schopenhauerisch ist das eigentlich Erkenntnißtheoretische, auf das der Verfasser so großen Werth legt, das aber darum nicht wahrer wird, weil sich seine enge Verwandtschaft mit den „unbewußten Schlüssen" des Physiologen Helmholtz nachweisen läßt; schopenhauerisch auch die im Zusammenhange damit öfter ausgesprochene Behauptung, daß die Annahme eines Schöpfungsaktes oder überhaupt eines ersten Weltzustandes mit den Gesetzen des verständigen Denkens in Widerspruch stehe. Andere Leute behaupten bekanntlich das gerade Gegentheil. Eine neue Widerlegung Sch.'s aber wird an dieser Stelle sicherlich Niemand verlangen, wäre sie doch auch, um in den Ausdrücken des Verfassers zu reden, eine zweckwidrige und darum naturwidrige Vergeudung von Kraft. Es geht dem letzteren hier eben ganz ähnlich wie Herrn Tyndall, ja es ließe sich eine ganze Literatur aufweisen, die ihm, wenn er sie gekannt hätte, die Aufstellung seiner philosophischen Ansichten unmöglich gemacht haben würde.

So zeigt uns wohl das Zöllner'sche Buch die Krankheit, an der unsere Wissenschaft und die Naturwissenschaft vornehmlich leidet, aber es gibt keine Remedur, es trägt vielmehr selbst die Spuren der gleichen Krankheit an sich. Es ist ein energischer Beleg für das unüberwindliche Bedürfniß des Menschen, die vereinzelten Thatsachen einer lückenhaften Erfahrung zu einer umfassenden Weltansicht zu verknüpfen,

aber ebenso auch für die Unzulänglichkeit aller derartiger Versuche da wo der feste Grund fehlt.

In der That, ein wunderbares Schauspiel! Jeder Tag fast erzeugt ein neues System, einen neuen Spiegel, „nach einer besonderen Formel geschliffen, um die Welt darin aufzufangen"; nichts ist so fremdartig, so abenteuerlich, daß es nicht, mit Geist und Gelehrsamkeit vertreten, für kurze Zeit die Augen der Menge zu blenden vermöchte; aber keines der künstlich aufgerichteten Gebäude hat Bestand, keines der von der Zeitströmung emporgehobenen und wieder verschlungenen Systeme vermag in endgültiger und befriedigender Weise die Räthsel zu lösen, die das menschliche Leben umstellt halten. Und während der Mensch rastlos immer neue Versuche macht, während er sich die Hände blutig gräbt nach neuen Quellen der Wahrheit, fließt seit Jahrtausenden unversiegt ein Born der Erkenntniß! Unbeirrt durch das Getöse wirrer Stimmen, die da von Moneren reden und ihrer allmähligen Potenzirung durch natürliche Züchtung, im Kampf um's Daseyn, nach blinder Nothwendigkeit, bis hin zum höchsten Organismus im Menschen — oder von dem mit sich selbst entzweiten, mit sich im Kampfe liegenden, in der Welt sich objektivirenden Willen — oder gar von dem Unbewußten, das von unerklärlichem Drange getrieben, die unerklärbare Welt aus sich hervorgehen lasse, steht das alte Wort: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüst und leer, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Quare fremuerunt gentes, et populi meditati sunt inania?

LX.

Zur neuern Kirchengeschichte.

Acta et decreta sacrorum conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis. Auctoribus presbyteris S. J. e domo b. v. Mariae sine labe conceptae ad Lacum. Tomus primus. Acta et decreta s. conciliorum, quae ab episcopis ritus Latini ab a. 1682 usque ad a. 1789 sunt celebrata. 4. VIII u. 982 S. Friburgi Brisgoviae sumtibus Herder 1871.

Die Besprechung des vorstehenden überaus verdienstvollen Unternehmens hat sich in unseren Blättern über Gebühr verzögert, aber sie kommt auch für den ersten Band noch immer nicht zu spät, und die unliebsame Verzögerung hat nun den Vortheil, daß wir rasch nach einander zwei Bände des Werkes zur Anzeige bringen können, indem nun auch der zweite Band, wie wir hören, im Druck vollendet und der Veröffentlichung nahe ist. Inzwischen ist das Unternehmen von der zuständigen Kritik auf's ehrenvollste begrüßt worden; die angesehensten Zeitschriften und Literaturblätter Deutschlands, Frankreichs und Englands haben demselben reiches Lob gespendet; die Collectio Lacensis dürfe, sagt die protestantische „Academy", wegen ihres Werthes in keiner großen Bibliothek fehlen.

Der wissenschaftliche und culturhistorische Werth einer solchen Sammlung der Concilien, wie sie uns hier vorliegt, ergibt sich aber auch sofort auf den ersten Blick sogar für

diejenigen welche nicht an eine göttliche Leitung der Kirche glauben. Denn, wie die Herausgeber mit Recht hervorheben, was die katholische Christenheit je bewegt hat, spiegelt sich in den Concilien wieder ab: die Feinde, von denen sie angegriffen war, und die Waffen, mit denen sie denselben widerstand, die Uebel, von denen sie bedrängt ward, und die Heilmittel, die sie wider dieselben anwandte, die Hoffnungen, von denen sie sich beseelt fühlte, und die Maßregeln, die sie zu deren Verwirklichung ersann, ihr Glaube und Glaubensleben, ihr Cult und ihre Zucht: alles dieses findet seinen Ausdruck auf den Synoden. Der Culturhistoriker kann keine wichtigeren Dokumente für die Zwecke seiner wissenschaftlichen Arbeiten auffinden, als die Dekrete der Concilien. Aus ihnen kann er, wie die Sitten und Gewohnheiten, so die Mißbräuche und Unordnungen in den einzelnen Ländern erkennen; er kann deren Entwicklung in den verschiedenen Stadien verfolgen, aber auch die äußerste Consequenz bewundern lernen, mit der die kirchliche Gesellschaft im klarsten Bewußtseyn dessen was ihr entgegen war, solches bekämpfte.

Für den gläubigen Katholiken sind natürlich die Concilien noch von einer weit größeren Wichtigkeit. „Er sieht ja die Väter auf den Concilien im heil. Geiste versammelt und Christus in ihrer Mitte; er verehrt in ihnen die Herolde seines Glaubens, die Wächter der heil. Gesetze, die Eiferer für den Dienst Gottes und die Zucht der Kirche, die Sachwalter Gottes, welche die Rechte seiner heiligen Braut unerschrocken vertheidigen, die Repräsentanten der kirchlichen Einheit, welche, wie sie die Einheit ihrer Provinz anschaulich darstellen, so auch alle Lebenskraft für diese wichtige Gliederung des kirchlichen Organismus aus ihrer Einheit mit dem Oberhaupte ziehen."

Gilt aber das von den Synoden überhaupt, so ganz besonders von denen der Gegenwart, da sie, sowohl was Umfang als was Bedeutsamkeit ihrer Gesetze betrifft, unbe-

denklich den allerwichtigsten Versammlungen der Vorzeit gleichgestellt, wenn nicht vorgezogen zu werden verdienen.

Darum gehörte eine genaue aktenmäßige Sammlung dieser Concilien, ohne die sich weder die conciliarische Thätigkeit noch überhaupt das Leben der Kirche in der Gegenwart gebührend verstehen und würdigen läßt, zu den wirklichen Bedürfnissen. „Schon ein Blick auf die neuere canonistische Literatur, auf den spärlichen Gebrauch welchen selbst die fleißigsten Arbeiten dieses Fachs von den Synoden machen, läßt das Bedürfniß einer solchen Sammlung sattsam erkennen. Denn woher jener spärliche Gebrauch so wichtiger Aktenstücke? Mehrere Concilien waren noch gar nicht gedruckt; von den gedruckten kamen einige nie in den Buchhandel; andere waren bald vergriffen, noch andere konnten wegen der großen Entfernung der Verlagsorte kaum oder nur mit den größten Opfern von Privaten bezogen werden." Die Vorrede unseres Werkes berührt noch des Näheren den großen Nutzen einer solchen Sammlung für die Bischöfe mit Bezug auf abzuhaltende Synoden und die ganze Verwaltung der Diöcesen, für die Lehrer des Kirchenrechtes, der Dogmatik, der Moral u. s. w., auch für die Curatgeistlichkeit, die in den Synodalbeschlüssen vieles zur Führung ihres Amtes Ersprießliche finden wird.

Deutschland tritt durch das Werk der Laacher Jesuiten zum erstenmal nach einer Unterbrechung von länger als zweihundertfünfzig Jahren wiederum in die Laufbahn ein, in der es durch die sechs Kölner Ausgaben von allgemeinen Conciliensammlungen (1530—1618) die Palme vor anderen Nationen errungen zu haben schien. Obgleich der Plan des Unternehmens dahin ging, nur die neueren Concilien zu sammeln, so wurden doch denselben passend „die wenigen Synoden der vorausgegangenen zwei Jahrhunderte beigefügt, um den Faden dort, wo die großen Conciliensammlungen ihn fallen ließen, wieder aufzunehmen und so die Kenntniß der Synoden der gesammten christlichen Zeit

zu ermöglichen. Die zahlreichen Besitzer der Sammlungen von Labbé, Hardouin und Colleti, werden hierdurch auch in Stand gesetzt auf die leichteste und wohlfeilste Weise diese Werke zu completiren." Das Werk ist nach einem von vielen Gelehrten des In- und Auslandes sorgfältig revidirten und gutgeheißenen Plane bearbeitet, und die Vorrede spricht besonders dem Benediktinerpater Gams („vir rerum Hispanicarum peritissimus" S. VI.) für vielfache Hülfeleistungen warme Worte des Dankes aus.

Drei Vorzüge sind es, welche das Unternehmen ganz speciell auszeichnen: Vollständigkeit, Correktheit, Brauchbarkeit.

„Was die Vollständigkeit betrifft, so konnten wir uns nie mit der Ansicht derer befreunden, welche aus der nachtridentinischen Periode darum Provinzialconcilien ausließen, weil dieselben vielfach in ihren Anordnungen übereinstimmten. Denn durch die Weglassung von wahren und eigentlichen Concilien fehlt der Sammlung die in wissenschaftlicher Beziehung so nothwendige Abrundung und Vollständigkeit. Und wenn geschichtliche Quellenwerke keinen Chronisten des Mittelalters deßhalb übergehen, weil derselbe in vielen Punkten fast wörtlich mit seinen Vorgängern übereinstimmt, wie viel weniger darf sich ein Sammler von Concilien solches in Bezug auf die vom hl. Stuhle erlassenen Gesetze erlauben? Dazu ist jene Uebereinstimmung nicht ohne allen Nutzen, da sie sowohl die Einheit des katholischen Glaubens, als auch die Wichtigkeit der so oft wiederholten disciplinären Bestimmungen durch die That zeigt. Von der andern Seite entband uns der praktisch-canonistische Zweck, den wir vorzüglich verfolgten, von der Nothwendigkeit, die Gesetze jener Synoden zu bringen, welche aus Mangel an gehöriger Promulgation niemals irgendwelche Rechtskraft erhielten, sondern ein bloß historisches und selbst unter dieser Rücksicht ein äußerst geringes Interesse beanspruchen. Aber auch so ließ sich eine absolute Vollständigkeit in Bezug auf die Con-

cilien der beiden vorigen Jahrhunderte nicht mehr erreichen, da man zu lange Zeit sich wenig oder gar nicht um die Akten und Dekrete derselben bekümmert hatte und auf diese Weise Manches verloren gegangen ist. Dennoch haben wir in unserem ersten Bande nicht weniger als 18 Concilien zusammengetragen, während von denselben die Supplemente Colleti's und Mansi's nur drei bringen, und das unsers Wissens vollständigste Verzeichniß der Synoden bei Migne (Encyclopédie théol. XIV. 1341 u. ff.) nur sechs anführt."

In Bezug auf die Anordnung des Stoffes will die Sammlung nicht nur auf die Zeit, sondern auch auf die Nationalität Rücksicht nehmen, was durchaus zu billigen ist, nicht bloß aus innern Gründen, sondern auch mit Rücksicht auf den Absatz des Werkes. „Die ganze Zeit, deren Concilien wir in unserer Sammlung umfaßten, theilten wir in zwei Perioden, deren erste bis zur französischen Revolution reichte, deren zweite von da bis auf unsere Zeit sich erstreckt. Die wenigen Synoden jener Periode wurden in zwei, die vielen der zweiten Periode in vier Gruppen getheilt, so daß die ganze Sammlung sechs Bände füllen wird. Der erste Band begreift die Concilien, welche von 1682—1789 durch die Bischöfe des lateinischen Ritus, der zweite Band diejenigen welche in derselben Zeit von den Bischöfen der orientalischen Riten sind gefeiert worden. Die übrigen Bände enthalten die Synoden der Gegenwart und zwar der dritte Band die Concilien von Nordamerika und dem britischen Reiche; der vierte Band die Concilien Frankreichs; der fünfte Band die Concilien Deutschlands, Ungarns, Hollands; der sechste die Concilien Italiens und die in diesen Gruppen noch nicht enthaltenen; endlich, wie wir hoffen, als die Krone des ganzen Werkes, das allgemeine vatikanische Concil."

Demgemäß umfaßt der vorliegende erste Band jene Zeit, welche man als die von Benedikt XIII. versuchte Restauration der Concilien bezeichnen kann. „Hardouin und Labbé

setzten nämlich ihre Sammlungen bis zu einer Zeit fort (1672), wo die Synodalthätigkeit in der Kirche fast erloschen war. Da versuchte Cardinal Ursini, der unter dem Namen Benedikt XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, mit Aufbietung seiner ganzen Energie und Auktorität das tridentinische Gesetz über die öftere Feier der Synoden zur Ausführung zu bringen. Freilich entsprach der Erfolg nicht seinen Anstrengungen, doch wurde viel Treffliches geleistet im Kampfe wider den Jansenismus, Gallicanismus und die damals schon hereinbrechende Erschlaffung der kirchlichen Disciplin." Diese Periode also umfaßt der erste Band und enthält die beiden Concilien von Benevent 1693 und 1698, das von Neapel 1699, die Nationalsynode von Albanien 1703, die große Lateransynode von 1725, die durch sie veranlaßten Concilien von Avignon 1725, von Fermo 1726, von Embrun 1727, endlich die noch vorhandenen Akten und Dekrete der tarraconensischen Synoden von 1670 — 1752. Im Anhang folgt noch ein Commentar über die Versammlung des gallikanischen Klerus von 1682 sammt den hauptsächlichsten sie betreffenden Aktenstücken, das Edikt der Versammlung der Bischöfe Ungarns zu Tyrnau (1682), endlich ein lateinischer Auszug aus dem dicken, in portugiesischer Sprache geschriebenen Quartband der Synodaldekrete von Bahia (1767), welche Dekrete brasilianisches Kirchenrecht geworden sind. So nimmt also die Sammlung auch auf Diöcesansynoden Rücksicht, falls dieselben eine besondere Wichtigkeit erlangten. Hätten die Herausgeber, wie man wohl gewünscht hat, alle Diöcesansynoden, deren Zahl sich in den letzten zwei Jahrhunderten auf mehrere hundert beläuft, die noch obendrein meistens keinen hervorragenden Werth besitzen, veröffentlichen wollen, so wäre dadurch die Sammlung unverhältnißmäßig voluminös geworden, ohne viel an Nutzen zu gewinnen.

Da der Natur der Sache nach bei den neueren Concilien der historische Werth gegen den canonistischen in den

Hintergrund tritt, während bei den älteren das Umgekehrte der Fall ist, so wurde von den Herausgebern auch mit Recht der praktisch canonistische Zweck am meisten berücksichtigt. Wäre der historische Zweck der einzig maßgebende gewesen, so hätten auch noch andere Versammlungen, z. B. die Jansenistische Synode von Utrecht, die Diöcesansynode von Pistoja, die Emser Punktation (der übrigens kein Bischof beiwohnte), die Versammlungen der constitutionellen Bischöfe während der Revolutionsperiode u. s. w. Aufnahme finden müssen. Hoffentlich erhält die Sammlung in Zukunft einen solchen Absatz, daß die Herausgeber noch in einem Supplementbande die Akten und Beschlüsse jener und anderer Versammlungen nachtragen können.

Daß übrigens der historische Zweck doch nicht gerade vernachlässigt worden, zeigen schon die Prolegomena, die einen kurzen historischen Ueberblick über ein bisher noch gänzlich unbearbeitetes Feld gewähren, zeigen ferner die Ausführungen über die Versammlungen des gallikanischen Klerus, welche eine kurze pragmatische Geschichte derselben liefern, die noch nicht gehörig beachtete Einwirkung der Jansenisten auf die betreffenden Vorgänge aufdecken, und zugleich eine Zusammenstellung der wichtigsten Dokumente und Quellenauszüge enthalten, wie sie schwerlich in irgend einem andern Werke geboten wird.

Eine kurze Besprechung dieses mit Bezug auf Vorgänge der Gegenwart doppelt wichtigen Gegenstandes wird hier ganz am Platze seyn.

Der Gallikanismus wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts hauptsächlich durch die Bureaukratie und die Parlamente getragen. Edmund Richer selbst, der gewaltigste theologische Vorkämpfer für dieses System, hatte damit geendet, daß er „seine ganze Lehre dem unfehlbaren Urtheile des heil. Stuhles unterwarf.“ Der Episkopat hatte in verschiedenen Aktenstücken sich für die päpstliche Unfehlbarkeit bekannt, vor Allem P. de Marca, Erzbischof von Toulouse

(kurz vor seinem Tode zum Erzbischof von Paris ernannt), der unumwunden sich dahin aussprach: „die päpstliche Unfehlbarkeit in geistlichen Dingen leugnen, hieße sich für einen Calvinisten erklären." Bekanntlich war Niemand mehr gesonnen, die Rechte des Staates und des Königs auszudehnen, als dieser Prälat; dennoch suchte er nach Kräften dem Könige Ludwig XIV. die eitle Furcht auszureden, als ob die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit irgendwie die Interessen und Rechte des Staates präjudicirte, wie der Kanzler Letellier demselben eingeredet hatte (Vrgl. Spalte 800, 801, Note 3). Die Sorbonne selbst war, wie der Generalprocurator Achilles de Harlay klagt und wie durch den energischen Widerstand dieser Körperschaft gegen die Deklaration des Gallikanischen Klerus von 1682 offenbar wurde, von ultramontaner Gesinnung durchdrungen (Sp. 843 d, 801, 802 u. a. a. O). Und was das Volk anbelangt, so sah sich Pascals Freund Domat, königlicher Procurator von Clermont, in einem Brief an Harlay zu dem Geständniß genöthigt, „daß die Lehre von der päpstlichen Infallibilität so allgemein geworden, daß ihre Leugnung in dem Geiste dieser Leute als Ketzerei gilt" (Sp. 800, Note 5). Sprach sich doch Ludwig XIV. selbst in einem (Sp. 846 mitgetheilten) Schreiben an den Bischof von Puy am 21. März 1662 für die päpstliche Unfehlbarkeit unumwunden aus! Wenn seit 1661 ein Umschwung in der öffentlichen Meinung bewirkt wurde, und der Gallikanismus wiederum in Frankreich zur Geltung kam, so ist dies nach dem Zeugniß keines Geringeren als Bossuet dem Minister Colbert zu verdanken. Dieser Staatsmann ist, wie Bossuet eingestand, „der eigentliche Urheber der vier gallikanischen Artikel von 1682"; „er allein hat den König dazu bestimmt", die Ordre zur Versammlung des gallikanischen Klerus behufs Abfassung dieser Artikel zu geben. Der Präsident dieser Versammlung aber, Erzbischof Fr. de Harlay „wollte in allem dem", wie Bossuet hinzusetzt, „nur dem Hofe schmeicheln, den Ministern gehor-

samen und blind ihrem Willen gleich einem Bedienten folgen." Die Politik aber, welche Colbert zur Durchsetzung seiner Plane verfolgte, war: „Rom zu verdemüthigen, gegen Rom Position zu nehmen" (s'affermir contre elle) und den daraus entstandenen Zwiespalt zu benützen, „um die gallikanische Lehre über den Gebrauch der päpstlichen Macht zu erneuern" (Sp. 840, 838).

Die Bureaukratie fand einen Bundesgenossen zur „Erneuerung der gallikanischen Lehre" am Jansenismus. Obwohl dessen Urheber sich für die päpstliche Unfehlbarkeit erklärt hatten (Sp. 799), fanden dessen Anhänger nach der definitiven Verdammung ihrer Irrlehre und ihrer Schliche durch den apostolischen Stuhl keinen besseren Ausweg als die Läugnung der päpstlichen Unfehlbarkeit, „le renouvellement du Richerisme en France" (Sp. 797, Note 1). In den Jansenistischen Theologen fanden nun die damaligen papstfeindlichen Minister dieselbe „wissenschaftliche" Stütze, wie die heutigen solche in den „Altkatholiken" finden; die damalige subventionirte Presse leistete ganz dieselben Dienste, wie die der Gegenwart. Im Regalienstreit freilich schien sich die Jansenistische Partei zu spalten, indem Einige, besonders Arnauld, „der Große", mit den beiden Bischöfen von Alet und Pamiers auf das heftigste der ungerechten Ausdehnung der Regalien auf ganz Frankreich widerstanden, andere dagegen es mit den Ministern hielten. Darin aber waren Alle einig, den Streit zwischen Rom und Ludwig XIV. möglichst zu schüren, weil die Jansenisten sowohl als die gallikanischen Bureaukraten daraus den höchsten Vortheil zogen.

Nach dieser Charakteristik des Zusammengehens beider Parteien werden die von Colbert und den Jansenisten angefachten Streitigkeiten über die Unfehlbarkeit, die bereits 1661 begannen und 1682 die gallikanische Deklaration zur Folge hatten, ihrem ganzen Verlaufe nach geschildert. Im Gegensatz zu den bisherigen „ultramontanen" Darstellungen dieser Verhältnisse hält sich die Collectio ebenso fern von

leidenschaftlicher Verurtheilung Ludwigs XIV., als von dem gänzlich unmotivirten Lobe seiner Gegner in der Regaliensache, der Bischöfe von Alet und Pamiers, die selbst Gérin, der übrigens durch Veröffentlichung der werthvollsten auf die Deklaration von 1682 bezüglichen Dokumente in seinen Recherches histor. sur l'assemblée de 1682 (Paris 1870) sich das größte Verdienst erworben hat, noch mit den Worten Voltaire's als „die tugendhaftesten Männer des Königreichs" bezeichnet. Die in der Collectio zusammengestellten Dokumente und Thatsachen vernichten für immer dieses Lob. Der Bischof Pavillon von Alet hing aus Bornirtheit mit solcher Hartnäckigkeit am Jansenismus, daß ihm am meisten das Fortbestehen dieser Ketzerei in Frankreich zur Last fällt. Mit der Absetzung bedroht, entging er mit seinem Freunde, dem Bischofe von Pamiers derselben nur durch ein freveles Spiel mit eidlichen Versicherungen, wodurch er Papst und König täuschte.

Da aber diese beiden Bischöfe dem Könige in Bezug auf die Ausdehnung der Regalien auf das entschiedenste widerstanden, so trat die sonderbare Erscheinung zu Tage, daß die ärgsten Feinde des apostolischen Stuhles nun auf einmal auf dessen Seite standen, während der sonst so eifrige Vertheidiger der päpstlichen Constitutionen Ludwig XIV. in einen heftigen Streit verwickelt wurde. Diesen Anlaß benutzte nun Colbert (der, nebenbei bemerkt, wenn es galt seinen Söhnen und Verwandten reiche kirchliche Pfründen zuzuwenden, den heil. Vater in allerunterthänigster Devotion anbettelte), um der päpstlichen Autorität einen empfindlichen Streich durch die gallikanischen Artikel zu versetzen. Die Bischöfe, in deren Versammlung diese zu Stande kamen, waren so gesinnt, daß die meisten derselben sie, wie der enragirte Gallikaner Generalprokurator Achilles de Harlay versicherte, gleich am folgenden Tage, wenn sie gekonnt, wieder verlassen hätten (Sp. 842). Die Sorbonne weigerte sich beharrlich, die Deklaration des Klerus einzuregistriren; das Parlament

mußte Gewalt brauchen. Nachdem die acht schlimmsten Opponenten in die Verbannung geschickt waren, berathschlagten mit einem Cynismus sondergleichen Harlay und Colbert, was für Maßregeln zu ergreifen seien, um „die theologische Fakultät im Zustande der Dienstbarkeit zu erhalten" (Sp. 842, 843). Denn die fast zwanzig Jahre hindurch von Colbert gemachten Anstrengungen, um die Sorbonne vom Ultramontanismus zu reinigen, hatten augenscheinlich wenig gefruchtet. Selbst Loyson, der Anwalt des Gallikanismus gegen Gérin, mußte eingestehen, daß bei dieser Deklaration von 1682 „der König mit den Bischöfen übereingekommen wäre, um die theologische Freiheit zu ruiniren." Für weitere Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand verweisen wir auf unsere Collectio selbst.

Außer der Vollständigkeit, sagten wir früher, zeichnet sich das Werk durch Correktheit und Brauchbarkeit aus. Was die Correktheit anbelangt, so ist auf Herstellung derselben ein Fleiß verwendet worden, wie es wohl selten bei ähnlichen großen Sammlungen geschehen ist. Zu der Correktheit des Drucks gehört aber auch die Revision der Citate, die bei der bekanntlich so großen Unbestimmtheit der älteren Citate ungewöhnliche Schwierigkeiten gehabt haben muß. So citirt z. B. das neapolitanische Concil (vom J. 1699) angeblich eine Stelle aus einem Kirchenvater und setzt hinzu: S. Ambros. in quod. sermone. Dazu bemerkt der Herausgeber: quem frustra in opp. S. Ambros. quaesitum in libro a Caillon edito: S. Aug. Sermones inediti. Appendix p. 234. inveni. Sp. 76 wird eine Stelle citirt: In act. Conc. Ephes.; hiezu bemerkt der Herausgeber: Vel potius in constit. Theodosii (Cod. Theodos. IX. 45. Edit. Lips. a. 1738. t. III. 398), quae ad calcem Graecorum exemplarium Conc. Ephes. reperitur. Ich habe aus verschiedenen Beispielen, die beim Durchblättern der Collectio sofort auffallen, nur ein paar ausgewählt, um anzudeuten, was für eine Mühe, aber auch was für eine Kenntniß der patristischen Literatur

schon diese Revision und nähere Bestimmung der Citate erforderte.

Die Brauchbarkeit des Werkes ist, worauf wir ganz besonders aufmerksam machen möchten, durch Anfertigung mannigfaltiger und reichhaltiger Register und Inhaltsverzeichnisse in ausgezeichnetster Weise erleichtert. Der erste Band enthält deren 8, welche 175 enggedruckte Spalten einnehmen, darunter das alphabetische Sachregister allein 123 Spalten. In diesem Sachregister ist der gesammte Inhalt der Concilien noch einmal verarbeitet worden, aber dabei so geordnet, daß das Gesuchte leicht gefunden werden kann. Das auf viele Wörter fallende reiche Material ist logisch eingetheilt, so daß jedes einzelne Wort eine kurze Abhandlung über die von den Concilien erlassenen Bestimmungen aus dem kanonischen Recht und der Theologie enthält. Hierdurch wird die Sammlung nicht nur wichtig für Gelehrte, sondern auch für den praktischen Geistlichen, dem sich in den Concilien herrlicher Stoff für Predigten, die solideste Belehrung für die Pastoral, die gediegensten Instruktionen über die verschiedenen Amtsverrichtungen, das tiefste Verständniß der göttlichen und kirchlichen Dinge erschließt.

Wie die Sammlung selbst nur von Männern unternommen werden konnte, welche durch die innige Verbindung mit ihren auf der ganzen Erde zerstreuten Ordensgenossen im Stande waren sich gedruckte und ungedruckte Concilien aus den fernsten Ländern, z. B. Canada, Neuschottland, Oregon, Neu-Granada, Australien zu verschaffen, so erforderte die auf eine solche Herausgabe verwandte Mühe wiederum Ordensleute, die in den stillen Mauern eines Klosters, in der Nähe einer reichhaltigen Bibliothek, ohne Aussicht auf pekuniären Nutzen, Zeit und Geduld besitzen, um sich solchen zum großen Theile sehr minutiösen Arbeiten zu unterziehen. Achtung und Ehre diesen Männern für ihr uneigennütziges wissenschaftliches Werk! Auch der Verlagshandlung gebührt unser Lob wegen der herrlichen

Ausstattung des Werkes und wegen des im Verhältniß damit ungewöhnlich billigen Preises (der erste, beinahe tausend Seiten in groß Quart starke Band kostet nur 7 fl. 18 kr.), ganz besonders aber, weil sie überhaupt den Muth gehabt, in unserer Zeit, die für lateinische Folio- und Quartbände keinen Geschmack mehr besitzt, ohne alle öffentliche Unterstützung ein so großartiges Werk zu unternehmen. Leider hat diesen Opfern der bisher, wie wir hören, geringfügige Absatz keineswegs entsprochen. Nicht einmal der Klerus, weder der hohe noch der niedere, hat im großen Ganzen dem Werke ein besonderes Interesse zugewandt. Größere Hoffnungen, glauben wir, kann die Verlagshandlung für den jetzt im Drucke befindlichen Band (der sämmtliche neueren Concilien Frankreichs, einschließlich das für die Geschichte so wichtige Nationalconcil von Paris im J. 1811 enthalten wird) auf den regen, in Deutschland freilich vollständig ignorirten oder gar verkannten wissenschaftlichen Eifer der französischen Geistlichkeit setzen, durch die allein die umfassenden literarischen Unternehmungen Migne's, Palme's, Gaume's u. s. w. möglich geworden sind.

LXI.

Der bayerische Hofstaat unter Herzog Maximilian I. im Jahre 1615.

Wir haben bekanntlich einige Rechnungsbücher aus dem 13. und 14. Jahrhundert über den Haushalt etlicher bayerischer Fürsten, welche hohes culturhistorisches Interesse bieten. So hat Baron E. von Oefele (welcher im Nachlasse seines berühmten Urahns die von Giesebrecht so lange gesuchten „Annales Altahenses" entdeckte und mit demselben 1868 herausgab) ein Rechnungsbuch des oberen Vicedomamtes Herzog Ludwigs des Strengen aus den Jahren 1291—94 mitgetheilt, welches nach allen Richtungen die anziehendste Ausbeute gewährt (München 1865). Schon früher hatte Freiberg das von Wolfhart Helltampt geführte Ausgab=Büchlein des Herzog Albrecht von Niederbayern, welches leider nur das Jahr 1392 umfaßt, publicirt. Wer nebenbei nur ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen versteht, möchte aufjubeln über diese Masse des prächtigsten Materiales, welches prickelnd uns entgegenstícht.

Beinahe ebenso kostbar ist der Ueberblick des bayerischen Hofstaates unter Herzog Maximilian I. aus dem Jahre 1615, welches unser hochverdienter Oberbibliothekar Föringer jüngst im 31. Bande des oberbayerischen Archiv

zum Abdruck gebracht hat. Es ist freilich nur ein Verzeichniß der jährlichen Besoldungen, der Kleider-, Tafel-, Schuh- und anderer Gelder, welche in der fürstlichen Zahlstuben gereicht werden. Deßungeachtet sind die Posten höchst lehrreich, nützlich und fast lustig zu lesen. Die Reihe eröffnen die Geheimen Herren Räthe: „Herr Graf Wolf Konrad von Rechberg Zum Rotenlewen ꝛc. Obristen Hofmaister fir alles 2000 Gulden vnd Tafgelt 160 Gulden.“ Man denkt bei den mageren Tafelgeldern, welche im J. 1615 doch eine stattliche Summe repräsentirten, unwillkürlich an die damaligen Speisezettel, wie selbe im „Tegernseer Kochbüchlein“ oder im „Altadeligen bayerischen Confektbuch“ nach damalig feinstem Ton und adäquaten Preisen der Lebensmittel notirt sind. Kurze Zeit darauf hatte J. Donacher in Augsburg 1627 „ein schönes nutzliches Haus- und Kunstbüchlein, wie man allerley Speysen kochen und Confekt machen solle“, an's Tageslicht gefördert, ein treffliches Werk welches trotz den nachfolgenden schweren Kriegsläuften nicht in Vergessenheit gerieth. — Dann kommt der Oberst-Kanzler Herr Joachim von Donrsperg, welcher jährlich 1000 Gulden „Sold“, ferner „auf zwen Schreiber“ 200 fl. und für deren jeden 7½ Gulden „für ein Kleid“ bezieht.

Der berühmte Historiker und Landschafts-Kanzler Joh. Georg Hörbärth (Herwart) ist mit nur 700 Gulden besoldet, dazu ist ihm für einen Schreiber 60 fl. zugerechnet und „biß zur Außschreibung der Chatalogen über die Bibliotec“ 30 fl. Zulage. Unter den freiherrlichen Hofräthen „auf der Ritter Panckh“ erhält der Hofraths-Präsident Herr Gunbackher Freiherr von Tannberg 1000 fl. Besoldung „dagegen er 6 Pferdt ze halten schuldig“ (!) und 200 fl. Gnaden Geld. Die Kosten eines Sechser-Zuges aber würden heutzutage den ganzen Hofrathspräsidentengehalt von damals zum mindesten viermal übersteigen! Unter den „gelehrten Herrn Hofräthen“ bekommt Christof Gebold jährlich außer seiner Besoldung von 900 fl. noch 26 fl. für ein Kleid und für

einen Schreiber zu einem „Historjwerckh" so lang dasselbe währt 107 fl. 30 kr. Zulag; D. Aurelian Gilgen 400 fl. Gehalt und für einen Jungen, so ihm zu der „Latein- und Italianischen Schreiberei" beigegeben ist, 40 fl. Zulage. Die Summa der Besoldungen für die dreizehn „gelehrten Herren Hofräthe" betrug nur 6463 fl. 30 kr.

Den höchsten Gehalt und zwar als Pauschquantum bezog Freiherr von Tilly, als „General-Leutenambt", mit 5500 fl.; Herr Oberst von Benickhausen hatte bloß 1000 fl. und als „Carabiner Oberst" und für 2 Pferd noch 500 fl. Zulage. Herr Hannibald von Herliberg, bestellter Obrister 1000 fl. und „wegen deß Defensionwerckhs" noch 300 fl. Der treffliche General-Wachtmeister der Liga Alexander Freiherr von Haßlang — er starb übrigens schon am 3. November 1620 (vergl. Würdinger's Militär-Almanach, München 1858, S. 101 ff.) — hatte als Obrister der Leibtrabanten nur 500 fl. gegen Haltung von 3 Pferd und als ein Kämmerer 160 fl., thut 660 fl. Die Summa der „bestelten Obristen und Befehlsleuth" Besoldungen lief auf 12,100 fl.

Unter den auswärtigen Räthen und Dienern kommt auch ein Brunnenmeister und Zimmerwarth zu Starnberg mit 3 fl. 40 kr. jährlichen Gehalts; ein Schiffmeister daselbst bezog jährlich 50 fl. Sold und 7 fl. 30 kr. für ein Kleid. Auch ein Fischer Hans Geüßwein zu Starnberg wird aufgezählt mit jährlich 12 fl. dafür daß er allwegen, wann Ihro Durchlaucht auf dem Wasser nach Leonsperg (dem heutigen Leoni) oder derorthen fahren wolle, in Bereitschaft stehe und sich gebrauchen lassen muß. Wie einfach sind da noch die herzoglichen Lustfahrten und wie pompös dagegen die rauschenden Feste und Wasserjagden, welche der geldverschwenderische Max Emanuel mit schnitzwerkvergoldeten Prachtschiffen, Bucentauren, Gondeln, Weibern, Mohren und Affen auf dem Würmsee etablirt hatte! Der Brunnenmeister zu Grünwald bekommt jährlich 10 fl., der

Ambtman daselbst 5 fl. und der Ferg allda (über die Isar?) 3 fl. 40 kr.

Höchst bescheiden sind die Positionen für das „Frauen-Zimmer". Die Obersthofmeisterin Frau von Märlrain hat nur 200 fl. Gehalt; die „Junckfrau Hofmaisterin" Frau Cordula von Peffenhausen genoß 100 fl. Sold, 44 fl. für ein Kleid und 2 fl. Schuhgeld; für ihre Dienerin 6 fl. Gehalt, 17 fl. Kleider- und 1 fl. 30 kr. Schuhgeld. Das Schuhgeld spielt bei dem „Frauen-Zimmer" eine bedeutende Rolle; später verfeinerte man den Titel in ebenso glattes „Nadelgeld". Uebrigens ist auch ein eigener französischer Schuhmacher Chevalier, der mit Sold, Hauszins, Holz und Licht mit 292 fl. angesetzt ist, wofür er auch noch einen Gesellen zu halten verpflichtet ist*). Von den schönnamigen Damen „Freülein Mechildes von Rechberg, Freule Veronica von Märlrain, Junckhfrau Anastasia von Neünekh, Cordula von Rohrbach, Sabina von Pienzenau, Maria Magdalena von Peffenhausen" bezog jede inclusive Kleider und Schuhgeld 72 fl.; eine „Leinwathgwandt-Verwalterin" 50 fl.

Die ganze Besoldung für das gesammte „Hof-Leib-Appoteggen-Personal" betrug jährlich, incredibile dictu, 458 fl. 53 kr. Davon trafen auf Max von Pettenkofers unberühmten Vorgänger Balthasarn Stöckhl 245 fl. und zu Georgi 7 fl. 30 kr. für ein Kleid. Wenn man weiß, wie streng der spätere Kurfürst Maximilian auf Kleiderordnung hielt und von Zeit zu Zeit mit den gemessensten Befehlen und unter Androhung von schweren Strafen die

---

*) Als oberster Mundkoch fungirt ein Claudj Gilleth — man denkt unwillkürlich an den berühmten Maler Claude Gelée, der in seiner Jugend ja auch dieses Handwerk getrieben haben soll — der in Summa auf 177 fl. 30 kr. taxirt ist, indeß ein anderer französischer „Maister Khoch" Seffart Dillot auf 119 fl. 37 kr. zu stehen kommt. Ein deutscher Koch erfreut sich des schönen Namens Häring.

Grenzen festgesetzt haben wollte, wie sich die einzelnen Stände, die Bauersleut auf dem Lande, der geringere Bürgerstand, die Geschlechter, der Adel und die Ritterschaft, die Grafen und Freiherrn mit Stoffen, Ringen, Ketten und Schmuck zu tragen hätten, was den Einen erlaubt und den Anderen verboten seyn solle — so begreift man den nach Stand, Gebühr und Ehre festbestimmten Ansatz der Kleidergelder. Hatte des Herzogs poetischer Haussekretarius, Aegidius Albertinus, geb. zu Deventer 1560, gest. zu München 9. März 1620, auf welch' wackeren Gesellen wir gleich zu reden kommen, schon 1602 in seiner „Haußpolicey" und in vielen anderen Schriften die übermüthige Kleiderpracht tüchtig gerügt, so gab der Kurfürst neue „Auffgerichte Satz- vnd Ordnungen, von vnnothwendiger vberflüssiger Köstligkeit der Kleyder, vnd wie dieselb hinfüran in den Fürstenthumb vnnd Landen, Obern- vnd Nidern Bayrn ꝛc. eingezogen werden soll." (Getruckt in der churfürstlichen Hauptstatt München bey Anna Bergin, Wittib, Hofbuchtruckerin. 1626.) Aber was halfen die mit „landesfürstlicher väterlicher Fürsorg" angedrohten „exemplarischen Straffen" und sogar der Hinweis auf „vnaußbleiblichen Straf vnd Zorn Gottes" — die Grenzen verschwanden doch wieder und die Stände flossen in hoffärtiger Ueberbietung ineinander nach wie vor, bis denn mit der Ankunft des „Schneekönigs" und der nachfolgenden Kriegsfurie die Dinge unerwartet in ein ganz anderes Geleise kamen. Da brauchte es dann keiner Verordnung mehr, wie viel Geläut ein Bürger bei der Schlittenfahrt haben könne und daß der Brautkranz eines Burger-Maidleins nicht über 15 fl. kosten dürfe. Dem Adel und der Ritterschaft werden die bei ihren Frauen und Kindern aufgekommenen ungewöhnlichen ausländischen Trachten und fast täglich darin neu gesuchten Manieren, wie auch die dazu gebrauchten gold- und silbernen Stuck, sonderlich das Perlein, das angemaßte köstliche Verbrämen, dann die kostbaren Kleinode, Halsbänder, Ohrengehänge, Ringe und

andere übermäßige Zierden, dann alle geschmelzten goldenen Rosen von Pariser-Arbeit und dicker Lasur, endlich auch die überflüssig verbrämten Livereen abgeschafft und verboten. Ringe, Armbänder, Schmuck und Zier sollen nicht über 500 oder höchstens 600 fl. betragen; mehr Werths auf einmal anzulegen sei nicht gestattet und nur den höheren und fürstlichen Standes Personen reservirt. Auch den Doktores, Licentiaten und Professores der Universität Ingolstadt sammt ihren Hausfrauen und Kindern wird eingeschärft, sich nicht zu überheben, sondern ihren Privilegien und ihrem Stand gemäß sich zu erzeigen. Die Grafen und Freiherren werden ersucht, sich mit ihren Kleinodien und Geschmuck gleichfalls etwas zu reguliren und sich von allem unnöthigen Ueberfluß zu befreien, namentlich den kurfürstlichen Dignitäten es nicht zuvorthun zu wollen und inner ihren Grenzen zu bleiben, deßhalb namentlich die Silber- und Goldstoffe nicht zu ganzen Gewändern, sondern nur zu den Wämesern zu verwenden, wie auch in Betreff des Schmuckes, Hals- und Armbändern u. dgl. sich eingezogen zu halten. Auch begebe es sich zuweilen, daß die Fürsten und andere hochansehnliche und namhafte Herren ihren getreuen Dienern ein oder den anderen Ring, Ketten oder Gnadenpfennige verehren und schenken; diese könnten solches wohl tragen und gebrauchen, aber nicht in Uebermaß damit sich herausputzen, wogegen ihnen mit dem Straf- und Peinpfahl gedroht wird.

Regelmäßig wird der Hausfrauen und der Kinder gedacht; das Streben „die lieben Kleinen“ möglichst affenmäßig herauszuputzen, ist ja uralt. So eifert schon der obenerwähnte Aegidius Albertinus in seiner „Haußpolicey“ (1602 Blatt 114): „Das zarte Söhnlein muß aufm Kopf haben einen hohen Huet, ein sammetes Baret vnd einen großmechtigen vilferbigen Federbusch drauff, sambt einer köstlichen medeyen (Medaille); das Wammes und die Hosen müssen seyn zerschnützelt, zerkerbt, zerhackt und zerfetzelt, ein ver-

gülts Döchlein (Dächlein) muß hinten aufm Rücken vnd ein Rappierlein auf der Seiten hangen. Das schöne Töchterlein muß daher prangen in gülbenen Hauben, durchsichtigen und gefliegelten Röcken und Kutten mit einem weit, breit und lang hinnachschleppenden serpentinischen Schweif und ihre Mäntel und Mützel müssen beranbet, besetzt und verbrämbt seyn mit köstlichem Stickwerk, Seiten (Seide) über Sammet und Sammet über Seiten, gülben und silbern Borten nach dem allerdickſten, preitesten und stattlichsten, samb (sonst) wüßte man nicht, wer ihre Eltern seind oder wes Geschlechts sie seyen."

Dieser Egibj Albertin findet sich unter dem Canzley-Personal als Secretarj mit 300 fl. Sold und 7 fl. 30 kr. Claibergelt, thut 307 fl. 30 kr. jährlich. Er hat mit leichtfließender Feder eine Anzahl theils moral-theologischer oder ascetischer Schriften aus dem Spanischen des Antonio Guevara († 1545) übersetzt, ferner auch durch seine Bearbeitung von Mateo Aleman's berühmtem Roman „Guzman von Alfarache" (wofür wieder der weltberühmte „Lazarillo de Tormez" des Diego Hurtado de Mendoza als Vorbild galt) den sogenannten Schelmenroman, mit dem der spätere Simplicissimus auf's engste zusammenhängt, unter dem Titel „der Landstörtzer"*) nach Deutschland verpflanzt. Außerdem aber auch eigene Werke geschrieben, wie die selbst in Gödeke's Grundriß (I. 430) nicht genannte „Haußpolicey", ein nach vielen Seiten hin reiche Ausbeute bietendes Buch. Dagegen

---

*) Das Buch erschien zuerst in München 1615, dann in vielen weiteren Auflagen 1617, 1618, 1632, Köln 1658, Frankfurt 1670 ff. — Unter den von Gödeke sonst sehr sorgfältig aufgezählten Uebersetzungen fehlt das Buch: Laur. Zamoriensis: Nosce te ipsum oder kenn dich selbst. Auß geistlichen Hieroglyphicis, weltlichen Symbolis, Gleichnussen deutsch durch Aeg. Albertinus. München 1607, und Lud. de Malvenda: Spiegel eines christlichen Fürsten. Aus dem Spanischen von Aeg. Albertinus. München 1604.

ist der „Deutschen Recreation oder Lusthaus“ (darinnen das Leben der allerfürnembsten vnd denkwürdigsten Manns vnd Weibspersonen Reden und Thaten begriffen. München 1612) eine trockene Compilation. In vier Büchern stellt er 1) von Adam bis Christus, 2) bis Kaiser Otto, 3) bis Kaiser Karl V., und von diesem endlich auf 420 Seiten die Weltgeschichte bis auf Kaiser Matthias zusammen. Ein seltsames Buch ist „der Welt Tummel- und Schauplatz“ (München 1612), worin auf 1048 Seiten Alles geistig bezogen und oft sinnreich mit vieler Poesie, die freilich nach modernen Begriffen bisweilen an einer hölzernen Trockenheit leidet, gedeutet wird. Himmel, Engel, Sonne, Mond und Sterne, Wind und Regenbogen, Thau, Licht u. s. w. dann die großen und kleinen, wilden und zahmen Thiere, Vögel, Fische, Blumen und Kräuter, Edelsteine, Milch, Wachs, Honig, Alles wird mystisch bezogen und contemplativ ausgelegt, also daß es für jede Symbolik viel gute Beiträge bietet. Am meisten aber einer neuen Bearbeitung werth wäre „Newes zuuor vnerhörtes Closter- vnd Hofleben, je lenger je lieber: Sambt artlicher Beschreibung aller derselben Diener, Officier, Beambten, herrlichen Privilegien vnd Hochheiten.“ München 1618. Das Ganze ist voll Poesie und Leben, nur sind auch der Wassersproßen eine tüchtige Menge, nach deren Abschneiden jedoch ein treffliches Werkchen entstünde. Abt dieses Klosters ist die Bescheidenheit, sein Coadjutor die Prudentia, Aebtissin die Demut, Schaffnerin die Sorgfeltigkeit, Kellermeister die Mäßigkeit, Misericordia ist Krankenwärter, Custos die Timor Domini, der Gärtner oder Gärtnerin heißt conscientiae disquisitor, freiwilliges Fasten ist das Klosterbad, Klosternarr die Vanitas u. s. w. Das Verdienst zuerst auf unseren verschollenen Poeten, der zu den Vorläufern des berühmten P. Abraham a St. Clara gehört, wieder aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem am 10. Nov. 1860 verstorbenen Professor und Archivar G. Th. v. Rudhart, der in seinem „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“ (München

1856) unseren Albertinus mit eingehender Liebe beleuchtete, indeß die neuesten Literaturhistoriker mit energischer Beharrlichkeit darüber hinwegsehen.

Unter den Hofmusikern finden wir die Nachkommen des berühmten Orlando de Lasso. Da ist zuerst die Wittib seines ältesten Sohnes, des 1609 verstorbenen Kapellmeisters Ferdinand; sie scheint nur einen Hauszins von 25 fl. genossen zu haben, denn das übrige lautet auf bestimmte Titel: „wegen 7 Ordinarj Singerknaben, Costgelt yedem 52 fl. (364 fl.), Wescherlohn 14 fl., thut also 403 fl.“ Ihr Sohn (Kaspar) Ferdinand de Lasso (ein Enkel Orlando's) ist hier noch als Kapellmeister mit 400 fl. aufgeführt, er beschloß sein Leben übrigens als Cassierer zu Reispach (seit 1629 bis etwa 1636). Ruedolph Lasso (Orlando's zweiter Sohn, er starb 1625) ist mit 300 fl. vnd 100 fl. addition (Zulage) eingeschrieben, ohne eines weiteren Titels gewürdigt zu seyn. Unter „unseres genedigsten Herren Cammer-Parthey“ kommt dann noch ein Wilhelm de Lasso mit 300 fl. Cammerdiener-Gehalt vor; vielleicht derselbe welcher als Chorknabe anfing, um dann 1624 die Stelle eines Rechnungscommissärs zu erhalten *). Die Instrumentisten bilden eine eigene Sparte, ebenso die Trommeter; unter ersteren steht ein Hanns Wildtperger Hof-Paugger, mit 250 fl. Sold und 300 fl. Kleidergeld; der arme Schlucker bekommt „biß seine neu gemachten Schulden bezahlt werden“, jährlich noch 30 fl. Zulage. Auch ist ein Hanns Perger Geigenmacher wegen „Bsaitung der Geigen vnd andere dergleichen Instrument“ mit 40 fl. eingesetzt.

Im Bauamt finden wir die Baumeister Hans Reiffen-

*) Orlando Lasso starb zu München am 15. Juni 1594 und hinterließ vier Söhne: Ferdinand († 1609), Rudolf († 1625), Johannes und Ernst. Auch ist von einem Georg Wilhelm de Lasso die Rede, der erst Hoffänger war, dann Hofrentmeister wurde und um 1652 starb. Vergl. A. W. Ambros: Geschichte der Musik. Breslau 1868. III. 327 und 347.

stuel und Heinrich Schön, jeden mit 300 fl. angestellt; ersterer hatte Antheil an der meisterhaften Leitung der Kanäle in und um München, und führte dann nach eigenem Plane die kunstreiche Soolenleitung zu Reichenhall 1617 und 1618 aus; er starb am 8. Februar 1620. Außerdem stand noch ein Quirin Reiffenstuel als Werkmaister im Sold mit 125 fl., 3 Schäffel Korn zu 12 fl. und einem Kleid zu 7 fl. 30 kr., macht 144 fl. 30 kr. Er ist übrigens unter der Rubrik „Maler, Khünstler vnnd allerlaj dergleichen gemaine Diener" einregistrirt. Darunter steht obenan der Mathematiker Tobias Volkhmaier mit 200 fl. und sein gleichfalls Tobias genannter Sohn, welchen der Vater zur Geometrj vnd Grundtlegung abgericht (mit 50 fl.).

Dann kommt als „Maler" aufgeführt der berühmte Erzgießer Hanns Khrumpper mit dem kümmerlichen Sold von 480 fl. (vergl. Sighart Geschichte der bildenden Künste in Bayern. München 1863. S. 699). Dieser als Bildhauer, Zeichner, Erzgießer höchst thätige Mann muß von 1580 bis 1620 seine Blüthezeit gehabt haben. Sein Name ist indessen nicht sicher, bald heißt er Krumpper, dann Krumpter, auch der „krumpe Hanns", nebenbei kommt 1595 ein Adam Krumpper zum Vorschein. Seine angebliche Gußhütte wird noch in Weilheim gezeigt und der Volkswitz der „Weilheimer Stückeln" mit den von ihm gegossenen weltbekannt gewordenen „Stuckhen" erklärt. Eine Menge von Gußwerken, zum Theil nach Peter Candid's Entwürfen ausgeführt, prangen heute noch in München. Da ist in der Michaelskirche*) das von der Herzogin Renata gestiftete Crucifix mit der heil. Magdalena, der Engel mit dem Weihwasserbecken; an der Residenz die allegorischen Figuren über den Portalen und das liebliche Madonnenbild, im sogenannten Brunnenhofe der ganze

*) Die Biographie des Baumeisters Wolfg. Müller in den Hist.-polit. Blättern 18. Bd. S. 440 ff. und Sighart Geschichte S. 683. Dazu Anton Mayer, Die Domkirche U. L. Frau in München S. 217 u. a.

Cyklus von Statuen, dann die colossalen Standbilder Herzog Albrecht V. und Wilhelm V. welche mit vier knienden Bannerträgern als Grabwächter am Mausoleum Kaiser Ludwigs in der Frauenkirche alle Aufmerksamkeit erregen. — Ebenso steht Peter de Witte (aus Brügge), in Italien zum Pietro Candido getauft, „in allem“ mit 500 fl. in den herzoglichen Diensten, der eine beispiellose, häufig aber doch etwas barocke Thätigkeit und Geschicklichkeit als Dekorateur, Maler und Architekt entfaltete. Außerdem finden wir einen Maler Christoff Zimmermann (mit 300 fl.) und Christoff Brieberl (mit 248 fl., einen Bildhauer Blasius Fistulator (300 fl.), einen Ober-Steinmetz Hans Staudacher (117 fl. 30 kr.), dann einen Verwalter der Comodien-Kleider (94 fl. 30 kr.) und — risum teneatis — mitten darinnen einen sicheren Ludwig Dietrich, der mit einem Gehalt von 24 fl. als Hosenstrickher (Tricot) gewiß eine nicht unerhebliche Rolle spielte. Nach allerlei anderem sehr ordinären Gesinde kommt dann plötzlich unser berühmter Kupferstecher Raphael Sadeler mit dem bescheidenen Honorar von 150 fl. Der obgenannte französische Schuhmacher Chevalier Simon ist sein sichtlich besser bestallter Nachbar. M. Johan Prigglmair ist als Bibliotecar mit 200 fl. und 7 fl. 30 kr. Kleidergeld besoldet.

Nach solchem Vorspiel ist uns der übrige ganze Troß einer Hofhaltung, mit Falknern, Voglern, Wind(hund)-hetzern Büchsenspannern, Pluetkhnechten, „Gutschi-Vorreittern“ und Leibgutschiers, Karrnern und Wagenpersonal gleichgültig geworden. So gering die Besoldungen nach den behäbigen Geldverhältnissen jener Tage auch waren, so ergab die Summa Summarum aller der in diesem Libell beschriebenen Besoldungen, Tafel-, Kleider- und anderer Gelder für das obstehende Jahr 1615 doch 134,157 fl. 40 kr. und 3 Heller, welche der Hof-Zahlmeister Friedrich Unfried — nomen et omen! — für den jährlichen Gehalt von 595 fl. durchzutreiben, auszuzahlen und zu verrechnen hatte.

LXII.

Aphorismen über die socialen Phänomene des Tages.

IV. Die Fraktionen der deutschen Socialdemokratie und die Geschichte der Internationale.

(Schluß.)

Wir haben weitläufig auseinandergesetzt, in welchem Sinne man die beiden in Deutschland sich entgegenstehenden Fraktionen der Social-Demokratie als nationale Centralisten und internationale Föderalisten bezeichnen kann, ohne daß dabei an einen principiellen Unterschied der socialen Theorie zu denken wäre. Nun scheint uns, daß die Verhältnisse und Gegensätze in der deutschen Social-Demokratie gewissermaßen ein Bild im Kleinen bilden für die Zustände innerhalb des Weltbundes der socialen Demokratie. Allerdings mit einem in der Sache selbst liegenden Unterschiede. Was nämlich dort nationale Centralisten sind, sind hier die nationalen Föderalisten, und was dort internationale Föderalisten sind, erscheint innerhalb des Arbeiter-Weltbundes als die Fraktion der internationalen Centralisten. Und zwar würde sich, wenn die beiden deutschen Vereine dem letztern angehörten, die Fraktions-Schattirung in der „Internationale" gerade umgekehrt gestalten: der national-centralistische „Allg. deutsche Arbeiter-Verein" würde consequent zu den nationalen Föderalisten zählen, wie die deutsche Social-Demokratie des Eisenacher-Programms thatsächlich zu den internationalen Centralisten gehört.

Der letzte Congreß der „Internationale“ ist kürzlich im Haag abgehalten worden und nicht ohne heftige Differenzen abgegangen. In verschiedenen Berichten werden die widerstreitenden Fraktionen in der That als „Centralisten“ und „Föderalisten“ bezeichnet; nur darüber widersprechen sich die Angaben, auf welcher der beiden Seiten der Sieg geblieben sei. Wir sind der Meinung, daß es sich bei allen innern Zwistigkeiten im Schooße der „Internationale“ abermals, gerade so wie bei den geräuschvollen Zänkereien der deutschen Social-Demokraten, keineswegs um wesentlich verschiedene Standpunkte und um das Princip, sondern bloß um Fragen der Organisation und der Taktik handle. Und in diesem Lichte die Sache betrachtet, scheint es uns, daß bei dem Haager Congreß, nach Ausstoßung des widerhaarigsten Elements, auf dem Wege des Compromisses einstweilen wieder Friede hergestellt worden sei zwischen den internationalen Centralisten und den nationalen Föderalisten, immerhin aber im entschiedensten Interesse der centralisirenden Richtung.

Was zunächst die äußere Ausdehnung des Bundes betrifft, so wollen wir hier nur zwei Notizen nebeneinander stellen. Unmittelbar nach dem Sturz der Pariser Commune, die damals noch für das eigenste Werk der „Internationale“ angesehen wurde, liefen die exorbitantesten Angaben über die Macht der „Internationale“ durch die Blätter, ohne daß die liberale Presse stark abzumarkten wagte. „Wie viel“, schrieb ein solches Organ, „an den Angaben der Wiener „„Tagespresse““ über die Zahl der Affiliirten des Bundes in den verschiedenen Ländern ist, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. 800,000 für Frankreich wird nicht sehr übertrieben seyn, deßgleichen kann Belgien wohl 200,000, die Schweiz 60,000 haben. Stark zu bezweifeln sind die 100,000 Mitglieder, welche die Internationale in Italien haben soll, und ebenso hat sie in Deutschland deren schwerlich auch nur annähernd 300,000.“ Wenn auch die Zahl der englischen Mitglieder auf ungefähr 800,000 angegeben wurde, so wird

richtig bemerkt, daß damit wohl die Stärke der englischen „Gewerkvereine" gemeint sei, welche aber der „Internationale" meist ferne stehen und, wenn auch nicht der Gesinnung nach, ihr eigenes Leben für sich leben. — Von diesen und ähnlichen Angaben differirten aber andere Berichte aus der Zeit vor der Commune himmelweit. So hat bei dem Eisenacher Congreß von 1869 auf Schweitzer'scher Seite ein Delegirter aus Paris erklärt: „Die internationale Arbeiter-Association zählt circa 1500 französische, 1500 belgische und höchstens 1000 deutsche zahlende Mitglieder; dazu werden die Karten derselben an vielen Orten ausgegeben, ohne daß man nach den Principien des Eintretenden fragt. Es wäre somit lächerlich, wollten wir unsere bewährte Organisation aufgeben, um ein Anhängsel jener Vereinigung zu werden" *).

Ueber die Geschichte der „Internationale" seit dem Tage ihrer Gründung — nach allgemeiner Annahme London den 28. Sept. 1864 — und über ihre ersten vier Congresse besteht bereits eine eigene Literatur **). Die vier Congresse fanden statt zu Genf 1866, zu Lausanne 1867, zu Brüssel 1868, zu Basel 1869. Der nächste Congreß sollte in Paris gefeiert

---

*) Leipziger „Grenzboten" vom 14. Juli 1871. Vergl. Berliner „Social-Demokrat" vom 27. August 1869.

**) Auf Seite der katholischen Presse vergleiche man namentlich die Arbeiten des P. Pachtler von der Gesellschaft Jesu in den „Stimmen von Maria-Laach" (Heft vom 15. Sept. und 15. Okt 1871) und die „Christlich-socialen Blätter" vom 26. Mai ff. 1871. Beide Autoren schöpfen aus ziemlich den gleichen Quellen, insbesondere aus den deutschen Schriften von Eichhoff und Bitzer, dann aus den Publikationen des Pariser Advokaten Oskar Testut vom Jahre 1871 und zum Theil noch aus der Zeit vor der Commune. Das kritiklose Zusammenwerfen der „Commune" und aller möglichen geheimen Gesellschaften mit der „Internationale", die nach neuerer Annahme an der Katastrophe in Paris ziemlich unschuldig war, hat allerdings schon in den Quellen manche Verwirrung angerichtet, wie sich aus Nachfolgendem genauer ergeben dürfte. Vgl. über die fragliche Literatur Allg. Zeitung vom 1. Dez. 1871.

werden; der Vorsitzende bei der Basler Versammlung hatte mit den Worten geschlossen: „Im J. 1870 wird Frankreich seine Freiheiten erobert haben; wir können tagen in Paris." Aber es kam anders. Der politischen Ereignisse wegen fielen für die folgenden zwei Jahre die Congresse der internationalen Gesellschaft ganz aus; dafür berief, zur Erledigung der dringendsten Geschäfte, der Generalrath eine geheime Delegirten-Conferenz nach London auf den 17. Sept. 1871, auf deren wichtige Beschlüsse wir wiederholt zurückkommen werden.

Was die Darstellungen von dem Ursprung der „Internationale" betrifft, so nimmt eine kleine Schrift des Dr. Edgar Bauer: „Die Wahrheit über die Internationale" (Altona 1872) besonderes Interesse in Anspruch. Sie führt den Stammbaum der „Internationale" auf den bekannten Revolutions-Bund von 1850 zurück, den Ledru Rollin, Mazzini und Arnold Ruge zu London gestiftet hatten, unmittelbar vor der Londoner Weltausstellung von 1851, wo sodann die Demokraten aller Nationen sich ihr Stelldichein gaben. Herr Bauer selbst war damals politischer Flüchtling und Sekretär der „Internationalen Association", der ursprünglichen nämlich. Aber ihm gingen bald die Augen auf über die wahre Bedeutung dieses Bundes in einer Zeit, „wo die Freiheitsphrase sich in Purpur kleidet." Er sagt: „Jeglicher Anstoß für die demokratischen Bewegungen ging damals von London aus; die Demokraten aber waren die Werkzeuge der englischen Diplomatie" — zum Umsturz der europäischen Ordnung. Seit dem Gelingen des Werkes in Italien glaubte man im auswärtigen Amt zu London eine außerordentliche Hülfsmacht nicht mehr nöthig zu haben, und alsbald sah sich jene erste Revolutions-Association undankbar bei Seite geschoben. Dafür rächte sich das geistige Haupt der heutigen „Internationale", indem er die alte Association auf neuer Basis wieder aufbaute. Herr Dr. Bauer erzählt das mit folgenden Worten:

„Karl Marx erweckte sie aus ihrem Schlummer. Es

wäre jedoch bei dieser Wiedergeburt des alten demokratischen Bundes etwas Zeitwidriges und Ueberflüssiges gewesen, nun noch den Völkern das Einheitsparadies zu verheißen, da ja das unitarische Glück so dicht auf die Nationen herabzuhageln anfing; auch hat Karl Marx nie in den Schlingen dieser Phrase gesessen. Für die Internationale Association, falls sie von Neuem wieder aufleben sollte, blieb nur jener communistische Gedanke übrig, dessen Formeln wir aus Marx'ens ökonomischer Revue *) kennen gelernt. Karl Marx bemächtigte sich zwar des Schattens der alten Internationale, aber das Blut welches er ihm gab, war in der That nicht dem guten Arnold Ruge abgezapft. So ist denn seit 1864 die „„Internationale Arbeiter-Association““ entstanden, welche, unter Verschmähung der Politik, sich auf die Schürung des Kampfes der Arbeit gegen das Capital beschränken zu wollen schien.“

Mit dieser Erzählung soll indeß die Thatsache nicht ausgeschlossen seyn, daß namentlich unter der Führung von Karl Marx und Engels schon viel früher eine socialdemokratische Propaganda bestand und seit 1850 neben dem Revolutions-Bund der ältern Aera herlief. Aus dieser Zeit stammt das von den genannten zwei Männern redigirte Manifest, worin die socialen Zustände im Lichte der neuesten Gesellschaftslehre dargestellt waren und in Bezug auf die politische Aktion die Taktik vorgezeichnet wurde, „daß überall da, wo die staatsbürgerliche Gesellschaft sich noch im Kampfe mit den Vertretern der ständischen oder feudalen Ordnung befände, die Arbeiter stets die erstere, wenn dieselbe mit Energie für den Fortschritt eintrete, unterstützen müßten“ **). Aber die entscheidende Wendung von 1864 und der Charakter des Revolutions-Bundes neuer Aera tritt in zwei wesentlichen Punkten hervor. Erstens ist es ganz richtig daß, wie P. Pachtler sagt, bis dahin alle communistischen und socialen Verbindungen thatsächlich bloß „national“ waren, die kosmo-

*) vom Jahre 1850.

**) Neue Freie Presse vom 29. August 1872.

politische aber erst im J. 1864 begann. Zweitens ist der damals beschlossene „Abstentionismus", d. i. die Nichttheilnahme an der Politik des Tages, von ganz besonderer Bedeutung für die nachfolgende Geschichte der eigentlichen „Internationale".

Wir haben gleich ein Beispiel davon, wie die Großrevolutionäre ältern Styls sich in die neue „Internationale" gar nicht mehr hineinzufinden wußten — an Mazzini. Einige Schriftsteller, wie Bitzer, sind der Meinung, daß Mazzini der eigentliche Gründer der letztern gewesen sei. Dieß ist so falsch, daß vielmehr Mazzini bis an seinen Tod aus der Verbitterung gegen die Internationale neuern Styls nicht herauskam, während er allerdings, wie Herr Bauer sagt, in der Internationale ältern Styls den Ton angab. Ihm lag die italienische Nationalität und die italienische Republik vor Allem am Herzen, ja er wollte sogar den Glauben an Gott nicht abgeschafft haben; zur Herstellung der Staatsform die sein Ideal war, bedurfte er der Hülfe der italienischen Arbeiter, und zur Erhaltung seines Staats glaubte er der Religion nicht entbehren zu können. Die „Abstentionisten" und professionellen Atheisten mußten ihm daher ebenso widerwärtig seyn wie die über alle politischen Grenzen der Völker sich hinwegsetzenden anti-„nationalen" Kosmopoliten. In beiden Beziehungen ging die „Internationale" über das Verständniß Mazzini's weit hinaus.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß die Begriffe „international" und „abstentionistisch" bis zu einem gewissen Grade correlativ sind. Aber gerade diese Voraussetzungen des neuen Bundes haben auch bis heute die meiste Verwirrung in dem Schooß der „Internationale" angerichtet. Es fragt sich vor Allem, was mit dem „Abstentionismus" des ursprünglichen Programms eigentlich gemeint sei. Dr. Bauer wirft der „Internationale" vor, daß sie schon im J. 1869 selber von diesem Princip wieder abgefallen sei, indem sie ein Manifest gegen den Staat Belgien gerichtet*) und dieses

*) Herr Bauer meint damit das Manifest „an die Arbeiter von

Ländchen ziemlich unverhüllt dem französischen und anderen „Despoten" zur Einverleibung angetragen habe. Auch feuern, wenigstens scheinbar, die neueren Programme gerade umgekehrt zur Theilnahme an der Politik an. Was war also mit jenem „Abstentionismus" gemeint? Es liegt mehr darin als bloß eine Frage der Taktik, wie wir gleich sehen werden.

Ich antworte: es war damit gemeint, daß der Kampf zur Umwälzung der Staatsform beendet sei und der Kampf zur Umwälzung der bürgerlichen Gesellschaft begonnen habe, bei welchem Kampf die Arbeiter streng geschieden, als geschlossene Classe und unvermischt mit anderen Classen, aufzutreten hätten. Es wird behauptet, daß Lassalle als direkter Sendling des Herrn Marx seine Agitation von Berlin aus in's Werk gesetzt habe; jedenfalls fällt sein Auftreten in Deutschland mit der Gründung der neuen „Internationale" genau zusammen. Auch Lassalle predigte den Abstentionismus in dem angegebenen Sinne. „Eine Revolution (eine politische nämlich) machen zu wollen, sei die Thorheit unreifer Menschen die von den Gesetzen der Geschichte keine Ahnung haben": so sagte er schon in seinen frühesten Schriften. Er ließ sogar durchblicken, daß möglicherweise die preußische

Europa und den Vereinigten Staaten" vom 4. Mai 1869, veranlaßt durch die blutige Wendung eines großen Strike's zu Seraing. „Die Erde", heißt es darin, „vollendet ihre jährliche Umwälzung nicht sicherer als die belgische Regierung ihre jährliche Arbeiter-Metzelei." Aber gerade ein Jahr vorher hatten die Geschworenen von Chatelineau die Theilnehmer an den Unruhen von Charleroi freigesprochen, und das verbreitetste belgische Blatt, „Sancho" hatte in diesem Verdikt den Beweis erblickt, daß „die Sklaverei der Männer der Arbeit vorüber sei, daß die Lage dieser Paria's bei den besser Situirten mächtige und dauernde Sympathien finde und die Zeit der Zugeständnisse gekommen sei." Auch der Referent beim Nürnberger Tag wies auf den Spruch von Chatelineau als ein für die junge Social-Demokratie ermunterndes Zeichen der Zeit hin. Vergl. Nordd. Allg. Zeitung vom 28. Aug. 1868; Berliner „Social-Demokrat" vom 21. Mai 1869.

Monarchie am geeignetsten seyn könnte im Sinne seines socialen Programms vorzugehen. Andererseits war aber die Forderung allgemeiner direkter Wahlen ein Hauptpunkt seines Programms. Die Arbeiter sollten um jeden Preis in die Parlamente zu kommen streben, aber eben als besondere Classe und nicht, wie Herr Schulze wollte, als bloßes Stimmvieh der fortschrittlichen Bourgeoisie vertreten seyn. In diesem doppelten Sinne trat auch Schweitzer als entschiedener Abstentionist auf. Ihn mögen dabei freilich zweierlei Nebenabsichten geleitet haben: erstens sein geheimer Zusammenhang mit der preußischen Regierung, zweitens das polemische Interesse gegen den „social-demokratischen Verein“ Eisenacher Programms, dessen verhaßteste Führer unmittelbar aus dem „deutschen Volksverein“ hergekommen waren, und sowohl mit diesem eminent preußenfeindlichen Lager als mit den Urrevolutionären der alten „Internationale“ durch vielfache Fäden zusammenhingen. So ergab sich das sonderbare Verhältniß, daß das taktische Princip der neuen „Internationale“ von Nichtangehörigen derselben gegen ihren eigenen deutschen Zweig auf Tod und Leben vertheidigt wurde.

Am heftigsten wüthete diese Polemik als die Führer der bankerotten „Friedens- und Freiheits-Liga“ von Genf, welche den „radikalsten Bourgeois-Demokraten von Europa“ zum Sammelpunkt gedient hatte, eine Art Fusion mit der deutschen Arbeiter-Partei herzustellen suchten. Das Berliner Organ kam außer sich über die drohende Gefahr, daß durch derlei Beimischung fremdartiger Elemente die Arbeiter-Politik verunreinigt, verwässert und in falsche Bahnen geleitet werden könnte. Sobald die Arbeiter nicht mehr als Classe von allen andern Classen, namentlich der gesammten Bourgeoisie, strengstens abgesondert wären, dann schien der Abfall und Verfall der Bewegung unaufhaltsam. Am klarsten hat gerade das Berliner Blatt damals durch den Abdruck eines Artikels der Genfer „Egalité“ das taktische Princip der neuen Internationale beleuchtet:

„Wir meinen, daß die Gründer der internationalen Association sehr weise daran gethan haben, daß sie von ihrem Programm alle politischen und religiösen Fragen ausschlossen. Unzweifelhaft haben ihnen weder politische noch vielleicht sehr stark ausgeprägte antikirchliche Ansichten gefehlt; allein sie unterließen dieselben in ihr Programm aufzunehmen, weil ihr Hauptziel eben war, vor Allem die arbeitenden Massen der civilisirten Welt zu einer gemeinsamen Bewegung fortzureißen... Wenn sie die Fahne eines politischen und antikirchlichen Systems erhoben hätten, so würden sie die Arbeiter Europa's, weit entfernt sie zu vereinen, noch mehr von einander getrennt haben, weil mit Hülfe der Unwissenheit der Arbeiter die dabei nur zu sehr betheiligte und in hohem Grade entartete Bekehrungssucht der Priester, der Reaktion und aller politischen Bourgeois-Parteien, die allerröthesten nicht ausgenommen, eine Unmasse falscher Ideen unter den arbeitenden Massen verbreitet hätte, und weil diese blinden Massen sich leider nur zu häufig von Lügen einnehmen lassen, die keinen andern Zweck haben als sie aus freien Stücken und gedankenlos unter Vernichtung ihres eigenen Vortheils dem der bevorzugten Classen dienstbar zu machen" *).

Wie man sieht, so verstößt demnach der Abstentionismus der „Internationale", richtig verstanden, auch keineswegs gegen das Grundprincip des Socialismus, welches sich mit aller Energie gegen die liberalerseits-beliebte Trennung von Staat und Gesellschaft richtet. Die taktische Regel scheint aber vielfach mißverstanden worden zu seyn und eben darum zu eingehender Besprechung bei der geheimen Londoner Conferenz von 1871 Anlaß gegeben zu haben. Aber nicht eine andere oder neue Taktik wurde daselbst beschlossen, sondern nur die alte präcisirt. Wie es scheint waren namentlich unter den französischen Delegirten verschiedene Ansichten vertreten und wurde, in Anbetracht der gedrückten Lage gegenüber den Besiegern der Commune, auch die absolute Nicht-

*) Berliner „Social-Demokrat" vom 16. Juli und 27. August 1869.

einmischung in die Politik beantragt, wie denn in der That noch vor Kurzem aus Paris berichtet wurde, daß die Arbeiter-Tendenzen dortselbst niemals praktischer und versöhnlicher gewesen seien als seit der Commune*). Auf die klare Auseinandersetzung des Herrn Marx wurde indeß nur eine eindringliche Warnung vor allen geheimen Gesellschaften mit besonderer Hinsicht auf Frankreich, Italien und Rußland beschlossen, in den Resolutionen aber der wahre Sinn des Abstentionismus, unter Anführung verschiedener Congreß-Beschlüsse, genau dargelegt und eingeschärft.

Einerseits sind hienach alle eigentlich sogenannten „geheimen Gesellschaften" nach wie vor förmlich ausgeschlossen. Dieses Verbot wird ganz besonders betont, mit namentlicher Beziehung auf die von Mazzini gestifteten Carbonari-Logen Italiens und auf die geheimen Verschwörungen in Rußland. Der Grund des Verbots ist offenbar nicht die Besorgniß vor nutzlosen Blutopfern oder mißlungenen Handstreichen, sondern die allgemeine Verpönung beruht auf der Erwägung, daß in den geheimen Gesellschaften die Arbeiter-Elemente unfehlbar der rothen Bourgeoisie in die Hände fallen würden. In der gleichen Absicht, um die Arbeiter-Welt von allen fremdartigen Berührungen abzuschließen, wird den Zweigen, Sektionen und Gruppen der „Internationale" ferner auch verboten „Sektennamen" anzunehmen oder „Sonderkörper" zu bilden, welche eine besondere von den gemeinsamen Zwecken der Association verschiedene Mission sich zuschreiben. Andererseits aber werden die Mitglieder der „Internationale" ebenso eindringlich erinnert: „daß in dem streitenden Stand der Arbeiterclasse ihre ökonomische Bewegung und ihre politische Bethätigung untrennbar verbunden sind", „daß die Arbeiter-Classe gegen die Gesammtgewalt der besitzenden Classen nur als Classe handeln kann, indem sie sich selbst als besondere politische Partei constituirt, im Gegensatz zu allen alten

*) Allg. Zeitung vom 13. Juni 1872.

Parteibildungen der besitzenden Classen" *). Die ratio legis im Abstentionismus kann also nicht zweifelhaft seyn.

Nebenbei gesagt war es im Uebrigen von Anfang an selbstverständlich, daß die „Internationale", wo immer sie sich in ihren Manifesten über Fragen der Religion und der Staatsform zu äußern hatte, um das Princip einer ganz bestimmten Politik nicht in Verlegenheit war: rothe Republik und Atheismus. Natürlich nicht vom Generalrath **) als solchem und officiell, aber sowohl von einzelnen Führern und Organen als von verschiedenen Zweigen der Verbindung sind in letzterer Beziehung Aeußerungen ohne Zahl angeführt worden, über die sich selbst einem richtigen Liberalen die Haare sträuben ***). „Krieg gegen Gott und Christus, Krieg den Despoten des Himmels und der Erde", denn das Ziel der socialistischen Bewegung verträgt sich schlechthin nicht mit dem „Gottesaberglauben": das ist der durchgehende Grundzug. So hat kürzlich ein Berliner Gelehrter des „Volksstaats" den Socialismus als eine neue, auf religiösem Gebiet den Atheismus vertretende Weltanschauung mit schla-

*) Vergl. „Volksstaat" vom 15. Nov. 1871. „Christlich-sociale Blätter" vom 15. Okt. 1871.

**) Aus dem Buche J. Favre's über die Commune und andern Quellen wird vielfach die Stelle wiedergegeben: „Die Gesellschaft erklärt sich für atheistisch, sagt der im Juli 1869 zu London constituirte Generalrath." Der Generalrath hat aber alsbald erklärt, daß er nie ein solches Aktenstück erlassen, vielmehr die von Favre citirten Statuten der „Alliance" Bakunins (von der nachher die Rede seyn wird) cassirt habe, nicht — wie der „Volksstaat" vom 4. Nov. 1871 bemerkt — „weil sie atheistisch, sondern weil sie mit der Organisation der Internationale unverträglich waren." In der That herrscht vielfach Verwechslung zwischen dem Ganzen und den Theilen, und citirt nicht nur Herr Favre Aktenstücke der „Internationale", die ihr nicht angehören, sondern vielmehr der Obedienz des tollen Russen Bakunin entstammen.

***) z. B. dem Verfasser des Artikels über die „Internationale" in den Leipziger „Grenzboten" vom 14. Juli 1871

genden Gründen nachgewiesen; und gleich darauf hat das genannte Organ für Ludwig Feuerbach, den „Zerstörer des Gottmythus und Vernichter der Theologie“, Sammlungen veranstaltet. Der Partei ist die klare Erkenntniß aufgegangen, daß die gegenwärtige Societät überall auf dem Boden der positiven Religion aufgebaut ist; sie glauben daher ihre neue Societät nicht haben zu können ohne den Sturz aller Religion. „Der Atheismus ist die Kehrseite des Socialismus“: hat einer dieser Apostel jüngst in Eßlingen gesagt. Ganz folgerichtig haben denn auch schon mehrere Mitgliedschaften beschlossen jeden kirchlichen Verband aufzugeben und „als Heiden zu leben“ *). Da aber das arme Menschenherz doch selten alles religiöse Bedürfniß verliert, so hatte man in Deutschland, wie Bernhard Becker ganz naiv erzählt, für die ersten schwachen Anfänge den -- Todtencult Lassalle's als Parteikitt benützt, bis man über alle Bedenklichkeiten hinüber seyn würde bezüglich eines jeden religiösen Cults.

Immerhin würde aber das wohlverstandene Gesetz der „Internationale“ jedem Zweig und jedem Mitgliede unbedingt verbieten, sich irgendwie mit einem rothrepublikanischen oder atheistischen Verein zu amalgamiren. Zum Theil in umgekehrter Richtung war es, wie oben bemerkt, Mazzini selbst, der die Strenge dieses Gesetzes zuerst zu fühlen bekam. Mazzini ist der Stifter der italienischen „Arbeiter-Vereine“, die so überraschend um sich griffen, daß schon im vorigen Jahre zehn Preßorgane der italienischen „Internationale“ gezählt wurden. Dieselbe hielt am 1. Nov. v. Js. ihren Congreß in Rom, dessen Besuch aber von Mazzini den ihm treu Gebliebenen verboten worden war. Der Heldennarr Garibaldi glaubte in Folge dessen sogar entschieden mit Mazzini brechen zu müssen **). Mit der „Internationale“ hatte Mazzini

*) Vergl. „Volksstaat“ vom 1. Nov. und 6. Dez. 1871. „Christlich-sociale Blätter“ vom 1. Sept. 1871.

**) Vergl. „Volksstaat“ vom 4. und 22 Nov. 1871.

seinerseits längst gebrochen oder vielmehr umgekehrt. Noch vom Basler Congreß hatte er die Proklamation der „Universalrepublik“ verlangt; sein Begehren wurde als organisationswidrig abgewiesen. Später trat er öffentlich gegen den „Atheismus“ der Internationalen und für den Glauben an Gott als eine sociale Nothwendigkeit auf, was von Seite des Londoner Generalraths selbstverständlich geradezu als Versuch zum Umsturz der Organisation erachtet werden mußte. Dr. Marx selber sprach sich auf der geheimen Conferenz zu London über die Verirrungen des herrschsüchtigen Patriarchen der politischen Revolution sehr energisch aus. „Vereine von der Haltung der Mazzini'schen, sagte er, müßten ein- für allemal von der Internationale streng ferngehalten werden. Bestehe doch ihr höchstes Ziel in dem Umsturz einer Regierung durch eine andere, in der Ersetzung einer bestehenden Bureaukratie durch eine neue. Dadurch werde der unabhängige Geist des Arbeiterstandes getödtet, eine geheime mystische Macht auf den Thron gehoben der Jedermann gehorchen soll, das Spionirwesen gefördert und jede volksthümliche Regung im Keime erstickt. Abgesehen von dem Allem besitze Mazzini außerdem noch die Schwäche an Gott zu glauben, und würde, wofern er es könnte, sich schließlich zum Papst proklamiren.“

Wir haben uns bei diesem Vorgang länger aufgehalten, weil er sehr lehrreich ist und namentlich gewisse Ereignisse beim jüngsten Congreß im Haag zum vorhinein beleuchtet. Ich meine zunächst die dort verhängten Excommunikationen. Soviel man bis jetzt weiß, wurden zwei solcher Ausschließungen verfügt, deren Eine Nordamerika betraf, während die andere den Russen Bakunin und seinen Genossen Guillaume, Redakteur des „Bulletin der Föderation des Jura“, beziehungsweise die von Bakunin gegründete „Alliance internationale de la démocratie socialiste“ anging.

Der amerikanische Fall ist von minderer Tragweite. Der internationalen Sektion 12 in Newyork hatten sich

zwei emancipirte Damen, exaltirte Blaustrümpfe, eine davon Redakteurin, bemächtigt und von da aus eine ganze Reihe internationaler Sektionen mit ächt amerikanischen Zuthaten aus ihrem Eigenen gegründet. Außer dem Evangelium der „freien Liebe" enthielt ihr Programm unter Anderm auch die Errichtung einer Universalregierung für die ganze Welt und die Abschaffung aller Sprachverschiedenheit. Der Zulauf war groß, insbesondere von Seite der Geisterklopfer und aller möglichen „bürgerlichen Schwindler"; eine Delegirten-Conferenz in Newyork vom Mai l. Js. beschloß sogar, als energische That im Sinne des Frauenstimmrechts, ihre Frau Woodhull als Candidatin für die Präsidentschaft der Union aufzustellen und zwar im Namen der „Internationale". Der Haager Congreß hat nun einfach das Urtheil des amerikanischen Föderalraths bestätigt; dessen Organ hatte schon zum vorhinein auf den Nutzen der Organisation aufmerksam gemacht mit den Worten: „Wann und wie hätte dieser Skandal ein Ende genommen, wenn kein Generalrath existirte mit der Vollmacht die Grundprincipien der Internationale aufrecht zu halten und Sektionen und Föderationen zu suspendiren, die die Association in das Werkzeug ihrer politischen oder persönlichen Zwecke zu verwandeln versuchen" *).

Bakunin und Genossen hingegen wurden ausgeschlossen „wegen Gründung, bez. Unterstützung einer geheimen Gesellschaft innerhalb der Internationale." Bakunin gehört nämlich zu den absoluten Abstentionisten, d. h. er will nicht, daß die Arbeiter-Partei sich im öffentlichen Leben mit Politik befasse, aber er will dieselbe in geheimen Verschwörungen zusammenfassen und dirigiren. Seine im J. 1868 von Genf aus gegründete „Alliance" **) soll zahlreiche Vereine in der

*) „Volksstaat" vom 17. Juli 1872.

**) Diese Alliance ist einerseits wohl ein öffentlicher Verein, andererseits besteht sie als geheime Gesellschaft, und aus diesem Grunde ist sie verurtheilt.

französischen Schweiz, Südfrankreich, Italien und Spanien gewonnen haben; doch kam sie erst durch den Anschluß Felix Pyats in London (1870) und dann der rabiatesten unter den Flüchtlingen der Pariser Commune zu größerer Bedeutung. Schon im genannten Jahre trat der Generalrath gegen diese französische Fraktion auf, wofür die letztere durch öffentliche Plakate in London die „Internationale“ als eine „antirevolutionäre Gesellschaft“ verdächtigte. Man bezeichnet die Anhänger der Alliance auch als „Anarchisten“, weil ein Hauptpunkt ihres Programms die — Abschaffung des Staats bezielt. Außerdem verlangen sie: Abschaffung der Religion, der Ehe, des Erbrechts, gleiche Berechtigung der Geschlechter, Gleichmachung der Individuen überhaupt. Bakunin selbst nennt sich und die Seinen mit Vorliebe die „Collektivisten“, mit Beziehung auf seine Lehre von der Gemeinsamkeit des Grund und Bodens verbunden mit der Abschaffung des Staats, ja aller Staaten und jeder politischen Sonderexistenz der einzelnen Nationen *).

Die oberste Regierung der „Internationale“ hatte mit dem gräulichen Russen schon seit ein paar Jahren einen harten Stand. Nicht nur wegen der Verwirrung die er in ihren Sektionen der romanischen Länder anrichtete; es kam noch ein anderer Umstand hinzu, den wir oben schon angedeutet haben. Er und die Seinen können nicht leben, ohne fortwährend blutrünstige Manifeste und Brandreden in die Welt hinauszusenden; nun pflegt man aber nicht zu unterscheiden zwischen der „internationalen Arbeiter-Association“ und der „internationalen Allianz“, und setzt all' das hirnwüthige Zeug der letztern auf die Rechnung der erstern. Das geschah nicht nur von officiellen Anklägern der Commune, es ist überhaupt die Gewohnheit unserer Schriftsteller über die sociale Bewegung, weßhalb ihnen auch der Zusam-

---

*) Vergl. Allg. Zeitung vom 1. und 4. Dez. 1871; „Volksstaat“ vom 14. Sept. 1872.

menhang der „Internationale“ mit der Pariser Commune über allen Zweifel erhaben ist. In den Kreisen der „Internationale“ gilt übrigens Bakunin vielfach als „russischer Spion“, wie auch sein Freund, der berüchtigte Mörder Netschajeff, den die Schweiz jetzt an Rußland ausgeliefert hat, stets als höchst verdächtiges Subjekt betrachtet worden ist. Zwei Franzosen, die bis dahin im Generalstab Bakunins gedient, sind neuerlich sogar in's bonapartistische Lager übergegangen und haben in einer öffentlichen Proklamation die Verwirklichung ihrer social-demokratischen Principien dem wiederhergestellten Empire anvertraut. Schon in Folge der geheimen Conferenz zu London erließ die „Internationale“ die Erklärung, daß sie nichts zu schaffen habe mit der sogenannten Verschwörung des Netschajeff, „der ihren Namen betrüglich usurpirt und ausgebeutet habe“ *).

Es wäre aber irrthümlich, wenn man glauben wollte die Bakuninisten seien wegen ihrer excessiven Ansichten über das Ziel der socialen Bewegung von der „Internationale“ ausgeschlossen worden. Allerdings hat schon der Congreß von Basel den Bakunin'schen Antrag auf Abschaffung des Erbrechts verworfen; aber nicht zu größern Ehren des Erbrechts, sondern aus Rücksicht auf die Organisation und weil sie nicht voreilig ein bindendes Dogma aufstellen wollte. Der Basler Congreß hat auch selbst beschlossen, daß Grund und Boden in Collektiveigenthum umzuwandeln seien; wie aber die Collektivität bezüglich des Grundeigenthums praktisch in's Leben einzuführen sei, darüber waren die Ansichten sehr verschieden und wurde kein Beschluß gefaßt. Ob durch den Staat oder ohne Staat, das blieb eine offene Frage. Auch so wie von Bakunin konnte der Collektivismus verstanden werden, wenn er sagt: „ich bin Collektivist, ich bin kein Communist, weil der Communismus das Eigenthum und die Allmacht des

*) Vergl. „Neue Freie Presse“ vom 29. August 1872; „Volksstaat“ vom 15. Nov. 1871.

Staates einschließt." Sein Gegner im „Volksstaat"*) meint zwar, „wenn irgend eine Theorie als die der Internationale bezeichnet werden könnte, so wäre es die communistische." Aber er erklärt zugleich: „Die Internationale ist keine theoretische Gesellschaft, keine Schule, sondern eine praktische politische Verbindung zu bestimmten Zwecken. Sie kann und will deßhalb nicht den politischen und socialen Glauben ihrer Mitglieder prüfen und controlliren, sondern nimmt Jeden auf, der gesellschaftlich qualificirt ist und verspricht ihre Ziele zu fördern." Daher hat auch die Londoner Conferenz die Bezeichnungen „Collektivisten", „Communisten", „Mutualisten" u. s. w. den Zweigen als „Sektennamen" untersagt. Also nicht seiner specifischen Lehren wegen wurde Bakunin mit seiner Alliance ausgestoßen, sondern weil er die Organisation gestört und das Princip der Taktik verletzt hatte. Denn er hatte einen „Sektennamen" angenommen, einen „Sonderkörper" gebildet und sich mit „geheimen Gesellschaften" eingelassen**).

Nebenbei gesagt scheint es uns auch gar nicht möglich die Richtungen innerhalb der „Internationale" und neben ihr streng nach gesellschaftlichen Theorien zu classificiren, denn die Unklarheit in dieser Beziehung ist zu groß. Eine socialpolitische Zeitschrift in Wien***) hat vor Kurzem zwei Haupt-

*) 1872. Nr. 63

**) Neue Freie Presse vom 23. Oktober 1869; „Volksstaat" vom 9. August 1871.

***) Wiener „Social-politische Blätter" vom 5. Juli 1872. Wir haben diese neue Zeitschrift als eine besondere Richtung der Social-Demokratie vertretend deßhalb nicht aufgeführt, weil sie uns in dem socialistischen Gewimmel als ein weißer Rabe erscheint, von dem wir nicht wissen, ob er nicht bloß in der Luft schwebt. Die Zeitschrift gibt sich als Organ einer „föderalistisch-socialen demokratischen Partei", welche mit aller Kraft die extremen Principien des Capitalismus einerseits und des Socialismus und Communismus andererseits bekämpfe. Die Partei wäre daher in doppeltem Sinne conservativ. Das Organ nimmt sich Lassalle zum

Kategorien aufgestellt, indem sie sagt: der Socialismus unterscheide sich vom Communismus dadurch, daß er nicht soviel Gewicht auf das Eigenthum (d. h. auf die Abschaffung des Privateigenthums) lege, als vielmehr auf die Organisation der Arbeit durch den Staat. Allein wo ist dann der Collektivismus unterzubringen, der den Staat ganz abschaffen will, um die Gesellschaft an die Stelle zu setzen, d. h. ein System von Communen deren jede wieder der omnipotenteste Staat wäre? Bakunin erklärt ausdrücklich, daß dieser sein Collektivismus der entschiedenste Gegensatz des Communismus sei. Andererseits begreift man unter Collektivismus wieder eine Modifikation des rohen Communismus, wornach zunächst alle Mittel des großen Verkehrs und Erwerbs, als Eisenbahnen, Bergwerke, Fabriken 2c., Staatseigenthum werden sollten. Hiernach hätte sich die „Internationale" zu Brüssel in diesem Sinne collektivistisch ausgesprochen, der Congreß zu Basel aber communistisch. Die deutsche Sektionsgruppe erließ bald darauf, am 16. Nov. 1869, einen Aufruf, wornach der agrarische Gemeinbesitz nach Art der großrussischen Dorfverfassung, also nach dem Communalprincip eingerichtet werden

---

Vorbild, „der freilich bei dem Genie unserer Arbeiterführer schon als überwundener Standpunkt gelte." „Durch die Abweichung von den Theorien Lassalle's", heißt es in der Nr. vom 20. August, „und durch deren Weiterbildung auf falschem Wege haben sich unsere Socialisten derart verrannt, daß sie auf den Namen Socialisten keinen Anspruch mehr haben, da sie nicht mehr Vertreter der Gesellschaft sondern Sektirer sind." Das Blatt ist ruhig und anständig gehalten, auch gegenüber dem Hauptgegner der sich vielleicht nirgends in so häßlichem Lichte zeigt wie in Oesterreich. „Der heutige Liberalismus ist wirklich nichts weiter als die Herrschaft einer Classe, die den Namen der Liberalen nicht verdient, die den Staat zu ihren Zwecken benützt; derselbe darf keiner andern Classe wirthschaftlich behülflich seyn als ihr, er darf auch sogar einer andern Classe nicht als Polizeimann dienen." Die totale Störung des wirthschaftlichen Gleichgewichts in der Gesellschaft sei die Schuld dieser eigennützigen Classe u. s. w.

sollte; hinwieder ist auf dem Stuttgarter Tage (1870) die Organisation der ländlichen Arbeit durch den Staat beschlossen worden. Kurzgesagt, ist es sehr weise von der Centralregierung der „Internationale“, daß sie alle diese Theorien frei gewähren läßt, und vorerst keine Schule als allein wahr sanktionirt und zur officiellen stempelt. Ganz richtig hat das schweizerische Organ „der Vorbote“ einmal erklärt: der zwischen Individualismus und Communismus schwebende Socialismus habe kein eigenes Princip, nach Umständen und Nothwendigkeiten sich richtend, gehöre er vielmehr zu jenen „principienwirren Uebergangsphasen“, deren die Geschichte so manche kenne*). Kommt Zeit, kommt Rath: das ist die officielle Doktrin der „Internationale“.

Neben dem Princip der Taktik scheint nun freilich auch die eigentliche Organisation bei dem Haager Congreß in Frage gestellt worden zu seyn. Die Berichte streiten sich darüber, welche Richtung in diesem Kampfe Sieger geblieben sei, ob die Centralisten oder die Föderalisten. Sie differiren noch mehr in ihren Combinationen über den Hergang, der zu dem Siege der Einen oder der andern Fraktion geführt habe. Wir hören da von föderalistischen Proudhonisten und den Blanquisten oder rothen Communisten reden, von den föderalistischen Belgiern, den „Anarchisten“ u. s. w. Combinationen nennen wir alle diese Erzählungen, weil die Hauptaktionen am Haager Congreß in geschlossenen Versammlungen vor sich gingen und äußere Symptome leicht mißverstanden werden konnten. So ist z. B. großes Gewicht auf den Umstand gelegt worden, daß ein Theil der Mitglieder, namentlich die französischen Blanquisten, vor dem Schluß des Congresses abgereist seien, somit denselben für erfolglos erklärt hätten. Der „Volksstaat“ gibt eine andere Erklärung, welche sich unzweifelhaft nicht weniger hören läßt; er sagt nämlich: da ein Theil der Franzosen mit Geld-

*) Vergl. Nordd. Allg. Zeitung vom 16. August 1868.

mitteln schlecht versehen gewesen sei, so hätten dieselben das theure Pflaster in Haag je eher je lieber verlassen. Was übrigens diese Franzosen betrifft, so hatte der Generalrath die Flüchtlinge der Commune alsbald in seinen Schooß aufgenommen und die geheime Londoner Conferenz von 1871 hat diesen Schritt ausdrücklich gebilligt. Andererseits haben wir gehört, daß sich unter Pyat eine eigene französische Sekte in London gebildet habe im Gegensatz zur „Internationale". Der Zwiespalt unter diesen Elementen ist überhaupt nichts Neues. Dr. Karl Marx hat im Namen des Generalraths eine tugendhafte Geschichte der Pariser Commune in die Welt gesendet*); aber derselbe Hr. Marx hat nachher in Londoner Blättern öffentlich erklärt, daß der Centralausschuß der Pariser Nationalgarde, welcher die Revolution der Commune durchführte und die letztere constituirte, zu $^3/_5$ aus napoleonischen Agenten und Polizeispionen, zu $^1/_5$ aus orleanistischen Wühlern und nur zu $^1/_5$ aus Social-Demokraten bestanden habe, von denen wieder nur drei mit der Internationale näher oder entfernter verwandt gewesen, Einer aber auch schon im Geruche eines napoleonisch Besoldeten gestanden habe.

Wahr scheint an den fraglichen Vorgängen im Haag so viel zu seyn, daß unter dem Namen des Föderalismus die nationalen Elemente sich gerührt haben. Und zwar in doppelter Richtung: einerseits gegen die strenge Herrschaft der Centralbehörde als solcher, andererseits gegen das Personal derselben. In ersterer Beziehung hat selbst Bakunin das nationale Element gegen den Londoner Generalrath in's Feld geführt; auch ist es nicht zu verwundern, wenn bei den Italienern der Mazzini'sche Sauerteig noch nachwirkt und wenn die Spanier wenig Verständniß zeigten für den Cen-

*) „Der Bürgerkrieg in Frankreich. Adresse des Generalraths der Internationalen Arbeiter-Association an alle Mitglieder in Europa und den Vereinigten Staaten." Sommer 1871.

tralismus der neuen Weltregierung. Wie weit bei diesen Fraktiönchen auch noch die Personenfrage mitspielte, ist schwer zu unterscheiden. Jedenfalls wird mit Bestimmtheit berichtet, daß sogar die englischen Delegirten in ihrer Nationalehre sich gekränkt fühlten, dadurch daß ausschließlich „Deutsche" in der Centralregierung zu London die erste Violine spielen sollten: Marx, Engels, Eccarius, der ehemalige Schneider. Wenn man ferner erwägt, daß die zwei Ersteren geborne Preußen sind, so wird man begreifen, daß das Schlagwort von der „deutschen Clique" und den „preußischen Tyrannen" auf französischer Seite sehr nahe lag, und auch anderwärts bedenkliche Eroberungen machen konnte*). Principiell aber bezeichnete sich die Opposition selbst als die Partei der „Antiauktoritarier."

Marx und Engels sind im Haag aus dem Generalrath ausgetreten und der Sitz des letzteren ist von London nach Newyork verlegt worden, also über die Schußweite der europäischen Polizei hinaus. Man hat in dem Rücktritt der zwei Häupter einen Beweis für den Sieg der Föderalisten gesehen. Ich bin im Gegentheile der Meinung, daß die beiden Führer sich selber der Sache zum Opfer brachten, indem sie sich dem Mißtrauen aus dem Wege räumten, und gerade dadurch der centralistischen Organisation und der „Autorität" den entschiedenen Sieg sicherten. Jedenfalls ist es ein sehr durchsichtiger Vorwand, wenn die zwei Männer vorgaben für ihre literarischen Arbeiten, Marx für sein Werk über „das Capital" und Engels für ein Buch über Irland, Zeit gewinnen zu wollen. Sie mögen sich vielmehr gesagt haben, daß ihr Einfluß hinter den Coulissen nur wachsen werde, wenn sie jetzt Selbstverläugnung übten. Aber merkwürdig ist es, daß man einem „Preußen" nicht-

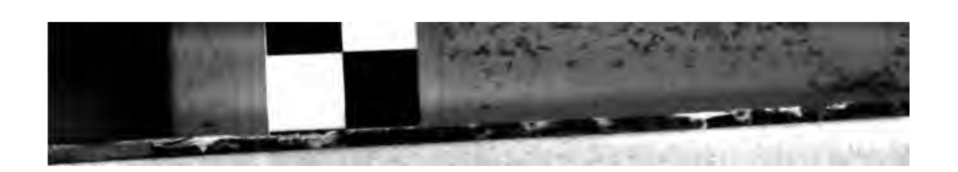
*) Vergl. Kreuzzeitung vom 17. Sept. 1872; Allg. Zeitung vom 7. Sept. 1872 „aus London"; Leipziger „Volksstaat" vom 27. Nov. 1872.

einmal mehr unter den Social-Demokraten mit Glauben und offenem Vertrauen entgegenkommen will — seit den bekannten „dilatorischen Verhandlungen“.

Unsererseits sehen wir gerade in dem selbstlosen Rücktritt eines Marx den Beweis für den furchtbaren Ernst der Sache. Ob außer seiner preußischen Abstammung auch noch ein anderer Umstand zu dem aufkeimenden Mißtrauen gegen ihn mitgewirkt hat, mag dahin gestellt bleiben. Marx ist nämlich Jude, wie denn überhaupt die hervorragendsten Führer der socialen Bewegung aus dem Judenthum hervorgegangen sind: Lassalle, Hirsch, Hepner vom „Volksstaat“ *) und wahrscheinlich noch manche anderen. Nun verlautet zwar, daß diese Männer eine sehr geringschätzige Meinung von ihrer angeborenen Religion und Nationalität zur Schau trügen. Auffallend aber ist, daß bisher die social-demokratischen Organe vergleichsweise am wenigsten gegen die specifisch-jüdische Plutokratie Lärm geschlagen haben. Erst in neuester Zeit scheinen sie das Versäumte nachholen zu wollen. Was dieß bedeutet, muß die Zukunft lehren.

*) Hepner sprach bei dem Congreß im Haag; die Opposition bezeichnete ihn als „einen der Juden von der Marx'schen Synagoge.“ Leipziger „Volksstaat“ a. a. O.

THE UNIVER




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02512 1198